Neue Pfälzia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 1. Sonntag, den 7. Januar 1866.

MÜNCHEN 9. JAN. 1866

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Nun war es das große Geheimniß des Hauses, daß Sir Levison seit drei Tagen zu Tode erkrankt und sein Leben davon abhänge, in Ruhe gelassen zu werden. So lautete wenigstens der Bericht an Lord Headthelot oder besser an das betreffende Sekretariatsbureau, denn der berühmte Chef selber war gerade abwesend; so meldete man auch allen Besuchen, die bei Sir Levison vorsprachen. Das Wahre an der Sache aber war, daß die ungeheure Schuldenlast des edlen Baronets ruchbar geworden und er es nicht wagen durfte, sich zu zeigen, im Uebrigen jedoch so gesund und wohl war, als ich Dir, mein freundlicher Leser, zu sein wünsche.

„Meiner Seele! Levison,“ begann Mr. Meredith, der Einpeitscher des Ministeriums. „Was gibt's denn mit Ihnen? Sie sind ja frisch und munter.“

„Es geht mir heute besser,“ hüstelte Levison.

„Gerade jetzt fällt Ihnen ein, unpäßlich zu sein! Bin ich nicht seit zwei Tagen viermal hier, in einer wahren Fieberaufregung und man sperrt mir die Thüre vor der Nase zu und man kann Sie nicht sprechen. Heute aber war ich entschlossen, mir den Eingang zu erstürmen und hätte ich das Haus in die Luft sprengen müssen. Neidenbei bemerkt, fällt mir ein, Sie zu fragen, ob Sie sich mit Mylady entzweit haben?“

„Entzweit,“ brummte Sir Francis finster.

„Mylady ist nämlich gestern gerade im Momente, wo ich von der Thür abgewiesen wurde, in den Wagen gestiegen und ich zog bei ihr sofort Erkundigungen nach Ihrem Befinden ein. Mylady's Antwort lautete jedoch dahin, daß sie weder von Sie Francis, noch von seinem Unwohlsein etwas wisse.“

Lady Levison hat oft wunderliche Grillen,“ meinte Sie Francis ärgerlich. „Aber sagen Sie mir, was gibt es denn aber jetzt so verzweifelt Dringendes zu thun? Headthelot ist doch abwesend und . . .“

„Hier, nichts, desto besser anderswo. Attley's Sitz ist erledigt und zu haben.“

„Nun?“

„Und Sie hätten seit drei oder vier Tagen schon fort und hinter der Sache der sein sollen. Sie müssen sich um den Sitz bewerben . . .“

„Es convenirt mir nicht, West-Lynne zu vertreten.“

„Warum denn nicht? West Lynne ist der geeignetste Ort von Allen, deren Vertretung wie für Sie wünschen könnten. Es ist ganz nah' an Ihrer Besitzung.“

„Nun, wenn Sie zehn Meilen nahe nennen wollen. Ich werde mich nicht um West-Lynne bewerben, Meredith.“

„Headthelot ist heute Früh angekommen.“

Levison war überrascht und sagte:

„Was bringt ihn zurück?“

„Ihre Angelegenheit. Ich sage Ihnen, Levison, das wird eine heiße Jagd geben. Er hat gedacht, daß sie zur Stunde längst schon in West-Lynne in voller Thätigkeit sein werden und ist wüthend, daß sie noch hier sind. Jede Stimme, die wir im Hause mehr zählen, ist Geldes werth und jetzt wollen Sie sich West-Lynne durch die Finger schlüpfen lassen,“ sagte er, Sie müssen augenblicklich abreisen, Levison.“

„Nein, ich gehe nicht.“

„Dann verlieren Sie Ihren Posten. Thornton bewirbt sich dann um West-Lynne und erhält Ihre Stelle bei Headthelot.“

„Hat Headthelot Sie zu mir geschickt, um mir dieß mitzutheilen?“

„Freilich hat er es gethan; und er besteht darauf, glauben Sie mir, ich habe ihn nicht leicht ernhaftee gesehen.“

Levison überlegte einige Augenblicke. Wäre ihm die Alternative gestellt worden, die Hölle selber zu vertreten, er hätte sie dem frommen West-Lynne vorgezogen. Aber Headthelot und den behaglichen Posten, den er im Vornhinein einnahm, zu verlieren, war so viel als gänzliche Ruin für ihn, Schuldenarrest und Schimpf und Schande. Es war also nothwendig für ihn, seine bedrohte Stellung im Parlamente in Sicherheit zu bringen, und er dachte nach, wie er es aber sich bringen würde, dieses West Lynne wieder zu betreten, und dessen Bekanntschaft wieder einmal zu machen.

„Ich begreife Ihre Weigerung, den Ort wieder zu sehen, der der Schauplatz jener bekannten Geschichte ist, in der Sie eine traurige Rolle gespielt,“ sagte Meredith. „Aber Privatsachsichten müssen öffentlichen Interessen weichen; das Beste ist, Sie stehen auf der Stelle dahin ab. Der alte Lord glaubt, Sie hätten den Sitz ohne alle Opposition davongetragen, wenn Sie gleich an Ort und Stelle gewesen wären. Jetzt wird es jedenfalls schon einen harten Kampf absetzen.“

Sir Francis blickte ihn scharf an, und sagte:

„Einen Kampf absetzen! Wer soll aber die Wahlkosten bestreiten?“

„Das ist schon unsere Sorge. Wissen Sie, wer sich bereits um den Ort bewirbt?“

„Nun?“ erwidrete er ganz apathisch.

„Nun, so hören Sie, es ist Carlyle.“

„Carlyle!“ rief Francis betroffen. „Beim Himmel! gegen den kann ich nicht auftreten“

„Nun gut. Sie haben keine Wahl. Entweder unternehmen Sie es, wo nicht, so ist Thornton dazu da.“

„Ihm gegenüber werde ich keine Chancen für mich haben. Wenn er als Candidat auftritt, wird West-Lynne nicht für mich stimmen. Ich weiß überhaupt nicht, ob West-Lynne mich in irgend einem Falle wollen wird.“

„Unsinn! Sie kennen doch die Verhältnisse. Die Regierung hat Attley protegirt, sie wird Sie protegiren. Jetzt entschließen Sie sich, Ja oder Nein, Levison.“

„Ja . . .“ war Levison's Antwort.

Nach einer Stunde war Levison fort. Auf dem Weg nach West-Lynne? Noch nicht. Er schlug eine andere Richtung ein, und begab sich ins Bureau des Staatssekretärs für das Innere. In wenigen als dreißig Minuten langte ein Telegramm in West-Lynne an. Es war an den dortigen Polizeichef adressirt und trug die Bezeichnung „geheim,“ um es als amtlich zu bezeichnen.

Das Telegramm lautete:

„Ist Otway Bethel in West Lynne? Wenn nicht, wo ist er? Und wann kehrt er dahin zurück?

Die Antwort kam rasch zurück.

„Otway Bethel ist nicht in West-Lynne. Ist vermuthlich in Norwegen. Sein Reisezeil überhaupt unbestimmt.“

Digitized by Google

Lady Levison vernahm die Nachricht von dem Reisezweck ihres Gatten mit unverhohlener Entrüstung

„Wenn Sie noch einen Funken Ehrgefühl im Leibe hätten, wohin Sie sich eher eine Kugel durch den Kopf jagen, als dahin zu gehen, wohin Sie eben reisen wollen und dort zu unternehmen, was Sie vorhaben."

Zwietracht und Haß war zwischen den Gatten auf den höchsten Punkt gestiegen; Levison hatte seinem Weibe tausendfältig Grund und Ursache gegeben, ihn zu verachten, sonst hätte sie nicht so zu ihm gesprochen.

„Ich weiß, was Sie beabsichtigen," fuhr die ergrimmte Lady fort. „Eher sollten Sie vor Scham in die Erde sinken, als einem Mann sich gegenüber zu stellen, den Sie so schwer beleidigt haben. Sie haben eine schamlose, eherne Stirne, Sir Francis."

„Wahren Sie Ihre Zunge, Madame."

„Ich habe Monate lang geschwiegen, geschwiegen, weil Sie mein Gatte waren, obgleich ich fast den Verstand darüber verloren habe, daß Sie es sind. Ich werde nicht länger schweigen und Tag und Nacht bitte ich Gott, daß er mich einen Ausweg finden lasse, mich gesetzlich von Ihnen trennen zu können."

„Hüten Sie mich lieber der Planche überlassen," spöttelte er, „Sie haben einen feinen Diebstahl an ihr begangen, daß sie mich genommen haben. Sie wußten das damals recht gut."

Sie setzte sich, vor Zorn bebend nieder und strebte ruhig zu scheinen.

„Ueberlegen Sie es erst wohl, Sir Francis, ehe Sie Mr. Carlyle diesen neuen Schimpf zufügen," sagte sie ernst und feierlich.

„Was geht Sie dieser Carlyle an? Sie kennen ihn doch gar nicht."

„Ich kenne ihn dem Rufe nach als einen ehrenhaften, tadellosen Mann, den seine Freunde lieben und die ganze Welt achtet. Wenn jemals zwei Männer einen grellen Gegensatz bildeten, so sind Sie es und Carlyle. Fragen Sie nur die Wittwe unseres Oheims, über Carlyle's Charakter."

„Wäre ein Anderer mein Gegner gewesen, ich hätte mich nicht viel um die Opposition bekümmert," sagte Levison höhnisch. „Der Gedanke, daß er es ist, spornt mich ganz besonders zum Kampf an; ich werde ihn besiegen."

„Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht der Besiegte werden," entgegnete Alice Levison, „nicht immer steht dem Bösen das Glück zur Seite."

„Wir wollen sehen," war die höhnische Antwort.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die verunglückten blauen Augengläser.

Mr. Carlyle und Barbara saßen beim Frühstück, als zu ihrer nicht geringen Ueberraschung Mr. Dill hereintrat. Ihm auf dem Fuße folgte Richter Hare und unmittelbar nach ihm weder Squire Pinner und endlich Oberst Bethel, der gewissermaßen die Nachtzarde bildete. Alle vier kamen einzeln und schienen fast athemlos, so daß man glauben mußte, sie hätten ein Wettrennen unter einander veranstaltet, wer von ihnen am ehesten im Hause anlangen werde.

Mr. Carlyle konnte im ersten Augenblicke aus der Neuzkeit, die sie mitbrachten, gar nicht klug werden. Sie sprachen alle zu gleicher Zeit, und noch dazu in der größten Aufregung; und in der That würde des Richters heftige und wüthende Stimme allein hingereicht haben, jedes weitere Wort unverständlich zu machen.

Mr. Carlyle fing endlich einzelne Worte von der besprochenen Angelegenheit auf und sagte in seiner heiteren Gutmüthigkeit:

„Noch ein Zweiter. Opposition? Nun, er soll nur kommen. Wir wollen also die Betiedigung haben, zu erfahren, wer am Ende der Sieger bleibt."

„Aber, Mr. Carlyle, Sie wissen ja noch nicht, wer dieser zweite ist," schrie der alte Dill, „es ist . . ."

„Mit ihm sich in einen Kampf einlassen!" rasste Richard Hare. „Er . . ."

„Dieser Kerl verdient ja gehängt zu werden," warf Oberst Bethel ein.

„Man könnte ihn auch ein bischen unterkuchen?" setzte Squire Pinner hinzu.

Alle diese sonderbaren Vorschläge und Bemerkungen wurden zu gleicher Zeit vorgebracht. Keiner von den Sprechenden konnte zum Schweichen gebracht werden, bis sie endlich ermüdeten, wodurch der Lärm sich doch ein wenig legte.

Barbara blickte bald den einen, bald den andern der Gäste in Staunen und Verwunderung an.

„Und wer ist denn dieser furchtbare Gegner?" fragte Carlyle noch einmal.

Darauf entstand eine Pause. Jeder von den Gästen besaß zu viel Zartgefühl, um nicht vor den Gedanken zurückzuschrecken, den Namen dieses Mannes in Mr. Carlyle's Gegenwart auszusprechen.

Endlich entschloß sich der alte Dill, seinem Herrn die so lange zurückgehaltene Mittheilung zu machen und sprach mit bewegter Stimme:

„Mr. Archibald, der Candidat, der auf dem Platze erschien — ist dieser Mensch — Levison."

Eine Scharlachröthe überzog plötzlich Mr. Carlyle's Stirne.

Barbara senkte ihr Haupt, aber ihre Augen sprühten zornentbrannte Blicke.

„Benjamin, der heute mit dem frühesten Morgen zu seinen Uebungsritt mit den Pferden durch die Stadt gemacht," stotterte der Richter, „erzählte mir beim Nachhausekommen, daß an allen Straßenecken Plakate prangen, auf denen in großen Lettern zu lesen ist: „Hoch Levison! Stimmet für Sir Francis Levison!" Ich hätte ihn niederhauen mögen. „Es ist aber doch wahr, Herr, so wahr als ich ein sündiger Mensch bin," bethenerte er, und einige Bekannte, mit denen ich darüber gesprochen habe, sagten mir, daß er gestern Abends hier angekommen sei. In der That, eine für einen ehrlichen Menschen und einen nüchternen Magen gar zu derbe Neuigkeit."

„Er kam mit dem letzten Train hier an," sagte Mr. Dill, „und ist beim Hirschen abgestiegen. Die Drucker müssen die ganze Nacht gearbeitet haben, um die Plakate fertig zu machen. Er hat auch einen Agenten oder so etwas dergleichen und einen Kerl, der sich ein Regierungsmitglied nennt, mitgebracht."

„Und dabei sich noch rühmen zu können, daß sie bereits gewonnenes Spiel haben, indem die Ansprache an die Wähler eine bloße Formalität sei," setzte Oberst Bethel hinzu, indem er mit seinem Stocke fürchterlich aufschlug, „der Mensch muß von Sinnen sein, hier als Candidat aufzutreten."

„Es geschah absichtlich, um Mr. Carlyle zu beleidigen," sprach Squire Pinner mit seiner sanften Stimme.

„Sie meinen wohl, Squire, um uns alle zu beleidigen," besserte Oberst Bethel aus. „Ich glaube kaum, daß dieser Mann so glatt hier abkömmt, als er angelangt."

„Ich denke wohl, Carlyle, daß Sie die Sache jetzt mit Eifer betreiben werden," donnerte der Richter.

Mr. Carlyle war ganz still.

„Wir werden uns doch wohl von dieser Bestie nicht abschrecken lassen," rasste Oberst Bethel mit seiner Donnerstimme.

„Wir haben heute um zehn Uhr Zusammenkunft beim Hirschen," sagte Mr. Carlyle, auf die an ihn gestellten Fragen nicht unmittelbar antwortend. „Ich werde mich dort bei Euch einfinden."

„Sagten Sie nicht, daß er beim Hirschen wohne?" frug Squire Pinner.

„Ich habe nichts Dergleichen gehört."

„Daß er dort gewohnt hat," corrigirte Mr. Dill, „glaube aber, daß er jetzt schon ausgezogen. Ich habe nämlich den Wirth darüber zu Rede gestellt, und ihn gesragt, wo er denn hindenke, eine solche Personnage unter seinem Dach aufzunehmen, und was die Richter dazu sagen werden, darauf bethenerte er mit Thränen in den Augen, daß er den Charakter dieses Mannes nicht gekannt, und jetzt ihn auch keine Stunde länger in seinem Hause dulden werde."

Digitized by Google

Die Conversation nahm nur noch einen kurzen Verlauf, und die Gäste entfernten sich allmählig. Mr. Carlyle verzehrte ruhig sein Frühstück. Barbara näherte sich ihm.

„Archibald, Du wirst Dich doch nicht durch die freche Handlungsweise dieses Mannes, von Deinen Plänen abhalten lassen? Du wirst Dich doch wohl nicht zurückziehen?“ lispelte sie.

„Ich glaube kaum, Barbara. Er hat sich mir in der unverschämtesten Weise auf den Hals geworfen, aber ich denke, das Beste wird wohl sein, mich so wenig um ihn zu kümmern, als um den Staub unter meinen Füßen.“

„Recht so,“ antwortete Barbara, deren Wangen im Stolzgefühle erröthend, sich noch rosiger färbten.

Mr. Carlyle verfügte sich bald darauf nach West-Lynne, und überzeugte sich mit eigenen Augen von der wirklichen Existenz dieser Plakate; sie waren dicht neben seinen eigenen affichirt, trugen wirklich den Namen dieses niedrigen Schurken, der ihm die größte Beleidigung, die ein Mensch dem andern zufügen kann, angethan. Und es gehörte wirklich eine eiserne Stirne dazu, so etwas wagen zu können, wie es seine Frau laut ausgesprochen, und Mr. Carlyle es sich im Stillen gedacht hatte.

„Archibald, hast Du die saubere Neuigkeit gehört?“ sagte Miß Corny, die wie ein Schiff mit vollen Segeln auf ihren Bruder losstürmte, um ihm ihre Meinung zu sagen. Ihre Wangen waren geröthet, ihre Augen blitzten, und ihre ohnehin schlanke Gestalt bäumte sich bis zu ihrer höchsten Höhe auf.

„Ich habe schon gehört Cornelia, und wenn ich es noch nicht gehört hätte, so würden mich diese Maueranschläge hier darüber verständigt haben.“

„Ist er nicht von Sinnen?“

„Ich denke, der Mann hat sich verrechnet,“ sagte Carlyle.

„Du wirst wohl jetzt den Kampf aufnehmen,“ sprach Cornelia mit strahlendem Gesichte. „So sehr ich früher dagegen war, so stehe ich jetzt nicht an, alle meine früheren Bedenken zurücknehmen, und Dir zu erklären, daß ich Dich gar nicht als meinen Bruder anerkennen würde, wenn Du vor ihm das Feld räumen wolltest.“

„Das werde ich auch nicht thun.“

„Gut, Du gehst Deinen geraden Weg vorwärts, und läßt ihn seine Schleichwege verfolgen. Archibald, Du wirst doch jetzt hoffentlich die Wähler ansprechen, und förmlich kandidiren?“

„Nein,“ antwortete Mr. Carlyle, „ich werde auch ohne Ansprache an die Wähler durchdringen. Du wirst Dich überzeugen, Cornelia.“

„Wenn Du, mein gleichgültiger Bruder, nicht so weit herabsteigen willst, oder die Mühe scheust, es selbst zu thun, so würden sich noch genug Leute finden, die für Dich werben möchten. Ich selbst gebe tausend Pfund auf Bier für die Wähler her.“

„Behalte Deine tausend Pfund in Deiner Tasche,“ erwiderte Mr. Carlyle lachend.

„Ich habe nicht Lust, mich auf die Klage wegen Bestechung und Corruption von meinem Sitze vertreiben zu lassen, hier kommt Sir John Dobede angalopirt, sein Gesicht leuchtet so feuerroth, wie die glühende Sonne durch den Nebel.“

„Er hat vielleicht auch die Neuigkeit gehört. Ich kann Dir sagen, Archibald, West-Lynne ist in einer solch' aufgeregten Stimmung, wie es schon seit langer Zeit wohl nicht der Fall gewesen.“

Miß Carlyle hatte vollkommen Recht. In ganz West-Lynne herrschte nur eine Stimme der Erbitterung und Entrüstung.

Wie sich das Volk an Mr. Carlyle heandrängte; Stadt und Land war auf den Beinen.

Aber auch die kleine, aber wohlorganisirte Partei der Regierung blieb nicht müßig, und wie auch das politische Glaubensbekenntniß des Einzelnen oder der Massen beschaffen war, so viel stand fest, daß sich auch für Sir Francis Levison viele Stimmen finden werden.

Barbara begleitete diesen Morgen ihren Gemahl bis ans äußerste Parkthor. Auf dem Rückwege begegnete sie der Gouvernante sammt den beiden Kindern. William sah ganz wohl aus, wie er es überhaupt an jedem Morgen war.

„Mama,“ rief Lucy aus, „wie erhitzt Du aussiehst! Du bist ja heute ganz geröthet.“

„Ich bin verdrießlich,“ antwortete Barbara, und mußte selbst über ihre Antwort lächeln.

„Warum bist Du verdrießlich?“

„Well Jemand gekommen ist, der sich Deinem Papa in den Weg stellen will; ein zweiter Candidat.“

„Hat er nicht das Recht dazu?“ frug William, „Papa sagte, das Feld stehe Jedem offen.“

„Es steht allerdings der ganzen Welt offen, nur nicht für ihn, der es zu betreten gewagt,“ antwortete Barbara von ihrem Zorngefühle überwältigt. „Er ist ein niedriger verächtlicher Mensch, einer, den die ganze Welt verachtet und verabscheut. Und dieser hatte die freche Stirne, sich Deinem Vater als Gegner aufzuwerfen!“

„Wie heißt dieser Mann, Mama?“

Barbara besann sich einige Zeit, dann aber mochte sie zur Ueberzeugung gelangt sein, daß die Kinder, wenn sie es auch nicht aus ihrem Munde erfahren, sie es doch gewiß von andern Leuten hören, und sagte daher:

„Es ist Sir Francis Levison.“

„War es ein Schrei der Schmerzens, des Schreckens, oder der Ueberraschung, der plötzlich der Gouvernante sich entwand? Es klang vielleicht so, wie sich wirklich der Ausdruck aller dieser Gefühle in einen Ton concentrirt.

Barbara wendete sich sogleich zu ihr; aber sie hatte ihr Haupt niedergesenkt, räusperte und bustete, während sie ihr todtenblasses Gesicht mit dem Sacktuch bedeckt hielt.

„Sind Sie unwohl?“ sagte Barbara freundlich.

„Unwohl! O nein, ich danke Ihnen. Etwas — etwas Staub ist mir in die Kehle gedrungen, und es reizt mich zum Husten.“

Mrs. Carlyle erwiderte Nichts darauf; sie war aber ganz verwundert darüber; denn der Ton, in welchem sie diese wenigen Worte gesprochen, war eben so unsicher, als ihre aschenbleichen Lippen heftig zitterten.

„Sollte sie vielleicht Francis Levison kennen?“ fragte sich Barbara, „sollte sie die bloße Erwähnung seines Namens so erschüttert haben?“

Madame Wine war an diesem Tage beim Unterricht sehr zerstreut.

Einer der von dieser Angelegenheit am frühesten Kenntniß hatte, war Lord Mount-Severn. Er saß eines Abends in seinem Club in London, über eine Abendzeitung brütend, als die Namen „Carlyle,“ „West-Lynne,“ seine besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen. Er wußte, daß Mr. Carlyle die meisten Chancen habe, gewählt zu werden, und er selbst wünschte es aus dem Grunde seines Herzens. Kein Wunder daher, daß er die bezügliche Stelle mit besonderem Interesse und bis zu Ende las.

Er las diese Stelle noch einmal, und wieder einmal, rieb sich inzwischen die Augen, wischte die Brille, und am Ende befühlte und betastete er sich selbst, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume. Denn das zu glauben, was hier als Zeitungsnachricht gestanden, daß nämlich Sir Francis Levison als Gegencandidat gegen Mr. Carlyle auftrete, und bereits in West-Lynne seine persönliche Bewerbung sehr eifrig betreibe, dieß zu glauben, zu diesem konnte es sich unmöglich entschließen.

„Wissen Sie vielleicht etwas Genaues über diese infame Behauptung?“ frug er einen seiner intimen Freunde, „ja infam, in jedem Falle, ob die Nachricht wahr oder falsch ist.“

„Ja, es ist wahr, ich habe es erst vor einer Stunde gehört. Dieser Levison besitzt doch eine Unverschämtheit.“

„Unverschämtheit,“ wiederholte der durch diese Nachricht tief erschütterte Graf. „Ich bitte, sprechen Sie nicht so davon. Dieser Hund verdient an den Galgen zu kommen.“

Das Zeitungsblatt wegtragen, den Club verlassen, und nach Hause gehen, war das Werk eines Augenblicks. Der Graf packte schnell die Reisetasche und machte sich hastig in Begleitung seines Sohnes auf die Reise nach West-Lynne

Digitized by Google

Lord Mount-Severn war fest entschlossen, seine Ansicht über diese Angelegenheit so viel als möglich offenkundig zu machen.

An einem schönen Frühlingsmorgen, nachdem das Frühstück eingenommen, begab sich Lady Isabella mit den Kindern auf einen ihrer gewöhnlichen Spaziergänge. Sie hatten sich aber kaum nach von der Hauptwiese entfernt, als sie zwei Herren, oder richtiger gesagt, einen Herrn und einen schlank aufgeschossenen jungen Mann, die Allee entlang auf sie zukommend, bemerkten. Lady Isabella glaubte vor Schreck zusammensinken zu müssen. Denn sie stand auf einmal vor Lord Mount-Severn.

Der Graf blieb stehen, grüßte die Kinder und seinen Hut lüftend, wendete er sich auch mit einem Gruß an die unbekannte Dame.

„Das ist meine Gouvernante, Madame Vine," sagte Lucy.

Madame Vine machte eine stille Verbeugung, wendete sich aber rasch ab, um wieder athmen zu können.

„Ist der Papa zu Hause, Lucy?" fragte der Graf.

„Ja, ich glaube er ist noch beim Frühstück. Ach wie froh bin ich, daß Sie gekommen."

Lord Mount-Severn ging voraus, den kleinen William, der sich ihm so eifrig angeboten, ihn zum Papa zu führen, an der Hand führend, während der junge Lord Vane über Lucy herfiel und sie derbhaft abkützte. Ein Paar Sommer noch und unsere junge Lady würde kaum ihr Rosenmündchen mit einer solchen Bereitwilligkeit hinreichen.

„Du bist ein allerliebstes Mädchen geworden, Lucy. Hast Du unsern Vertrag vergessen?"

„Nein," antwortete sie lachend.

„Und wirst Du ihn auch nicht vergessen?"

„Nein, nimmer," antwortete das Kind, ihr schönes Köpfchen schüttelnd. „Du wirst Dich davon überzeugen."

„Lucy wird meine Frau werden," sagte er, zu Madame Vine sich wendend. „Es ist ein zwischen uns abgemachtes Geschäft. Ich werde warten bis sie größer und älter werden wird, denn ich habe Niemanden in der ganzen Welt so lieb, wie meine Lucy."

„Und ich habe auch ihn so lieb," sagte Miß Lucy. „Ja, es ist Alles wahr."

Lucy war noch ein Kind, man konnte fast sagen, in der zartesten Kindheit, und der Viscount war auch noch nicht in dem Alter, in welchem man auf ein solches Geständniß irgend einen Werth legen konnte, dessen ungeachtet durchzitterten diese Worte jeden Nerv der daneben stehenden Gouvernante. Sie sprach, dachte und fühlte in diesem Momente nicht wie Madame Vine, sondern wie die unglückliche Mutter, wie die hartgeprüfte Lady Isabella gesprochen und gefühlt haben würde.

„Sie müssen mit Lucy nicht so sprechen, das wird niemals geschehen können."

Lord Vane lachte.

„Und warum denn nicht?" fragte er.

„Weil es ihr Vater und ihre Mutter nicht zugeben werden."

„Was den Vater betrifft, so wird es es ganz gewiß. Ich bin überzeugt, daß er einwilligt, es hat Lucy auch sehr lieb. Was aber die Mutter anlangt, so wird sie schon nachgeben. Lucy, geh ein Bischen auf die Seite, ich habe der Madame Vine etwas mitzutheilen."

(Fortsetzung folgt.)

Paris, 16. Dez. Heute Nacht brach eine heftige Feuersbrunst in den großen Maschinenwerkstätten von Cail u. Cie. aus. Sie sind an der Seine am Quai de Bulle gelegen und beschäftigen an 1500 Arbeiter. Das Feuer kam zuerst in einem der Bäreaux aus, wurde auch sehr schnell entdeckt, allein es griff mit solcher Schnelligkeit um sich, daß, trotz aller Anstrengungen, nur die Nebengebäude, in welchen sich die Kassen und die Wohnungen des Verwaltungspersonals befinden, gerettet werden konnten. Die Werkstätten selbst, die einen Flächenraum von 8000 Quadrat Meter bedecken, brannten völlig nieder. Alles war versichert bei neun verschiedenen Gesellschaften, allein nahe an 2000 Menschen sind für längere Zeit brodlos geworden. Ein ernster Unglücksfall ist außerdem nicht zu beklagen; im Ganzen wurden nur zwei Pompiers leicht verletzt.

Holz-Versteigerungen.

1) Zu Blaubach auf Dienstag den 9. Januar, Nachmittags 2 Uhr, Schlag Unterstwald:
11 Eichene Baustämme,
2 Eichen Abschnitte,
2½ Klafter Eichen Scheitholz
147 Eichen Abwellen.

2) Zu Schellweiler auf Mittwoch den 10. Januar, Nachmittags 2 Uhr, Schlag Konterwald:
3 Eichen Baustämme,
3 Eichen Wagnerstangen.

3) Zu Kusel auf Donnerstag den 11. Januar, Nachmittags 2 Uhr, Schlag Hilgert:
550 Bohnenstangen
1550 Erbsenreiser,
1 Klafter buchenes Scheitholz,
1½ Klafter Eichen Scheitholz,
2¼ Klafter buch. Prügelholz,
1900 gemischte Wellen,
100 liefene Wellen und
50 buchene Abwellen.

Kusel, den 2. Januar 1866.

Das Bürgermeisteramt,
[16½] Schleip.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Dienstag den 9. Januar 1866:

Der Sohn auf Reisen
oder:
Peter in der Fremde.
Original-Lustspiel in 2 Akten von Feldmann.

Vorher:

Band und Halstuch,
oder:
Der Mantel der christlichen Liebe.
Lustspiel in 1 Akt von Thienemann.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr.

Hiezu ladet freundlichst ein
L. Collot.

Zum Musikunterricht in sämmtlichen Saiten-Instrumenten empfiehlt sich
[8] **J. Ludwig,**
Lehrer.

Anzeige.

Auf der Tetto'schen Grube bei Dörrenbach ist der Kohlenverkaufspreis vom 1. Januar 1866 ab auf 5 Sgr. 1 Pfg. mit Ladegeld herabgesetzt. [9 ⅔]

Rechnungen

zu Jedermanns Gebrauch sind buch- und bogenweise zu haben in der
Schneider'schen Buchdruckerei.

Vorigen Dienstag Abends wurde auf der Straße von Wilh. Dick's Wirthschaft bis zum Hause des Hrn. Metzger Maier ein schwarzer Frack verloren. Der redliche Finder wolle solchen gegen Belohnung bei Wilh. Dick abgeben. [11]

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 2. Sonntag, den 14. Januar 1866.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Hat Carlyle diesen Kerl niedergeschossen?" fuhr er fort, als Lucy weggehüpft war. „Mein Vater ist, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hat, so eigensinnig und beharrlich, daß er sich vorgenommen, diesen Namen gar nicht über seine Lippen zu bringen, und daher, als wir hier anlangten, weder selbst nach ihm sich erkundigen, noch zugeben wollte, daß ich es statt seiner thue, und ich lechze ordentlich nach diesen Nachrichten."

Sie würde ihn vielleicht gefragt haben, was für einen Kerl er meine, allein sie ahnte schon, wenn dieser Titel gelte und die Worte erstarben auf ihren zitternden Lippen.

„Diese Bestie, Levison," rief der junge Lord energisch. „Wenn Carlyle ihm den Leib mit Schüssen stebartig durchlöchern und dann ihn so lange mit den Füßen treten würde, bis er den letzten Seufzer ausgestoßen, so wäre dieses eine Behandlung wie er es verdient, und die Welt würde Carlyle noch dafür dankbar sein. Ach, schade, daß ich nicht um einige Jahre älter bin, so würde auf ihn gezielt und ihn sicher bis ins Herz getroffen haben. Haben Sie auch Lady Isabella gekannt?"

„Ja, — nein, — ja." Sie war verlegen und wußte kaum mehr, als sie gesprochen.

„Sie war Lucy's Mutter, Sie wissen ja, und ich hatte sie so lieb. Ich glaube auch, daß ich nur deßhalb Lucy so lieb habe, denn sie ist ganz das Ebenbild ihrer Mutter. Wo haben Sie sie kennen gelernt? Hier?"

„Ich kannte sie blos von Hörensagen!" murmelte Lady Isabella, wieder zur Besinnung kommend.

„Ich — Hörensagen! — hat Carlyle diese Bestie schon niedergestreckt, oder ist er noch immer auf den Beinen? Bei Jupiter! wie hat der Kerl sich in West-Lynne einzuschleichen verstanden."

„Sie müssen sich anderswo Auskunft verschaffen," antwortete sie endlich. „Ich weiß nichts von all diesen Dingen."

Sie wendete sich von ihm mit pochendem Herzen hinweg, nahm Lucy bei der Hand und entfernte sich; während Lord Vane mit Blitzesschnelle dem Schlosse zueilte.

Und nun begann der Kampf, das heißt die Wahlbewerbung, in allem Ernst. Sir Francis Levison, sein Agent und noch ein Freund aus London, der irrthümlich als ein schweres Regierungsgeschütz ausgegeben wurde, in der That aber sonst nichts war, als des Barones alter Schulkamerad, schlichen in der Stadt herum, wie die Hunde mit abgesengten Schwänzen, den üblen Geruch, in dem sie stehen, wohl kennend, sich immer feilbietend schleppen und verkriechen.

Ihr ganzer Anhang bestand aus einigen zerlumpten jungen Leuten und Frauen, die in ihrem nichts weniger als glänzenden Aufzug eine etwas komische Arrieregarde bildeten, während die andere Partei eine feste Phalanx bildete, in welcher der Grafschaftsadel, die Gentry die Magistrate reichlich vertreten waren.

Zuweilen erschien auch Mr. Carlyle Arm in Arm mit Lord Mount-Severn in ihrer Mitte; wenn es der Zufall wollte, daß die sich feindlich gegenüber stehenden Truppen begegnen sollten, da verschwand der tapfere Sir Francis Levison entweder in der Hausflur oder hinter einer benachbarten Hecke.

Trotz seiner „eisernen Stirne" konnte er doch nicht den Blicken Carlyle's und der ihn umgebenden Jury Stand halten.

Eines Nachmittags beliebte es Mrs. Carlyle, Lucy sammt ihrer Gouvernante zu einem Spaziergang nach West-Lynne aufzufordern. Sie sollte einige Einkäufe besorgen. Lady Isabella entsetzte sich schon bei dem Gedanken, in dem Orte zu erscheinen, wo sich dieser Mann zur Zeit aufhielt, Aber sie konnte sich nicht helfen und ein Unwohlsein vorzuschützen, war nicht denkbar. Auch konnte sie nicht einfach sagen: „Ich habe keine Lust zu gehen." Das ginge schon gar nicht, denn sie war sich ihrer abhängigen Stellung wohl bewußt. Es blieb ihr also nichts anders übrig, als sich dem ausgesprochenen Willen Mrs. Carlyle's zu fügen.

Sie traten ihren Spaziergang an, und als sie an Mr. Hare's Haus vorüber kamen, trat gerade Miß Cornelia aus dem Thore heraus und auf sie zu.

„Ihre Mama ist unwohl, Barbara."

„Nicht wohl," schrie Barbara mit ängstlicher Stimme. „Ich muß hingehen und sie sehen."

Sie hatte wieder einen jenen lächerlichen Träume," fuhr Miß Carlyle fort, ohne die Gegenwart der Gouvernante und Lucy's zu beachten. „Ich habe es gleich beim Eintreten an ihrem Aussehen bemerkt, jede Fiber an ihr zitterte und sie warf solche stiere Blicke um sich, als sehe sie sich von lauter Gespenstern umgeben. Nachdem sie mir angesehen, daß ich ihren Zustand ganz richtig beurtheilte, gestand sie mir auch Alles ein. Sie läßt sich's nicht ausreden, daß Richard in irgend einer Gefahr gewesen, oder sein wird, so martert und quält sie sich noch jetzt mit diesem peinlichen Gedanken, obwohl ich ihr ausdrücklich sagte, daß Leute, die an Träume glauben, sich's Narrenhaus reif wären."

Barbara war ganz entmuthigt. Sie glaubte noch weniger als Miß Cornelia an Träume, aber sie konnte sich doch nicht verhehlen, daß auch mehreren solchen Träumen Richard wirklich mit Gefahren zu kämpfen hatte.

„Ich muß hinein gehen und sie sehen," sagte sie hastig, „wenn Sie nach Hause gehen, Cornelia, so kann Madame Vine mit Ihnen gehen und mich dort erwarten."

„Laß mich mit Dir gehen, Mama," sprach Lucy bittend.

Barbara griff mechanisch nach Lucy's ausgestreckter Hand.

Das Thor schloß sich hinter ihnen und Miß Carlyle und Lady Isabella verfolgten die Richtung nach der Stadt. Sie hatten kaum eine kleine Strecke zurückgelegt, und in eine kleine Ecke eingebogen, als ein ihnen heftig entgegenwehender Wind sich in Isabella's Schleier verfing und ihn auch davontrug.

Isabella in ihrer Hast, wo möglich den Schleier zu erhaschen, fuchtelte mit beiden Händen in der Luft herum, und gerieth unglückseliger Weise dadurch in eine etwas unsanfte Berührung mit ihrer verhängnißvollen Brille. Die blauen Augenglässer fielen auf den Boden und lagen zerschlagen zu ihren Füßen.

„Wie haben Sie das angestellt?" rief Miß Cornelia erstaunt aus.

Ja, in der That wie?

Lady Isabella heftete ihre Blicke auf den Boden, auf

Digitized by Google

die Stelle, wo die Trümmer ihres Talismanes lagen. Was sollte sie jetzt thun? Der Schleier war drüben über der Hecke, die blauen Augengläser zerbrochen, wie konnte sie es wagen, ihe unbeschattetes Gesicht zu zeigen? Das Gesicht war zufällig damals noch so rosig, wie einst in ihren glücklichen Tagen, ihre Augen hatten noch ihren früheren magischen Zauber.

Miß Carlyle begegnete diesen ausdrucksvollen Blicken und starrte in Verwunderung und Ueberraschung vor sich hin.

„Gerechter Gott im Himmel!“ murmelte sie, welch' eine auffallende Aenlichkeit.“

Lady Isabella fühlte, wie ihr Herz zusammenbrach und schwach zu werden drohte. Und sie hatte in der That auch Ursache, so ängstlich befangen zu sein. Denn ein Sprüchwort sagt: „Ein Unglück kommt selten allein,“ sollte sich leider auch hier bewähren.

In einer Entfernung von kaum einigen Schritten kam ein Mann auf sie zu. Es war Sir Francis Levison.

Würde er sie erkennen?“

Fünfundvierzigstes Kapitel.
Ein Sprung in die grüne Pfütze.

Dem Winde ausgesetzt, waren die beiden Damen an einem Punkte angelangt, wo die Straßen sich kreuzten.

Lady Isabella, ganz verwirrt und verlegen, klaubte den Rest ihrer zerbrochenen blauen Brille zusammen, während Miß Corny, die weit weniger verlegen war, noch immer ihre Blicke von dem Gesichte nicht abzuwenden vermochte, das ihr so bekannt zu sein schien.

In diesem Augenblicke jedoch zog das Erscheinen Sir Francis Levisons ihre volle Aufmerksamkeit auf sich. Er war mittlerweile näher gekommen. Mr. Drake und die andern Cameraden begleiteten ihn, während ein ganzer Rudel zerlumpter Kerle von ihnen nicht weichen wollte.

Es war das erste Mal, daß er wieder einmal mit Miß Corny zusammentraf.

Sie warf einen vernichtenden Blick auf ihn, während Sir Francis, als er ihr entgegen trat, den Hut lüftete. Ob er dies aus Artigkeit, oder in unbewußter Verwirrung, oder endlich um sich lustig zu machen, gethan, ist sehr schwer anzugeben.

Miß Corny hielt diesen Gruß jedoch für einen höhnischen Spott und in ihrem Zorne wurden ihre Lippen fast eben so weiß, wie die des armen unglücklichen Geschöpfes, das sich scheu an sie anklammerte und jeden Augenblick erkannt zu werden befürchtete.

„Haben Sie, Francis Levison, diese Beleidigung für mich bestimmt?“

„Fassen Sie es auf, wie es Ihnen beliebt,“ erwiderte er mit dem ganzen Aufwand seiner Unverschämtheit.

„Wie, Sie unterstehen sich, den Hut vor mir abzunehmen? Haben Sie vergessen, daß ich Miß Carlyle heiße?“

„Es wäre schwer, Sie einmal gesehen zu haben, und es dann wieder vergessen zu wollen,“

Diese Worte wurden in einer so spöttisch unverschämten Weise gesprochen, daß die beiden Herren, die sich die Bedeutung dieser Ungezogenheit nicht recht erklären konnten, unbehaglich d'reinschauten, während die zum Tode erschrockene Lady Isabella ihr Gesicht so gut als möglich verbarg, um nicht die Aufmerksamkeit Sir Francis Levisons auf sich zu lenken.

Die Scene hatte überdieß auch einige Zuschauer, darunter mehrere Knechte aus dem Gehöfe Squire Pinner's, herbeigelockt, die mit großem Interesse den Zornergießungen der alten Jungfer lauschten.

Diese hielt mit ihren Schimpfreden nicht zurück und schrie:

„Sie verächtlicher Kerl! Glauben Sie etwa, mich eben so unaestraft beleidigen zu können, wie die guten Leute von West Lynne? Packen Sie sich sogleich, Sie unverschämter böser Mensch.“

Nun hatte Miß Corny bei diesen Worten gewiß nicht gedacht, ein Strafgericht über Sir Francis herauf zu beschwören, allein die breitschuldrigen Bauernknechte, die sich in immer größerer Zahl versammelt, schienen ganz anderer Ansicht zu sein.

Miß Carlyle war nämlich in der ganzen Gegend nicht minder beliebt, wie ihr Bruder, und da Squire Pinner, wie es scheint, etwas von „Untertauchen“ fallen ließ, so wurde das von einem „Manne aus dem Volke“ ausgebrachte ominöse Losungswort: „Untertauchen“ rasch aufgefangen, und ehe man sich dessen versah, riefen unzählige Stimmen:

„Taucht ihn unter! Taucht ihn unter! Der Teich ist in der Nähe! Gebt's ihm einen Vorgeschmack von dem, was er verdient? Was hat der Lump in West-Lynne zu suchen? Wie untersteht er sich, dem braven Mr. Carlyle entgegenzutreten. Was hat er mit Lady Isabella angestellt? Einen solchen Menschen sollen wir zum Vertreter von West-Lynne wählen! West-Lynne mag ihn nicht; es hat einen besseren Mann, und braucht keinen Schurken. Jetzt zugegriffen, Jungens!“

Sir Francis, der von Natur, wie alle bösen Menschen, sehr feig war, wurde todtenblelch und begann zu zittern.

Auch Lady Isabella war sehr aufgeregt.

Zwanzig Paar kräftiger, entschlossener Fäuste ergriffen ihn plötzlich, und schleppten ihn unter dem Geheul und Gejohle des wie besessen tobenden und lärmenden Pöbels dem Teiche zu.

Sie schleppten ihn durch eine dem Richter Hare angehörige Hecke zum Teich, um ihn nach alt-englischem Brauch tüchtig unterzutauchen.

Seine Begleiter waren ganz außer Stande, ihm beizustehen, und als sie trotzdem Miene machten, den Baronet diesen kräftigen Fäusten zu entreißen, wurde ihnen bedeutet, sich um ihre eigenen Sachen zu kümmern, und sich nicht einer ähnlichen Behandlung auszusetzen.

Der eine von Levison's Begleitern, ein breitschultriger, kräftiger Mann, der mit einem einzigen Faustschlage einen Menschen hätte niederschlagen können, zog sich kopfdemüthig lächelnd aus dem Handgemenge und begnügte sich damit, heftige Drohungen auszustoßen, und auf die Folge eines so gesetzlosen Vorgehens hinzudeuten.

Miß Carlyle hingegen hielt mit maßestätischer Ruhe aus und blickte mit grimmiger Haltung dem Treiben des Pöbels zu. Abgesehen übrigens davon, daß sie keine Lust verspürte, für ihn ein freundliches Wort einzulegen, so hätte dies bei der großen Aufregung der Leute auch nicht viel genützt.

Mittlerweile schleppten ihn die Peiniger zum Teiche, dessen faulesz, sumpfiges, stinkendes und ekelerregend.s Wasser ihn drohend anstierte. Rockschöße waren bereits herabgerissen und auch in einem andern nicht minder wichtigen Kleidungsstücke zeigten sich bedenkliche Risse und Sprünge.

Der eine zog ihn am Kragen, der andere stieß ihn in den Rücken, und ein dritter beutelte ihn mittlerweile tüchtig durch, während der ganze Rudel über ihn herfiel, und ihn mit Schimpfworten und Schlägen verfolgte.

„Jetzt hinein mit ihm, Jungens!“ schrieen die wüthigen Kerle, „Gnade! Gnade!“ ächzte das Opfer, dessen Knie vor Angst schlotterten, mit klappernden Zähnen; „nur ein bischen Mitleiden, um's Himmels Barmherzigkeit Willen!“

„Um's Himmels Willen! Was weiß der Kerl vom Himmel?“

Dann hörte man ein Spritzen, ein Plätschern, einen Verzweiflungsschrei, ein Gurgeln und plumpe lag Sir Francis Levison mitten im von grünem giftigen Schlamm übergezogenen Wasser, wo er nebstdem das seltene Privatvergnügen genoß, eine ganze Menge Ratten, Frösche und Kröten als Delikatessen verspeisen zu müssen. Ein rauhes, spöttisches und höhnisches Gelächter, ein He! Heda! Hurah! erscholl aus den heiserigen Kehlen Derer, die dieses seltsame Schauspiel zur Erlustigung der lieben Straßenjugend aufführten.

Das massenhaft zusammengerottete Gesindel war voll Entzücken und wie von Dämonen besessen, führte es gleich den Rothhäuten die wildesten Tänze um ihr tief im Sumpfe versunkenes Opfer aus. Es war dieß ein Schauspiel, wie es das skandalsüchtige Auditorium noch nie gesehen.

Digitized by Google

Ehe er noch ganz todt war, zog man ihn jedoch aus der grünen Erbsensuppe, wie die kannibalischen Peiniger des edlen Baronets den Sumpf nannten, heraus.

Er war ganz bewußtlos und sah schrecklicher aus, wie eine ertrunkene Ratte, als er mit todtbleichem, kläglichem Gesichte und schlotternden Beinen das Wasser aus seinen zerfetzten Kleidern zu schütteln suchte. Die Arbeiter gingen nun, nachdem sie ihre Aufgabe gelöst, ganz kaltblütig nach Hause, während sich das Gesindel in eine bescheidene Entfernung zurückzog und den weiteren Erfolg der Dinge abwartete.

Vielleicht nicht weniger zitternd und vor Furcht klappernd, schritt Lady Isabella an der Seite der grimmigen Jungfer einher, die sie mit ihren scharfen Augen fortwährend fixirte. Ihr einst geliebter Anbeter spielte in diesem Augenblicke jedenfalls eine saubere Figur, und wenn Lady Isabella sich an seine einstige Schönheit erinnerte, so mußte sie wohl selbst über ihre frühere Thorheit lächeln.

Miß Carlyle sprach kein Wort, warf aber von Zeit zu Zeit durchdringende Blicke auf Lady Isabella, deren Erröthen sie nicht recht begreifen mochte.

„Diese Aehnlichkeit in den Augen," sagte sie zu verschiedenen Malen zu sich selbst, „ist doch auffallend."

„Wohin gehen Sie, Madame?" unterbrach sie plötzlich ihre stillen Betrachtungen, als sie merkte, daß Madame Vine in einen Laden gehen wollte. Es war dieß der Laden eines Optikers, welchem Madame Vine ihre zerbrochene Brille zum Ausbessern übergeben wollte. Miß Carlyle folgte ihr in den Laden, Lady Isabella zögte ihm, was an der zerbrochenen Brille zu machen sei, und verlangte eine andere neue blaue Brille, um dieselbe einstweilen zu tragen. Der Optikus hatte keine neue blaue Brille vorräthig, sondern zeigte ihr ein altes Augenglas, das ein Reisender vor Jahren abzuholen vergessen, das sie sogleich kaufte und rasch aufsetzte.

„Aber wozu tragen Sie denn Augengläser?" fragte Miß Corny, der die Sache nicht dazu geheuer schien.

Lady Isabella erröthete und sprach nach einigem Zaudern: „Weil meine Augen zu schwach sind?"

„Aber sie sehen doch so gesund aus, wie andere Augen. Und wozu tragen Sie endlich gefärbte Gläser?"

„Ich bin nun schon daran gewöhnt, und könnte nun keine weißen Gläser mehr tragen."

Wiederum folgte eine lange Pause, welche die inquisitorische alte Jungfer endlich brach, indem sie plötzlich rief: „Sagen Sie mir doch einmal Ihren Taufnamen?"

„Johanna", antwortete Lady Isabella zitternd.

Glücklicher Weise wurde die alte Miß in ihren inquisitorischen Fragen durch einen neuen Zwischenfall unterbrochen. Zwei lärmende Volkshaufen, der eine mit scharlach-purpurrothen Bändern — die Carlyle'schen Farben — geschmückt, der andere mit gelben — den Levison'schen Abzeichen — kamen geräuschvoll die Straße entlang. Der erste Zug war ein stattlicher, und bestand fast aus lauter Gentleman, an deren Spitze Lord Mount-Severn mit Mr. Carlyle einhergingen, während an der Spitze des andern ein von zwei Herren geführtes Individuum ging, das eher einer erfoffenen Ratte, als einer menschlichen Figur ähnlich sah. Mit den langen herabhängenden Haaren, den schlotternden Beinen und den zerfetzten Kleidern sah Sir Francis wirklich wie eine aus dem Wasser gezogene Ratte aus. Man denke sich dazu noch die unverschämten Gassenjungen, die grunzend, heulend und zischend hinter ihm dreinliefen, und man wird ein Bild von der keineswegs sehr beneidenswerthen Position gewinnen, in der sich der edle Baronet befand.

Als die „Rothen" diesen grotesken Aufzug gewahrten blieben sie voll Bestürzung stehen. Lord Mount-Severn pflanzte seinen Zwicker auf die Nase, um recht deutlich zu sehen, was es da eigentlich gebe, und war ganz erstaunt, Sir Francis Levison in diesem Aufzuge zu sehen. Mr. Carlyle kniff die Lippen zusammen, als er ihn erblickte, sprach aber kein Wort, während seine Begleiter verwundernd sagten, ob denn der edle Baronet einen Eisenbahnunfall erlitten habe.

„Nein, wir haben ihn ein wenig untergetaucht", grinsten die Kerle, und riefen dem armen Schlachtopfer ihrer Rohheit höhnisch zu: „Nur vorwärts, mein Junge! Halte Dich nur brav auf Deinem Gefwerk!"

Die „Rothen", die sich nur mit Mühe des Lachens enthalten konnten, fragten, wer dieses Unheil angestiftet.

„Squire Pinners Leute haben den Anfang gemacht, Hurrah!!"

Der gutmüthige Squire, der das Tagwerk seiner Leute höchst lobenswerth fand, konnte sich nicht enthalten, ihnen seine besondere Anerkennung auszudrücken und rief jubelnd: „Das ist eine gottvolle Nachricht! Meine Arbeiter, sollen das gethan haben! die Kerle sollen jeder eine Krone zum Verfaufen kriegen! Der Teufel hole mich, wenn ich ihnen nicht die verdiente Belohnung gebe."

Der ganz durchnäßte elende Mann beschleunigte seine Schritte, so gut seine kalten schlotternden Beine es ihm gestatten wollten, um sich dem Anblicke seiner Feinde zu entziehen, allein mit Ausnahme des jungen Lord Vane nahm Niemand von ihm Notiz, und er verwünschte seinen bösen Stern, der ihn nach West-Lynne geführt.

Miß Carlyle legte plötzlich ihre Hand auf den Arm ihrer bleichen Gesellin, und sagte: „Sehen Sie meinen Archibald und diesen erbärmlichen Wicht, der wohl kaum zu athmen vedient? Sehen Sie sich nur die beiden Männer an, und vergleichen Sie den einen mit dem andern. Haben Sie hingesehen?"

„Ja", stammelte Lady Isabella fast athemlos.

„Das Weib, welches diesen edlen Mann Gattin nannte, verließ ihn, um dem andern nachzulaufen. Glauben Sie, daß sie diesen Schritt bereuet?"

Daß übrigens Sir Francis zu Fuß gegangen, um zum „Raben", wo er wohnte, zu gelangen — der Hiesigenwirth hatte ihm bereits die Thür gewiesen — hatte seine guten Gründe. Als er aus den Händen der Kannibalen befreit, fluchend und schimpfend am Ufer des Teiches stand, fuhr ein leerer Wagen vorüber, den seine Begleiter auch sogleich in Beschlag nehmen wollten, aber der Kutscher weigerte sich entschieden, den neu ausgepolsterten Wagen so verunreinigen zu lassen, und da im Momente kein anderes Fuhrwerk aufzutreiben war, nahmen ihn seine Begleiter in die Mitte, und schleppten ihn mehr todt als lebendig in sein Gasthaus, wo er sich war, Mr. Carlyle voelaufig nicht weiter entgegentreten zu müssen.

Miß Carlyle sollte heute in Ost-Lynne speisen, und machte sich mit Mrs. Carlyle, Madame Vine und Lucy dahin auf den Weg. Der junge Lord Vane hatte sich ihnen angeschlossen, denn er und sein Vater betrachteten Ost Lynne als ihr Absteigequartier.

Mount-Severn, der jüngere, gerieth bei der Schilderung dieser Affäire in Entzücken, und die Scene am Teich mit den „Gelben" war ein Hochgenuß für ihn gewesen.

„Du wärst vor Lachen gestorben, Lucy, sag' ich Die, hättest Du den elenden Köter so von Schlamm triefend sehen können; ich gäbe mein ganzes Taschengeld von sechs Monaten darum, könnte ich eine Photographie von der Figur, die er machte, haben! Lucy lachte herzlich über diese Geschichte! Das arme Kind wußte nicht, wie schwer der „triefende Köter" sich an ihr verfündigt hatte!

Als Miß Cornelia sich in dem kleinen Cabinette neben ihrem Schlafzimmer umkleidete, das einst Richard's Bestteck für eine Nacht gewesen, klingelte sie nach Justinen. Diese beiden Wesen blieben nämlich ausschließlich unter dem Namen „Miß Cornelia's Zimmer" zu ihrem Gebrauche reservirt, wenn sie auf längerem oder längerem Besuch in Ost-Lynne verweilte.

„Wae ein hübscher Spektakel das heute in der Stadt, Juste."

„Ja, Ma'am, ich habe davon gehört. Ist ihm Recht geschehen! hätten sie ihn lieber gleich ertränkt, den elenden Menschen; Squire Pinners Knecht, Bill White ist auf ein Stündchen bei Peters gewesen, und hat es erzählt. Na! der wäre zerplatzt, wenn er's nicht hätte erzählen können, so aufgeregt war der Kerl!"

Digitized by Google

„Peter iſt ſo außer ſich darüber gerathen, daß er vor Freuden geweint hat.“

„Geweint?“

Ma'am, ſie wiſſen, der Peter hätte das Leben für Lady Iſabella gegeben, ſo verehrt hat er ſie. Er meinte, ſein Laugem hätte ihm nicht mehr ſo viel Vergnügen gemacht . . . und damit fing er zu heulen an, wie ein Kind, und gab dem Bill eine halbe Krone.“

„Will verſichere, er habe ihn bei dem einen Beine gehalten, als man ihn unterſuchte. Die Aſy hat auch den Spektakel mit anſehen müſſen, wenn Ma'am ſchon vergeben wollten, daß ich mich unterſtehe, dieſen Namen vor Ihnen zu nennen; wie ſie darauf zu uns hereinkam, iſt ſie voll Entſetzen in Krämpfe gefallen.“

„Wie iſt denn die dazu gekommen?“ ſagte Miß Corny ſchnippiſch, denn ihr Blut gerieth ſchon wieder in Wallung, als ſie des Mädchens Namen hörte. „Ich habe ſie nicht geſehen, und bin doch auch dabei geweſen.“

„Sie war von ihrer Dame Mrs. Latimer mit einem Auftrag an die Gouvernante hergeſchickt worden; ich glaube die Dame hatte Nachrichten aus Deutſchland von einer jungen Gräfin erhalten, die ſie ihr mittheilen wollte. Aſy war den Feldweg gegangen, und gerade am Steg in der Nähe des Teiches, als die Comödie losging.“

„Möchte wiſſen, weßhalb ſie darüber in Krämpfe zu fallen hatte?“ bemerkte Miß Corny ſpöttiſch.

„Sie ſagte, es habe ſie gar ſo angegriffen,“ antwortete die harmloſe Stiefſchweſter.

„Wahrhaftig, es hätte ihr gar nichts geſchadet, wenn man ſie geſellſchaftshalber mit ſammt ihm ein wenig eingetunkt hätte!“

Juſte ſchwieg. Es brachte keinem Menſchen etwas ein, Miß Corny zu widerſprechen. Ueberdieß konnte ſie nicht in Abrede ſtellen, daß für Schweſter Aſy eine kleine Kur recht heilſam ſein dürfte, wenn ſie ſich dieſelbe auch eben nicht ſo energiſch dachte, als das altenaliſche barbariſche Untertauchen.

„Juſte,“ fragte Miß Carlyle, plötzlich dem Gelpräche eine andere Wendung gebend, an wen „erinnert Dich die Gouvernante hier im Hauſe?“

„Ma'am,“ entgegnete das Mädchen etwas überraſcht. „Die Gouvernante? Meinen Sie Madame Vine?“

„Mein' ich etwa Dich oder mich? ſind wir Gouvernanten?“ ſchrie Miß Corny heftig. „Wen anders ſoll' ich meinen? als die Madame?“

Juſtine antwortete mit geſenkter Stimme, während der geſtrengen Jungfer ſcharfe Augen prüfend auf ihr hafteten.

„Zu Zeiten erinnert ſie mich an meine verſtorbene Lady ſowohl im Geſicht als in ihrem ganzen Weſen. Aber ich habe das noch gegen Niemand geäußert, Ma'am Sie wiſſen ja, der Name Lady Iſabella's darf im Hauſe nicht mehr genannt werden.“

„Haſt Du ſie ſchon ohne Brille geſehen?“

„Nein, niemals.“

„Aber ich, ich habe ſie heute ohne Augengläſer geſehen, und ich ſage Dir, Juſte, ich war ganz frappirt von der Aehnlichkeit! Man könnte meinen, der Geiſt Lady Vane's ſei wieder aus dem Grabe geſtiegen, und gehe auf der Welt herum.“

„O! Ma'am, ich bitte Sie, ſpaſſen Sie mit ſo was nicht!“ bat Juſte, plötzlich bleich geworden, mit ängſtlicher Geberde.

„Spaſſen!“ entgegnete Miß Carlyle mit gerunzelter Stirne. „Wann pfleg' ich zu ſpaſſen, Juſte?“ Sie ſprach jedoch kein Wort weiter über die Sache.

„Was iſt denn daran, daß ich höre, William ſei wieder ſchlechter?“ fragte ſie endlich nach einer Pauſe.

„Mir kommt es nicht ſo vor, als ob er viel ſchlechter ſei, Ma'am, er iſt freilich recht ſchwach, und beſonders gegen Abend immer weniger bei Kräften, und im Ganzen abgemagert und elend, aber ich kann nicht daran glauben, daß es ſo gefährlich mit ihm ſtehe, als man es machen will.“

„Wenn ich glauben ſoll, was man mir davon ſagt, ſteht es wirklich ſehr ſchlecht mit dem Kinde.“

„Wer ſagte Ihnen das, Ma'am?“

„Die Gouvernante. Sie war dieſen Nachmittag in völliger Verzweiflung über Williams Krankheit und redete in einem Ton darüber, als ob ſchon Alles verloren ſei.“

„Ich weiß es, daß Madame Vine ihn ſehr bedenklich krank hält; ſie hat auch mit mir ſelt ein paar Tagen öfter darüber geſprochen.“

„Möchte mich wundern, wenn er aufkömmt,“ bemerkte Jungfer Corny mit großer Seelenruhe! er iſt das leibhaftige Ebenbild ſeiner Mutter, die auch ſo ſchmächtig und ſchwächlich geweſen iſt, daß man nie recht wußte, wie man mit ihr daran iſt.“

Nach Tiſche, ein paar Stunden ſpäter, ſaßen Miß Cornelia und Lord Mount-Severn auf einem Sopha nebeneinander und nahmen den Kaffee.

Sir John Dobede und ein paar befreundete Gentlemen waren gleichfalls zu Gaſt geweſen. Der junge Vane und Lucy lachten und ſchäkerten miteinander, und ging es überhaupt ziemlich lebhaft und geräuſchvoll her. Miß Carlyle benützte dieſen Augenblick, und wendete ſich zu Lord Mount-Severn und ſprach:

„Iſt es eine unumſtößliche Thatſache und gründlich bewieſen, daß Lady Iſabella todt iſt?“

Der Graf ſtarrte ſie verwundert an. Die Frage kam ihm mehr als ſonderbar vor.

„Verſteh' ich recht, Miß Carlyle? Ob ſie todt iſt? Gewiß iſt ſie es!“

„Als Ihnen die Nachricht von ihrem Tode zukam, haben Sie ſich des Genaueſten um alle Details erkundigt, und ſich die Beſtätigung darüber verſchafft, nicht wahr Mylord?“

„Freilich habe ich das gethan! Sie iſt in derſelben Nacht geſtorben, als das Unglück auf der Bahn von Cammere ſtattgefunden hatte, wobei ſie entſetzlich verſtümmelt worden ſein ſoll.“

Nach einer längern Pauſe fing Miß Corny auf's Neue an; es ſchien, als ſei ſie ſchwer zu überzeugen. „Und es iſt wirklich kein Zweifel möglich, Sie haben gültige Beweiſe, daß ſie todt iſt?“

„Es war meine Pflicht, mir dieſe Beweiſe zu verſchaffen, denn außer mir war Niemand mehr auf der Welt, der ſich darum bekümmert hätte.“

„Und glauben Sie, daß kein Irrthum möglich geweſen ſei?“

„Nein, ſie iſt ſo gewiß todt, als Sie und ich beim Leben ſind. Warum fragen Sie mich dieß?“

Der Graf ſprach nur nach ſeiner innern Ueberzeugung, als er Iſabella's Tod für erwieſen erklärte.

„Ich frage . . . . weil mir heute, aber erſt heute! der Gedanke eingefallen, ob nicht etwa ein Irrthum obwalten könnte.“

„Wäre dieß der Fall, müßte ich es erfahren haben, denn dann hätte ſie unfehlbar die Jahresrente bezogen, die ich ihr ausgeworfen hatte. Aber das Geld iſt ſeitdem nicht mehr erhoben worden. Sie hätte mir auch geſchrieben, wie ich es mit ihr verabredete. Nein! das arme Geſchöpf iſt todt, da iſt kein Zweifel, und hat ſeine Sünden mit ins Jenſeits hinüber genommen.“

Dieſe Beweisgründe hatten ſehr viel Richtiges, und Miß Carlyle ließ ſie gelten.

(Fortſetzung folgt.)

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Dienstag den 16. Januar 1866:

Die Stricknadeln,

oder:

Der Weg zum Herzen.

Ein Schauſpiel in 4 Akten von Görner.

L. Collot.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geſchäftsführer der obigen Wittwe, Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadfinder.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 3. Sonntag, den 21. Januar 1866.

Eaſt-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortſetzung.)

Den folgenden Morgen liefen Lord Vane, Lucy und William auf dem Raſenplatze vor dem Hauſe um die Wette herum; der junge Viscount war ohne alle Umſtände beim Frühſtück von Madame Vine und den Kindern erſchienen und hatte Letztere hinunter geſchwatzt. Der arme kleine Will lief mit den andern, um eben auch dabei zu ſein! Seine Füßchen waren aber bald müde, und ſein Athem verſagte ihm den Dienſt. Lord Vane gab Miß Lucy die halbe Streckenlänge Vorſprung, und überholte ſie dann trotzdem. Die Wette ſollte um fünf Küſſe gelten, wenn Lucy ſie verlieren würde. Die kleine Miß meinte zwar, einer wäre auch genug, aber der edle Lord verſtand ſich die fehlenden zu erkämpfen, und bekam ſo alle Fünfe. Lady Iſabella hatte den kleinen, pausbackigen Archie bei ſich im grauen Zimmer zurückbehalten, und hielt ihn auf ihren Knien, während ſie das Kind mit jener leidenſchaftlichen Zärtlichkeit umſchlungen hielt, die nur eine Mutter für ihr Kind haben kann, als plötzlich Mr. Carlyle zu ihr eintrat.

„Man ſtört Sie doch nicht, Madame Vine?" ſagte er freundlich lächelnd. Sie ließ Archie zu Boden gleiten, und ſtand auf. Archie lief zu ſeinen Geſchwiſtern hinunter.

„Bleiben Sie doch ſitzen," ſagte Carlyle, auf einem Stuhle ihr gegenüber Platz nehmend, und ohne Zweifel ihre Schildkrötbrille bewundernd. „Ich komme, Sie Williams wegen zu Rath zu ziehen, Madame Vine. Was halten Sie von ihm?"

Iſabella rang nach Athem. Allein zu ſein, mit ihm! Sie ſuchte ihre Stimme zu bemeiſtern, die zitterte und bebte, als ſie antwortete. „Er iſt wenig verändert!" murmelte ſie; aber ſie faßte ſich endlich dennoch, und es gelang ihr ruhiger zu werden.

„Sie erwähnten Sie," fügte ſie hinzu, „daß noch ein Arzt conſultirt werden ſollte."

„Gewiß, ich wollte ihn wieder nach Lynneburg zu Dr. Martin bringen; aber ich bin ſo ſehr mit Geſchäften überhäuft, daß ich dieſe ganze Zeit über nicht daran denken konnte, und auch gar nicht weiß, wann ich einen Tag frei haben werde . . ."

„O laſſen Sie mich mit ihm hinfahren," rief ſie bittend aus. „Ich glaube, daß wirklich keine Zeit zu verlieren iſt. Wir können mit der Bahn hinkommen. O! Sie dürfen ihn mir getroſt anvertrauen!"

Carlyle lächelte. „Ohne Zweifel kann ich das, liebe Madame Vine," antwortete er, „und Ihr Vorſchlag kömmt mir ganz gelegen . . . wenn es Ihnen nur nicht zu viel Mühe verurſacht . . ."

Mühe! Wenn ihres Kindes Leben auf dem Spiele ſtand.

„Laſſen Sie uns gleich heute fort," bat ſie mit fieberhafter Ungeduld.

„Ich will nur erſt ſehen, ob Mrs. Carlyle den Wagen nicht für ſich braucht," antwortete er. „Es wird beſſer ſein, mit dem bequemen Ponievägelchen, als in dem vollgepfropften Waggon hinzufahren."

Wie ſchlug ihr Herz bei dieſen Worten in wilder Empörung. Mußte alſo erſt auf Mrs. Carlyle's mögliche Laune Rückſicht genommen werden, wo es ſich um das Leben ihres Kindes handelte! Aber nach einigen Augenblicken faltete ſie die Hände mit demüthiger Ergebung auf ihrer Bruſt; war das der geduldige Sinn, mit dem ſie ihr Kreuz zu tragen entſchloſſen geweſen? Sie hatte in letzter Zeit ſich ſelber ſo oft, zu demüthsvoller Geduld ermahnen und dieſe Frage an ſich ſtellen müſſen!

Carlyle kam mit der Antwort zurück, daß der Wagen mit den Ponies zu ihren Dienſten ſtehe.

„John wird kutſchiren, und Sie werden in Lynneburg in dem Hotel abſteigen, das ich gewöhnlich zu beſuchen pflege; Dr. Martin wohnt nur ein paar Häuſer weit davon entfernt. Obwohl ſie auch dort ſpeiſen können, wird es für William beſſer ſein, wenn er noch Etwas zu ſich nimmt, und nicht ſo lange zu warten braucht."

„Ganz wohl, ich danke Ihnen, Sir; um welche Zeit können wir wegfahren?"

„Wann es Ihnen beliebt. Etwa gegen zehn Uhr? Denken Sie nicht ſo?"

„O ja! Sir! Ich danke Ihnen."

„Wofür wohl?" ſagte Carlyle lachend. „Daß Sie eine beſchwerliche Reiſe zu machen haben? Ich bitte, das Honorar für den Doktor hier zu übernehmen; eine Guinee . . .", er zog ſeine Börſe; „hier Madame Vine, wollen Sie das berichtigen."

Sie nahm das Geld, das er auf den Tiſch gelegt hatte.

„Ganz wohl, Sir!"

„Und . . . Sie können Dr. Martin darauf aufmerkſam machen, daß des Kindes Leibesbeſchaffenheit ganz dieſelbe iſt, wie die . . . ſeiner Mutter," fügte Carlyle mit einem leichten Erröthen bei; das kann ihn vielleicht bei dem ganzen Verfahren leiten. Er machte ſelber dieſe Bemerkung, als er William vor ein oder zwei Jahren in einer Krankheit behandelte."

„Ganz wohl, Sir!"

Er ging weg. Sie ſchleppte ſich hinauf in ihr Zimmer und ſank, in bittere Thränen ausbrechend, in einen Stuhl. Welche Verzweiflung zerriß ihr gemartertes Herz auf's Neue? Ach! Sie liebte ihn, den ſie auf ewig verloren, nun mit einer Leidenſchaft und Inbrunſt, die ihr unſägliche Qualen bereiten mußte! Sie liebte ihn, und Alles trennte ſie von ihm, und ſie war todt und begraben für ihn, während ſich ihr Herz in ſchmerzlichem Sehnen und tödtlicher Eiferſucht verzehrte.

Unglückliche Iſabella! — So ſollteſt Du nicht das Kreuz auf Deinen Schultern zur letzten Stätte tragen.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Das Erſcheinen eines ruſſiſchen Bären in Weſt-Lynne.

Endlich kam der Tag heran, an welchem die Candidaten ihre Anſprache an die Wähler halten ſollten. Mr. Carlyle und ſeine vielen Freunde hatten ſich auf den Balken des „Rebbock" poſtirt, von wo aus er an die unten zahlreich verſammelte Menge ſeine Anſprache hielt. Mr. Carlyle war ein einnehmender, gewinnender Redner, deſſen Worte in das Herz ſeiner Zuhörer drangen. Indeſſen hätte er ſtottern und flammeln können und jedes ſeiner Worte wäre darum nicht minder mit ſtürmiſchem Jubel begrüßt worden. Er war nun einmal eine beliebte Perſönlichkeit, und die ganze Stadt

Digitized by Google

betrachtete seine Candidatur gleichsam als eine persönliche Angelegenheit.

Sir Francis Levison seiner Seits beanzuirte den Pöbel aus dem „Raben“. Obgleich ein bequemes altes Gasthaus, hatte es doch keinen Balkon und Sir Francis war daher gezwungen, seine Zuhörer vom Fenster aus anzusprechen.

Um sich verständlicher zu machen, mußte er von dem obersten Fenster herabspringen, und auf dem hervorstehenden Rand des unteren Bogenfensters Posto fassen. Da dasselbe aber zufällig mit keinen Fensterflügeln versehen war, konnte er sich nirgends anlehnen, und schwebte gleichfalls in der Luft. Um nun nicht auf die Zuhörer herabzupurzeln, mußte er von zweien seiner Freunde gestützt werden, doch geschah dieß mit großen Schwierigkeiten, und mußte einmal sogar unter dem lauten Jubel der schadenfrohen Menge eine Leitee geholt werden, um einen der Herren aus einer fatalen Stellung, aus der er sich nicht hervorarbeiten konnte, zu befreien. Doch erntete Sir Francis alle diese Unbequemlichkeiten mit stoischem Gleichmuthe.

So standen sie eben eines Nachmittags, wo die Wahlbewegung im höchsten Zuge war. Sir Francis, nebenbei ein herzlich schlechter Redner, ließ seiner Eloquenz die Zügel schießen, während der Haufen grunzend, zischend, lärmend, tobend und applaudirend die Straße einnahm und den Verkehr versperrte. Sir Francis konnte ihrer Mangel an Zuhörern nicht klagen, denn die guten Leute von West-Lynne machten sich ein Vergnügen daraus, ihn anzuhören, und hie und da zu applaudiren oder auch auszuzischen. An diesem Nachmittage war die Pöbelmenge besonders zahlreich versammelt, denn Mr. Carlyle hatte eben beim Hirschen eine prachtvolle Ansprache gehalten, und seine Zuhörer eilten nun herbei, um die Reihen des gegnerischen Candidaten zu vermehren. Die Menge war so groß, daß sich die Leute auf die Füße traten und stießen, um nur Etwas hören zu können. Da fuhr plötzlich ein offener Wagen fast in die dichte Menge hinein. Die Pferde, welche vor den Wagen gespannt waren, trugen rothe Abzeichen. Die Dame, die im Wagen saß, war Mrs. Carlyle.

Doch war die Menschenmenge zu dicht, um so leicht auseinanderzegazt zu werden. Der Wagen konnte nur im Schneckenschritte vorwärts fahren und blieb häufig ganz stehen.

Auch Sir Francis gerieth mit seinem Redeflusse in's Stocken und mußte warten, bis sich die Verwirrung gelegt. Er verneigte sich jedoch nicht vor Barbara! denn die Erinnerung an die Aufnahme seiner Artigkeiten von Seite der grimmigen alten Jungfer schwebte ihm noch in viel zu lebhafter Erinnerung vor. Ueberdieß schien das kalte Douchebad, das er genommen, seine frühere Unverschämtheit bedeutend abgekühlt zu haben und er blickte dahre nicht einmal auf Barbara, sondern wartete das Aufhören der durch den Wagen veranlaßten Störung ruhig ab.

Barbara, deren Gesicht durch das seine mit Spitzenfransen besetzte Parasol gegen die Sonnenstrahlen geschützt war, konnte sich nicht enthalten, einen Blick ächt weiblicher Neugierde auf den verhaßten Mann zu werfen.

In diesem Augenblicke jedoch erhob er seine Rechte, warf den Kopf in einer eigenthümlichen Weise zurück und strich sich das Haar von der Stirne. Seine handschuhspitze Hand war weiß und zart wie eine Damenhand, während ein glitzernder Diamant an seinem Finger funkelte. Barbara's Wangen färbten sich hochroth und ihre Augenbrauen zogen sich wie von einem heftigen Schmerz durchzuckt zusammen.

„Das ist dieselbe Kopfbewegung die man immer an ihm in Ost-Lynne wahrgenommen und die Richard auch so lebhaft beschrieben. Jetzt glaube ich aus vollem Herzen, diesen Thoren endlich gefunden zu haben. Er und kein anderer ist es! Richard muß sich gewaltig geirrt haben, als er gesagt, Sir Francis Levison zu kennen.“

Diese und ähnliche Gedanken schwirrten ihr so lebhaft durch den Kopf, daß sie fast nur mechanisch die zahlreichen achtungsvollen Grüße erwiderte, die ihr von allen Seiten entgegengebracht worden. Endlich rief eine Stimme:

„Vivat Carlyle! Carlyle für immer!“

Barbara neigte ihr anmuthiges Köpfchen nach allen Seiten und der Wagen konnte endlich passiren.

Mr. Dill, der ein passionirter Wahlagitator geworden, hatte natürlich bei der Rede seines Prinzipals nicht gefehlt.

Als nun die gedrängten Reihen der beiden Parteien durch Barbara's Wagen getrennt wurden, hatte es der Zufall gefügt, daß der alte Dill mit Mr. Ebenezer James vom andern Lager zusammen zu stehen kam. Mr. Ebenezer war eines jener vorkommenden Individuen, die allerlei verrichten, in keinem Stande jedoch auf einen grünen Zweig kommen. Zuerst war er Schreiber in Mr. Carlyles Canzlei gewesen, welchen Posten er aber aufgab, um sich einer wandernden Schauspielertruppe anzuschließen, dann wurde er Handlungsreisender, Predziger einer diffentirenden Gemeinde, Omnibus-Kutscher, Steuerpächter und jetzt war er wieder Advokatenschreiber in der Canzlei der mit Carlyle concurrirenden Firma Ball und Treadmann. Im Ganzen ein gutmüthiger, gutherziger, fauler Kerl, hatte er nur den großen Fehler, daß er oft ohne Geld war und seine äußere Erscheinung dann sehr vernachlässigte. Sein Vater war ein sehr geachteter Mann gewesen, der sich etwas Vermögen im Geschäfte erworben hatte, aber er hatte nach dem Tode seiner Frau wieder geheirathet, und abermals Kinder bekommen, wodurch er für seinen Sohn aus der ersten Ehe wenig thun konnte, dafür aber desto mehr Aerger mit ihm hatte.

„Nun Ebenezer, wie geht's Ihnen?“ fragte Dill nach den ersten Begrüßungen.

„Es geht an, könnte aber besser sein.“

„Habe ich Sie nicht gestern in Ihres Vaters Haus gehen sehen?“

„Ich bin aber auch recht bald wieder herausgegangen, denn ich bekomme dort immer mehr Stöße als Kreuzerstücke, doch unterbrechen wir die Beredsamkeit nicht.“

Dieß galt der Rede des Sir Francis, und der alte Dill hörte nun mit ruhiger Miene an, was der edle Baronet vorbrachte, während Ebenezer sein spöttisches Grinsen nicht verbergen konnte. Doch wurden sie plötzlich durch einen eigenthümlichen Laut etwas abseits vom großen Haufen der Zuhörer gelockt und sahen eine Figur ihnen entgegenwackeln, die sie in der Ferne für einen auf den Hinterbeinen wandelnden zuffischen Bären hielten.

„Ich will verdammt sein!“ schrie Ebenezer, nachdem er die Figur lange angestarrt, „wenn das nicht Bethel ist.“

„Bethel!“ wiederholte der alte Dill, „was ist denn mit ihm vorgegangen, daß er so aussieht?“

Es war wirklich Mr. Otway Bethel, der eben in seinem Reiseanzuge aus der Fremde heimkehrte. Sein Haupt war mit einer zottigen Pelzkappe bedeckt, während sein Gesicht von einem riesigen Barte beschattet wurde. Er sah in diesem Anzuge so wild aus, daß der alte Dill sich scheu zurückzog, als ob er fürchtete, er sei ein wildes Thier, das ihn beißen könnte. Endlich fragte er doch nach seinem Namen.

„Man nannte mich früher Bethel,“ rief der wilde Mann, indem er dem guten alten Dill seine Hand entgegenhielt. „Sie Ebenezer leben auch noch immer?“

„Ich hoffe noch einige Zeit das Plaster meiner Vaterstadt zu treten. Woher kommen Sie jetzt angesegelt? Vielleicht von einer Ansiedlung im Nordpole?“

„Bin leider nicht so weit gekommen. Aber sagt's mir doch, was geht denn hier los?“

„Wann sind Sie angekommen?“ fragte Mr. Dill.

„Jetzt, so eben, mit dem vier Uhr-Train. Aber zum Teufel, was gibt es denn hier?“

„Eine Wahl,“ erwiderte Mr. Ebenezer.

„Das habe ich schon auf der Station gehört,“ erwiderte Bethel ungeduldig. „Ich fragte aber, was das hier bedeutet?“ und er zeigte mit den Fingern auf den Menschenhaufen, der das Fenster umstand, von welchem Sir Francis herab auf seine Zuhörer zu wirken suchte.

„Es ist das einer von den Candidaten, der Levison, welcher seinen Athem und seine Rede verschwendet.“

„Was das von ihm eigentlich nicht das — ungeschickteste Unternehmen gegen Carlyle aufzutreten?“

„Niederträchtlich, verächtlich war es von ihm,“ lautete

Digitized by Google

die Antwort des erbitterten alten Dill. Aber er bekommt noch seinen Lohn; zur Hälfte haben sie es ihm schon eingetränkt, als sie ihn in Richter Hare's sumpfiger Pfütze ducken.“

„Er schaute aber auch, wie ein gar elendiglicher Teufel aus, als er zum „Raben“ gebracht wurde, man mußte ihn in heiße Leintücher einwickeln und eine Maß heißen Branntwein hinuntergießen. Heute scheint er wieder ganz auf den Beinen zu sein.“

„Wird er durchdringen?“

„Durchdringen, gegen Carlyle! Was fällt ihnen aber auch ein? Er hat nicht die geringsten Chancen, und wenn die Regierung ihn powssirt, muß sie wirklich vernagelt sein, da ihr doch der Einfluß Carlyle's bekannt sein muß. Bethel, ist diese Tracht, in der Sie jetzt herumstolzieren dort in dem Lande, aus dem sie herkommen, Mode?“

„Sie dient bloß gegen die Kälte und gegen magere Börsen. Ich verkaufe sie Ihnen, James, um den halben Preis. Schauen wir uns auch einmal diesen Levison an. Ich habe den Kerl nie gesehen.“

Abermals war der Redner unterbrochen worden, indem durch das mit der Bahn angekommene Gepäck einiger Reisenden ein solches Gedränge entstand, daß die Zuhörer auseinanderstoben.

Dill und seine neuen Freunde wurden zufällig bis in die Nähe des Redners gedrängt.

Otway Bethel starrte ihn mit unverkennbaren Erstaunen an und rief ganz verdutzt:

„Was will der mit dem weißen Taschentuch in der Hand hier?“

„Nun das ist ja Sir Francis Levison.“

„Nein,“ schrie Bethel, „das ist nicht möglich.“

In diesem Momente blickte Sir Francis auf und erkannte den wackeren Bethel, der seine zottige Pelzmütze grüßend lüftete.

Sir Francis schien von dieser Erkennungsscene nicht sehr erbaut, verlor jedoch seine Geistesgegenwart nicht einen Augenblick, sondern hetzte seinen „Zwicker“ aus Nase und starrte Bethel mit den hochmüthigsten, unverschämtesten Blicken an, gleichsam als wollte er damit sagen:

„Wer bist Du Kerl, daß Du Dich unterstehst, Dir solche Freiheiten herauszunehmen.“

Trotzdem aber waren seine Wangen und Lippen so weiß wie Marmor geworden.

Kennen Sie den Levison?“ fragte plötzlich der alte Dill den nachdenklich gewordenen Bethel.

„Ja, ich kenne ihn ein Bischen von früher her.“

„Ja von damals her, wo er noch nicht Levison, sondern ein ganz anderer war,“ lachte James Ebenezer. „Nicht wahr Bethel?“

Bethel warf ihm einen hochmüthigen Blick zu und sagte: „Was wollen Sie damit sagen, mein Herr? Kümmern Sie sich doch um Ihre eigenen Geschichten.“

Dann winkte er dem alten Dill freundlich zu und ging seiner Wege, ohne sich um James ferner zu kümmern.

Als Bethel sich entfernt hatte, forschte Dill den leichtsinnigen James ein wenig aus und fragte ihn, ob er Bethel's Benehmen verstehe. James erwiderte lachend, daß er den jungen Bethel nicht begreife, doch sei dies ganz gleichgiltig, da ihn in diesem Momente blos der andere interessire, der nicht immer ein so vornehmer Mann gewesen war, als er es jetzt ist.

„Ich habe bisher das Maul gehalten,“ fuhr James zutrulich fort, „weil es mich nicht viel gekümmert, darüber mit Jemanden zu plaudern. Ihnen gegenüber will ich kein Geheimniß daraus machen. Werden Sie es glauben, daß dieser vornehme Levison da vor Jahr und Tag ganz verarmt in Afy Hallisohn gewesen und ihr nachgelaufen ist. Damals hieß er nicht Levison, sondern wie ich glaube, Thorn. Ein Stutzer, wie jetzt, tilt er gewöhnlich in der Abenddämmerung von Swainson in den Wald, band sein Pferd an einen Baum und koste dann stundenlang allein mit Afy.“

Der alte Dill, der jedes Wort des James mit fieberhafter Ungeduld angehört hatte, fragte ihn endlich, wie er von allen diesen Einzelnheiten so genau unterrichtet sei.

„Nun, weil ich ihn wenigstens ein Dutzendmal gesehen hatte. Ich war damals auch ein stiller Verehrer Afy's und wäre er und dieser mörderische Schuft, Dick Hare, nicht gewesen, so hätte mir Afy vielleicht Gehör gegeben?“

„Haben Sie damals gewußt, daß er Sir Francis Levison heißt?“

„Das nicht; denn, wie ich Ihnen bereits gesagt, nannte er sich Thorn. Als er herkam, um zu candidiren, war ich bei seinem Anblicke eben so erstarrt, als Bethel vor einer Minute gewesen. Ho, ho, sagte ich mir, ist Thorn also todt und Levison aus ihm geworden?“

„Sagen Sie mir aber, was hatte Bethel mit ihm zu thun?“

„Nichts, das ich wüßte. Bethel war auch ein Freund des Waldes, um — nach anderm Wild als Afy zu jagen, hier mag er Thorn begegnet sein, und wie Sie gesehen, hat er ihn eben erkannt.“

„Thorn, Levison wollte ich sagen,“ erwiderte den alte Dill, „schien jedoch über die Erkennungsscene nicht sehr entzückt zu sein.“

Wie sollte es auch in seiner Lage? Ich selbst, obgleich nur ein armer Teufel, will gleichfalls an so manche wilde Streiche meiner früheren Jugend ungern erinnert werden und wie würde es erst dem Levison gehen, wenn es herauskäme, daß er unter dem Namen Thorn der Miß Afy Hallisohn nachgelaufen ist.“

„Aber weßhalb verheimlichte er denn damals seinen Namen?“

„Das weiß ich nicht und kann es auch nicht sagen, ob er Thorn oder Levison heißt.“

„Dummes Zeug, Mr. Ebenezer.“

Der alte Dill, dessen Kopf von den höchst eigenthümlichen Nachrichten, die er so eben durch Zufall erfahren, ganz eingenommen war, suchte nun nichts Eiligeres zu thun, als sich von seiner Gesellschaft loszumachen, um mit Mr. Carlyle darüber zu conferiren. Dieß war aber nicht so leicht und er mußte längere Zeit warten, ehe er sich anständiger Weise entfernen konnte.

Endlich gelang es ihm, fortzukommen und in die Canzlei zu laufen.

Mr. Carlyle saß gerade in seinem kleinen Cabinette und unterzeichnete, die für die Post bestimmten Briefe, als der alte Dill ganz athemlos hereinflatterte.

„Was ist geschehen, Dill, Sie sind ja ganz außer Athem?“

„Es mag sein, Mr. Archibald; denn ich habe so eben eine außerordentliche Nachricht erhalten. Ich habe den Thorn her ausgefunden. Wer, glauben Sie, ist er?“

Mr. Carlyle legte die Feder aus der Hand und blickte dem alten Mann starr ins Gesicht, er hatte ihn nie so aufgeregt gesehen.

„Es ist der Mensch, der Levison.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ sagte Mr. Carlyle.

Und in der That kam ihm die Nachricht des alten Dill so fremdartig vor, als ob er hebräisch gesprochen hätte.

„Nun ich rede doch deutlich. Der Levison ist's, Ihr Gegner. Er ist der Thorn, der damals der Afy nachgelaufen.“

„Das kann nicht sein,“ erwiderte Mr. Carlyle langsam. „Wo haben Sie das gehört?“

Mr. Dill erzählte seine Geschichte und berichtete, wie bleich Sir Francis geworden, als Bethel ihn erkannt. Dill hatte es selbst gesehen dieses todtenbleiche Gesicht und erzählte ihm denn endlich die Enthüllungen Ebenezer's, die allerdings vollkommen geeignet waren, Mr. Carlyle's Zweifel zu beseitigen.

„Aber wie kommt es?“ fragte Mr. Carlyle nachdenklich, „daß Bethel immer in Abrede gestellt, Thorn zu kennen, oder etwas von ihm zu wissen.“

„Er muß dazu seine Gründe gehabt haben,“ erwiderte Dill. „Sie erkannten einander auch heute, wenn gleich Levison sich den Anschein gegeben, Bethel nie gesehen zu haben.“

„Und Bethel, sagen Sie, erkannte ihn nicht als Thorn, sondern als Levison?“

„Daran ist kein Zweifel. Er nannte allerdings nicht

Digitized by Google

den Namen Thorn, aber er war ganz betroffen, als er hörte, der Mann heiße Tronson. Wenn zwischen den zwei Leuten nicht irgend ein Geheimniß bestehl, so will ich meinen ehrlichen Augen nicht mehr trauen."

„Mrs. Hare hat immer behauptet, daß Bethel in den Mord verwickelt war," sagte Mr. Carlyle mit lesser Stimme.

„Wenn kein anderes Geheimniß als die Mordthat dabei im Spiele ist, so verlassen Sie sich darauf, daß Bethel daran betheiligt war. Jetzt aber nie ist die Zeit da, des armen Richards Unschuld an den Tag zu bringen."

„So ist's. Aber wie packen wir das an?"

Mittlerweile war Barbara eben so aufgeregt und nachdenklich als Mr. Carlyle nach Hause gefahren.

Als der Wagen anhielt, sprang sie, ohne erst die Hilfe des Bedienten in Anspruch zu nehmen, rasch heraus und ging ins Haus.

Ihre zusammengekniffenen Lippen und ihre nachdenkliche Miene deuteten an, daß sie entschlossen war, etwas Entscheidendes auszuführen.

Im Vorsaale stieß sie auf William und Madame Vine, die ihr Bericht von ihrem Besuche bei Dr. Martin abstatten wollten, sie lehnte es jedoch ab, jetzt mit ihr zu sprechen und lief raschen Schrittes in ihr Ankleidezimmer.

Madame Vine's vorwurfsvolle Blicke begleiteten sie und sie dachte:

„Weßhalb sollte sie sich auch um William kümmern, ist er doch nicht ihr Sohn!"

In heftiger Eile den Sonnenschirm auf den einen und die Handschuhe auf einen andern Sessel werfend, setzte sich Barbara an ihren Schreibtisch.

„Ich will ihm schreiben, ich muß ihn hier haben, und wenn es auch nur auf eine Stunde ist," rief sie leidenschaftlich. „Wir müssen einmal darüber ins Reine kommen, jetzt oder nie soll die gänzliche Aufklärung herbeigeführt werden. Ich bin fest überzeugt, daß er der rechte Mann ist. Ganz dieselbe Handbewegung am Kopfe, wie sie Richard so umständlich beschrieben! Und auch der Diamantenring. In jedem Falle werde ich ihn kommen lassen; und ich hoffe, daß es mit Gottes Hilfe nun zum Guten führen wird."

Sie machte sich mit großem Ungestüm an den Brief. Doch hatte sie ihn kaum recht begonnen, als sie wieder hastig von ihrem Sitze aufgesprungen war, um den Wagen zur sogleichen Bereitschaft für sich anzuordnen.

Sie wollte diesen Brief keiner zweiten Person anvertrauen und ihn lieber selbst auf die Post bringen: Der Brief lautete:

„Verehrter Mr. Smith!

Nachdem in der letzten Zeit hier etwas vorgefallen ist, was ihre hierortige Anwesenheit dringend nothwendig macht, so wollen Sie sich nächsten Sonnabend gewiß hierher begeben. Es erwartet Sie im Abenddunkel auf der bekannten Stelle im gedeckten Gange

die Ihrige
B."

Adressirt wurde der Brief an Mr. Smith in irgend einer Straße in Liverpool. Es war dies die Adresse, die ihr von Richard aufgezeichnet wurde.

Wie vorsichtig Barbara dabei zu Werke gegangen, kann man daraus ersehen, daß sie selbst im Innern des Briefes nur an „Mr. Smith" schrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Würth, 18. Jan. Die Wolfsgeschichte fängt an, immer skandalöser zu werden und ist zu vermuthen, daß mehrere derselben vorhanden sind. Heute Früh bei Ankunft des Postomnibus erzählten zwei Reisende (Sternwirth von Bürgstadt und nur ein mit Namen unbekannter Jagdpächter von doet), daß gestern Nachmittag 3 Uhr die ganze Gemeinde Freudenberg aufgefordert worden sei, sogleich eine Streife im Wald vorzunehmen, da der Wolf ein 18jähriges Mädchen zerrissen habe. Ob sich dieses bestätigte, oder was man sonst Näheres fand, konnten die Erzähler nicht mittheilen, da sie vor der Rückkunft der Leute aus dem Walde abgereist waren. Wir wollen hoffen, daß sich das angethane Unglück nicht bestätigt. Aschaffb. Ztg.

Köln, 14 Jan. Der Vorstand des Central-Dombauvereins hatte unterm 21. Sept. v. J. die Genehmigung zu einer neuen Prämienlotterie für den schnellen Fortbau der Domthheme nachgesucht. Diese Genehmigung ist, wie berichtet, ertheilt, und zugleich Aussicht auf ihre Wiederholung für spätere Jahre eröffnet worden. Die Lotterie ist als eine außerordentliche Beihülfe zur Vermehrung der Baumittel anzusehen, zu dem Zweck, die Vollendung der Thürme und damit den Abschluß des großartigsten Bauwerkes der Welt innerhalb der nächsten zehn Jahre möglich zu machen. Der Plan für die diesjährige Verlosung ist nicht unwesentlich verschieden von dem Plan des vorigen Jahres. Es werden nämlich etwa 1500 Geld- und andree Gewinne ausgespielt werden, während die Zahl der Loose auf 350,000 ermäßigt ist. Für den Ankauf gediegener Werke lebender deutscher Künstler ist diesmal die Summe von 20,000 Thlrn. bestimmt. Waren bei der jüngsten Verlosung nur 8 Geldgewinne im Gesammtbetrag von 120,000 Thlrn., so werden ihrer bei der jetzigen Lotterie volle 1372 sein, welche zusammen die Summe von 105,000 Thlrn. darstellen. Sie bestehen in einem höchsten Gewinn von 25,000 Thlrn., einem Gewinn von 10,000, einem von 5000, 2 Gewinnen von 2000, 5 von 1000, 12 von 500, 50 von 200, 100 von 100. 200 von 50 und 1000 Gewinnen von 20 Thlrn. Die Aussicht auf einen Geldgewinn ist daher ungleich größer, als bei der vorjährigen Ausspielung, und darf also wohl eine noch regere Betheiligung gehofft werden. Von den Kunstwerken, die der Verein bis zum vollen Betrag der angegebenen Summe erwirbt, wird jedes einen besonderen Gewinn bilden. Mit dem Vertrieb der Loose soll gleich begonnen werden und die Ziehung in der ersten Hälfte des Januars 1867 stattfinden.

Einladung.

Am Sonntag den 28. lauf. Mts. Nachmittags 2 Uhr findet in dem Gasthause des Heinrich Rumpf zu Altenglan ein landwirthschaftliches Kränzchen statt.

Die Mitglieder des Vereins und Freunde der Landwirthschaft werden hiezu eingeladen.

Kusel, den 18. Januar 1866.

Das landwirthschaftl. Bezirkscomité,
Clostermeyer.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Dienstag den 23. Januar 1866:

Herr Hampelmann sucht ein Logis,

oder:

Ein Keil treibt den Andern.

Original-Lustspiel in 5 Akten von Malz.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[38] **L. Collot.**

Birkenfeld, 14. Jan. Korn 2 Thlr. 7 Sgr. 6 Pfg. Gerste 2 Thlr. 7 Sgr. — Pfg. Hafer 2 Thl. 6 Sgr. — Pfg. Spelz 2 Thlr. 5 Sgr. — Pfg.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 4. Sonntag, den 28. Januar **1866.**

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Doch halt,“ sagte sie zu sich, als sie den Brief zusammenfalten wollte. „Ich sollte ihm doch zur Vorsorge eine Fünfpfundnote beischließen, denn es könnte ihm sehr leicht an Mitteln mangeln, seine Reise unternehmen zu können. Und ich glaube kaum, daß ich eine Note von diesem Betrage im Hause habe.“

Sie suchte schnell in ihrem Sekretär nach und fand auch keine einzige Fünfpfundnote. Sie stürzte aus dem Zimmer und auf den Gang begegnete ihr Justine.

„Hast Du vielleicht eine Fünfpfundnote, Justine?“

„Nein, Madame, wenigstens nicht bei mir.“

„Madame Vine dürfte vielleicht eine haben, kenn unter dem Gelde, welche ich ihr vorige Woche ausbezahlte, befanden sich auch zwei Fünfpfundnoten.“

Und mit Blitzesschnelle eilte Barbara ins graue Zimmer.

„Könnten Sie mir eine Fünfpfundnote borgen, Madame Vine? Ich soll eine solche Note in einem Briefe einschließen, und besitze zufällig keine von dieser Höhe.“

Madame Vine begab sich sogleich auf ihr Zimmer, um die gewünschte Note zu holen. Barbara, die ihre Zurückkunft daselbst abwartete, erkundigte sich indeß bei William, was Doktor Martin über seinen Zustand gesagt habe.

„Er hat meine Brust untersucht mit . . . ich habe ganz vergessen, wie sie das Ding heißen und sagte: ich soll brav sein und fleißig Leberthran trinken; außerdem könnte ich Portweine und Alles, was mir schmeckt und wozu ich Lust habe, essen und trinken. Er sagte auch, daß er nächsten Mittwoch Nachmittag in West-Lynne sein wird, ich sollte ihn nun diese Zeit dort erwarten, weil er mich nochmals zu sehen wünsche.“

„Wo sollst Du mit ihm zusammentreffen?“

„Er sagte, entweder in Papa's Cyniet oder bei der Tante Corny, wie es uns am besten paßt. Madame entschloß sich für Papa's Cyniet, denn sie meinte, der Papa würde gewiß gerne selbst mit dem Doktor sprechen. Aber, ich möchte gerne wissen, Mama?“

„Was denn,“ frug Barbara.

„Warum Madame Vine seitdem immer weint. Warum thut sie das?“

„Ich weiß wirklich nicht, warum sie weinen sollte?“

„Ja, aber sie wischt sich immer die Augen unter der Brille ab, und glaubt immer, ich sehe es nicht. Ich weiß wohl, daß ich sehr krank bin, doch was braucht sie deßhalb zu weinen?“

„Dummes Zeug, William! Wer hat Dir gesagt, daß Du bedenklich krank bist?“

„Niemand, es ist so meine eigene Vermuthung, fügte er mit nachdenkender Miene hinzu. „Wenn Justine oder Lucy weinen möchten, das würde doch einen Sinn haben, denn Beide kannten mich doch während meiner ganzen Lebenszeit.“

„Du bildest Dir immer Dinge ein, die nicht existiren, Du warst von jeher so. Es hat doch nicht die geringe Wahrscheinlichkeit für sich, daß Madame wegen Deiner Krankheit sich grämen und weinen sollte.“

Madame kam indeß mit der Banknote zurück. Barbara dankte ihr, rannte die Treppe hinauf, und in einigen Augenblicken darauf war sie wieder in ihrem Wagen.

Zu Hause angelangt, machte sie sogleich Toilette, um die zum Diner bereits versammelten Gäste würdig empfangen zu können.

Mr. Carlyle trat in ihr Zimmer ein.

Barbara, die gleich Vielen, die in Uebereilung etwas unternehmen, Zeit und Muße hatte, ihren Eifer etwas abzukühlen und über die Angelegenheit reiflicher nachzudenken, sah jetzt schon zu zweifeln an, ob sie nicht in ihren Entschluß, Richard kommen zu lassen, sich übereilt habe.

„Sie entschloß sich daher, ihre Bedenken und Zweifel ihrem Gatten mitzutheilen.

„Archibald,“ begann sie, „ich fürchte, ich habe eine Dummheit begangen.“

Er lachte.

„Ich fürchte, wie Alle treiben mitunter dummes Zeug. Was ist's denn?“

Er hatte in einem von Barbara's Lieblingssesseln Platz genommen, und sie stand vor ihm, an seine Schulter gelehnt, das Gesicht etwas mehr nach rückwärts gewendet, so daß er es im Momente nicht sehen konnte. Aus Zartsinn und edler Schonung wollte sie bei dem, was sie ihm jetzt mitzutheilen hatte, absichtlich seine Blicke vermeiden.

„Es ist etwas, was ich schon jahrelange auf dem Herzen habe, die mitzutheilen, und das ich jedesmal wieder zurückzuhalten.“

„Jahrelang!“

„Denkst Du noch an jene Nacht — vor Jahren schon — als Richard verkleidet im „Mädchen“ war?“

„Welche Nacht, Barbara? Er kam ja mehr als einmal.“

„Jene Nacht, in welche Lady Isabella Ost Lynne verlassen,“ antwortete sie, indem sie auf keine andere Weise als durch dieses sichere Merkmal jene Nacht in sein Gedächtniß zurückrufen konnte. „Richard kam damals, nachdem er schon von uns Abschied genommen hatte, noch einmal zurück, und erzählte, er sei ihm in der „Bohnenhecke“ begegnet. Er beschrieb damals jene eigenthümliche Handbewegung, mit welcher er das Haar von der Stirne wegzustreichen pflegte, und sprach von der blendend weißen Hand und dem Diamantring, wie er im Mondschein glitzerte. Erinnerst Du Dich noch darau?“

„Ja wohl.“

Diese Handbewegung war mir schon dazumal nicht mehr fremd; denn ich hatte diese sehr oft bei einem Manne bemerkt, der um jene Zeit sich in Ost-Lynne aufzuhalten. Ich wunderte mich, warum Du es nicht sofort erkannt haben solltest. Seit jener Nacht war jeder Zweifel wegen der Identität Thorn's bei mir verschwunden, und es war bei mir ausgemacht, daß er und Capitän Levison eine und dieselbe Person sein müssen.“

„Aber warum hast Du mir das nicht gesagt, Barbara?“

„Wie konnte ich — damals von diesem Menschen mit Dir sprechen? Als Richard an jenem Abend, wo das Schneegestöber so heftig war, hier gewesen, behauptete er sogar, Sir Francis Levison zu kennen, und ihn mit Thorn beisammen gesehen zu haben, dieß brachte mich wieder von der rechten Spur ab. Heute hingegen, als ich langsam vor dem

Digitized by Google

„Raben" vorübekuhe, bemerkte ich dieselbe Handbewegung, die Richard so oft beschrieben."

Barbara hielt inne. Mr. Carlyle unterbrach sie nicht, und sie fuhr fort: „Jetzt bin ich fest überzeugt, daß sich Richard geirrt haben muß, als er behauptete, Sie Fraueis zu kennen, denn wer anders als er konnte damals im Abendanzuge durch die Bohnenhecke gegangen sein, da dieselbe doch von Ost-Lynne aus auf die Straße führt. Es ist ferner bewiesen, daß er dem von Mrs. Jeffersen kommenden Wagen begegnete und in demselben Platz nahm, um nach Ost-Lynne zurückzukehren. Entschuldige, lieber Archibald, daß ich Dir alle diese peinliche Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrufe, allein ich muß es, um Dir zu beweisen, daß dieser Levison und Thorn ein und dieselbe Person ist."

„Das weiß ich," erwiderte er ruhig.

Barbara war ganz erstaunt, und blickte ihrem Mann verwundert ins Gesicht.

„Wie, Archibald! Du wußtest es schon damals?"

„Ich habe es nie geahnt, sondern erst heute Nachmittag erfahren."

„Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Du keine Ahnung hattest, wer der eigentliche Thorn sei."

„Jetzt wunderte ich mich selbst darüber, Dill, Ebenezer James und Dunway Bethel, der eben von der Reise zurückkam, standen vor dem Gasthofe und horchten seiner Rede, als Bethel ihn erkannte, aber nicht als Levison, sondern als Thorn. Einerseits war wieder Levison auf sich von der Ueberraschung und weckselte die Farbe, als er den Bethel erkannte. Bethel wollte sich nicht erkennen und ging weg, während Ebenezer James dem alten Dill erzählte, daß Levison jener Thorn sei, der seiner Zeit der Ally Hallsjohn die Kue machte."

„Aber wie konnte er das wissen?" fragte ihn Barbara athemlos.

„Weil Ebenezer der Ally gleichfalls den Hof gemacht, und den Thorn oft im Walde gesehen haben muß. Jetzt, Barbara, glaube ich selbst, daß Levison den Hallsjohn getödtet hat, aber ich möchte nur wissen, in welcher Weise Bethel dabei betheiligt gewesen ist."

„Wie sonderbar ist es doch!" rief sie die Hände mit einiger Verwunderung zusammen schlagend, „Mama sagte mir gestern, sie sei überzeugt, daß eine Entdeckung des Mordes bevorstehe. Sie hat die gräßlichsten Träume gehabt, in welchem, wie sie sagte, Bethel und noch Jemand, den sie wohl kannte, aber zu dessen Namen sie sich nicht erinnerte, eine große Rolle gespielt. Sie war krank geworden, weil sie diesem elenden Traume viel zu viel Glauben schenkte."

„Nach Deiner Heftigkeit zu schließen, sollte man wirklich glauben, daß Du gleichfalls an derartige Träume glaubst?"

„Das weißt Du besser. Aber Du mußt doch zugeben, daß es jedenfalls sonderbar ist, wenn es sich gerade so trifft, daß sobald sich nur etwas in dieser Mordgeschichte ändert, ein Traum fast immer der Vorläufer der Ereignisse wird. Mama hat nie zu andern Zeiten böse Träume. Bethel, von dem sich jetzt herausstellt, daß er bei dem Morde betheiligt gewesen, spielt in Mama's Träumen immer eine Hauptrolle, und ist eine stehende Figur derselben. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß ich Dir alle diese peinliche Erinnerungen in's Gedächtniß zurückrufe, allein ich muß es, um Dir zu beweisen, daß dieser Levison und Thorn ein und dieselbe Person ist."

„Das weiß ich," erwiderte er ruhig.

„Wie, Archibald! Du wußtest es schon damals?"

„Ich habe es nie geahnt, sondern erst heute Nachmittag erfahren."

„Ich habe mich oft darüber gewundert, daß Du keine Ahnung hattest, wer der eigentliche Thorn sei."

„Jetzt wunderte ich mich selbst darüber, Dill, Ebenezer James und Dunway Bethel, der eben von der Reise zurückkam, standen vor dem Gasthofe und horchten seiner Rede, als Bethel ihn erkannte, aber nicht als Levison, sondern als Thorn. Einerseits war wieder Levison auf sich von der Ueberraschung und weckselte die Farbe, als er den Bethel erkannte. Bethel wollte sich nicht erkennen und ging weg, während Ebenezer James dem alten Dill erzählte, daß Levison jener Thorn sei, der seiner Zeit der Ally Hallsjohn die Kue machte."

„Aber wie konnte er das wissen?" fragte ihn Barbara athemlos.

„Weil Ebenezer der Ally gleichfalls den Hof gemacht, und den Thorn oft im Walde gesehen haben muß. Jetzt, Barbara, glaube ich selbst, daß Levison den Hallsjohn getödtet hat, aber ich möchte nur wissen, in welcher Weise Bethel dabei betheiligt gewesen ist."

„Wie sonderbar ist es doch!" rief sie die Hände mit einiger Verwunderung zusammen schlagend, „Mama sagte mir gestern, sie sei überzeugt, daß eine Entdeckung des Mordes bevorstehe. Sie hat die gräßlichsten Träume gehabt, in welchem, wie sie sagte, Bethel und noch Jemand, den sie wohl kannte, aber zu dessen Namen sie sich nicht erinnerte, eine große Rolle gespielt. Sie war krank geworden, weil sie diesem elenden Traume viel zu viel Glauben schenkte."

„Nach Deiner Heftigkeit zu schließen, sollte man wirklich glauben, daß Du gleichfalls an derartige Träume glaubst?"

„Das weißt Du besser. Aber Du mußt doch zugeben, daß es jedenfalls sonderbar ist, wenn es sich gerade so trifft, daß sobald sich nur etwas in dieser Mordgeschichte ändert, ein Traum fast immer der Vorläufer der Ereignisse wird. Mama hat nie zu andern Zeiten böse Träume. Bethel, von dem sich jetzt herausstellt, daß er bei dem Morde betheiligt gewesen, spielt in Mama's Träumen immer eine Hauptrolle, und ist eine stehende Figur derselben. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß ich um Richard geschrieben."

„Das hast Du gethan?"

„Obgleich ich mehreremale überzeugt war, daß Levison dieser Thorn sei, so erwarte ich doch nicht, daß ihn Jemand anderer erkennen werde, und der Eingebung des Augenblickes folgend, schrieb ich ihm, Samstag Abends hier zu sein. Der Brief ist bereits abgegangen."

„Wir müssen ihn wer regen, so gut es gehen wird."

„Aber liebste, theuerste Archibald, was können wir thun, um seine Unschuld an den Tag zu legen?" fragte sie mit Thränen in den Augen, und mit flehender Stimme.

„Ich kann nicht gegen Levison auftreten?"

„Nicht auftreten gegen Levison, wenn es Richard gilt?"

Er blickte sie mit seinen ehrlichen Augen ruhig an und sprach: „Wie kann ich das anstellen, meine Theuerste? Bereitest Du denn nicht, daß es aussehen würde, als ob ich mich an ihm wegen des an mir begangenen Unrechts rächen wollte." Barbara, die Anfangs etwas rebellisch dreinschaute, sah ihn nun mit thränenfeuchten Augen an, und lispelte: „Verzeihe mir, Archibald! Du hast immer Recht. Ich habe diese traurige Geschichte nicht von dem Gesichtspunkte betrachtet. Aber welche Schritte sollen denn doch gemacht werden.

„Es ist das ein verwickelter Fall," sagte Mr. Carlyle nachdenkend, „warten wir jedenfalls, bis Richard kommt."

„Hast Du, lieber Archibald, nicht zufällig eine Fünfpfundnote bei Dir? Ich hatte kein Geld, um es ihm zu schicken, und mußte diesen Betrag von Madame Vine borgen."

Er zog seine Brieftasche heraus, und reichte ihr das verlangte Geld.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Ein dahinsiegendes Kind.

Im dunklen Zwielichte eines Aprilabends saßen William, Carlyle und Lady Isabella im grauen Zimmer. Es war ein warmer Tag gewesen, doch sind die Frühlingsabende immer noch etwas kühl, und ein lustiges Feuer lohrte daher im Kamin. Das Feuer gab keine Flamme mehr; die roth glühenden Kohlen verdampften allmählich, und waren dem Erlöschen nahe. Madama Vine beleuchtete übrigens nicht sonderlich das Feuer.

William lag auf dem Sopha, und sie saß nebenan, ihre Blicke auf ihn heftend. Ihre Augenlider hatte sie abgelegt, denn sie waren von ihren Thränen benetzt, zudem hatte sie von ihren Kindern eine Wiedererkennung am allerwenigsten zu befürchten. William war von seiner Fahrt nach Lynnedurg und wieder zurück, ermüdet und lag mit geschlossenen Augen, die sie für schlafend hielt. Plötzlich öffnete er die Augen und fragte:

„Wie lange wird es noch dauern, bis ich sterbe?"

Diese Worte kamen ihr sehr überraschl, und schnitten ihr durch's Herz. „Was meinst Du damit, William? Wer hat Die etwas vom Sterben gesagt?"

„Oh! Ich weiß es, ich weiß es schon durch die „Geschichten," die sie wegen meiner im Hause machen.

„Sie haben ja gehört, was Hannah in der vergangenen Nacht gesagt hat?"

„Was denn?"

„Als sie mir den Thee brachte, und ich auf der wollenen Decke lag. Ich hatte damals nicht geschlafen, obgleich sie in der Meinung war, daß ich schlafe. Sie sagten die noch, sie möge in ihren Aeußerungen künftig etwas vorsichtiger sein, denn es könnte doch den Fall sein, daß ich nicht schlafe."

„Ich erinnere mich nicht mehr daran," sagte Lady Isabella nachsinnend, wie sie den Eindruck beseitigen könnte, die Hannah's Aeußerung, falls er sie wirklich gehört haben sollte, auf ihn hervorgebracht haben mußte. „Hannah spricht zuweilen sehr viel dummes Zeug zusammen."

„Sie sagte, daß ich rasch dem Grabe zueile."

Sagte Sie das? Wer kümmert sich um Hannah, sie ist ein närrisches Ding. Wir werden Dich bald wieder gesund sehen, wenn nur einmal die warmen Tage kommen."

„Madame Vine."

„Was, mein süßes Kind?"

„Wozu wollen Sie mich täuschen? Glauben Sie, daß ich das nicht merke? Ich bin kein kleines Kind mehr. Dem Archibald könnten sie so etwas erwidern. Sagen Sie mir, steht es denn wirklich schlecht mit mir?"

„Gar nicht schlecht."

„Du bist nicht stark genug, und sobald Du etwas kräftiger wirst, bist Du auch wieder ganz wohl."

William schüttelte sein kluges Köpfchen in bedenklichem Zweifel. Er war eines von jenen seltenen Kindern, vor welchen es unmöglich war, Thatsachen zu verhehlen oder zu verbergen. In seiner Denkungsweise, so wie in rascher und richtiger Auffassung war er Kindern seines Alters weit vorausgeeilt. Wäre auch sonst kein Wort in seiner Nähe gesprochen worden, so würde er doch seinen Zustand an der außergewöhnlichen Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte, erkannt und beurtheilt haben. Zufällig aber wurden Reden und Blicke in seiner Nähe gewechselt, deren Bedeutung zu

Digitized by Google

errathen ihm keine große Anstrengung kostete. Dazu kam noch Hannah's unvorsichtige und unverhüllte Aeußerung.

William glaubte daher im Innern seines Herzens so unzweifelhaft und gewiß an seinen nahen Tod, wie es nur Gott selber wissen konnte.

„Nun, wenn es sonst weiter nichts ist," fuhr er fort, „warum wollte sich Dr. Martin heute nicht in meiner Gegenwart aussprechen? Warum mußte er mich erst in's andere Zimmer schicken, um Ihnen seine Meinung sagen zu können? O, Madame Vine, ich bin so gescheit, wie Sie glauben."

„Ja gewiß. Du bist ein sehr gescheidtes Bübchen, aber zuweilen irrst Du Dich doch," erwiderte sie mit wehmüthigem Herzen.

„Wenn Gott uns liebt, so ist der Tod nicht so arg, sagte mir Lord Vane, dessen kleiner Bruder auch gestorben ist."

„Das war ein schwaches, kränkliches Kind, bloß und leidend, sein seiner Geburt gab er gleich wenig Hoffnung am Leben erhalten zu werden."

„Wie! Sie haben ihn gekannt?"

„Ich — ich habe es so gehört," antwortete sie, indem sie ihre unkluge Aeußerung ein wenig abschwächen wollte.

„Und Sie wissen nicht, daß ich sterben soll?"

„Nein."

„Und warum kränkten Sie sich denn von dem Augenblicke an, als wir Dr. Martin verließen? Und warum kränkten Sie sich meinetwegen überhaupt? Ich bin ja nicht Ihr Kind."

Diese Worte, sowie der ganze Auftritt überhaupt, überwältigten sie. Von ihren Gefühlen übermannt, sank sie auf ihren Knieen vor dem Sopha nieder und ließ ihren Thränen freien, ungehinderten Lauf.

„Nun da sehen Sie," rief William rasch aus.

„Ach William, ich — ich hatte auch einst so einen kleinen Knaben und so oft ich Dich anschaue, denke ich an ihn und darum weine und jammere ich."

„Ich weiß, Sie haben es uns schon einmal erzählt, er hieß auch William."

Sie lehnte sich über ihn nieder, vermischte ihren Athem mit dem seinigen und nahm das kleine Häuchen in die ihrige.

„William, weißt Du, daß Gott diejenigen, die er am meisten liebt, am frühesten zu sich nimmt? Solltest Du auch sterben, so wirst Du in den Himmel kommen und allen Schmerz und Kummer dieser Welt hinter Dir zurücklassen. Es wäre für so Manchen von uns viel besser gewesen, wenn wir in der frühesten Jugend gestorben wären."

„Würde es auch für Sie besser gewesen sein?"

„Ja," antwortete sie in wehmüthigen Tone. „Ich hatte viel Kummer im Leben. Manchmal glaube ich es nicht länger aushalten können,"

„Also noch nicht ganz vorüber. Haben Sie auch jetzt noch Kummer?"

„Ich habe all mein Lebtag Kummer gehabt und werde ihn auch tragen müssen, bis an mein Lebensende. Siehst Du, William, wäre ich als Kind gestorben, so wäre ich dem allen entgangen. Ja, die Welt ist voll, übervoll von Leiden."

„Von welchen Leiden?"

„Kummer, Krankheit, Sorge, Sünde, Neu und Lebensüberdruß. Ach, ich kann nicht einmal die Hälfte der Leiden hersählen, die uns im Leben zu überkommen pflegen. Wenn Du müde bist, sehr müde, liebster William, freust Du Dich nicht, und fühlst Du nicht eine Art von Wonne und Glückseligkeit, so ruhig in Deinem kleinen Bettchen liegen und den süßen Schlaf erwarten zu können?"

„Ja, und ich bin sehr müde, so müde."

„So geht's uns allen, wenn wir der Sorgen und Leiden dieser Welt müde und überdrüssig werden, dann sehnen wir uns nach dem Grabe, indem wir gut ausruhen können. Ja William! wir verlangen, schmachten und beten sogar darum; aber Du verstehst das Alles nicht."

„Wir liegen doch nicht im Grabe, Madame Vine?"

„Nein, nein liebes Kind. Unsere Körper liegen da, um einst am strahlsten Tage in Glanz und Schönheit wieder aufzustehen zu können. Wir gehen einem geweihten Ruheort entgegen, wo man weder Kummer noch Leiden kennt. Ich wünschte — ich wünschte," setzte sie mit blutendem Herzen hinzu, „wir könnten beide, ich und Du vereint, dort sein."

„Wer sagt denn, daß diese Welt nichts als Kummer bringe, Madame Vine? Ich denke mir diese Welt schön, lieblich und angenehm, besonders wenn an einem heißen Tag die Sonne so lieblich scheint, und die bunten Schmetterlinge herumflattern. Sie sollten einmal Ost-Lynne an einem Sommermorgen sehen, die sanften Anhöhen auf und abgehen, unter dem Schatten der freundlich nickenden Bäume, unter dem freien, weiten, weiten blauen Himmel, und dem Duft der Rosen und Blumen. O. Sie würden das dann nicht eine traurige Welt nennen."

„Eine schöne Welt, die wir gewiß nur sehr ungerne verlassen, wenn sie uns nicht durch Kummer und Leiden überdrüssig gemacht würde. Aber denke Die diese Welt noch so schön und herrlich — und was ist sie im Vergleiche mit jener Welt, mit dem Himmel."

„Ich habe Leute, die den Tod fürchten, die Zweifel äußern hören, ob sie denn wirklich in den Himmel kommen werden. Aber wenn Gott ein kleines Kind zu sich nimmt, so geschieht es gewiß nur aus Liebe. Das ist ein Lord, wie Mrs. Barbauld sagt, wo die Rosen ohne Dornen, und die Blumen ohne Gestrüppe wachsen."

„Ach! ich habe diese Blumen gesehen," unterbrach sie William, sich in seinem Eifer aufraffend, „sie sind tausendmal schöner als unsere hier."

„Gesehen die Blumen! diese Blumen werden wir nur im Himmel sehen."

„Ich habe ein Bild davon gesehen. Wir gingen nach Lynneburg, um Martin's Bild vom jüngsten Gericht anzuschauen. Ich meine nicht Dr. Martin," sagte William sich unterbrechend.

„Ich weiß es."

„Es waren drei große Gemälde. Eines davon stellte die Himmelsscharen vor! ich und Ich alle andern lieben dieses Bild am meisten. Ach, wenn Sie es nur gesehen hätten, oder haben Sie es vielleicht schon gesehen, Madame Vine?"

„Nein, ich habe aber davon gehört."

„Es stellte, wie Sie wissen, einen Fluß dar, mit vielen Kähnen. Ach wunderliche Gondeln, die die Erlösten aufnehmen, und sie nach den Himmelsgefilden bringen sollten. Myriaden und Myriaden von Schattengestalten in weißen Gewändern gehüllt, schwebten von den Wolken getragen über der heiligen Stadt. Und Blumen, Nelken und Veilchen schossen in üppiger Farbenpracht an den Ufern empor, auch viel schöner und herrlicher als auf dieser Erde."

„Wer nahm Dich denn mit, die Bilder anzusehen?"

„Papa, er nahm mich und Lucy mit, auch Barbara — sie war damals noch nicht unsere Mama — aber was glauben Sie Madame, hatte damals Lucy den Papa gefragt?"

„Nun, was fragte sie ihn?"

„Sie fragte, ob Mama unter den Gruppen in weißen Gewändern sich befinde, und ob sie auch in den Himmel gekommen sei? Sie verstehen doch Madame, ich meine unserer Mama Lady Isabella. Wir standen grade vor dem Bilde, und die Leute, die um uns herumstanden, und auch das Gemälde besichtigten, hörten es mit an, was Lucy gefragt."

Lady Isabella ließ das Haupt auf ihre Hände sinken. „Und was antwortete ihr Papa darauf?" frug sie athemlos.

„Ich weiß es nicht mehr, ich glaube, gar nichts, er war in einem Gespräche mit Barbara verwickelt. Aber es war auch sehr dumm von Lucy, denn Wissen hatte es ihr zu wiederholten Malen gesagt, daß sie den Namen Lady Isabella's nie in Gegenwart unseres Papa's aussprechen sollte, auch Miß Manning hatte es ihr gesagt. Und als wir nach Hause kamen, und Wissen davon hörte, sagte sie, Lucy verdiente dafür gebeutelt zu werden."

„Und warum darf man nicht von Lady Isabella in seiner Gegenwart sprechen?" Einen Augenblick spürte wunderte sie sich selbst darüber, wie sie eine solche Frage habe stellen können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verschiedenes.

Kaiserslautern, 24. Jan. Vor dem hiesigen Zuchtpolizeigericht wurde, anläßlich des Frankensteiner Eisenbahnunglücks, Bahnhofverwalter Klein freigesprochen; Locomotivführer Birnbaum, der durch zu langes Verweilen beim Wasserlassen im Frankensteiner Bahnhofe die Möglichkeit herbeiführte, daß sein Zug von dem andern erreicht werden konnte, wurde zu 2 Monaten und der abwesende Weichensteller Laubscher, der das Signal zu geben vergaß, zu 6 Monat Gefängniß und beide Letztere in die Gerichtskosten verurtheilt.

Vom Kreuzenthaler Berg meldet die Augsburger Postzeitung: Ein Phänomen an dem Kirchthurm des Filialdorfes Kaltenbuch bei Beilngries zieht allabendlich eine Menge Menschen aus der ganzen Umgegend dahin. Seit Heiligdreikönig erscheinen nämlich an der Thurmkuppel Lichtspiel, welche in jüngster Zeit mit Weißblech gedeckt wurde, mit Anbeuch der Nacht mehrere runde Scheine, welche in bei em rothen Lichte die ganze Nacht hindurch leuchten. Das Volk gibt dem Meteor natürlich sofort eine übernatürliche Deutung, um so mehr, weil es nur von Gebetläuten Abends bis Gebetläuten in der Früh sichtbar sein soll und weil angeblich alles sogleich verschwindet, sobald Jemand so kühn ist, den Thurm zu besteigen. Wir begaben uns denn am 18. Januar auch dahin, den bodenlosen Schmutz nicht scheuend, und beeichten, was wir gehört und gesehen. Sobald es gut dunkel wurde, zeigten sich die Lichtlein, zuerst die größeren, und mit einbrechender Nacht auch die kleineren, bald hell nah schön rothglänzend, bald blässer und bläulich, aber immer rund, und immer zehn an der Zahl in unsymmetrischer Stellung. Das Phänomen zeigt sich stets an der Westseite der Kuppel, im Hafte, d. h. zwischen der Kuppel und dem Kranze, und macht nur kleine Schwankungen an die Nord- oder Südseite der Kuppel. Die Bewohner sagen, daß manchmal mehr, manchmal weniger Sterne sichtbar sind. Aber falsch ist, daß die Erscheinung von einem bis zum andern Gebetläuten daure, sie währt vielmehr so lange, als es Nacht ist. Auch die andere Behauptung erwies sich als falsch, daß das Ganze erlischt, sobald Jemand den Thurm besteigt. Denn als wir dem Mesner unsern Entschluß mittheilten, den Thurm besteigen zu wollen, erzählte er, es seien schon zwei Partein Wissens gewesen; die eine, 11 Mann hoch, sei an der Kirchenthür wieder umgekehrt, die andere, aus 8 Mann bestehend, habe an der Thorsthüre den Rückweg angetreten. Wir waren also die Ersten, welche, zu drei Mann, mit einer Laterne versehen, das „Wagstück" unternahmen. Der Eine von uns blieb beim Schallloch, um mit denen drunten zu correspondiren; die beiden Andern stiegen unter die Kuppel. Wir mochten die Laterne bedecken oder offen haben, die „Sterne" blieben natürlich in gleichem Glanze; als wir an die Kuppel stießen, bewegten sie sich in kleiner Schwankung. Weitere Versuche an der Außenseite konnten wir nicht machen, weil es an Vorrichtungen und namentlich auch an einem Magnet fehlte. — Ob nun das Phänomen ein metallischer Reflex oder electrische Ansammlung sei, getraut sich Berichterstatter, als zu wenig Physiker, nicht zu unterscheiden. Es wäre vielleicht nicht ohne Interesse, wenn ein Physiker von Fach der Sache auf den Grund ginge.

In **Burgkundstadt** fand kürzlich die Hochzeit eines Brautpaares nach einer 37jährigen treuen Bekanntschaft statt; beide Brautleute zählen 134 Jahre.

London, 18 Jan. Der untergegangene Dampfer „London" gehörte der Firma Money Wigram u. Sons. Der Bericht des geretteten Ingenieurs Greenhill lautet: „Wir verließen Plymouth (wo der von London expedirte Dampfer angelegt hatte) am 6. Januar. Am 7. stürmisches Wetter mit Regen, am 8. ebenso. Am 9. verloren wir Klüverbaum, Vorstenge, Beansflenge und Ober-Beansstenge, dazu in starkem Sturme das Backbord-Rettungsboot. Am 10. um 3 Uhr Morgens legte das Schiff sich um, um nach Plymouth zurückzukehren. Fast um dieselbe Zeit hatte eine schwere See, welche gleichfalls den Steuerbord-Kutter zertrümmerte, das Steuerbord-Rettungsboot über Bord. Um Mittag 46° 48' nördl. Br., 8° 7' w. L. (von Greenwich) fuhren wir durch heftige Wogen, welche die Lucke des Maschinenraums wegrissen, so daß das Wasser eindrang und die Feuer löschte. Die Passagiere schöpften das Wasser mit Eimern aus dem Schiffe. 11. Jan.: Der Sturm wächst, schwere Kreuzwogen stürzen über das Schiff. Während des ganzen Morgens strengten Alle, die arbeitsfähig waren, sich an, das Leck in der Maschinenraum-Lucke zu stopfen, doch umsonst. Ungefähr um 4 Uhr Morgens wurden vier der Kreuzpforten eingestoßen; man versuchte sie zu stopfen, doch es zeigte sich unmöglich. Um 10 Uhr Morgens ließen wir die Steuerbord-Pinasse hinab; sie versank. Um 1 Uhr Nachmittags konnten wir das Schiff allmählich sinken sehen; es war schon bis zu den Hauptmastkeilen im Wasser. Um 2 Uhr verließen folgende Personen das Schiff in dem Backbord-Kutter: [werden die Namen dreier Passagiere, des ersten, zweiten und dritten Ingenieurs, des Herren, eines Midshipmans, des Unterbootsmanns, des Hinterdeckmeisters und neun untergeordnete Schiffsleute angeführt, im Ganzen neunzehn Männer]. Kaum fünf Minuten, nachdem wir das Schiff verlassen hatten, sahen wir es untergehen, den Spiegel zuerst mit ungefähr 270 Personen an Bord, von welchen anzunehmen ist, daß sie alle umgekommen sind. Als wir abstießen, wurden noch zwei andere Boote fertig gemacht, jedoch zu spät. Die Genannten, die sich retteten, wurden von der Marinopie aufgefischt und von dem Capitän derselben, Carafa, mit größter Freundlichkeit behandelt. Die Pumpen des Dampfers waren bis zum letzten Augenblicke in Thätigkeit gewesen.

Es soll bei hiesiger Feuer-Lösch-Ordnung eine freiwillige Steiger- und Rettungs-Compagnie gebildet werden.

Bürger und junge Leute vom 18ten Lebensjahr an, welche bei diesem Corps eintreten wollen, haben sich auf dem Bürgermeisteramte dahier bis nächsten Montag und Dienstag, von 2 Uhr Nachmittags an, zur Einzeichnung in die betreffende Liste, anzumelden.

Kusel, den 25. Januar 1866.

Das Bürgermeisteramt.

[56] **Schleip.**

Ottweiler Viehmarkt

am Montag den 5. Februar ds. Jrs.

Der Vorstand des Markt-Vereins.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Dienstag den 30. Januar 1866:

Einer von unsere Leut'.

Charaktergemälde mit Gesang in 4 Akten und 7 Bildern von Kalisch.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[45] **L. Collot.**

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Rm.
R.E.

Neue Pfälzer Lidaskalia

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 5. Sonntag, den 4. Februar 1866.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Ich will's Ihnen sagen," sagte William leise.

„Sie lief weg vom Papa, Lucy schwatzt einen Unsinn darüber zusammen, und meint sie sei von bösen Menschen geraubt worden — aber sie weiß nichts, und ich, ich weiß Alles — obwohl sie es vielleicht gar nicht ahnen."

„Sie dürfte doch einst unter den Erlösten im Himmel sein, und Du mit ihr."

Er fiel mit einem tiefathmigen Seufzer ganz erschöpft auf die Sophapolster zurück, und laq ganq ruhiq da, auch Lady Isabella saß gefaltten Hauptes in tiefstem Stillschweigen, als sie mit einem Male von William's lautem Schluchzen aufgeschreckt wurde.

„Ich mag nicht sterben! ich will nicht sterben! Warum muß ich denn von da weggehen, und Papa mit Lucy allein zurücklassen?"

Und ein Strom von Thränen begleitete diese wehmüthigen Worte.

Lady Isabella neigte sich über ihn, schlang ihre Arme fest um das zitternde Wesen. Ihre Thränen, ihre Seufzer begegneten und vermengten sich mit den seinen, sie flüsterte ihm süße und beschwichtigende Worte zu, und hielt ihn derart umschlungen, daß er seinem Schmerz an ihrem klopfenden Busen Luft machen konnte. Nach einer Weile ließ auch der Paroxysmus ganz nach.

„Hurrah!" rief William rasch aus. „Was bedeutet das?"

Draußen in dem Vorsaal wurde laut gesprochen, und gescherzt.

Mr. Carlyle, Lord Mount Severn, und sein Sohn hatten das Speisezimmer verlassen. Sie hatten für diesen Abend eine Comiteesitzung in West Lynne anberaumt, und waren jetzt im Begriffe, sich dahin zu begeben. Kaum hatten sich die Thüren der Vorhalle hinter ihnen geschlossen, als Barbara in die graue Stube kam.

Madame Vine erhob sich rasch, setzte ihre Augengläser wieder auf, und setzte sich mit anscheinender Ruhe auf einen Stuhl nieder.

„Ganz im Finsteren! und hier ist das Feuer ausgegangen!" rief Barbara etwas erstaunt aus, während sie sich bemühte, die halbverglimmte Asche zu einer Flamme anzuschüren. „Wer ist das hier auf dem Sopha? Bist Du es Wilkam? Du solltest schon zu Bette sein."

„Noch nicht Mama. Ich möchte noch nicht zu Bette gehen."

„Es ist aber schon die höchste Zeit dazu," entgegnete sie, indem sie zugleich die Glocke zog, „wenn Du so lange wach bleibst, wirst Du nicht sobald wieder gesund werden."

William wurde ins Bett geschickt, und Barbara wendete sich nun zu Madame Vine, um sie zu fragen, was Dr. Martin gesagt habe.

„Er sagte, die Lunge sei allerdings angegriffen, doch sprach er sich nicht ganq bestimmt aus; obwohl ich fest überzeugt bin, daß er für sich schon eine bestimmte Meinung darüber gefaßt hatte."

Mrs. Carlyle betrachtete sie nun etwas genauer. Das aufprasselnde Feuer beleuchtete ihr Gesicht, und spiegelte sich vorzüglich in ihren Augengläsern ab. Lady Isabella rückte ihren Stuhl etwas tiefer in den Schatten zurück.

„Dr. Martin kommt nächste Woche nach West-Lynne und wird William nochmals untersuchen. Ich getraue mich aus seinem zurückhaltenden Ton, aus den ausweichenden Antworten entnehmen zu können, daß er auf den allerschlimmsten Fall gefaßt ist, obwohl er es nicht mit Worten ausgesprochen."

„Ich werde mit William nach West-Lynne gehen," sagte Barbara, „mir wird der Doktor die Wahrheit sagen. Ich komme, meine Schulden zu bezahlen," sagte sie, das frühere Gespräch plötzlich abbrechend und eine Fünfpfundnote hinreichend.

Lady Isabella streckte mechanisch die Hand darnach aus.

„Weil wir gerade von Geldangelegenheiten sprechen," sagte Baebara im heiteren Tone, „werden Sie mir erlauben, Ihnen sagen zu müssen, daß wir beide, ich und Mr. Carlyle es sehr mißbilligen, daß sie den Kindern so viele Geschenke machen. Ich habe so oberflächlich die Kosten des Spielzeugs berechnet, und herausgefunden, daß sie einen großen Theil Ihres Gehaltes in Anspruch genommen haben müssen. Ich ersuche Sie, Madame Vine, nicht in dieser Weise fortzufahren."

„Ich habe sonst Niemanden, dem ich mit meinem Gelde ein Vergnügen machen könnte. „Ich liebe die Kinder," war Madame Vine's etwas kurze Antwort, zudem betonte sie ihre Worte sehr scharf und wollte wahrscheinlich damit andeuten, daß es keiner Vermittlung zwischen ihr und ihren Kindern bendürfte, und sie am besten wisse wie sie ihre Kinder zu behandeln hat

„Sie haben ja für sich selbst zu sorgen und wenn Sie auch jetzt keine großen Ausgaben haben, so wäre es doch nach meiner Meinung zweckmäßig, an irgend einen kleinen Reisevorfound zu denken. Nehmen Sie diesen Wink freundlichst hin, denn ich müßte sonst etwas mehr peremptorisch vorfahren, und mir Ihre Generosität geradezu verbitten. Es ist sehr schön von Ihnen, gewiß sehr freundlich, aber wenn Sie so wenig an sich denken, so müssen wir es thun."

„So werde ich ihnen von nun an weniger kaufen, murmelte sie. „Ich muß ihnen doch hin und wieder ein kleines Liebeszeichen kaufen."

„Das können Sie allerdings thun, eine Kleinigkeit, hie und da, aber nicht solches kostbare Spielzeug, wie Sie immer kaufen. Haben Sie je eine Bekanntschaft mit Sir Francis Levison gehabt?" fuhr Mrs. Carlyle fort, ihr früheres Gespräch plötzlich abbrechend.

Ein innerer Schauer, eine haßglühende Wange, ein von bitterer Reue beklommenes Herz und eine leise hingehauchte Antwort:

„Nein."

„Ich glaubte aus Ihrem Benehmen bei der Gelegenheit, als ich vorgestern von ihm gesprochen, entnehmen zu müssen, daß Sie ihn kennen, oder wenigstens einst gekannt haben. In der That, kein besonderes Compliment — werden Sie sich denken — eine solche Bekanntschaft einem aufbürden zu wollen. Also ist er Ihnen ganz fremd?"

Mit schwacher Stimme hauchte Lady Isabella ein kaum hörbares „Ja" hervor.

Barbara hielt einen Augenblick inne und fing dann:

„Glauben Sie an den Fatalismus, Madame Vine?"

Digitized by Google

„Ja, ich glaube daran," war ihre feste Antwort.

„Ich nicht."

Und doch hatte sie gerade durch diese Frage zum Theil bewiesen, daß sie nicht so ganz und gar vorurtheilsfrei denke.

„Nein, ich glaube nicht daran," setzte Barbara in entschiedenem Tone hinzu, indem sie auf dem so eben von Willam verlassenen Sopha Platz nahm, und so gegenüber von Madame Vine zu sitzen kam. „Wissen Sie, daß es Francis Levison war, der das ganze Unglück über dieses Haus gebracht."

„Das Unglück," stammelte Madame Vine.

„Ja, er war's," begann sie wieder, indem sie die abgegebene Antwort als ein Geständniß beobachtete, daß die Gouvernante entweder gar nichts oder nur sehr wenig von den früheren Ereignissen wisse. „Er war es, der Lady Isabella ihrer Heimath entrissen; ob sie vielleicht nicht minder bereitwillig war zu gehen, als er, sie zu entführen, das kann ich nicht sagen."

„Oh! nein, nein," rief Madame Vine unwillkürlich und ohne zu wissen, was sie sagte. „Wenigstens glaube ich, daß nicht . . .", sagte sie dann in der größten Verwirrung hinzu.

„Wir werden das nie erfahren, und was würde es am Ende auch nützen? Eines aber ist gewiß, daß sie nämlich ihre Familie verlassen; nicht minder gewiß ist es, daß sie nicht gegen ihren Willen gegangen. Haben Sie je die näheren Umstände dieser Geschichte gehört?"

„Nein."

Sie wollte eigentlich „Ja" sagen, fürchtete aber dann wieder gefragt zu werden, von wem sie das Alles erfahren habe.

„Er hielt sich damals in Ost-Lynne auf. Dieser Mann mußte im Auslande leben, und durfte es nicht wagen, sich in England, wo er außerhalb des Gesetzes stand, blicken zu lassen, und in seiner bekannten Großmuth hat ihm Mr. Carlyle Ost-Lynne zur Zufluchtsstätte an, wo er von den Verfolgungen seiner Gläubiger ganz sicher sein konnte, um ihn während dieser Zeit arranziren zu können. Er war eine Bekanntschaft der Lady Isabella. Und sie haben sich beide, er und sie, sehr dankbar gegen Mr. Carlyle benommen, indem sie mitsammen durchgingen."

„Warum mußte er ihn aber auch zu sich laden!"

Diese Worte waren mit verzweifelnder Schmerz ausgesprochen.

Mrs. Carlyle hingegen glaubte, daß sie in Feem einer Frage an sie gestellt wurden, und erhob sich mit vollem Stolze dagegen.

„Warum Mr. Carlyle ihn geladen, wenn ich recht verstanden habe, Madame Vine? Konnte Mr. Carlyle wissen, daß er einen so verworfenen Charakter besaß? Und gesetzt der Fall, er wußte es, war nicht Lady Isabella seine Frau? Wie sollte er ihrerseits eine Gefahr geahnt haben? Wenn es heute oder Morgen Mr. Carlyle gefiele, ganz Ost-Lynne mit verworfenen Menschen anzufüllen, was würde das auf mich für einen Einfluß haben? Was auf meine Sicherheit, auf meine Liebe und Anhänglichkeit zu meinem Mann? Wo dachten Sie hin, Madame?"

Wo sie hingedacht! sie stützte ihren schwindelnden Kopf auf die Hand.

Barbara fuhr fort:

„Wie ich jetzt im Sitzzimmer so ganz allein gesessen, und über diesen Gegenstand reiflicher nachgedacht habe, da schien es mir, als ob sich die Sache wirklich in einer Weise ereignet, die man gewöhnlich mit dem Worte Bestimmung bezeichnet. Dieser Mann, sage ich, war es allein, der Kummer und Schande über Carlyle's Familie gebracht, und kein anderer als dieser ist es auch, der gleiches Elend über meine Familie gebracht. Wußten Sie vielleicht schon," Mrs. Carlyle mäßigte hier den Ton ihrer Stimme, „daß ich einen Bruder habe, der in Verbannung, — in Schande leben muß?"

Lady Isabella wagte es nicht, diese Frage bejahend zu beantworten. Wer sollte sie, die stockirende Gouvernante mit Richard Hare's Geschichte vertraut gemacht haben?

„So nennt es wenigstens die Welt — Schande," setzte Barbara in ziemlicher Erregung fort. „Und es ist auch eine Schande — aber nicht so wie die Welt glaubt. Die Schande ruht auf einem andern, auf dem, der das Leid und die Schande auf meinen Bruder gewoben und dieser Andere ist Francis Levison. Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen."

Lady Isabella gab sich freiwillig dazu her, aber wunderte sich, was Francis Levison mit Richard Hare's Geschichte zu thun habe.

„Vor langer Zeit, als ich noch ein Kind war, ging Richard der Ayy Hallijohn nach. Sie haben vielleicht schon die Hütte im Walde gesehen, dort lebte sie mit ihrem Vater und ihrer Schwester Justine. Es war von Richard sehr thöricht, aber die jungen Leute sind nun einmal nicht anders. Es liefen ihr aber noch andere junge Leute nach. Unter diesen befand sich einer, der ihr am meisten den Hof machte, und auch noch weit mehr begünstigt wurde, als Richard. Er nannte sich Thorn und war seiner gesellschaftlichen Stellung nach ein Gentleman.

Er war ein Fremder in dieser Gegend und kam immer nur heimlich zu Pferde hin zu dem Mädchen. Da brach eine Nacht des entsetzlichsten Mordes herein. Hallijohn ward in seiner Hütte erschossen gefunden worden. Richard lief davon. Die Zeugenaussagen lauteten belastend gegen ihn, und das Geschworenengericht sprach ein Schuldig wegen des vorsätzlichen Mordes gegen Richard Hare den Jüngern aus. Wir glaubten Alle, daß er schuldig, daß heißt schuldig wohl der That, aber keineswegs der Absicht nach sei. Sogar die Mama, die ihn so liebte, zweifelte nicht an seiner Schuld, aber ich glaubte, es wäre blos ein Werk des Zufalls, keineswegs aber der bösen Absicht gewesen. Ach! das kummervolle Loos, das meine Mama zu tragen hatte," rief Barbara, ihre Hände ringend aus. „Und sie hatte Niemanden, der mit ihr sympathisirte, nicht eine Seele. „Ich, ich war, wie ich Ihnen sagte, dazumal kaum mehr als ein Kind und der Papa, der es zuerst hätte thun können und sollen, nahm Partei gegen Richard. Es mochten so ungefähr drei oder vier Jahre der entsetzlichsten Pein vorübergegangen sein, als mit einem Mal Richard heimlich auf einige Stunden in Westlynne anlangte und wir zum ersten Male erfuhren, daß er ganz unschuldig sei. Der Mann, der diese Schauderthat begangen, hieß Thorn. Richard war nicht einmal dabei anwesend gewesen.

„Die nächste Aufgabe war es nun, diesen Thorn aufzufinden. Niemand konnte über ihn Auskunft geben, wer und was er war, von wo er gekommen und wohin er gegangen, darüber verzingen wieder einige Jahre. Und da erschien wieder ein anderer Thorn, ein Offizier in Ihrer Majestät Diensten, dessen Gestalt ganz genau zu der Personsbeschreibung paßte, die Richard so ausführlich gegeben. Ich und Mr. Carlyle wir glaubten beide, den rechten Mann gefunden zu haben. Doch noch bevor wir daran denken konnten, etwas in der Sache zu beschließen, war Capitän Thorn auch schon verschwunden."

Barbara machte eine kleine Pause, um Athem zu schöpfen.

Madame Vine schien nicht besonders aufmerksam gewesen zu sein, denn was sollte diese Geschichte für sie bedeuten?

„Wieder gingen Jahre vorüber und da kam jene Periode von Francis Levison's Aufenthalt in Ost-Lynne. Zur selben Zeit war auch Capitän Thorn auf einen Besuch bei Herbert's angelangt. — Wir — ich und Mr. Carlyle gaben uns alle Mühe, um Etwas über seine Antecedentien zu erfahren, und es war beinahe schon ausgemacht unter uns, daß Capitän Thorn der Schuldige sei, als wir plötzlich abermals jede Spur verloren. Ich besuchte damals Mrs. Carlyle sehr oft in seiner Wohnung, denn die Mama konnte es nicht wagen, in dieser Angelegenheit einen Schritt zu machen, weil der Papa gar so fürchterlich gegen Richard eingenommen war, und da hatte ich oft Gelegenheit, Francis Levison zu sehen. Für jeden andern Besucher, nur für mich nicht, war er unsichtbar, denn sein Aufenthalt in Ost Lynne

Digitized by Google

war an cachette. Er gab vor, daß er Angst habe, seinen Gläubigern zu begegnen, ich vermuthe jedoch, daß dieß nur ein falscher Vorwand gewesen war und erinnere mich jetzt ganz genau, von Mr. Carlyle damals gehört zu haben, daß Levison in West Lynne gar keinen Gläubiger gehabt."

„Nun, aus welchem Grunde hatte er doch jede Gesellschaft, jeden Spaziergang gemieden?" unterbrach sie Lady Isabella.

Sie erinnerte sich nun zu gut an jene Zeit. Francis Levison hatte ihr damals oft gesagt, daß die Furcht vor seinen Gläubigern ihm dieses strenge Incognito aufgelegt habe, obwohl er auch einmal verlauten ließ, daß sie nicht so ganz in der Nähe von Ost-Lynne wären.

„Er hatte für seine eigene Person etwas Aergeres zu fürchten, als seine Gläubiger," entgegnete Mrs. Carlyle. „Sonderbar, während Capitän Thorn's Besuch bei den Herbert's, erhielten wir von Richard die Mittheilung, daß er es wieder in der gewohnten, heimlichen Weise wagen werde, auf einige Stunden nach West-Lynne zu kommen. Ich theilte Mr. Carlyle diese Nachricht mit, und hatte damals sehr oft mit ihm persönlich zu conferiren. Mama war in einer ängstlichen Unruhe, und auch Mr. Carlyle war eifrigst bemüht, Richards Unschuld an's Tageslicht zu bringen. Denn Miß Carlyle und Papa sind verwandt, und so war auch gewissermaßen der Name Carlyle durch die Schmach, welche Richard über uns brachte, verdunkelt."

Mit bitterem Aergerstih im Herzen erinnerte sich Lady Isabella jener Tage, wo sie von häuslicher Eifersucht gequält, die fleißigeren Zusammenkünfte Mr. Carlyle's mit Barbara in einer andern Weise zu deuten bemüht war. O, wie konnten ihre Sinne so bethört, und ihr Geist so verwirrt sein?"

„Richard kam und es wurden sogleich Anstalten getroffen, daß er sich zur Nachtzeit, wenn die Schreiber sich entfernt hatten, in Mr. Carlyle's Geschäftsbureau einschleichen, sich dort verborgen halten, und die Gelegenheit abwarten sollte, Capitän Thorn sehen zu können. Das machte nicht viel Schwierigkeiten, den Mr. Carlyle hatte gerade zu jener Zeit eine wichtige Geschäftsangelegenheit für den Capitän zu besorgen, und er konnte ihn ganz gut, ohne Verdacht zu erregen, spät Abends bei sich sehen. Es war das eine denkwürdige Nacht für Mr. Carlyle, denn es war die Nacht, von welcher sich Lady Isabella's Flucht datirt."

Lady Isabella blickte mit Thränen Augen um sich her.

„Ja in der That, es war an jenem Abende, Lady Isabella und Mr. Carlyle waren zu einem Diner geladen und Mr. Carlyle mußte, wenn er Richard behülflich sein wollte, diese Parthie absagen. Er war stets zuvorkommend und freundlich und berücksichtigte das Wohl Anderer mehr, als das seinige. O! es war eine verhängnißvolle Nacht! Der Papa war auswärts.

„Ich blieb zu Hause bei der Mama und versuchte alles Mögliche, um ihr unruhiges Gemüth zu beschwichtigen, denn seine nächtliche Wanderung durch West-Lynne war nicht ohne Gefahr und nachdem er dieß überstanden, sollte er noch eine Unterredung mit der Mama, die ihn seit Jahren nicht gesehen hatte, in unserm Hause haben."

Barbara hielt in Gedanken vertieft, ein wenig inne. Nicht eine Sylbe sprach Madame Vine, sie wunderte sich noch immer, in welchem Zusammenhange Richard Hare's und Capitän Thorn's Geschichte mit Francis Levison stehen sollte.

„Ich hielt am Fenster Wache, und bemerkte Mr. Carlyle und Richard nach unserm Garten wandeln, es mochte so ungefähr zwischen neun und zehn Uhr gewesen sein. Das erste Wort, das sie mir sagten, war, daß Capitän Thorn nicht der Mann sei, von dem Richard gesprochen. Ich fühlte mich durch diese Enttäuschung wie von einem Donnerschlage getroffen. Es war gewiß sehr abscheulich von mir, aber ich hatte so sicher geglaubt, daß er der rechte Mann wäre, und nun in meiner Hoffnung weder getäuscht zu sein, war sehr peinlich. Mr. Carlyle hingegen war mit diesem Resultate sehr zufrieden, denn er hatte eine Vorliebe für den Capitän gefaßt.

„Richard ging zur Mama und Mr. Carlyle war so freundlich, in ihrem Wunsch zu willigen und mit mir im Garten auf und ab zu spazieren. Wir fürchteten nämlich von Papa's Nachhausekunft überrascht zu werden, denn bei seinem Zorne und Widerwillen gegen Richard hätte er ihn dem Gerichte ausgeliefert, wenn er ihn im Hause angetroffen. Im Falle er früher käme, ehe Richard noch das Haus verlassen, sollte ihm Mr. Carlyle am Gartenthore durch ein anzuknüpfendes Gespräch ein wenig aufhalten, während ich indessen mit der Nachricht zur Mama laufen würde, damit sie Anstalt treffe, um Richard zu verbergen.

„Richard verweilte sehr lange bei der Mama, der Papa kam noch immer nicht und ich weiß wirklich nicht mehr bestimmt anzugeben, wie lange wir da im Garten promenirt haben mochten. Es war eine wunderschöne helle Mondnacht."

Die unglückliche Zuhörerin hatte innerlich einen harten Kampf zu bestehen. Die umständliche Erzählung und die ganze absichtslose Mittheilung dieser Einzelnheiten machten es ihr klar, daß der verhängnißvolle Spaziergang im Garten keineswegs in unbedeutender Absicht, und am allerwenigsten zum eigenen Vergnügen veranstaltet worden war. Warum hatte sie ihrem edlen Gatten so wenig Vertrauen geschenkt? Warum horchte sie auf das, was dieser falsche Mann gesagt, als er auf die im Mondschein Promenirenden höhnisch anmerksam machte? Warum, Ach! warum war sie in ihrem Nachereilschluß so voreilig? Hätte sie sie selbst mitsammen gehen gesehen, würde sie gewiß den unglücklichen Schritt nicht gethan haben.

„Richard hatte sich endlich von der Mama verabschiedet, und seine traurige Wanderung wieder angetreten. Mr. Carlyle hatte sich auch entfernt, und ich verweilte noch am Thore, den Papa erwartend. Mr. Carlyle, der beinahe schon zu Hause angelangt war, hatte sich plötzlich erinnert, ein Actenstück in unserem Hause zurückgelassen zu haben, mußte umwenden, und wieder zurückkommen.

„Mit dem Zurückkommen wollte es dieselbe Nacht gar kein Ende nehmen, denn kaum hatte er sich zum Zweitenmale entfernt, da kam auch Richard ganz aufgeregt und erzählte, so eben in der Bohnenhecke dem wirklichen Thorn — Thorn dem Mörder, begegnet zu sein. Die Zweifel, die mir seine Geschichte im ersten Momente einflößten, verschwanden bald und wir nannten Mr. Carlyle nach, um ihn von dieser neuen Wendung der Dinge zu verständigen, Richard beschrieb die Figur des Mannes, die er so eben gesehen, auf's Genauste, und schilderte seinen Anzug, erzählte von seinen weißen Händen, und dem Diamantring am Finger, und beschrieb vorzüglich die sonderbare Art und Weise, mit welcher dieser Thorn sein Haar von der Stirne zurückzustreichen pflegte.

„Ich hatte diese Schilderung mit gespanntester Aufmerksamkeit angehört, als mich plötzlich der Gedanke durchzuckte, daß dieser Thorn kein anderer als Capitän Levison sein könne, indem die Beschreibung auch ganz auf ihn paßte.

„Seit jener Zeit sei es mir immer auf, warum Mr. Carlyle nicht auch auf diesen Gedanken verfallen sei."

Lady Isabella saß da mit offenem Munde, als würde sie den Sinn dieser Worte gar nicht begreifen, und nachdem es ihr recht klar geworden, um was es sich handle, entsetzte sie sich über diesen Verdacht, und rief mit einer gewissen Heftigkeit:

„Francis Levison, ein Mörder! O nein, so schlecht er auch sein mag, das ist er nicht."

„Warten Sie," fiel Mrs. Carlyle schnell ein. „Ich wollte Ihnen nicht meinen Zweifel — sondern meine feste Ueberzeugung mittheilen.

„Sie werden es wohl erklärlich finden," fuhr Mrs. Carlyle fort, „daß ich, so groß auch mein Verdacht war, doch vor Mr. Carlyle den Namen eines Mannes nicht nennen durfte, der sich so schändlich gegen ihn benommen, und Richard hielt so in ewiger Verbannung. Heute wollte es der Zufall, daß ich in West Lynne mit meinem Wagen an die Stelle gerieth, wo Francis Levison das Volk haranguirte. Und ich sah dieselbe Handbewegung beim Zurückstreichen der Haare mit der blendend weißen Hand, sah den Diamantring, und die Ueberzeugung, daß er der vermeintliche Thorn sei, stand unerschütterlicher als je von meiner Seele."

Digitized by Google

„Es ist unmöglich," murmelte Lady Isabella.

„Warten Sie, sage ich," erwiderte Barbara. „Als Mr. Carlyle heute Abend zum Speisen nach Hause gekommen, unternahm ich es zum ersten Male — ihm diese Neuigkeit mitzutheilen. Es war aber für ihn keine Neuigkeit mehr, sondern eine bekannte Thatsache. Heute Nachmittags wurde Francis Lewison während seiner Ansprache an die Wähler von zwei Zeugen als derjenige Thorn erkannt, der seiner Zeit der Ally Hallijohn nachgelaufen."

„Es ist doch schrecklich!"

Lady Isabella starrte noch immer Mrs. Carlyle ungläubig an.

„Ja es kommt mir auch entsetzlich vor," setzte Mrs. Carlyle fort. „Er ermordete Hallijohn, dieser elende Mensch und mein armer Bruder mußte dafür büßen. Als ihm Richard in jener denkwürdigen Nacht in der Bohnenhecke begegnete, da schlich er gerade nach West-Lynne, um dort eine Chaise auszulnchen, die später ihn und seine Reisegefährtin aufnehmen sollte. Papa sah sie im schnellen Trabe davonreiten.

„Er war diese Nacht sehr lange ausgeblieben, und im Rückwege, schon ganz in der Nähe unseres Hauses, sah er einen vierspännigen Wagen schnell dahin rollen.

Wenn diese unglückliche Lady Isabella nur hätte ahnen können, mit wem sie davonentlaufen! Mit einem Menschen, der außer seinen andern schätzenswerthen Eigenschaften auch noch mit einem Morde belastet war. Es ist ein wahres Glück, daß sie nicht mehr am Leben ist. Was würde sie jetzt empfinden."

Und was empfand sie in der That, als sie da so zu sagen auf der Folter saß.

Ein Mörder, und sie hatte mit einem solchen Individuum!! — —

Trotz ihrer ängstlichen Vorsicht, trotz ihrer Selbstbeherrschung wurde sie dennoch leichenblaß, und ein leiser, aber scharfer Schrei des Entsetzens und der Verzweiflung entfuhr ihren Lippen.

Mrs. Carlyle war ganz erstaunt. Wie konnte diese Mittheilung in solcher Weise auf die Gouvernante wirken? Und der Verdacht, Francis Lewison müsse ihr doch nicht so fremd sein, als sie angegeben, erwachte von Neuem in ihr.

„Madame Vine, stehen Sie vielleicht in irgend einer näheren Beziehung zu ihm?" fragte sie, sich vorwärts beugend.

Madame Vine hatte einen ziemlichen Kampf zu bestehen, bis es ihr gelang, ihren anscheinenden Gleichmuth wieder zu erlangen.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Mrs. Carlyle," antwortete sie. Ich habe die Eigenschaft, mir alles in lebhaften Bildern vorzustellen. Es ist — wie Sie sagen — gar so entsetzlich."

„Steht er Ihrem Herzen nicht nahe? Kennen Sie ihn?"

„Er ist mir ganz fremd — ob ich ihn kenne? ich sah ihn gestern, als sie ihn in den Teich ducken. Einen Menschen, wie diesen Lewison zu kennen! Es würde mir schanden, ihm zu begegnen."

„Ja in der That," erwiderte Barbara, „Sie werden wohl merken, Madame Vine, daß ich Ihnen diese Geschichte in größtem Vertrauen mitgetheilt habe, denn ich betrachte Sie, als gehörten Sie zu uns."

Es folgte keine Antwort darauf, Madame Vine saß noch immer da, mit der Leichenblässe auf den Wangen, und mit gespenstervollen Blick in den Augen.

„Die Geschichte ist so romantisch wie eine Dichtung," begann Mrs. Carlyle wieder. „Ein Glück für ihn, wenn der Roman nicht mit dem Galgen endigt. Denken Sie sich nur einmal, was das heißen würde, Sir Francis Lewison gehängt, wegen vorsätzlich begangenen Mordes!"

„Barbara, meine Theure!"

Die Stimme war keine andere, als die Mr. Carlyle's. Und sie schwebte auf den Flügeln der Liebe fort aus dem Zimmer. Es hatte den Anschein, als hätten die Herren sich noch nicht alle verabschiedet, und sie dachte, daß sie vielleicht noch Kaffee zu nehmen wünschten.

Davon zepflogen auf den Flügeln der Liebe zu ihrem angebeteten Gemahl, und sie — die einst vergöttert wurde — über traurigen Einsamkeit überfliegend. — Sie sank wieder auf das Sopha, rang verzweiflungsvoll die Hände. In der Beklommenheit ihres blutenden Herzens wähnte sie sich einer Ohnmacht nahe, sie faltete ihre Hände und betete um den schnellen Tod.

Ja es war entsetzlich, wie es Barbara so richtig bezeichnete, diesem Manne, dessen Seele eben so wie seine Hand mit Blut befleckt war, diesem Manne hatte sie einen Archibald Carlyle geopfert!

Wenn je eine Stunde der Vergeltung für ein Weib geschlagen, so war es die, welche Lady Isabella so eben verlebt.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Robert der Teufel kommt Montag nochmals zur Aufführung, welches Allen, die, der ersten Vorstellung nicht Gelegenheit hatten, beizuwohnen, gewiß viele Freude machen wird.

Mehrere Theaterfreunde.

Logis-Vermiethung.

In dem Hause des Hrn. Adam Daniel ist der ganze untere Stock, bestehend aus einem Ladenlokal, 1 Zimmer, 1 Küche, Keller und gemeinschaftlichen Speicher, zu vermiethen. Dasselbe kann sogleich oder auch bis Ostern bezogen werden. Näheres bei der Nrd. bl. Blts

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Montag den 5. Februar 1866:
Auf vieles Verlangen
Große Vorstellung.
Robert der Teufel,
Sohn der Hölle, verbannter Fürst der Normandie,
oder:
Das Vertrauen auf Gott
Großes romantisches Schauspiel in 4 Akten von Charl. Birch-Pfeiffer.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[70] **L. Collot.**

Zweibrücken, 1. Febr. Der Centner Weizen 4 fl. 50 kr. Korn 3 fl. 47 kr., Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 3 fl. 28 kr., Spelz 3 fl. 33 kr., Haser 3 fl. 55 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 54 kr. Erbsen 5 fl. 27 kr. Heu 3 fl. — kr. Stroh 1 fl. 36 kr. Weißbrod 3 Pfd. 13 kr. Kornbrod 6 Pfd. 18 kr.

Homburg, 31. Jan. Der Centner Weizen 5 fl. 7 kr. Korn 3 fl. 42 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 3 fl. 32 kr. Gerste — fl. — kr. Haser 4 fl. 1 kr. Mischfrucht 3 fl. 50 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 54 kr. Kornbrod 18 kr.

Neustadt, 30. Jan. Der Centner Weizen 5 fl. 11 kr. Korn 4 fl. 3 kr. Spelz 3 fl. 58 kr. Gerste 4 fl. 29 kr. Haser — fl. — kr.

Speyer, 30. Jan. Der Centner Weizen 4 fl. 57 kr. Korn 4 fl. — kr. Gerste 4 fl. 10 kr. Spelz 3 fl. 27 kr. Haser 3 fl. 52 kr.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

ibliothek
ven.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 6. Sonntag, den 11. Februar 1866.

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Achtundvierzigstes Kapitel.

Mr. Carlyle wird zu einer Straßburger Pastete geladen.

Der Wind strich ächzend durch die großen Pappeln und Ulmen im Park von Ost Lynne und schüttelte die alten Nußbäume, daß die Aeste krachend zusammenschlugen. Das Wetter hatte sich geändert und die dichten Wolken kündigten einen nahen Regen an; so dünkte es wenigstens einem müden Wanderer, der diesen Samstag Abend auf einem einsamen Fußpfade der Besitzung Mr. Carlyle's zuschritt. Der Mann trug Matrosenkleidung und schwarz gelocktes Haar. Ein ungeheurer Backenbart von gleicher Farbe verbarg einen Theil seines Gesichtes, während der blaue Kragen seiner groben Jacke aufgeschlagen war und Locken und Bart theilweis wieder versteckte.

Von oben war ein steifleinen überzogener Hut tief in die Stirne gedrückt, weite, grobe Beinkleider und ein lederner Gürtel vollendeten die Tracht des Seemanns, der auf dem trockenen Land ziemlich zu Hause zu sein schien. Der Fremde paßirte, die in unserer Geschichte bereits vielfach erwähnte Bohnenhecke und ging durch ein schmales Hinterpförtchen in den Park von Ost-Lynne.

„Laßt sehen," sagte er zu sich selbst, die Thüre zuziehend und den Riegel vorschiebend. „Der gedeckte Weg muß in der Nähe der Akatienbäume sein; dann muß ich mich rechts halten, ob mich wohl einer von ihnen erwarten wird."

Allerdings wurde er erwartet.

Durch den gedeckten Weg in Hut und Mantille, als ob sie einen Spaziergang ins Freie machen wollte, wenn Jemand ihr begegnet und sie ausgefragt hätte, was wohl nicht leicht möglich war, so abgelegen war dieser Winkel des Parks, kam Mrs. Carlyle daher gegangen.

„O! mein guter Bruder!"

In einer innigen Umarmung verschlungen, übermannte das Gefühl die beiden Geschwister, und während Richards Thränen in den abscheulichen Backenbart träufelten, weinte Barbara wie ein Kind.

Nach einer Weile trat Richard ein paar Schritte zurück und betrachtete die Schwester.

„So bist Du denn nun verheirathet, theure Barbara!"

„O, und die glücklichste Frau auf Erden! Richard, oft frage ich mich, womit ich den eigentlich ein solches Glück verdient habe! Ohne den Kummer um Dich wäre mein Leben wie ein einziger lichter Sommertag. Ich hab' das herzlichste Kind von der Welt; es ist jetzt fast ein Jahr alt, Gott wird mir bald ein zweites schenken, und mein Archibald . . . o! ich bin mehr als glücklich."

Sie sprach bei Archibald's Namen ab; konnte sie doch selbst nicht ihrem Bruder gegenüber von ihrer heißen Liebe zu ihrem Gatten reden!

„Wie geht es im Wäldchen?" fragte Richard.

„Gut, ganz gut, die Mutter ist jetzt bedeutend wohler. Sie weiß nichts von diesem Besuche, denn . . ."

„Ich muß sie dießmal sehen," unterbrach sie Richard, „Du weißt, ich habe sie das Letztemal nicht gesehen."

„Wir werden später darüber reden, Richard. Wie geht es Dir in Liverpool? Was treibst Du da?"

„Frage mich nicht zu viel darüber, Schwester. Ich habe keine regelmäßige Arbeit, sondern finde so dann und wann in den Docks Beschäftigung. Deine Unterstützung kommt immer sehr zu gelegener Zeit; ist das Geld von Dir oder von Carlyle?"

Barbara lachte.

„Wie läßt sich das so genau unterscheiden? Sein Geld ist das meine und meines gehört ihm, wir halten keine gesonderten Kassen, Richard, wir senden es Die gemeinschaftlich."

„Oft dachte ich, es käme von meiner Mutter."

Barbara schüttelte den Kopf.

„Wir haben nie gewagt, der Mutter zu sagen, daß Du London verlassen hast, oder daß wir Deine Adresse hätten und an Dich schreiben könnten. Das hätte sie zu sehr aufgeregt."

„Wozu habt Ihr mich beobachten, Barbara? Was ist denn los?"

„Thorn ist hier. Du würdest ihn doch wieder erkennen?"

„Ihn, wieder erkennen!" rief Richard leidenschaftlich aus. „Hast Du etwas davon erfahren, daß sich in West Lynne ein Wahlkampf wegen der Abgeordnetenstelle entsponnen hat."

„Ich habe es aus den Zeitungen erfahren, Carlyle's Opponent ist Sir Francis Levison. Wie konnte dieser Mann daran denken, hierher zu kommen und sich Carlyle gegenüber zu stellen."

„Ich begreife es auch nicht," sagte Barbara, „und wundere mich, wie er es aus anderen Gründen nur wagen kann. Zuvörderst sage mir, Richard, wie Du dazu gekommen bist, Levison zu kennen. Du sagtest, daß Du ihn mit Thorn beisammen gesehen."

„Ja ich habe ihn zweimal mit Thorn gesehen."

„Also kennst Du ihn nur vom Sehen? Wer hat ihn Dir gezeigt?"

„Ein Wasserträger, der mit mir auf dem Platze zusammengetroffen war, wo die Miethwagen stehen. Ich sah Thorn Arm in Arm mit einem andern Gentleman und zeigte ihn dem Wasserträger und sagte:

„Kennt Ihr etwa diesen Herren da?"

„Den Einen kenn' ich nicht," antwortete der alte Bursche, „aber der Andere ist Levison, der Baronet. Sie sind immer beisammen, mir scheint, es sind alle zwei lustige Vögel."

„Und Beide sahen auch ganz so aus."

„Und auf diese Weise hast Du Levison kennen gelernt?"

„Ja," antwortete Richard.

„Dann Bruder, hat zwischen Dir und dem Wasserträger ein Mißverständniß obgewaltet. Er hat Dir auf den Unrechten hingezeigt oder den rechten nicht gut angesehen. Thorn ist kein anderer als Francis Levison."

Richard riß die Augen weit auf.

„Unsinn, Schwester!"

„Es ist aber doch so. Längst schon habe ich den Argwohn gehegt, daß er und Thorn identisch sein müssen, besonders seit jenem Abende, als Du ihn in der Bohnenhecke begegnetest. Deine Beschreibung jener gewissen Handbewegung, mit der er sich das Haar aus der Stirne zu streichen pflegt, so wie Deine Beschreibung von den weißen Händen und dem glitzernden Diamantenring passen ganz auf ihn. Letzten

Digitized by Google

Donnerstag fuhr ich beim Gasthofe zum „Raben" vorüber, als er eben das Haupt herausgurte und bemerkte dieselbe Handbewegung. Ich schrieb sogleich an Dich, damit Du unverzüglich kommst, um diesen Zweifel aufzuklären.

„Es wäre dies wohl auch nicht nöthig gewesen, denn als Carlyle nach Hause kam, und ich ihm mittheilte, was ich gethan, sagte er mir, er selbst sei nun auch überzeugt, daß Thorn und Levison ein und dieselbe Person sind; den Otway Bethel erkannte ihn denselben Nachmittag, und desgleichen auch Ebenezer James."

„Ah! die müssen ihn wohl kennen!" rief Richard hastig. „James besonders, denn er war damals oft bei Hallijohn's, und ist Thorn mehr als ein Dutzendmal dort begegnet. Auch Otway Bethel muß ihn gesehen haben, obschon er das Gegentheil versicherte."

Plötzlich schaute Richard ängstlich um sich, und kroch hinter die Bäume; denn die Gestalt eines Mannes ward am andern Ende der Allee sichtbar. Barbara lächelte; es war kein anderer, als Carlyle, und Richard kam wieder zum Vorschein.

„Noch immer voll Angst und Furcht, armer Richard!" rief Carlyle aus, ihm herzlich die Hände schüttelnd. „Eh! Eh! Sie haben ja Ihr Reisekostüme geändert?"

„Ich konnte mich in dem früheren nicht mehr hierher wagen, da man mich ja bemerkt hatte, wie Sie mir sagten. Ich habe es gestern unter der Hand gekauft; zwei Pfund Sterling für die Garderobe da; ich denke, daß ich tüchtig geprellt worden bin dabei."

„Sammt der Lockenfülle?" lachte Carlyle.

„Es ist die alte Perücke, nur geölt und gekräuselt," sagte Dick.

„Ich mußte dem Barbier fünf Schillinge zahlen für die Arbeit, und da hat er mir mein eigenes Haar, als Aufgabe, noch zugestutzt. Ich ließ das Fett nicht sparen an den Locken, denn das ist so Seemannsbrauch, recht glänzend gewichstes Haar zu haben. Carlyle, Barbara sagte mir, daß es sich nun herausstellt, daß Levison und dieser Schurke Thorn, ein und dieselbe Person sind?"

„So scheint es, Richard. Demungeachtet dürfte es besser sein, daß Sie Levison zu sehen trachten, ehe irgend etwas unternommen wird, und zwar so wie Sie damals Thorn gesehen haben."

„Wann kann dieß geschehen?" fragte Richard mit sichtlicher Begierde, endlich! sein Schicksal sich wenden zu sehen.

„Es muß in irgend einer Weise, und zwar recht bald werden. Vielleicht können Sie noch diesen Abend eine kleine halbe Stunde in der Nähe des Raben verweilen, Sie würden dann sicher Ihren Zweck erreichen, denn er geht dort beständig aus und ein. Niemand wird Sie erkennen und an Sie denken, denn alle Köpfe sind mit der Wahl beschäftigt."

„Ich werde aber den Leuten auffallen, denn man sieht wenig Seeleute in West-Lynne."

„Wir haben in letzter Zeit mehr auffallende Figuren hier zu Gesicht bekommen. Da ist z. B. ein russischer Bäre, der sich in den Straßen zeigt, neben dem Sie ganz alltäglich aussehen werden."

„Ein russischer Bär?" fragte Richard, während Barbara herzlich lachte.

„Mr. Otway Bethel ist in einem Anzuge heimgekommen, den das Volk für nichts anders als für eine Bärenhaut halten will; deßhalb wird er seit seiner Rückkehr mit diesem neuen Namen begrüßt. Wird es sich nicht doch endlich herausstellen, Richard, daß er bei dem Morde betheiligt war?"

Richard schüttelte den Kopf. „Unmöglich, Mr. Carlyle, ich habe das immer gesagt. Wenn Sie aber Levison für den Schuldigen halten, welche Maßregeln werden nun ergriffen werden?"

„Darin liegt eben die Schwierigkeit," erwiderte der Anwalt.

„Wer wird die Sache einleiten, wer weiter führen?"

„Sie selber, Richard."

„Ich?" stammelte Richard betroffen, „Ich! selber?"

„Ganz gewiß, wer denn sonst? Ich habe Alles wohl überdacht."

„Wollen nicht Sie es übernehmen, Mr. Carlyle?"

„Nein," war die ruhige und bestimmte Antwort, „ich kann nicht, weil es Levison betrifft."

„Fluch über den Schurken," knirschte Richard. „Aber warum tragen Sie Bedenken, Mr. Carlyle? An Ihrer Stelle würden neun unter zehn Männern die Gelegenheit zur Vergeltung benützen."

„Daß das Verbrechen des Mordes an Hallijohn würde ich keinen Augenblick zögern, ihm bis an's Schaffott zu verfolgen; allein was meine persönlichen Angelegenheiten betrifft, daß ich keinen Finger rühren, obwohl es mich einige Ueberwindung kostet, mich neutral zu verhalten. Sehr oft, seitdem er sich in West-Lynne wieder sehen läßt, hat es der größten Selbstbeherrschung von meiner Seite bedurft, um ihn nicht mit der Reitpeitsche zu züchtigen, bis ihm der Athem ausgeht."

„Er hätte nur gefunden, was er längst verdient."

„Ich überlasse ihn der Hand dessen, der da sprach: Die Rache ist mein! Ich glaube ihn des Mordes schuldig, aber eher würde ich mit die Hände auf den Rücken binden lassen, ehe ich sie erheben könnte, ihn auf das Schaffot zu bringen. Obgleich ich nur den Mörder Hallijohn's zur verdienten Strafe ziehen würde, müßte der Verbrecher mir immer einen andern Mordes schuldig erscheinen; und die Welt, in gewohnter christlicher Nächstenliebe, würde Mr. Carlyle ohne Zweifel Glück dazu wünschen, seine eigene Genugthuung dabei gefunden zu haben. Ich werde mich daher ferne halten, Richard."

„Könnte Barbara nicht die Klage erheben?" meinte Richard . . . .

Barbara stand neben ihrem Gatten, ihren Arm in den seinigen geschlungen, und Carlyle blickte zu ihr nieder, als er anwortete:"

„Barbara ist mein Weib! das ist genug, um . . . ."

„Dann ist wieder Alles aus, und ich muß die Hoffnung aufgeben, jemals freigesprochen zu werden."

„Durchaus nicht," entgegnete Carlyle. „Der Einzige der eigentlich für Sie handeln sollte, ist Ihr Vater, aber wir wissen, er wird es nicht! Ihre Mutter kann es nicht; es mangelt ihr dazu die nöthige Energie, und das physische Wohlsein, und wäre auch das nicht, würde Sie doch niemals wagen, ihrem Gatten Trotz zu bieten. Meine Hände sind gebunden und Barbara's, als eines Theiles meiner selbst, ebenfalls. So bleiben Sie allein, und müssen selber für sich einstehen."

„Aber was kann ich denn thun," jammerte der arme Richard; „wenn Ihnen die Hände gebunden sind, so ist dafür mein ganzer Körper gefesselt, Hände und Füße, und . . . Hals! Der ist stündlich in Gefahr!"

„Sie brauchen sich keiner Gefahr auszusetzen bei dem, was Ihnen zu thun obliegt. Sie müssen sich einige Tage in der Nachbarschaft aufhalten . . . ."

„Das wage ich nicht," unterbrach ihn Richard, „unmöglich, das wäre zu gefährlich."

„Hören Sie mich an, Richard. Sie müssen diese Furcht endlich bezähmen lernen, sonst bleibt Ihnen nichts übrig, als ewig unter dem Banne zu leben; bedenken Sie, es handelt sich um Ihrer armen Mutter Glück und Ruhe nicht minder, als um Ihre eigene Wohlfahrt, ja ihr Leben hängt davon ab. Können Sie glauben, daß ich Ihnen etwas rathen würde, was Sie in Gefahr bringt? Sie haben einmal genügend, Sie wußten einen Ort in der Nähe, wo Sie sich einige Tage verstecken können."

„So ist es; aber ich bin immer noch sicherer, wenn ich weit davon weg bin."

„Dort wüssen Sie für zwei oder drei Tage Ihre Wohnung aufschlagen. Ich habe die Sache reiflich überlegt, und will Ihnen mittheilen, wie ich glaube, daß die ersten Schritte eingeleitet werden sollten."

„Die ersten Schritte! denen noch Gott weiß wie viele! folgen müssen, wenn es zu was kommen sollte! Nun, und was ist es?"

Digitized by Google

„Wenden Sie sich an Ball und Treadman, und bewegen Sie dieselben, die Sache aufzunehmen."

Richard stutzte. „Ich verstehe Sie nicht, Carlyle! Eben so gut könnten Sie mir rathen, ich sollte mich nur gleich vor die Richter selber stellen! Ball und Treadman werden mich festnehmen, sobald ich mich nur sehen lasse."

„Durchaus nicht, Richard. Ich sage Ihnen nicht, Sie sollen offen und frei in ihre Geschäftsstanzlei gehen, wie jeder andere Client. Leiten Sie die Sache mit Mr. Ball auf freundschaftlichem Wege ein! es ist gut und rechtlich wenn er es für angemessen findet; theilen Sie ihm die ganze Geschichte an einem dritten Orte privatim bei einer persönlichen Zusammenkunft mit, und fragen Sie ihn, ob er die Sache annehmen will. Gelingt es Ihnen, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie unschuldig und der andere der Verbrecher ist, wie die Thatsachen dieß zu beweisen scheinen, wird er diesen Prozeß übernehmen. Sein Compagnon Treadman braucht es nicht gleich anfänglich zu wissen, und wenn Ball die Sache in Anzriff nimmt, ist es nicht nothwendig, daß er auch weiß, wo Sie zu finden sind."

„Ich bin Ball nicht abgeneigt," sagte Richard nachdenkend, „und wenn er nur einmal dahin gebracht ist, sein Wort zu geben, dann kann man auf ihn bauen. Das Schwierige bei der Sache ist nun, wer ihm dieß Wort und Versprechen abnehmen soll."

„Das überlassen Sie mir," sagte Carlyle, „so weit will ich die Bürde für Sie übernehmen. Wenn dieß geschehen, ist meine Dazwischenkunft beendet."

„Wie wird er die Sache anpacken? Was meinen Sie?"

„Das geht ihn an, ich weiß, wie ich es thun würde."

„Wie würden Sie es angreifen, Sir?"

„Sie können nicht von mir erwarten, daß ich Ihnen das mittheile, Richard; aber ich würde eben so Ihrerwegen verfahren."

„O, ich weiß! Sie würden geradezu auf's Ziel losgehen, und Levison festnehmen lassen, unter direkter Anschuldigung des begangenen Mordes."

Ein Lächeln überflog Carlyle's Lippen, denn der arme Dick hatte richtig geratben.

Ein Gedanke durchzuckte plötzlich Richard's Gehirn, ein Gedanke, der ihn schaudern machte. „O! Mr. Carlyle," sagte er im Tone des Schreckens, wenn Ball den Prozeß gegen Levison aufnimmt, muß er sich vom Gericht einen Verhaftsbefehl ausstellen lassen."

„Nun? und dann?"

„Und dann kann man mich auch einfangen, und ins Gefängniß stecken! Sie wissen ja, der Verhaftsbefehl ist noch immer in Wirksamkeit gegen mich."

„Aus Ihnen Richard wird nie ein geheimer Verschwörener! Ich kann weder im Voraus bestimmen, noch errathen, wie Ball bei der ganzen Geschichte vorgehen wird. Wenn er aber einen Verhaftsbefehl vom Gericht ausgestellt erhält, um Levison festzunehmen, wenn dieß nämlich in seinem Verfahren nothwendig werden sollte, folgt denn daraus, daß Ball zu den Richtern sagen wird: Meine Herren, Richard Hare ist in der Nähe, man kann auf ihn fahnden und ihn festnehmen? Ihre Furcht rennt mit Ihrem gesunden Verstande davon, Richard."

„Ach! Carlyle! wenn Sie gleich mir seit so vielen Jahren mit dem Stricke um den Hals hätten leben müssen, ohne zu wissen, ob er Ihnen nicht in der nächsten Stunde zusammengezogen wird, Sie würden auch zuweilen Ihren gesunden Verstand verlieren," seufzte der arme Richard demüthig. „Was habe ich nur zuvörderst zu thun, Sir?"

„Vor Allem begeben Sie sich in Ihr Versteck, und verhalten sich vorerstdig bis Montag. Kommen Sie Montag Abend, wenn es dunkel geworden, wieder her. Mittlerweile werde ich mit Ball sprechen. Jedoch muß ich, ehe ich dieß kann, von Ihnen selber hören, ob Thorn und Levison wirklich identisch sind oder nicht."

„Ich will sogleich zum „Raben" hinabgehen," rief Richard aus, „und sobald ich ihn gesehen habe, wieder hier in diese Allee zurückkommen." Mit dem letzteren Worten wandte er sich zum Weggehen, als Barbara ihn beim Arme festhielt.

„Du wirst müde sein, Richard?"

„Müde? hundert Meilen weit wollte ich laufen, wenn ich Thorn am Ende der Strecke wüßte, und entdecken könnte, wo er ist. Ich werde vielleicht erst in zwei oder drei Stunden meinen Zweck erreicht haben, aber ich kehre hierher zurück und warte, bis Ihr wieder zu mir herauskommt."

„Du mußt hungrig und durstig sein," entgegnete Barbara mit Thränen in den Augen. „Wie gerne möchte ich Dich in's Haus nehmen und bewirthen! Aber ich kann Dir einige Erfrischungen herausbringen."

„Ich bedarf dessen nicht, ich habe, als ich die Bahnstation verließ, ein gutes Nachtessen zu mir genommen. Laß mich gehen, liebe Schwester, ich bin wie im Fieber!"

Richard eilte fort und begab sich ins Stadtviertel von West-Lynne, wo das Gasthaus zum „Raben" befindlich war, und schien ihm das Glück in so weit günstig zu sein, daß er nicht lange zu warten brauchte.

Er hatte kaum in der Nähe des Hotels Posto gefaßt, als zwei Gentlemen Arm in Arm aus demselben traten.

Da der Gasthof das Hauptquartier eines der beiden Candidaten war, dachte das müßige Volk des Städtchens es könne nichts Besseres thun, als den Platz vor dem besagten Gasthofe auch zu seinem Hauptquartier zu erwählen. In Folge dessen war derselbe auch keinen Augenblick von Schwätzern und Gaffern leer, die hin und her schwebten und daß bewegte Straßenleben in dem sonst ziemlich stillen West-Lynne äußerst belebend fanden.

Richard Hare, der den Hut tief in die Augen gedrückt, mischte sich unter die Schaar der Herumlungerer und ward nicht weiter beachtet.

Zwei Gentlemen traten aus dem Gasthofe. Die Menge macht eine schwache Anstrengung zu einem „Levison, hoch!"

Richard schrie nicht mit, seine Pulse sagten in höchster Aufregung. Der eine war Thorn; der andere der Gentleman, den er mit Thorn in London gesehen hatte, und der ihm als . . . Francis Levison bezeichnet wurde.

„Welcher von den Zweien ist Levison?" fragte er einen der Nebenstehenden.

„Kennen Sie ihn nicht? Der den Hut abgenommen hat und sich verbeugt, uns zu danken, das ist der Levison."

Es bedurfte keiner weiteren Frage. Es war der Thorn, den Richard nie vergessen konnte!

Seine Hand, ohne Handschuh, erhob sich, den Hut abzunehmen; sie war weißer als je, diese Rechte, und im Scheine der Gaslaternen funkelte der Diamantenring.

An dieser Hand mit dem Ringe allein hätte Richard nöthigenfalls die Identität des Mannes beschwören können.

„Wer ist der Andere?" fragte er weiter.

„Irgend ein Herr, der von London mit ihm gekommen ist. Er heißt Drake. Seid Ihr gelb, Freund Seemann, oder scharlach und purpurroth?"

„Keins von Beiden," entgegnete Richard. „Ich bin nur ein Fremder, der auf der Durchreise hier ist."

Richard kehrte eiligst nach Ost-Lynne zurück, um Carlyle seine Entdeckung mitzutheilen.

In der kühlen, fast stürmischen Nacht war die unglückliche Isabella, als die Kinder zu Bett gegangen waren und sie einsam mit ihrer Herzensqual in der grauen Stube geblieben, hinausgeschlichen in den Park, die brennende Stirne mit den glühend schmerzenden Gedanken im Abendthau zu erfrischen.

Als ob dieses marternde Feuer in ihrem Innern auch nur für einen Augenblick Kühlung hätte finden können! Sie irrte, wie ein abgeschiedener Geist durch die Laubgänge und Alleen und sah bald in einiger Entfernung einen fremden Mann auf sich zukommen.

Da sie jede Begegnung vermeiden wollte, schlug sie einen Seitenweg ein, aber sie wunderte sich, was zu dieser Stunde eine solche fremdartige Erscheinung hierhergeführt haben mochte und wollte abwarten, bis er vorüber sein werde.

Der Mann blieb jedoch in der Allee stehen, ohne weiter zu schreiten, und sie war nun in dem Seitenpfade, der wieder in die Allee einmündete, gefangen.

Digitized by Google

Nach ein paar Minuten sah sie, wie Mrs. Carlyle neben ihm stand und der Fremde sie zärtlich umarmt hielt.

Lady Isabella verlebte eine seligste Viertelstunde! Die Unglückselige glaubte an . . . eine Treulosigkeit Barbara Carlyle's gegen Archibald. Mit bitteren Gefühlen verdammte sie das ehevergessene Weib, das den Gatten hinterging, im Schooße häuslichen umschlungen haltend, die Allee hinabgeschritten war und zu Isabellens noch größerem Erstaunen ruhig mit Carlyle plauderte; dann sah sie, wie die Drei sich freundlich gute Nacht boten und Carlyle den Arm seiner Gattin zärtlich in den seinigen legend mit ihr zum Hause zurückkehrte; während der Fremdr in entgegengesetzter Richtung verschwand.

„War ich von Sinnen?" rief sie mit einem heiseren Lachen aus, „sie treulos! Nein! Nein! So elend sollte nur ich allein sein."

Sie folgte ihnen nach dem Hause.

Die Fenster im Besuchzimmer standen offen, die Vorhänge waren nicht herabgelassen, das Gemach war freundlich erleuchtet; Carlyle und Barbara waren durch diese Thürfenster diesen Abend bei ihren Besuchen im Park aus- und eingegangen.

Lord Mount-Severn war auf eine Woche nach London gereist, das glückliche Paar war allein; der Thee stand bereit, Barbara saß auf dem Sopha, Archibald stand neben ihr, ernst und angelegentlich mit ihr redend.

Bald aber umspielte ein freundliches Lächeln seine Lippen, Barbara sah zu ihm auf mit ihren Augen voll Liebe und Zärtlichkeit, o! sie waren glücklich, ohne daß auch nur die leichteste Wolke diesen reinen Himmel von Glückseligkeit getrübt hätte! Und Isabella! Die unselige Isabella kehrte mit zerknirschtem und gebrochenem Herzen zurück in ihr einsames Zimmer.

Die Herren Ball und Treadman waren, wie die Messingplatte an der Thüre ihrer Geschäftscanzlei ankündigte, Rechtsanwälte und Notare. Mr. Treadman, der hauptsächlich die Notariatsgeschäfte besorgte, lebte mit seiner Familie im selben Hause, in welchem die Geschäftscanzlei etablirt war, während Mr. Ball, ein alter Junggeselle, anderwärts wohnte; West Lynne nannte ihn den Anwalt Ball und er mochte etwa vierzig bis fünfzig Jahre alt sein.

Er war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem schlauen Gesicht und grünen stechenden Augen.

Er nahm ohne viele Skrupel jeden Klienten an, der ihm unterkam; alle schmutzigen und zweifelhaften Streitsachen und Rechts- und Unrechtsfälle, die Carlyle mit keiner Fingerspitze angerührt hätte, fanden bei ihm Aufnahme. Aber, wie Carlyle bemerkt hatte, konnte er zeitweise und gelegentlich auch ein ganz ehrlicher und honneter Anwalt sein, das kam je se nach Umständen bei dem ehrenwerthen Mr. Ball vor, und es stand nicht zu bezweifeln, daß er Richard gegenüber gewissenhaft und ehrlich vorgehen werde. Montag in aller Frühe, um ihn zu nicht zu verfehlen, stellte sich Mr. Carlyle bei ihm ein. Der Advokat Ball hatte eine unbegränzte Hochachtung vor Mr. Carlyle, ganz wie er sie einst vor dessen seligen Vater gehegt hatte, und er verdankte diesen Carlyle's wirklich nicht wenig, da sie ihm zu einer Menge Klienten verholfen hatten, die sie zu wählerisch gewesen anzunehmen.

Obwohl nun beide Herren Stand- und Berufsgenossen waren, standen sie dennoch in gesellschaftlicher Beziehung auf sehr verschiedener Rangstufe; denn während Mr. Carlyle als Gentleman geachtet und von der ganzen Aristokratie der Gegend mit offenen Armen aufgenommen wurde, war und blieb Mr. Ball doch nur ein einfacher Landadvokat.

Ball wußte dieß recht gut und fügte sich auch geduldig in seine untergeordnete Rolle.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Mittwoch den 14. Februar 1866:

Die eifersüchtige Frau,
oder
Der Pantoffelheld.

Lustspiel nach dem Englischen in 2 Akten von Görner.

Zum Schluß:

Schinderhannes,
der große Räuberhauptmann.

Lustspiel in 1 Akt von Vogel.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[84] **L. Collot.**

Versteigerung.

Montag, den 19. Februar 1866, Nachmittags 5 Uhr, zu Kusel im Versteigerungslocale bei Wilhelm Dick, läßt Jacob Weiß, Tüncher dahier, zu eigen versteigern:

1) 1¼₀ Dez. Wohnhaus mit Keller und Hofraum, zu Kusel in der Hintergasse neben Wilhelm Schwinn und Christian Hellriegel.

2) Wohnhaus auf vorbelagten Keller mit ¹⁄₁₀ Dez. Hofraum alles neben dem Staffelspitze.

Kusel, den 9. Februar 1866.

[83½] **J. Klee,** kgl. Notar.

Holz-Versteigerungen.

Samstag den 24. des laufenden Monats werden durch das unterfertigte Bürgermeisteramt nachbezeichnete Hölzer öffentlich versteigert, als:

a) um 9 Uhr des Vormittags im Schulhause zu Gimsbach aus dem Gemeinde-Waldschlage Güterothswald:

61 eichen Bau- und Nutzstämme u. Abschnitte und
6 Wagnerstangen.

b) um 1 Uhr des Nachmittags im Schulhause zu Matzenbach aus dem Gemeinde-Waldschlage Dielberg:

14 eichen Bau- und Nutzstämme u. Abschnitte,
2 eichen Wagnerstangen und
12 roth- und hainbuchen Nutzstämme.

Matzenbach, den 7. Februar 1866.

Das Bürgermeisteramt.

[82] **Glück.**

Versteigerung.

Montag den 19. Februar, Vormittags 9 Uhr läßt Freiherr von Louisenthal auf dem Österhofe bei Wadern versteigern:

9 junge Kühe, Glanzage
5 Rinder, „
5 Arbeitsochsen.

Ferner Fuhrwagen, Pflüge, 1 Dreschmaschine, 1 Häckselbank, 1 Häckselmaschine, 1 Schrotmühle ꝛc.

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

.othek

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 7. Sonntag, den 18. Februar **1866.**

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Er war gerade über seinem Frühstück her, als Carlyle in sein Zimmer geführt wurde.

„Er, Mr. Carlyle, so zeitlich?“

„Bleiben Sie, lassen Sie sich nicht stören. Nein klingeln Sie nicht, ich habe schon gefrühstückt.“

„Eine köstliche Gänseleberpastete,“ rief Mr. Ball, der ein großer Feinschmecker war, „eben frisch aus Straßburg angekommen.“

Carlyle lehnte die Delikatesse lächelnd ab.

„Ich komme in Geschäften,“ sagte er, „und nicht zum Schmaus. Ehe ich mich weiter darüber aussprechе, geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß das, was ich Ihnen mittheilen werde, das tiefste Geheimniß bleiben wird, falls Sie nicht geneigt sein sollten, die Sache zu übernehmen.“

Jedenfalls haben Sie mein Wort. Was ist es denn? Etwa ein Rechtsfall, der das Zartgefühl Mr. Carlyle's verletzt?“ setzte er lachend hinzu „Ein Klient, der gerne der Ihre sein möchte, den Sie aber mir zuschicken in Ihrer Exklusivität?“

„Es ist ein Klient, für den ich nicht einstehen kann. Wollen Sie indeß glauben, daß es nicht der Sache wegen ist. Es handelt sich um die Geschichte mit Hallijohn. Carlyle benutzte sich näher zu dem Advokaten, und die Stimme sinkend sagte er: „es handelt sich um den Mörder.“

Ball hatte eben den köstlichen Bissen Pastete zwischen den Zähnen und schluckte ihn vor Erstaunen auf einmal hinunter.

„Was? Das ist ja eine alte Geschichte, die seit Menschengedenken vorbei und abgethan ist,“ rief er aus.

„Nicht so ganz. Es sind Umstände zu Tage gekommen, die darthun, daß Richard Hare unschuldig war, und daß ein Andrer das Verbrechen begangen.“

Carlyle theilte Ball in kurzen Worten mit, wie nach und nach durch eine Unzahl kleiner Nebenumstände unterstützt, sein Glaube an Richard's Schuldlosigkeit sich immer mehr befestigt habe, und wie er längst die ganze Angelegenheit vor die Untersuchungsrichter gebracht haben würde, wäre in dieser langen Frist von so vielen Jahren dieser Thorn, den Richard als den Thäter bezeichnete, aufzufinden gewesen. Nun sei er gefunden, und in West Lynne.

„Merken Sie wohl, Mr. Ball, ich klage ihn nicht an, ich bezeichne ihn nicht als den Mörder Hallijohn's, ich konstatire Ihnen einfach meinen Glauben an Richard's Schuldlosigkeit. Es kann irgend ein Dritter die That verübt haben. Es war meine bestimmte Absicht gewesen, Richard's Sache zu vertreten, von dem Augenblicke an, als irgend eine Möglichkeit sich zeigte, sie aufrichten zu können. Nun ist der Augenblick da, aber ich bin gezwungen, unthätig dabei zu bleiben.“

Mr. Ball zerbrach sich den Kopf, warum Carlyle unthätig bleiben müsse, was ihn indeß nicht darüber aufklärte.

„Ich habe Richard Hare gesprochen,“ fuhr Carlyle fort. „Ich habe ihm die vorliegenden Gründe auseinandergesetzt, die mein persönliches Einschreiten hindern und ihm gerathen, sich an Sie zu wenden, indem ich ihm versprach, Ihnen vorerst die Sache vorzulegen. Wollen Sie Richard sprechen auf Treu und Glauben, und seine Geschichte anhören, indem Sie bei Ihrem Ehrenwort ihn insgeheim und unbehindert sich wieder entfernen lassen werden, wie er gekommen, wenn Sie nichts für ihn thun wollen?“

„Ich gebe mit größtem Vergnügen mein Ehrenwort, liebster Mr. Carlyle,“ erwiderte der Anwalt freimüthig. „Es könnte mir nicht im Traume einfallen, dem armen Dick Hare was anhaben zu wollen, und wenn er mich von seiner Unschuld überzeugen kann, will ich Alles aufbieten, dieselbe beweisen zu helfen.“

„Sie werden ihn hören und urtheilen, ich will keinen Einfluß auf Sie üben. Ich habe nur meinen Glauben an seine Unschuld ausgesprochen, und Niemand beschuldigt. Richard wollte nicht ohne erst ihre Bürgschaft für seine Sicherheit zu haben, mit Ihnen zusammen treffen, habe ich diese, ist mein direkter Antheil an dem weitern Verlauf des Prozesses zu Ende.“

„Nehmen Sie mein Ehrenwort, Carlyle, und sagen Sie dem armen Dick, daß er nichts von mir zu befürchten hat.“

Nach einigen weiteren fruchtlosen Versuchen Mr. Ball's, das Geheimniß zu ergründen, das Carlyle abhalten mochte, persönlich seinem Schwager beizustehen, fragte Carlyle, wie die Zusammenkunft zwischen Richard und dem Anwalt stattzuhaben könne.

„Ist er in West-Lynne?“

„Nein, aber ich kann ihn in Kenntniß setzen, wann und wohin er kommen soll.“

„Wann aber?“

„Noch diesen Abend, wenn Sie so wollen.“

„Dann bestellen Sie ihn zu mir, in dieses Haus, ich wohne ziemlich ruhig, er wird vollkommen sicher sein.“

„So sei es,“ schloß Carlyle, und nach einigen weiteren Worten über die fragliche Angelegenheit, verließ Carlyle den Anwalt, der sein Frühstück mit der Gewissenhaftigkeit eines Sachverständigen beendete.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Eine Eingabe bei Gericht.

Am Montag Abend fand endlich die Unterredung zwischen Ball und Richard statt, der Advokat schenkte zwar der Erzählung, die ihm Richard mit allen Einzelnheiten mittheilte, volle Aufmerksamkeit, konnte sich aber nicht leicht entschließen, an die durchaus hervorgehende schwere Anklage, gegen Sir Francis Levison zu glauben. Richard beharrte jedoch bei seiner Anklage, und führte zur Bekräftigung derselben alle ihm bekannten kleinen Einzelnheiten, aus denen die Schuld Levison's hervorgehen sollte, mit solcher Klarheit an, daß der Advokat schwankend wurde.

So erzählte ihm Richard von seinem Zusammentreffen mit Sir Francis in der Bohnenhecke, und später in London, und wie Sir Francis sich vor ihm gefürchtet, und sogar einen anonymen Brief an den Richter Hare geschrieben, um ihn zu ängstigen.

„Lieber Mr. Richard, ich glaube Ihnen gern Alles, was Sie mir in Bezug auf Thorn erzählt, aber bei alledem bleibt es doch schwer zu beweisen, daß er und Thorn identisch sind.“

„Was das betrifft, so brauchen Sie nicht mir allein zu glauben; es ist Oswap Bethel da, der es bezeugen kann, wenn er will, und dann kann es auch Ebenezer James leicht beweisen.“

Digitized by Google

„Was weiß er davon?“ fragte der Advokat überrascht. „Ebenezer James ist jetzt in unserer Canzlei angestellt.“

„Er hat Thorn seiner Zeit sehr häufig gesehen, und hat ihn auch gleich erkannt. Es wäre am besten, wenn Sie ihn sogleich befragten; oder nehmen Sie vielleicht Anstand gegen Lvvison aufzutreten?“

„Durchaus nicht, geben Sie mir nur erst positive Anhaltspunkte über die Identität des Mannes, und ich werde sogleich gegen ihn einschreiten; Lvvison ist schon an und für sich ein gerichtener Spitzbube, der den Galgen verdient, ohne daß noch das Verbrechen dazu kommt, das er unter dem Namen Thorn begangen.“

„Ich werde übrigens sogleich James holen lassen, um zu hören, was er sagt.“

Richard erschrack heftig und rief ängstlich:

„Aber Sie werden ihn doch nicht holen lassen, so lange ich zugegen bin. Er darf mich nicht sehen. Bedenken Sie um Gottes Willen die Gefahr, die für mich daraus entstehen kann?!“

„Pah!“ rief der Advokat lachend. „Glauben Sie denn, daß ich nur dieses eine Empfangszimmer habe. Unser einer läßt die Katzen nicht in den Käfig kommen, wohin wir die Kanarienvögel aufstellt. Ebenezer ist gewiß in der Singakademie,“ sagte Mr. Ball nachdenkend, und richtig fand ihn auch dort der nach ihm ausgeschickte Bote.

„Ist etwas schleunig zu kopiren?“ rief Ebenezer, als er in's Zimmer seines Prinzipals trat.

„Nein,“ erwiderte der Advokat. „Ich wünsche bloß, daß Sie mir eine oder zwei Frazen beantworten, das ist Alles. Sagen Sie mir also, ob Ihnen Sir Francis Lvvison auch unter dem Namen Thorn bekannt ist?“

„O, ja, er hat auch einmal den Namen Thorn angenommen.“

„Wann war das?“

„Zu jener Zeit, wo Hollijohn ermordet wurde. Thorn pflegte sich in der Umgebung des Häuschens herumzutreiben und der Ally Hallijohn nachzustellen.“

„Ich erinnere mich nicht, ihn je in West-Lynne gesehen zu haben. Wo wohnte er also damals?“

„Er hielt sich nicht in West-Lynne auf, und schien diesen Ort auch absichtlich zu meiden. In der Regel kam er des Abends auf einem prachtvollen Pferde herangeritten, koste und plauderte einige Zeit mit Ally, und ritt dann wieder im schnellsten Galopp nach Hause zurück.“

„Wohin denn? Woher mag er wohl gekommen sein?“

„Von der Grazend um Swainson her. Ally erzählte nur oft, daß er zehn Meilen weit herüberkomme. Ich glaube mich übrigens nicht zu irren, wenn ich annehme, daß er von Lvvison Park, dem Erbsitze seines Oheims, gekommen sein mag; denn Lvvison Park ist nicht weit von Swainson.“

Der Advokat fand, daß die Sache allmählig aus ihrem frühren Dunkel hervorzutreten beginne, und nachdem er längere Zeit reiflich nachgedacht, richtete er mit ernstem Tone folgende Frage an Ebenezer James: „Sind Sie fest überzeugt, und haben Sie auch nicht den leisesten Schatten eines Zweifels, daß Sir Francis Lvvison derselbe Mann ist, den Sie früher unter dem Namen Thorn gekannt?“

„Eben so wenig als ich bezweifle, daß Sie Mr. Ball, oder daß ich Ebenezer James heiße. Ich bin von der Identität dieses Mannes so fest überzeugt, als von der unsrigen.“

„Sind Sie auch bereit, diese Thatsache vor einem Gerichtshofe zu beeiden?“

„Ich bin bereit und willig, es vor jedem Gerichtshofe zu beschwören. Zu jeder Zeit und selbst schon morgen, wenn ich vorgeladen werde.“

„Es ist gut. Jetzt können Sie wieder in Ihre Singakademie gehen. Beobachten Sie das tiefste Stillschweigen über Alles, was ich Sie gefragt.“

„Ich werde reinen Mund halten, Sir.“

Bis tief um Mitternacht saß Mr. Ball mit Richard Hare in geheimer Conferenz und notirte aus den Angaben Richards jede mir immer bemerkenswerthe Thatsache.

„Im Grunde ist es doch eine Grille von Carlyle,“ sagte Richard plötzlich, „daß er in dieser Sache nicht intervenieren wollte. Glauben Sie es nicht auch Mr. Ball?“

Der Anwalt warf die Lippen in die Höhe und sagte:

„Herr, es ist eine sehr delikate Geschichte. Carlyle war immer entschlossen. Ich an seiner Stelle würde mit Feuer und Schwert auf ihn losgehen, doch denken wir über solche Sachen verschieden.“

Am folgenden Tag war Mr. Ball beschäftigt, sich die Angaben, die ihm gemacht wurden, sorgfältig zusammen zu stellen. Dann fuhr er nach Lvvison Park, um allerlei Erkundigungen einzuziehen und fuhr dann später wieder nach Hause zurück.

Noch am selben Abend reiste Richard nach Liverpool. Momentan war seine Gegenwart nicht nothwendig; doch hatte er nur seiner Schwester Barbara und Carlyle seine genaue Adresse angegeben.

Mittwoch in der Früh war der Graf von Mount-Severn wieder zurück. Auch Lord Vane, der eigentlich wieder in die Schule nach Eton hätte zurückkehren sollen, war wieder gekommen, um sich den Jux anzusehen. Papa war Anfangs der Ansicht, der junge Herr sollte in die Schule gehen, hatte aber später doch seinen Bitten nachgegeben und ihm gestattet, den Wahlkampf noch ferner mit anzusehen.

Lord Vane freute sich schon auf das verblüffte Gesicht, das dieser Rtel nach seiner Niederlage machen werde, getraute sich jedoch nichts von dieser Schadenfreude vor dem gestrengen Papa merken zu lassen; denn dieser hielt strenge auf Anstand und adeliges Benehmen.

Um die Frühstückstunde kam der Graf mit seinem Sohne nach Ost-Lynne und gingen dann in Gesellschaft Mr. Carlyle's nach West Lynne, wo es gerade sehr lebhaft zuging.

Die Wahl sollte noch in dieser Woche stattfinden, und da jeder einzelne an dem Ausgange derselben das größte Interesse nahm, so herrschte eine große Lebendigkeit in dem sonst so stillen Städchen.

Mr. Carlyle's Comite hatte sein Hauptquartier im Rehbock aufgeschlagen, wo die Freunde desselben ab- und zugingen. Die Aechterbarf, die im Eifer für die gute Sache alle ihre richterlichen Obliegenheiten vernachlässigte, hatte entschieden Partei für Carlyle genommen und zeigte sich freilich an den Fenstern mit schartachrothen Abzeichen, den Farben der Carlyle'schen Partei.

Arm in Arm mit Lord Mount-Severn war Mr. Carlyle bis vor seine Canzlei angekommen. Hier entschuldigte er sich bei dem edlen Lord und verließ ihn und seinen Sohn, um die mit der Post angekommenen Briefe zu lesen.“

Mittlerweile war der Graf in den „Rehbock“ gegangen, während der junge Lord zum „Raben“ eilte, um in der Umgebung des feindlichen Lagers herum zu schlendern.

Der junge Mann hatte seine besondere Freude daran, sich dem edlen Baronet gegenüber zu stellen und ihn zu fixiren. Sir Francis schlug dann gewöhnlich die Augen nieder, während Lord Mount-Severn's Sohn ihn mit einer gewissen Keckheit anstarrte.

Wie gerne hätte er, wie die andern barfüßigen Burschen seines Alters, den gelben Candidaten verhöhnt und ausgezischt, aber als Sohn einer so geachteten Persönlichkeit, durfte er keine solche Sprünge machen, und mußte sich ruhig verhalten, obgleich es ihm in den Füßen juckte, sich an dem Hexensabath, der um ihn herum aufgeführt wurde, zu betheiligen.

Mr. Carlyle hatte sich einstweilen in sein geheimes Cabinet zurückgezogen, die angekommenen Briefe gelesen und auf jeden derselben in kurzen Worten die Antwort hingeworfen. Dann rief er dem alten Dill, gab ihm rasch einige Instruktionen und machte Miene sich wieder zu entfernen.

„Sie sind heute in großer Eile, Mr. Archibald?“

„Ja, man benöthigt mich drüben beim „Rehbock.“

„Ehe Sie weggehen, hören Sie nur noch, was mir gestern Abends begegnet ist. Ich habe zufällig einen Streit zwischen Lvvison und Bethel angehört.“

„Wirklich!“ rief Mr. Carlyle, der in diesem Momente gerade im Schreibtische einen Gegenstand eifrig suchte und

Digitized by Google

der Erzählung des alten Dill daher keine große Aufmerksamkeit schenkte.

„Das, was ich gehört, genügt schier, Levison und vielleicht auch Bethel an den Galgen zu bringen. So viel ist gewiß, daß sie über Hallisohn's Mord mehr wissen, als wir geahnt. Besonders schreint es mir, daß Levison . . .“

„Halt!“ unterbrach ihn Mr. Carlyle. „Ich will von dieser Geschichte lieber gar nichts hören. Levison mag den Mord begangen haben oder nicht. Mir ist es gleichgiltig. Es ist nicht meine Sache und muß mir auch ferne bleiben.“

Diese Worte erschütterten den guten alten Dill, und er konnte nicht umhin, ihm in vorwurfsvollem Tone zu sagen:

„Aber mittlerweile leidet ja Richard Hare entsetzlich.“

„Das weiß ich.“

„Und finden Sie es billig, daß der Unschuldige für den Schuldigen leiden soll.“

„Gewiß nicht, aber es ist nun leider häufig so.“

„Wenn nun Jemand Richard Hare's Sache übernehmen wollte, so könnte seine Unschuld bewiesen werden.“ sagte der alte Mann mit einem traurigen Blick auf Mr. Carlyle wersend hinzu.

„Das ist schon geschehen.“

Dill warf einen frohen, dankerfüllten Blick auf seinen Prinzipal und rief:

„Das ist die beste Neuigkeit, die ich seit langer Zeit gehört, Mein Zeugniß wird wohl nöthig sein.“

„Ich übernehme den Prozeß nicht. Sie müssen also Ihre Nachrichten dem Mr. Ball, der für Richard die nöthigen Schritte machen wird, mittheilen. Er hat mit Richard auch schon eine längere Conferenz gehabt.“

Dill's Augen funkelten vor Freude.

„Wird er die Anklage gegen ihn erheben?“

„Wie ich Ihnen sagte, ich weiß nichts, und will nichts davon wissen.“

„Ach, ja! Ich kann's begreifen, aber ich gehe sogleich in die Canzlei, Mr. Archibald, und werde den Herren Ball und Treadman haarklein erzählen, was ich belauscht,“ sagte der alte Mann mit gewaltiger Energie.

„Das ist Ihre Sache!“ rief Mr. Carlyle lachend, „doch erinnern Sie sich, daß ich Ihnen gesagt, Sie müssen sich an Ball und nicht an Treadman wenden.“

Mr. Dill beeilte sich, dem ersten Schreiber die nöthigen Weisungen zu geben, und ging dann raschen Schrittes in die Canzlei der Herren Ball und Treadman, wo er länger als eine Stunde mit dem älteren Chef in geheimer Conferenz eingesperrt blieb.

Der Gerichtshof, der sich in der Regel um 10 Uhr Vormittags zu versammeln pflegte, trat an diesem Tage, wo alle Welt mit der Wahlbewegung in Athem gehalten wurde, erst um 3 Uhr Nachmittags zusammen und selbst in dieser späten Stunde schien er mehr mit den Wahlen, als mit den ihm vorliegenden Prozessen beschäftigt zu sein. Zwei Fälle, die der durch die Wahlen, entflammten Aufregung ihren Ursprung verdanken, wurden rasch erledigt. Zuerst kamen zwei Weiber an die Reihe, die als hitzige politische Parteigängerinnen im Streite über die beiden Candidaten die zinnernen Bierkrüge einander ins Gesicht geschleudert hatten.

Dann wurde ein Paudel Gassenjungen vorgeführt, die eine in Stroh aufgestopfte Figur, die den edlen Baronet vorstellen sollte, durch die Straßen geschleppt, und auf einer Wiese verbrannt hatte, bei welcher Gelegenheit leider die zum Trocknen aufgespannte Wäsche theilweise verbrannte.

Die beiden politischen Damen wurden zu einer wöchentlichen Arreststrafe, die Gassenjungen zu einer tüchtigen Tracht Prügel verurtheilt.

Kaum waren die salomonischen Urtheile gefällt, als Advokat Ball in den Gerichtshof stürmte, und mit großer Aufregung eine geheime Sitzung verlangte. Er gab zu verstehen, daß es sich um einen Gegenstand von höchster Wichtigkeit handle, dessen delikate Natur es nöthig erscheinen lasse, ihn in einer geheimen Sitzung anzuhören. Die Richter zogen sich zurück, und da sie vielleicht selbst neugierig waren, die Mittheilung Mr. Ball's zu hören, so bewilligten sie ihm die gewünschte geheime Sitzung.

Nach einer Stunde erschienen sie wieder im Sitzungssaale mit grimmigen und ganz verstörten Geschtern. Die Eröffnungen Mr. Ball's schienen offenbar einen überwältigenden Eindruck auf den Gerichtshof hervorgebracht zu haben.

Fünfzigstes Kapitel.

Die verkehrte Welt.

„Diesen Nachmittag sollen wir in Papa's Canzlei den Doktor Martin treffen,“ sagte der kleine William eines Tages zu Madame Bine, „wir gehen doch hin, nicht wahr?“

„Ich weiß es nicht, ich glaube die Mama wird Dich hinführen.“

„Nein, sie sagte heute Früh, Sie müßten mit mir gehen.“

Mrs. Carlyle unterbrach das Gespräch, und entschied die Frage dahin, daß die Gouvernante den Kleinen nach West-Lynne bringen werde, da sie Besuche erwarte, und ihr Vorhaben, selbst bei der Consultation zugegen zu sein, nicht ausführen könne.

Isabella, in Carlyle's Bureau! Eine harte Prüfung mehr zu den bereits überstandenen: aber sie mußte bestanden werden, gleich allen übrigen.

William ritt auf seinem kleinen Pony, Madame Vine ging ihm zur Seite; sie sollten in gleicher Weise den Weg zurück nach Ost-Lynne machen. Carlyle war nicht zugegen, als sie in der Schreibstube ankamen.

Der Knabe lief ohne alle Umstände in des Vaters Arbeitscabinet, es Madame Vine überlassend, ihm dahin zu folgen. Der alte Dill kam zu ihnen hinein.

„Nun, Master William, wie geht's? Wollen Sie einen Prozeß instituiren, junger Herr, oder einen Wechsel anklagen?“ sagte er lachend. „Bitte, setzen Sie sich, Madame.“

„Ich bin da, auf den Doktor zu warten, er soll kommen nach mir zu sehen. Wohin ist denn der Papa gegangen, Mr. Dill?“

„Wie sollte ich das wissen,“ sagte Dill freundlich lächelnd. „Was wollen Sie denn von Doktor Martin. Es muß Ihnen ja doch besser gehen, bei diesen rosenfarbigen Bäckchen?“

„Ich wollte selbst, daß es mir schon besser ginge,“ entgegnete der Kleine, „es ist so gastlig, diesen Uebertrieben schlucken zu müssen! Aber, Mr. Dill, was schreien denn die Leute so da beim Polizeiamte unten? Mein Pony hat so zu scheuen angefangen, daß ich zu thun hatte, ihn zu halten; ich habe ihm ein wenig die Peitsche zu kosten gegeben. Sie haben sich um eine gelbe Bandschleife herumgebalgt.“

„Ach! da wird nicht eher Ruhe sein, bis die Wahl vorüber ist,“ antwortete Dill. Ich wollte, es hätte schon ein Ende, und der Mensch wäre aus der Stadt.“

„Meinen Sie den Levison?“ fragte William, der, beiläufig gesagt, Alles getreulich merkte und nachplanderte, was er über Politik zu hören bekam.

„Ja, den meine ich. Das Mordwirthshaus ist,“ fuhr der alte Dill, als ob er mit sich selber redete, fort, „was den tollen Wicht nur anfechten konnte, sich hierher zu wagen.“ Heiße Gluth schoß in Lady Isabellen's Wangen. Ja, was veranlaßte den „Wicht“ so Vieles zu thun, was er verübt?

„Wahrhaftig, er wird doch nicht erwarten, es soll mit meinem Papa aufnehmen zu können!“ bemerkte der altkluge William.

„Er wird nie und nirgends über einen Ehrenmann den Sieg davon tragen, nein! Gott läßt so was nicht zu,“ entgegnete eifrig der alte Schreiber.

Da wurde plötzlich ein Fremder in das Cabinet geführt, weil man geglaubt, Mr. Carlyle sei anwesend. Dill nahm den Klienten mit sich in sein eigenes Arbeitszimmer. Mittlerweile hatte Letzterer Zeit gehabt, einen neugierigen Blick auf die Gouvernante zu werfen; die in peinlichster Verlegenheit im Stillen wünschte, sich unter die Erde verstecken zu können.

Sie trug wie gewöhnlich ein schwarzes Seidenkleid, aber Geschtt und Gestalt waren wie immer so entstellend verhüllt, daß ihre stete Besorgniß vor Entdeckung völlig grundlos war. Der breite Strohhut, der die Stirne bedeckte, so wie die blaue Brille vor den Augen, und endlich das schwarze Seidenkleid mit der ungeheuer falteureichen Mantille boten ein so geschmackloses Ensemble, daß Niemand in dieser Figur

Digitized by Google

die schlanke, reizende Lady Isabella von einst erkannt haben würde.

Carlyle kam endlich und war erstaunt, William mit Madame hier zu finden. „Ich glaubte Sie mit dem Kleinen bei meiner Schwester, Madame," sagte er, „ich hatte Dill gesagt, er solle Sie zu Cornelia führen, nicht wahr, Mr. Dill?"

„Nein, Sir!" erwiderte der Schreiber, der seinem Herrn gefolgt war, „Sie sagten nicht." . . . .

„So muß ich es vergessen haben, ich hatte mir vorgenommen, es zu thun. Wie viel Uhr ist es?"

Er sah nach seiner Uhr. „Zehn Minuten nach 4 Uhr.

„Hat der Doktor eine bestimmte Stunde angegeben; Madame Bine?"

„Nein, ich hörte etwas, von späterer Nachmittagsstunde . . . . ."

Die Gouvernante und William gingen nun zu Miß Carlyle, die nicht zu Hause war, und erst zu Tisch erwartet wurde, wie der Diener berichtete. Das Kind legte sich auf ein Sopha und schlief, ermüdet wie es war, ein.

(Fortsetzung folgt.)

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Dienstag den 20. Februar 1866:

Das Gefängniß,

oder

Er muß 14 Tage brummen.

Preislustspiel in 4 Akten von Roderich Benedix.

Holz-Versteigerungen.

Aus nachgenannten Waldungen von Gemeinden in der Bürgermeisterei Baumholder, kommen im Laufe dieses und des nächsten Monats folgende Holzsortimente zur meistbietenden öffentlichen Versteigerung:

1) aus Distrikt Hellenreich und aus Totalität, Gemeinde Grünbach. Am Mittwoch den 28. Februar, Vormittags 10 Uhr zu Grünbach

10 Eichen Bau- und Nutzholzstämme von 8–24′ lang, 14–27″ Durchmesser und	11 desgleichen von 8–26′ lang, 13–28″ Durchmesser;

2) an demselben Tage, Nachmittags 2 Uhr, zu Erzweiler, aus Distrikt Maiberg

12 Eichen Bau- und Nutzholzstämme von 10–20′ lang, 7–17″ Durchmesser;

3) zu Ruschberg, jedoch bei günstiger trockener Witterung im Walde, aus den Distrikten Null und Grohell, am Donnerstag den 1. März, Vormittags 9 Uhr,

48 Eichen Bau- und Nutzholzstämme von 9–32′ lang, 11–18″ Durchmesser und	61 Fichten Bau- und Nutzholzstämme von 13–46′ lang, 5–13″ Durchmesser;

4) zu Reichenbach, und ebenfalls bei günstiger trockener Witterung im Walde, aus Distrikt Refersbach, am Samstag den 3. März, Vormittags 9 Uhr,

149 Fichten Bau- und Nutzholzstämme von 26–28′ lang, 5–11″ Durchmesser,	333 Fichtenstangen von 2–3″ bis zu 5–6″ 6 Kiefernstämme von 16–24′ lang, 6–9″ Durchmesser.

Steiglieb haber wollen das Holz vorher in den genannten Walddistrikten in Augenschein nehmen.

Baumholder, den 15. Februar 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[102½] **Heil.**

Minderversteigerung.

Mittwoch den 21. d. Mts. um 10 Uhr des Vormittags, werden auf dem unterfertigten Amte, die Arbeiten über Erweiterung und Reparaturen des Leichenhofes in Hoof, zusammen veranschlagt zu 511 fl. 58 kr., auf dem Wege der Mindersteigerung vergeben.

Saal, den 12. Februar 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[91⅔] **Cullmann.**

Holz-Versteigerung.

I. Zu Konken.

Dienstag den 20. Februar d. Js., des Nachmittags um 1 Uhr, aus dem dasigen Gemeindewalde, Distrikt Konkerwald:

52 Eichen-Baustämme 3. u. 4. Cl.
29¼ Klafter buchen Scheithol,
¾ „ eichen „
6¾ „ buchene Astprügel,
¾ „ eichene „
1100 buchene Astprügelwellen,
75 eichene Astwellen.

II. Zu Oberohmbach,

Samstag den 24. d. Mts., Morgens um 10 Uhr:

a) Aus dem Gemeindewalde von da:
26 Eichen-Baustämme 2. 3. u. 4. Cl.

b) Aus dem Gemeindewalde von Niederohmbach:
11 Eichen-Baustämme 4. u. 5. Cl.
5 eichene Wagnerstangen,
2 kiferne Stämme 4. Classe.

Herschweiler, den 10. Februar 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[85½] **Morgenstern.**

Wegen einen eingetretenen Todesfall konnte die im letzten Blatte von der Musik-Gesellschaft Kilian aus Eßweiler angekündigte Musikproduktion nicht stattfinden. Dieselbe wird sich nun kommenden Mittwoch den 21. Februar, Abends 6 Uhr, im Ph. Koch'schen Wirthslocale produciren, wozu Freunde der Musik höflichst eingeladen sind.

[101] **Hubertus Kilian.**

Auf der Grube **Remigiusberg** bei Theisbergstegen sind die Steinkohlen abermals abgeschlagen und zwar von 32 auf 30 kr. herab.

Altenkirchen, den 16. Februar 1866.

Der Bergverwalter,

[98⅛] **Weiß.**

Logis-Vermiethung.

In meinem Hause ist eine Wohnung zu vermiethen; dieselbe besteht in 5 Zimmern und 1 Küche im zweiten Stock, 1 Dachzimmer, Speicher, Keller, Scheuer, Stall und Dungplatz, und ist bis nächsten Michaeli zu beziehen. Auch kann dieselbe in 2 Theile vermiethet werden.

[a] **Martin Schmelzle.**

Druck und Verlag von Wittwe Schneider in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfälzia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“

№ 8. Sonntag, den 25. Februar 1866.

Cast-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Minuten schlichen langsam hin, Isabellen dünkten sie eine Ewigkeit. Alles im Hause war still und lautlos; sie blickte traurig und mit banger Sorge auf das Kind, dessen Gesichtchen nun schneeweiß geworden war.

Es schlug fünf Uhr, und sie hörte Fußtritte im Vorzimmer; aber es waren nicht die des Arztes; ihr Herz hätte minder ängstlich gepocht. Carlyle trat ein.

„Dr. Martin läßt auf sich warten,“ bemerkte er. Dann fiel sein Blick auf den Kleinen.

„Wie bloß er aussieht, sagte er nachdenklich, und diese Schlafsucht! Sollte das nicht ein schlechtes Zeichen sein?“

„Ich dachte, Mrs. Carlyle würde mitkommen,“ bemerkte sie, nur um irgend etwas zu sagen.

„Sie erwartet Besuch, und wenn auch dieß nicht der Fall gewesen wäre, würde ich in ihrem jetzigen Zustande nicht zugegeben haben, daß sie sich ermüdet, besonders da sie heute nicht ganz wohl zu sein schien.

Wie schnitten diese Worte Isabella in's Herz! Es hatte eine Zeit gegeben, in der sie der Gegenstand seiner zärtlichen Sorgfalt war! O, wieder ihm zu gehören! und die Vergangenheit . . . . ein Traum! Wie brannte dieser Wunsch ihr in der Seele!

Doktor Martin, das kleine Männchen mit dem kahlen Scheitel kam endlich, besah den kleinen Patienten, fühlte ihm den Puls und beobachtete seine Respiration. Dann ließ er ihn los und sagte:

„So, kleiner Mann, nun kannst Du Dein Schläfchen zu Ende bringen, wenn Du Lust hast. Sag' mir erst noch, ob Du Dich schon etwas besser an den Leberthran gewöhnt hast.“

„Nein, er ist abscheulich zu nehmen,“ antwortete der Kleine, „aber ich bin immer so durstig. Papa, kann ich etwas Wasser bekommen?“

„Geh zu Tanten's Dienstmädchen, sie wird Dir welches geben.“

„Verlange lieber Milch, Kleiner,“ rief ihm Dr. Martin nach, „und trinke kein Wasser.“

Das Kind ging hinaus. Carlyle lehnte am Fenster, und Dr. Martin stand mit gekreuzten Armen vor ihm; Lady Isabella innerlich bebend und bangend neben demselben.

„Was halten Sie von der Sache, Doktor?“ fragte Carlyle.

„Je nun,“ erwiderte Martin mit einer Amtsmiene, „der Knabe ist unstreitig von äußerst zarter Complexion, aber . . .“

„Doktor, unterbrach ihn Carlyle in tiefem eindringlichem Tone, ich fordere Wahrheit, die reine, ungefälschte Wahrheit von Ihnen; reden Sie frei und ohne Rückhalt.“

Der Doktor zögerte zu antworten.

„Die Wahrheit schmeckt nicht immer angenehm, Mr. Carlyle.“

„Ich weiß das; aber sie ist um so unerläßlicher. Lassen Sie mich das Aergste wissen. Dann . . . . . hat ja das Kind keine Mutter . . . die ein solcher Ausspruch . . . .“

„Ich fürchte das Schlimmste.“

„Ist Lebensgefahr vorhanden?“

„Leider, er scheint mit dem Keim der Abzehrung zur Welt gekommen zu sein, die Krankheit verräth sich nur allzu deutlich.“

Carlyles Empfindungen traten nicht zu Tage; er war gewöhnt, sie männlich zu beherrschen.

Es konnte kein Zweifel an seiner Zärtlichkeit für seine Kinder obwalten; aber er blieb anscheinend ruhig bei dem Ausspruche des Arztes, und sein gesenktes Auge war von den langen dunklen Wimpern beschattet; Niemand vermochte in seinen Blicken zu lesen, was in seinem Herzen vorging.

Nach einigen Minuten brach er das Schweigen.

„Wie kann diese Krankheit bei dem Kinde Platz gegriffen haben? Sie liegt weder in meiner Familie noch in der . . . . . seiner Mutter.“

„Entschuldigen Sie,“ entgegnete der Doktor. „Seine Großmutter, die Gräfin von Mount-Severn, ist an der Abzehrung gestorben.“

„Man nannte die Krankheit nicht so,“ sagte Carlyle.

„Das will ich nicht sagen, wie man sie benannt hat, es war die Abzehrung, eine langsame, stille, schleichende, aber eine Abzehrung und nichts anderes.“

„Und ist keine Hoffnung mehr für das Kind?“

Dr. Martin sah ihn an. „Sie haben mich aufgefordert, die Wahrheit zu sagen.

„Ja, und ich will nichts als diese,“ wiederholte Carlyle in halb schmerzlichem, halb befehlendem Tone.

„Wohlan denn, Sir, es ist keine Hoffnung mehr. Die Lunge ist angegriffen.“

„Und wie lange noch . . .“

„Das vermag ich nicht zu bestimmen,“ unterbrach ihn Dr. Martin, die Frage erratend. „Er kann sich noch Monate so hinschleppen, ein Jahr vielleicht, möglicherweise tritt die Auflösung früher ein. Daß Sie ihn nicht länger mit Lernen und Studiren, er bedarf dessen nie . . .“

Dabei warf Dr. Martin einen Blick auf die Erzieherin, da die Weisung eben so gut sie anzehen mußte, als Carlyle. Der Doktor war aber sehr betroffen, als er sie betrachtete, und dachte, sie sei einer Ohnmacht nahe; sie war geisterbleich geworden und trotz des dichten Schleiers, der ihr Gesicht bedeckte, konnte man doch deutlich die Todtenblässe desselben wahrnehmen.

„Sie sind nicht wohl, Madame!“ rief er aus. „Sie sind nicht wohl! Trouve malade! Nicht wahr?“

Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme war erloschen, ihre zitternden Lippen versagten den Dienst.

Dr. Martin eilte auf sie zu, und zog ohne alle Umstände den Schleier von ihrem Gesichte weg und nahm ihr die blaue Brille ab, die sie ihm aber mit der einen Hand wiedereroberte und sich in einen entfernter stehenden Lehnstuhl werfend mit der andern das Gesicht bedeckte.

Carlyle, der nicht wußte, was er aus dem Vorfall machen sollte, trat hinzu.

„Was fehlt Ihnen, Madame Vine?“

Sie setzte unter ihrem Schleier die Brille wieder auf, ihr Gesicht war bleicher als jemals.

„Ich bitte, bemühen Sie sich nicht meinetwegen. Ich leide öfter an Schwindel und krampfhaften Anfällen, so daß ich leidend aussehe, aber das ist vorübergehend, ich bin wieder vollkommen wohl.“

Die Herren wandten sich wieder dem Fenster zu.

Digitized by Google

„Und welche Behandlung iſt anzuwenden, und welches Verhalten zu beobachten?“ fragte Carlyle den Arzt.

„Ganz wie Sie es damit halten wollen, wie der Knabe am liebſten ſelber will. Laſſen Sie ihn ſpielen, reiten, ſpazierengehen oder ruhen, eſſen und trinken, wie er will, das wird keinen großen Unterſchied machen.“

„Doktor! Sie nehmen es ſehr leicht . . .“

Dr. Martin ſchüttelte den Kopf.

„Ich gebe meine Meinung ab, wie ich es verſtehe, Sie beſtanden darauf, die Wahrheit zu hören.“

„Etwa ein wärmeres Klima?“ meinte der betrübte Vater.

„Das würde die Kataſtrophe um eine kurze Zeit verzögern, aber kaum länger als um einige Wochen, ſie ganz vermeiden, iſt nicht möglich. Und wer ſollte ihn begleiten? Sie könnten es nicht und er hat keine . . . Nein, ich würde Ihnen das nicht rathen. Ich wünſchte, Sie möchten Williams wegen Walmwright ſprechen.“

„Ich habe ihn dieſen Nachmittag geſprochen und ihm meine Anſicht mitgetheilt.“

„Wie geht es Mrs Carlyle?“

„So ziemlich. Sie iſt eben nicht vollkommen wohl, wie Sie begreifen werden, im jetzigen Augenblicke . . .“

Dr. Martin lächelte.

„Derlei pflegt vorzukommen. Aber Mrs. Carlyle hat eine eiſenfeſte Geſundheit und eine ſtarke Konſtitution, ah, eine weit ſtärkere als . . .“

„Als wer?“ fragte Carlyle, erſtaunt, daß der Doktor ſo plötzlich abbrach.

„Sie müſſen mir vergeben. Da ich's ſchon angefangen, kann ich ebenſo gut damit enden, ich habe ſo herausgeredet, ohne weiter zu überlegen. Sie iſt ſtärker als Lady Iſabella geweſen iſt, wollte ich ſagen. Nun aber muß ich zuſehen, daß ich den Sechs Uhr-Zug nicht verſäume.“

„Sie kommen manchmal beſſer nach Weſt-Lynne, nachzuſehen, wie es mit William ſteht?“

„Wenn Sie es wünſchen mit Vergnügen. Bon jour, Madame.“

Lady Iſabella verneigte ſich gegen ihn, als er mit Carlyle aus dem Zimmer ging.

„Wie anhänglich Ihre franzöſiſche Gouvernante an den Kleinen iſt,“ wiſperte der Doktor ihm zu, als ſie durch das Vorzimmer gingen. „Ich bemerkte es ſchon, als ſie mit ihm neulich in Lynneburg war. Haben Sie eben geſehen, welchen Eindruck es auf ſie gemacht hat, als ich ſagte, es ſtehe ſchlecht mit ihm? Merkwürdig das! Guten Tag, Mr. Carlyle.“

Carlyle ergriff ſeine Hand.

„Doktor,“ ſagte er, „könnten Sie ihn mir retten!“ und ſeine Stimme verrieth den Schmerz des gequälten Vaterherzens.

„Ach! Carlyle! wenn wir ohnmächtige, ſterbliche Doktoren dieſenigen für dieſe Welt erhalten könnten, die ſich der allmächtige, unſterbliche Arzt da droben für die andere Welt ausgeſucht hat. Was für eine hübſche Praxis wir nicht hätten. Denken Sie daran, beſter Freund, wie die ſchwerſten Wetterwolken oft geheimnißvollen Segen bringen. Leben Sie wohl.“

Carlyle kehrte zur Gouvernante zurück.

„Das ſind traurige Ausſichten, aber ich glaube, Sie waren beſſer darauf vorbereitet als ich,“ ſagte er zu ihr.

Sie ſaß noch immer wie angebannt auf derſelben Stelle. Nun aber ſtand ſie raſch auf, ſich dem Fenſter nähernd, als ob ſie nach Jemanden auf der Straße, der vorüberginge, ſehen wollte. Sie ſollte mit Carlyle in vertraulicher Weiſe über Tod und Leben ihres und ſeines Kindes ſprechen. Wie ſollte Sie die Faſſung behalten, wie das ertragen? Alle Schmerzen, alle Qualen waren rege in ihrem Innern und ſie mußte ruhig und gemeſſen erſcheinen!

„Der Knabe iſt mir ſo lieb geworden, Sir,“ ſagte ſie, ſich nur halb gegen Carlyle wendend, „und des Doktors gar zu hart und ſchonungslos getharer Ausſpruch hat mich ſo ſchmerzlich betroffen, daß ich noch ganz betäubt davon bin.“

„Wie gütig es von Ihnen iſt, ſich ſo lebhaft für mein armes Kind zu intereſſiren,“ ſagte Carlyle näher tretend.

Er wollte weggehen, aber ſie faßte ſich ein Herz und wendete ſich zu ihm und ſagte mit bebender Stimme:

„Es ſcheint, als ſei eine Schwierigkeit vorhanden, den armen William in ein wärmeres Klima zu bringen, weil keine paſſende Pflege für ihn gefunden werden kann. Vertrauen Sie ihn mir an, Sir, ich werde . . .“

„Er wird nicht reiſen, Sie haben gehört, daß Dr. Martin geſagt hat: ſelbſt eine ſolche Luftveränderung könne ſein Leben nicht verlängern.“

„Doch, doch, für einige Woche, mindeſtens, iſt das nicht Etwas?“

„Wohl, aber dieſe Wochen würden ihn von ſeiner Familie entfernt halten. Nein! Madame Vine, Wenn ich mein Kind recht ken ſoll, will ich es wenigſtens bis zum letzten Augenblick bei mir wiſſen.“

William's Köpfchen guckte zur Thür herein.

„Iſt er fort? Ja? Ich habe nicht hereinkommen mögen, ſo lange er da war. Ich fürchtete, er gibt mir wieder von ſeinem Lebertbran.“

Carlyle ſetzte ſich und nahm den Jungen auf die Knie, legte ſeine Stirne an die ſeidenen Locken des Kindes, und ſagte liebevoll:

„Mein beſter Junge, die Arznei wird Dich ſtark machen.“

„Aber ich glaube es nicht, Papa, daß ſie's thut. Sagt Dr. Martin, daß ich ſterben muß?“

„Wer hat Dir etwas vom Sterben geſagt?“

„Ah . . . Jemand hat ſchon davon geſprochen.“

„Wir müſſen trachten, Dich zu heilen und geſund zu machen, ſtatt Dich ſterben zu laſſen, mein guter Willy,“ antwortete der Vater, ohne zu wiſſen, was er in ſeinem Schmerze dem Kinde ſagen ſollte. „Du weißt, wir ſind immer in Gottes Hand, in geſunden, wie in kranken Tagen.“

„Ja Papa, das weiß ich.“

Carlyle bob das Kind auf den Boden nieder und übergab ihn Madame Vine.

„Sorgen Sie für ihn,“ ſagte er, und ging in das Vorzimmer.

Aber William lief ihm nach, und bat, er ſolle ihn zu Fuß mit nach Hauſe nehmen.

Er hatte nicht das Herz, dem armen Kind einen Wunſch zu verſagen, man machte ſich nach einiger Zeit, die Carlyle noch ſeinen Geſchäften zu widmen hatte, auf den Weg. Der Kleine hielt ſeines Papa's Hand, Iſabella mußte neben ihm gehen.

Als ſie an dem Poſtgebäude vorüber kamen, welch' ein Zuſammentreffen! Ein Mann kam aus demſelben und ſtand einen Aug in Aug gegenüber, aber nur eine Sekunde lang, denn er eilte in größter Verwirrung längs der Mauer davon . . .

Es war Francis Levſſon.

„Möchte nicht ſo ein häßlicher, böſer Mann ſein, wie der da, Papa,“ bemerkte William, nachdem er ſich nach ihm umgeſehen hatte. „Nicht wahr, Du auch nicht Papa?“

Carlyle antwortete nicht, und ſie ſah ihn unwillkürlich an. Er ſah vollkommen gleichgültig aus, doch ſpielte ein unausſprechlich verächtlicher Zug um die Lippen.

Am Thorgitter des Wäldchens ſtand Richter Hare, als ſie vorüberkamen und ſchien da friſche Luft zu ſchöpfen.

William ſah Frau Hare auf einer Gartenbank ſitzen und lief auf ſie zu, alle Kinder liebten die gute, liebreiche Frau Hare. Der geſtrenge Richter ſah nicht bleich, das wäre ein zu milder Ausdruck, ſondern zitronengelb aus. Seine beſte Perrücke war in ſonderbarer Unordnung und ſein ganzes imperatives und ſelbſt bewußtes Weſen ſchien von ihm gewichen.

„Hören Sie, Carlyle, das iſt unglaublich!“ rief er dieſem in einem ungewöhnlich ſanftem Tone zu. „Ich war dieſen Nachmittag nicht bei der Sitzung, aber Vinner hat von . . . von einer Anzeige erzählt, die dem Gerichte in geheimer Sitzung gemacht wurde! Aber das kann ja nicht wahr ſein, das iſt unmöglich, das iſt zu weit hergeholt. Was wiſſen Sie denn?“

„Nichts. Mir iſt von der Anzeige nichts bekannt.“

„Man will herausgefunden haben, daß Dick nicht der

Mörder Hallijohn's gewesen," fuhr der Richter leiser fort, sich sorglich umsehend, ob Niemand ihn hören könne.

„O!" entgegnete Carlyle.

„Sondern, daß Levison den Mord verübt hat, Levison."

Aber Carlyle antwortete nur mit einer Geberde, sein Gesicht blieb unbeweglich wie immer. Nicht so das einer Person die neben ihm stand.

„Aber das kann nicht sein, sage ich."

„So weit es Richard's Schuldlosigkeit betrifft, ja, davon war ich längst überzeugt," sagte Carlyle ruhig.

„Und ebenso von Levisons Schuld?" erwiderte Richter Hare mit weit aufgerissenen Augen.

„Darüber gebe ich keine Meinung ab," lautete die kalte Entgegnung Carlyle's.

„Ich sage, das ist rein unmöglich, Dick kann nicht unschuldig sein, Sie mögen mir eben so gut beweisen wollen, daß die Welt das Unterste zu oberst gekehrt, und daß die Sonne einen andern Lauf genommen hat."

„Das pflegt zuweilen der Fall zu sein, glaube ich, liebe Mr. Hare. Daß Richard kein Mörder ist, wird in Kurzem vor aller Welt bewiesen werden."

„Wenn der Andere es ist . . . da werden Sie doch die Gelegenheit ergreifen, denn . . ."

„Nein, ich werde ihn seinem Schicksale überlassen," sagte Carlyle mit verächtlicher Miene, „ereilt ihn die gerechte Strafe, gut, ich werde ihn nicht auf die Anklagebank bringen."

„Kann Dick schuldlos sein," wiederholte der Richter nachdenklich. „Warum blieb er dann weg, und kam nicht zurück, seine Unschuld zu beweisen."

„Das konnte er nicht, es mangelten ihm die Beweismittel. Und Sie, Richter Hare, hatten ja einen Eid geschworen, ihn auszuliefern!"

Der Richter sah merklich niedergeschlagen darein.

„O! Carlyle!" sagte er in seiner unüberlegten Weise, „welch' schreckliche Vergeltung wäre das für sie . . . gewesen, wenn sie noch lebte."

„Die Vergeltung bleibt für Niemanden aus," sagte Carlyle, und ergriff des kleinen William's Händchen, um weiter zu gehen. Der Kleine hatte Frau Hare geküßt, und war wieder davongelaufen. Sie grüßten Mr. Hare, und setzten ihren Weg weiter fort.

Isabella wankte mit schlotternden Knien neben Vater und Kind einher; sie war im Innersten zu Tode getroffen.

Richter Hare schaute ihnen nach, er konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen.

Richard unschuldig! Richard, den er zu schmachvollem Tode schleppen lassen wollte. Und jener Andere der wirkliche Mörder! Die Welt hatte das Unterste zu oberst gekehrt.

Einundfünfzigstes Kapitel.

Miß Carlyle und Miß Ay in großer Toilette.

Ganz West-Lynne war Donnerstag Morgens in größter Bewegung. Die Straßen waren gedrängt voll Neugieriger aus der Stadt und Umgegend, das Landvolk hatte sich zahlreich eingefunden. Hoch und Niedrig, Wähler und Nichtwähler begegnten ihre lebhafteste Theilnahme an der bevorstehenden Candidatenwahl und jeder ergriff die Gelegenheit, sich einen Festtag zu machen.

Den Umstand, daß Levison als Gegencandidat Carlyle's aufgetreten, verlieh der ganzen Sache ein eigenthümliches Interesse, und mit ungewöhnlicher Spannung erwarteten deßhalb die Bewohner West-Lynne's und der ganzen Nachbarschaft das Resultat der dießmaligen Wahl.

Barbara fuhr mit den Kindern zur Stadt, die Gouvernante wäre gerne zurückgeblieben, aber sie war unentbehrlich, Mrs. Carlyle konnte sich an einem Tage, der so bewegt zu werden versprach, nicht mit den Kindern beschäftigen. So stieg sie neben Barbara ein, den dichten Schleier vor dem todtenbleichen Gesichte.

Man hielt vor Miß Cornelia's Hause. Eine fröhliche Gesellschaft war dort bereits versammelt. Lady und Miß Dobede, die Herbert's, Frau Hare und viele andere Bekannte, denn das Haus war sehr günstig gelegen, und man konnte die Volksmenge von dort aus sehr gut übersehen, überdieß drängte sich Jedermann herzu, Miß Carlyle seine Achtung und Theilnahme zu bezeugen.

Cornelia war in großer Toilette. Sie trug ein schweres Brokat-Seidenkleid, und auf der Frontseite einer seidenen kunstvoll arrangierten Haube prangte eine Schleife, eine Schleife in scharlach und purpurrot, deren Umfang an die Flügel einer Windmühle erinnerte. Es war fast die einzige Gelegenheit in Miß Corny's Leben, bei der die Jungfrau es jemals nöthig erachtet hatte, sich zu putzen. Barbara trug keine Schleife, sondern einen duftenden Strauß scharlach- und purpurfarbiger Nelken, den ihr Carlyle selbst diesen Morgen gebracht hatte.

Carlyle sah von der Straße aus die Damen alle am Fenster des großen Empfangzimmers und kam auf einen Augenblick herein; er war eben auf dem Wege zum Stadthause. Händeschütteln, freundliche, herzlich gemeinte Wünsche, munteres Lachen empfing und begleitete ihn wieder bei seinem Weggehen. Barbara schlich ihm nach, ihm ein zärtlicheres Lebewohl mitzugeben.

„Gott segne Dich, mein theurer Archibald und das Schicksal möge Dir günstig sein."

Das Geschäft des Tages wurde endlich in Angriff genommen.

Mr. Carlyle wurde von Sir John Dobede vorgeschlagen, und von Mr. Herbert unterstützt. Lord Mount-Severn, der einer der geschäftigsten war, wäre gern als Proponent und Sekundant zugleich aufgetreten, aber er besaß keinen lokalen Einfluß, weil er in der Gegend fremd war. Sir Francis Levison war ebenfalls von zwei Gentlemen von Rang vorgeschlagen.

Die Probewahl, die durch Händeerheben stattfindet, fiel zu Gunsten Carlyle's aus, und zwar im Verhältniß von zwanzig zu eins. Die Freunde des Baronets forderten, daß man unverweilt zur Abstimmung selber schreite, welche an einem andern passenderen Orte vor sich gehen sollte, da die Stadthalle nicht Raum genug bot, die große Menschenmenge zu fassen.

Mit Schreien, Lärmen und Drängen eilte nun Alles der Wahlbühne zu, wo die Candidaten die Wähler nochmals ansprechen sollten. Candidaten, Proponenten und Sekundanten, Gentlemen und Volk, alles drückte und stieß einander im Gedränge. Carlyle ging Arm in Arm mit Lord Mount-Severn's geschlagen, der Weg dahin führte vor Cornelia's Haus vorüber. Der junge William Bane, der beiläufig bemerkt, im dichtesten Gedränge war, warf einen Blick auf die Fenster desselben, und schwenkte seinen Hut nach den Damen hin, indem er jubelnd schrie:

„Carlyle in Ehren für immer!"

Die Damen lachten und winkten ihm mit den Tüchern, Sträußen und Farbenschleifen zu. Die Menge stimmte in hundertfachem Echo ein.

„Carlyle hoch! Carlyle in Ehren für immer!"

Barbara's Augen entrollten Freudenzähren, sie lächelte durch diesen Beifallsschleier zwei liebenden Augen unten zu, die freundlich herauf grüßten.

„Welch' glänzende Versammlung von hübschen Weibern da droben," lispelte Mr. Drake dem Sir Francis ins Ohr. „Wie die Frauen zu ihm stehen! Ich sage Ihnen, Levison, Sie und die Regierung haben einen Narrenstreich begangen, es mit Carlyle aufzunehmen; der Meinung bin ich längst gewesen. Sie haben so wenig Chancen gegen ihn, als ein Strohhalm gegen einen Windstoß. Sie hätten besser gethan, sich bei Zeiten zurückzuziehen."

„Wie ein Hasenfuß das Feld räumen? Nein," entgegnete Levison ärgerlich, „ich will es ausfechten."

„Eine reizende Frau, Carlyle's Weibchen," bemerkte Drake weiter, Barbara mit Bewunderung anstierend. „Sagen Sie mir, Levison, war seine Erste auch so hübsch?"

Aber Sir Francis nahm die Frage übel auf und sah finster drein.

Ehe er indessen antworten konnte, drängte ein „Polizeimann in voller Uniform sich durch die Menge, und die Hand

Digitized by Google

auf des Baronets Schulter legend, sagte er in lautem, bestimmten Tone.

„Sir Francis Lewison, Sie sind mein Gefangener!"

Lewison dachte an nichts Anderes, als daß irgend ein Gläubiger sich seiner Person versichern wolle. Aber schon dieser Gedanke reichte hin, ihn in Wuth zu versetzen.

„Die Hand weg, elender Wicht, wie kann er sich unterstehen? . . ."

Eine rasche Bewegung, ein leichtes Geraſſel wie von irgend einem Metall herrührend, ein Summen der näherstehenden, erstaunten Menge, und die Handschellen hemmten jede weitere Bewegung des edlen Baronets. Drake brachte vor Staunen keine Silbe hervor; er konnte keine Hand rühren, sonst hätte es den Polizeidiener zu Boden geschlagen.

Ein Dutzend schmähender Stimmen erhoben sich gegen denselben.

„Ich bedaure ungemein, auf öffentlicher Straße und in solcher Weise meiner Pflicht nachkommen zu müssen," entschuldigte sich der Diener der Gerechtigkeit, halb gegen Sir Francis, halb gegen die ihn umgebenden Gentlemen gewendet; „aber ich konnte ihn gestern Abends nicht beikommen, und ich habe ich den Verhaftsbefehl schon seit gestern fünf Uhr Nachmittags in der Tasche. Sir Francis Lewison, ich verhafte Sie auf die Anklage des vorsätzlich an Georg Hallsohn begangenen Mordes."

Die Menge wich entsetzt und wie gelähmt vor Bestürzung zurück; die Worte des Polizeimannes wurden in raschen Laufe hin und zurück, nach allen Richtungen zu Jedermanns Kenntniß wiederholt, die Aufregung stieg auf's Höchste.

Die Damen an Miß Cornelia's Fenstern gewahrten, daß irgend etwas vorging, ohne den Zusammenhang zu errathen.

Einige wurden beim Anblicke der Handschellen bleich, und Maria Plantee, ein höchst nervöses Fräulein kreischte laut auf.

Sie wurden bleich die hübschen Frauenwangen! Aber was ihr Erbleichen im Vergleich zu der erdfahlen Blässe, die Francis Lewison's Gesicht entstellte. Seine Bestürzung war jämmerlich anzusehen, seine Mienen verzerrt bis zur Unkenntlichkeit; ein oder zwei Mal erblickte er dem Constaben nahe, so röchelnd kam sein Athemholen; dann plötzlich fiel sein verwirrter Blick auf Oliver Bethel, der seines frühern grotesken Aufputzes entkleidet, in seiner Nähe stand.

„Verräthischer Hund! Das ist Dein Werk," rief er ihm zu.

„Nein! Bei . . . . " Ob Oliver Bethel bei Jupiter oder Juno hatte schwören wollen, blieb auf immer unentschieden, denn ein anderer Polizei Offizier hatte ihm, in ähnlicher Weise wie Lewison, ebenfalls ein paar Handschellen angelegt.

„Mr. Oliver Bethel, ich verhafte Sie als Mitschuldigen an dem Morde Georg Hall-johns."

Es war, als sei die ganze Versammlung einzig und mit den Beiden verhaftet worden, so starr und stumm aufhorchend stand Alles da. Oberst Bethel, aus den Reihen der scharlach- und purpurfarbenen brechend, drang in die der gelben ein. Er wußte wohl, wie ungerathen dieser sein Neffe war, aber ihn mit ein paar Handschellen vor sich zu sehen, das hatte er nie erwartet!

„Was soll das bedeuten? fragte er die Polizeimänner in befehlendem Tone.

„Wir haben nur unsere Schuldigkeit gethan, Sie," antwortete einer von ihnen; „das Gericht hat gestern die Verhaftsbefehle gegen diese zwei Gentlemen erlassen; sie sind des Mords an Georg Hallsohn verdächtig."

„In Gemeinschaft mit Richard Hare?" rief der alte Oberst, erstaunt von dem Einen der Verhafteten auf den andern blickend.

„Es ist bereits erwiesen, daß Richard Hare nicht dabei betheiligt gewesen," erwiderte der Polizeimann. „Man behauptet, er sei unschuldig; ich weiß es nicht."

„Ich schwöre, daß ich unschuldig bin," schrie Oliver Bethel außer sich.

„Desto besser, Sir, Sie brauchen das nur zu beweisen," erwiderte ihm der Polizeimann höflich.

Miß Carlyle und Lady Dobede lehnten sich weit zum Fenster hinaus; die Damen konnten ihre Neugierde nicht länger bezähmen. Mrs. Hare stand neben ihnen.

„Was gibt es," rief Miß Tony hinab zu den Unterstehenden, „was soll der Lärm?"

„Dem schönen Herrn, der Parlamentsmitglied werden wollte, hat man eben die Handschellen angelegt, ihm und dem jungen Bethel zusammen," antwortete bestimmt und deutlich ein Mann aus dem Volke.

„Man sagt, die Zwei haben den Hallsohn umgebracht, und die Schuld auf den Richard Hare geschoben, der es nicht gethan hat"

Ein schwacher Schmerzensschrei entfuhr den Lippen der armen Mrs. Hare; Barbara flog zu ihrer Mutter.

„O! liebe, liebe Mama! fasse Dich, laß Dich durch diese Nachricht nicht zu sehr angreifen. Richard ist unschuldig, und es wird nun gewiß auch bewiesen werden, daß er es ist!"

„Archibald," rief sie in ihrer Angst hinunter zu Carlyle, der sie doch nicht hören konnte, „komm und sprich der Mutter Trost und Beruhigung zu!"

Carlyle aber sah, daß Barbara nach ihm verlangte und ihm winkte; er machte sich daher von seinen Freunden los, indem er ihnen sagte, er werde in wenigen Augenblicken zurück sein, und bahnte sich seinen Weg zum Hause; die Menge wich ehrerbietig zurück, als er vorschritt.

Sie brachten die Mutter in ein anderes Zimmer, aus der Nähe der fröhlichen Besucher und Carlyle schloß die Thüre hinter ihnen, damit sie ungestört bleiben könnten; nur er und Barbara waren bei Mrs. Hare, die fast ohnmächtig war, und Madame Vine, die man um ein Riechfläschchen gesticht hatte. Barbara kniete zu den Füßen der Mutter, Archibald beugte sich über sie, ihre Hände liebevoll in den seinen haltend.

Madame Vine wäre gerne hinausgeschlüpft, aber Carlyle hatte in der Zerstreuung den Thürschlüssel abgezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Vielseitigem Wunsche entsprechend, wird die **Kilian**'sche Musikgesellschaft von Eßweiler am nächsten **Montag** den 26. d. Mts., Abends 7 Uhr begonnend, im **Koch**'schen Saale dahier abermals sich produziren.

Entré à Person 12 kr.
Kassaeffnung halb 7 Uhr.
Das Programm ist an der Kasse zu haben.
A. A.

[114] Ch. L. Ihrig.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.
Dienstag den 27. Februar 1866:

Ein gebildeter Hausknecht.

Posse mit Gesang in 2 Akten von Kalisch.
Vorher:

Die Brandschatzung

oder:

Wer zahlt 20,000 Thaler???

Schauspiel in 2 Akten von Görner.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[89] **L. Collot.**

Druck und Verlag von Wittwe Schneeberger in Kusel.
Verantwortlicher Redakteur: Der Geschäftsführer der obigen Wittwe, Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 9. Sonntag, den 4. März **1866.**

MÜNCHEN 6 MAR 1866

Cast-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„O, Archibald, sagen Sie mir die Wahrheit! Sie werden mich nicht täuschen,“ sagte sie angsterfüllt; „ist endlich die Zeit gekommen, in der seine Unschuld erwiesen wird?“

„Ja!“

„Ist es möglich, daß dieser schlechte, verrätherische Mensch der Schuldige ist?„

„Bei meiner Ehre, ich glaube, daß er es ist,“ erwiderte Carlyle um sich blickend, ob ihn Niemand hören könne. „Was ich aber Ihnen und Barbara sage, würde ich sonst Niemanden in der Welt mittheilen. Ich will nicht sein Rachengel sein. Theure Mrs. Hare, fassen Sie Muth! Glücklichere Tage stehen Ihnen nun bevor.“

Barbara legte das Haupt der weinenden Mutter an ihren Busen und sprach ihr in den liebevollsten Ausdrücken Trost ein.

„Ich muß wieder weg, liebes Herz,“ flüsterte Carlyle seiner Gattin zu, „laß sie nicht allein, und verhüte, daß ihr kein voreiliges Geplauder zu Ohren komme.“

Er schloß die Thür auf, und ging wieder auf die Straße hinab.

Madame Hine saß da, einer Bildsäule gleich; ihr Herz war zu Eis erstarrt.

Unter Geschrei und Lärmen der begleitenden Menge wurden die Gefangenen beim Polizeigerichte in Untersuchungshaft untergebracht.

Levison's Partei strich in tiefster Beschämung seinen Namen sogleich von der Candidatenliste weg, auf der er, wie nun alle Welt einstimmig behauptete, besser niemals figurirt hätte. Daß er keinen Fall irgend welche Chancen gehabt, ernannt zu werden, stand ja ohnedieß fest.

Noch ein kleiner Zwischenfall an dem denkwürdigen Wahltage dürfte vielleicht ebenfalls Erwähnung verdienen.

Man hat Miß Corny in ihrem prachtvollen Seidenkleide und der schleifengeschmückten Haube am Fenster bewundert, wie sie stolz lächelnd dagestanden, über des Bruders Triumphe.

Aber kein Zweifel, hätte sie gewußt, wer über ihr aus einem Fenster des zweiten Stockwerkes herausgeschaut, sie würde sich zu einem unanständigen Einschreiten veranlaßt gesehen haben, dessen Folgen sich nicht voraus hätten sehen lassen. Es war niemand Anderer als die nichtsnutzige „Dirne“, die Aly Halljohn! Sie war von Miß Corny's Dienstmädchen eingeschmuggelt worden, und stand da oben, in ihrer ganzen Herrlichkeit, in einem grün und weiß gestreiften Popelinkleide mit Falbeln bis an die Taille hinauf, und mit einer Krinoline, die alles vernünftige Maß weit überschritt. Ein Phantasietüchen schwebte auf dem Hinterkopfe, und eine schmucke Feder und ein wehender Schleier wiegte sich auf demselben; dazu trug sie buttergelbe zarte Handschuhe, und ein moschusduftendes Spitzentaschentuch! Es war sehr gut für Miß Corny's Seelenfrieden, daß dieser Akt von unverschämter Keckheit ihr ewig ein Geheimniß blieb.

So stand die unternehmende Mamsel Aly da, stolz wie eine Sonnenblume, sich und ihre ganze Unwiderstehlichkeit den bewundernden Blicken des einfachen, guimüthigen Volkes unten zur Schau auszustellen.

„Er ist ein bildschöner Mann, das ist nicht zu leugnen,“ bemerkte sie zu Miß Carlyle's Dienstmädchen, als Sir Francis vor dem Hause anhielt.

„Der schmeichelnde Mensch, der gegen Mr. Carlyle auftreten wollte!“ rief die Magd aus.

„Was ist das?“ schrie Aly plötzlich. „Warum stehen sie still? Das sind zwei Polizeidiener! O!“ kreischte Aly, „sie legen ihm am Ende noch Handschellen an. Was hat er denn verbrochen? Was muß es geben?“

„Wo? Wer? Was?“ riefen alle Dienstmädchen in Erstaunen und Neugier durcheinander.

Sie horchten, sie stunten; Aly stand da, alle Farbennüancen von Weiß und Roth abwechselnd im Gesicht spielend. Aber sie vermochte nicht zu errathen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der ganzen Sache habe. Die Antwort des Mannes, welcher Miß Carlyle darüber aufklärte, war nicht bis zu ihren Ohren gedrungen.

„Was sagte er?“ fragte Aly.

„Gerechter Gott!“ schrie eines der Dienstmädchen, die ein schärferes Gehör hatte als Aly, „er sagt, daß sie ihn gefangen nehmen, weil er der Mörder Ihres Vaters sei. Mamsel Aly! Sir Francis Levison und auch Oliver Bethel.“

„Was?“ kreischte Aly entsetzt.

„Er sagt, Levison sei der Thäter,“ fuhr das Mädchen fort, sich hinausneigend, um besser zu hören, „und der junge Richard Hare ist unschuldig daran gewesen.“

Aly begriff langsam den Sinn der gehörten Worte; zweimal schnappte sie nach Luft, als wollte sie ersticken, und dann fiel sie mit einem lauten Schrei zu Boden.

Mamsel Aly war ohnmächtig geworden.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Mr. Jiffin.

Als Aly Halljohn wieder zu sich gekommen war, wurde sie in derselben Weise, wie sie hereingebracht worden, wieder aus dem Hause geschmuggelt.

Sie war eine durchwegs elastische Natur, und als der Schlag, die Ueberraschung, die Wirkung der Hitze, oder was es immer gewesen sein mochte, vorüber waren, wieder ganz die Vorige.

Sie trippelte mit ihrem kokketten Wesen über den Weg nach Hause zu ihrer Herrin, Mrs. Latimer; das Spitzentuch in der einen Hand, und mit der andern ihre Falbeln in die Höhe hebend, das gestickte Unterkleid und die feinen Lackstiefelchen mit den allerhohen Absätzen zu zeigen. Aly machte jede, noch so unsinnige Mode mit.

Nicht weit von Miß Carlyle's Wohnung befand sich ein Laden, in welchem Käse, Butter und Schinken verkauft wurden. Es war ein ganz respektables Geschäft, und von einem ebenso respektablen Verkäufer und Herren geführt. Er war ein junger, sanfter Mensch, dieser Herr, dem der einzigen Geschäften in London das Glück nicht abhold gewesen, und der nun hier die Handlung an sich gebracht hatte.

Sein Vorgänger hatte sich ein hübsches Sümmchen dabei erworben, und man prophezeite Mr. Jiffin ein Gleiches.

Wenn wir sagen, daß Miß Carlyle den Laden mit ihrer Kundschaft beehrte, glauben wir der Qualität der dort zum Verkaufe gebotenen Waaren das beste Zeugniß ausgestellt zu haben.

Digitized by Google

Als Aſy an dem Laden vorüber kam, ſtand Mr. Jiffin eben vor der Thüre deſſelben.

Aſy blieb ſtehen. Mr. Jiffin war einer ihrer eifrigſten Bewunderer und ſie, die auf der Welt kein höheres Glück kannte, als ſich bewundern zu laſſen, hatte bereits öfter freundlichſt Mr. Jiffin dafür zugelächelt, und ihm Rede und Antwort gegönnt.

„Guten Tag, Miß Halljohn," rief er ihr freudig zu, und ſchien eiligſt die weiße Schürze, die er vorgebunden hatte, zurück, ſo gut es nur immer thunlich war, als er ihr die Hand entgegenſtreckte, denn Aſy hatte ſich mehr als einmal äußerſt unlieblam über dieſe weiße Schürze geäußert.

„Ei, Mr. Jiffin, wie geht es Ihnen?" ſagte Miß Aſy mit vornehmem Kopfnicken, ſich ſtellend, als bemerkte ſie ihn erſt jetzt. Sie ließ ſich herab, mit den Fingerſpitzen ihres buttergelben Handſchuhs Jiffin's Rechte zu berühren, während ſie abwechſelnd mit dem Spitzentuch und dem Schleier und den Ringellocken manövrirte, und eine ganze Batterie koketten Kreuzfeuers auf ihr unglückliches Opfer ſpielen ließ.

„Ich dachte, Sie hätten ihren Laden geſperrt, und ſich auch einen Feiertag gemacht."

„Das Geſchäft will verſehen ſein," antwortete Jiffin, in Bewunderung ihrer zahlloſen Reize verſenkt, die heute in beſonders blendendem Lichte ſtrahlten. „Hätte ich aber vermuthen können, daß Sie ausgegangen waren, würde ich vielleicht mein Glück verſucht haben, Ihnen zu begegnen . . ."

Der ehrliche Butterhändler redete aus dem Herzen, und war auch ſeine Bewunderung redlich und aufrichtig.

Aſy wußte das. „Der Einfaltspinſel!" dachte ſie, „er iſt geradezu ein Schafskopf!"

„Meine größte Freude auf der Welt, Miß Halljohn," fuhr der verliebte Käſemann fort, „iſt, wenn Sie vor meinem Laden vorbeigehen; es iſt mir gerade, als ob die Sonne aufginge!"

„Du mein Himmel," entgegnete Aſy mit einem gezierten Lächeln, „ich kann nicht begreifen, welche Freude das für Sie ſein kann! Ueberdieß hätten Sie mich vor einer Stunde vorbeikommen ſehen müſſen, wenn Sie Augen gehabt hätten. Ich bin zu Miß Carlyle gegangen," ſetzte ſie mit der Miene einer Dame hinzu, die bei Herzoginnen Morgenbeſuch abſtattet.

„Wo hatte ich nur meine Augen?" rief Mr. Jiffin mit unbeſchreiblichem Leidweſen aus; „gewiß in einer der verwünſchten Buttertonnen! Wie haben ein Malheur damit gehabt, Miß Halljohn, ich muß mehrere wieder zurückſchicken."

„O!" ſagte Aſy, über dieſe geſchäftliche Bemerkung das Näschen rümpfend, „ich verſtehe mich nicht auf Buttertonnen, dergleichen iſt nicht meine Sache."

„Natürlich, natürlich," beſchwichtigte ſie Jiffin. „Aber, wer das Geſchäft verſteht, für den ſind ſie ſehr profitabel."

„Was hat das Schreien zu bedeuten?" fragte Aſy, da aus einer gewiſſen Entfernung her ſich ein entſetzlicher Lärm vernehmen ließ, der eine graume Weile währte.

„Es iſt das Zuckzen der Wähler, die dem neuen Parlamentsmitgliede für Weſt-Lynne, Mr. Carlyle, ein Hoch bringen. Sie wiſſen doch, daß er gewählt iſt?"

„Nein, ich weiß nichts davon."

„Mr. Carlyle iſt ein ehrenwerther Mann! Gott ſegne ihn! Es gibt nicht viele ſeines Gleichen."

„Sind das lauter Kundſchaften? Du mein Himmel! Sie werden genug zu thun haben, ſie Alle abzufertigen; Ihr Ladenburſche wird nicht zurecht kommen damit, ich will Sie nicht länger aufhalten."

Und Aſy rauſchte mit einer graziöſen Schwenkung ihres Taſchentuches und einer ditto ihrer zahlloſen Falbeln an dem geblendeten Butterhändler vorbei, der ihr noch lange nachſah, ehe er ſich entſchließen konnte, in ſeinen Laden zurückzukehren, wo vier bis fünf Dienſtmädchen auf die verlangte Waare warteten.

„Es iſt am Ende keine ganz ſchlechte Partie," ſagte Mamſell Aſy zu ſich ſelbſt, als ſie weiter ging.

Natürlich würde ich meine Naſe nicht in die Bude ſtecken, außer um Etwas anzuſchaffen, wie andere Kunden. Es iſt ein beſonderer Gusgang, Gott ſei Dank! Man ſagt, daß das Zimmer über dem Laden wunderſchön eingerichtet iſt, mit Spitzeichiffoniers und Brüſſeler Teppichen, und Mahagoni-Möbeln, ganz ſalonmäßig.

„Das Sprechzimmer hinter dem Laden iſt ebenfalls nett möblirt, und ich wollte mir's ſchon herrichten, wenn's nicht nach meinem Geſchmack wäre. Er müßte mir ein Piano für den Salon anſchaffen; das ſieht elegant aus, wenn man auch nicht ſelber ſpielt; und zwei Mägde müßte ich mir halten; wenn ich ſchon heirathe, thue ich's nicht, daß ich von einer ſchmutzigen Perſon bedient ſein ſoll, welche Magd „für Alles" iſt. Der Jiffin iſt ſo ein Lamm, der würde zu Allem ja ſagen; ich bin überzeugt, er ließe mich im ganzen Hauſe das Unterſte zu oberſt kehren, wenn ich nur keine Bude ungeſchoren laſſe; die ſoll er haben, wie er will.

„Die ſchmierige Bude iſt ſein Departement, das Uebrige gehört mir. Möchte wiſſen, zu was man überhaupt einen Mann braucht, als daß er für einen arbeitet? In allem Uebrigen iſt er einem ohnedieß nur eine Laſt! wie viele Zimmer das Haus wohl hat? Ich brauche ein großes luftiges Schlafzimmer, ich könnte nie in einem Cabinet ſchlafen; wenn kein Zimmer da iſt, das groß genug iſt, laſſe ich aus zweien eins machen.

„Und ein ſchönes Bett will ich haben, mit Damaſtvorhängen, und einen Mahagoniſchrank, und einen großen Ankleidepiegel, nebſt der Toilette . . . .

„Vielleicht laſſe ich auch ein kleine eiſernes Bett für ihn in einen Winkel meines Schlafzimmers ſtellen; getrennte Schlafſtellen ſind jetzt in der eleganten Welt Mode. Werden ſehen! Es iſt keine ſchlechte Partie! Daß Neraſſe iſt der Name Jiffin! Joe Jiffin! Wie kann ich's überleben, Frau Joe Jiffin zu heißen? Nicht daß . . . . Du mein Himmel was wollten Sie von mir?"

Aſy's Luſtſchlöſſer wurden endlich durch Mr. Ebenezer James unterbrochen. Dieſer Gentleman, der ihr raſch nachgegangen war, zupfte ſie an ihren Falbeln rückwärts am Kleide, ihr kund zu geben, daß Jemand hinter ihr ſei.

„Wie geht's, Aſy?" fragte Ebenezer, „ich habe Sie heute bei Mrs. Latimer geſucht, weil ich nicht wußte, daß Sie aus ſeien. Ich ſah ſie am Fenſter bei Miß Carlyle."

„Ich brauche weder Sie noch Ihres Gleichen," ſagte Aſy ſchnippiſch.

„Mich da kurzweg Aſy zu rufen! Ich habe Ihnen ſchon neulich geſagt, als Sie mir mit Ihrem Unſinn gekommen ſind, daß Sie mir aus dem Wege gehen ſollten! Man hat mir ſchon hinterbracht, daß Sie dem Jiffin geſagt haben, ich ſei eine alte Flamme von Ihnen."

„Nun, das iſt nichts als die Wahrheit," lachte Ebenezer, „waren Sie etwa nicht mein Schätzchen?"

„Nein, nie!" kreiſchte Aſy zornig. „Ich war damals mit Leuten auf freundſchaftlichem Fuße, die viel mehr waren als Sie, und wären eben dieſe Leute nicht mit im Spiele geweſen, hätte ich Sie nicht einmal angeſchaut; Sie Landſtreicher Sie!"

„Und was war die Mamſell?" entgegnete Ebenezer mit bedeutungsvollem Tone, jedoch in der beſten Laune von der Welt.

Aſy ward ſcharlachroth, und erhob ihre ſlinke Hand mit drohender Geberde. Wären ſie nicht auf öffentlicher Straße geweſen, Mr. Ebenezer hätte unſtreitig einige Ohrfeigen bekommen. Aſy ließ indeß ihre Hand wieder ſinken, und entſchloß ſich zu einem Waffenſtillſtande.

„Wenn Sie glauben, daß ihre infamen Nachreden mir hier etwas anhaben können, irren Sie ſich ſehr, Mr. Ebenezer," ſagte ſie verächtlich; „ich bin zu ſehr geachtet in der ganzen Stadt. Sie bemühen ſich daher umſonſt."

„Was haben Sie denn eigentlich gegen mich, Aſy? Mir fällt es nicht ein, Ihnen Uebels nachzureden, wäre es gar nicht im Stande, ſelbſt wenn ich es verſuchen wollte, wie Sie ſagen," fügte er mit einem gutmüthigen Lachen hinzu. „Bin ſelber zu oft in der Patſche geweſen, um andere Leute darein bringen zu können.

„Laſſen Sie das gut ſein; gehen Sie Ihre Wege, es bringt einem keine Ehre, wenn man auf öffentlicher Straße mit Ihnen ſpricht."

„Schon recht, ich werde Sie ſogleich von meiner Geſell-

Digitized by Google

schaft befreien, obwohl, was die Unbefoltenheit betrifft, die Mamsell Afy nicht gar so hochnäsig zu thun braucht. Indessen . . . muß ich Ihnen nur noch sagen, daß Sie heute um drei Uhr Nachmittags im Gerichtssaale zu erscheinen haben. Ich rathe Ihnen, nicht wegzubleiben."

„Im Gerichtssaale, ich? Weshalb?"

„Bleiben Sie nicht weg," wiederholte Ebenezer. „Sie haben gesehen, wie der Lovison, ihre alte Flamme, aufgegriffen worden ist . . ."

Afy stampfte zornig mit dem Fuße.

„Nehmen Sie sich in Acht, was Sie reden, Ebenezer James. Er meine Flamme! Ich werde Sie auf Ehrenbeleidigung verklagen, Sie . . ."

„Keine Dummheiten, Mamsell Afy, setzen Sie sich mir gegenüber nicht auf's hohe Roß, es hilft Ihnen ein- für allemal nichts. Sie wissen, wo ich Sie und ihn getroffen habe. Die Leute hier meinten, Sie wären dem Dick Hare nachgelaufen, ich wußte es besser, aber ich sagte es keinem Menschen, das ging mich nichts an, und ist auch jetzt nicht meine Sache. Lovison, früher Thorn genannt, sitzt des Mordes an Ihrem Vater angeklagt, im Gefängniß, und Sie sind vorgeladen worden, Zeugenschaft abzugeben."

Eine merkliche Wendung war plötzlich in Afy's Wesen vor sich gegangen. Ihr hochmüthiger Blick hatte sich zu einem scheuen und demüthigen, um nicht zu sagen, entsetzten, verändert.

„Ich weiß nichts von der Mordthat," stammelte sie, nach Fassung ringend, „ich werde nichts aussagen."

„Sie müssen, Mamsell Afy," antwortete er, ihr ein Papier in die Hand schiebend. „Hier ist die gerichtliche Vorladung, Ball dachte, Sie würden ohne dieselbe nicht kommen wollen."

„Ich werde nie gegen Lovison aussagen," rief sie aus, die Vorladung in Stücke reißend, und dieselbe auf die Straße schleudernd. Ich schwöre, daß ich das niemals thun werde. Und Sie! Wollen Sie nicht am Ende dabei heißen, einen Unschuldigen an den Galgen zu bringen, während Dick Hare der Verbrecher ist? Nein! Hundert Meilen weit will ich lieber laufen, und mich verstecken, bis Alles vorbei sein wird! Meine Verlobte werd' ich heute Abend nicht vergessen, den Sie mir da gespielt haben, Ebenezer James!"

„Ich? Sie werden doch nicht denken, daß ich was damit zu thun habe? Lassen Sie sich doch das nicht bekommen. Mr. Ball hat mir die Vorladung gegeben, sie an Sie zu bestellen, und der Auftrag hätte eben so gut von einem andern Schreiber besorgt werden können, das ist reiner Zufall. Könnte ich Ihnen in Etwas nützen, thäte ich's doch herzlich gern!"

Afy rannte davon, indem sie ihm heftig winkte, sie in Ruhe zu lassen.

„Bleiben Sie nicht weg," wiederholte Ebenezer warnend.

„Ich werde kein Zeugniß ablegen," schrie sie wüthend, „sie bringen mich nicht mit zehn Pferden in ihren Gerichtssaal.,

Ebenezer James sah ihr nach.

„Hat die Afy einen Kopf, wenn sie sich ihr aufsetzt! Sie ist im Stande, auf und davon zu laufen, daß Niemand sie mehr einholt. Einfältiges Ding! wenn sie sich nicht selber verräth bei den Verhören, ist es gar nicht nothwendig, daß über sie und Thorn etwas Nähres herauskömmt, das gehört nicht zur Geschichte. Da ist Mr. Ball. Je nun! ich muß ihm ausrichten, was mir seiner Vorladung geschehen ist."

Afy kam in Windeseile zur Wohnung Mrs. Latimer's. Nachdem sie einige allzu damenmäßige Artikel ihrer Toilette rasch von sich gethan, ging sie zu ihrer Gebieterin, die ein Unwohlsein ans Zimmer gefesselt hielt.

„O! Ma'am," fing sie mit kläglicher Stimme an, „was ich für herzzerreißende Nachrichten bekommen habe! Eine Tante von mir ist im Sterben und verlangt nach mir, ich muß mit dem nächsten Train fort."

„Mein Gott!" rief die kranke Dame nach einer Pause unangenehmen Erstaunens aus, „wie kann ich jetzt ohne Dienstmädchen bleiben?"

„Es handelt sich um Leben und Sterben Ma'am," sagte Afy, das Taschentuch, eines ohne Spitzen, an die Augen drückend, als sei sie in tiefsten Schmerz versetzt, „natürlich würde ich sonst um keinen Preis gerade jetzt, wo Ma'am krank sind, weggehen."

„Wo wohnt denn diese Tante? Wie lange bleibst Du denn weg?"

Afy nannte die nächste Stadt und hoffte bis morgen Abend wieder zurück zu sein

„Was ist das für eine Tante?" fuhr Mrs. Latimer fort, „ich dachte, Du hättest weiter keine Verwandten als Justinen und Mrs. Kane."

„Ich habe nie von ihr reden wollen," antwortete Afy, mit welcher Betonung, „Familienwirrigkeiten haben uns lang auseinander gehalten, gerade das macht es mir um so wehmüthschenswerther, ihr ja den letzten Wunsch nicht zu versagen."

Afy's Fabel war eben nicht schlecht erfunden, wenn man bedenkt, in welch' geringer Frist sie dieselbe aufbringen mußte, Mrs. Latimer willfahrte ihrer Bitte.

Afy flog die Treppe hinan in ihre Stube, wechselte die Kleider, packte das Nöthigste in eine kleine Reisetasche, steckte etwas Geld zu sich und verließ das Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzung für die Pfalz.

I. Quartal 1866.

Sitzung vom 26. Februar 1866. (Schluß.)

Die Verhandlung gegen Georg und Heinrich Thomas von Gimmeldingen wegen Brandstiftung dauerte zwei volle Tage und endete am 27. Februar Abends 7¼ Uhr. Die Vertheidiger suchten darzuthun, daß der Beweis gegen die Angeklagten nicht erbracht, jedenfalls anzunehmen sei, daß ihre Zurechnungsfähigkeit durch den Genuß geistiger Getränke an jenem Abend beeinträchtigt gewesen. Die Geschworenen sprachen den jüngeren der beiden Brüder frei, erklärten dagegen den älteren, jedoch unter Annahme gemilderter Zurechnungsfähigkeit, für schuldig, worauf Ersterer in Freiheit gesetzt wurde. Da Georg Thomas der Brandstiftung nachgängig, wie bereits erwähnt, wegen Widerstzlich u. dgl. zu einer Gefängnißstrafe von 1 Jahr verurtheilt worden war, so wurde wegen dieses Verbrechens und des Verbrechens der Brandstiftung gegen ihn eine Gesammtstrafe von 6 Jahren Zuchthaus, sowie, da er noch Soldat ist, dessen Entfernung aus dem Heere ausgesprochen.

Sitzung vom 28. Februar 1866.

Anklagesache gegen Dominikus Bortholder, 19 Jahre alt, Tagner von Kaiserslautern, wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode.

Am 26. November 1865, des Abends nach der Polizeistunde, führte der Mühlbursche Theobald Ritter von Herxheim seine Geliebte Elisabetha Zeiger, welche in einer „die Krimm" genannte Gasse von Kaiserslautern wohnt, nach Hause und stieß in dieser Gasse auf den Angeklagten und seine Kameraden, die ihn wie noch einen andern mit seinem Mädchen heimkehrenden Burschen, den Zimmermann Joseph Baser, neckten und bedrohten. Während Baser sich entfernte und Ritter mit der Zeiger an deren Hausthür sich zurückzog, dauerten die gegenseitigen Beschimpfung n fort, an welchen auch die Zeiger thätigen Antheil nahm. Als dieselbe ihren Begleiter eben zur Hausthüre hereinziehen wollte, sprang der Angeklagte gegen die Treppe und versetzte dem Letzteren mit einem Messer, das er von einem seiner Begleiter schon früher erhalten und mit dem er schon die ganze Zeit drohend herumfunkirt hatte, einen Stich in die linke Brust. Ritter, welcher mit dem Rufe; „Ach Gott, ich bin gestochen," auf den Boden sank, wurde nun in die Wohnung der Zeiger verbracht, während der Angeklagte mit der Bemerkung: „Es wäre nur Verstellung, Ritter sei vollgesoffen," sich eilig mit seinen Kameraden entfernte und hiebei dem Heil, dem er sein Messer zurückgab, gestand, daß er gestochen habe. Er gesteht die That noch zu, läugnet jedoch, die Absicht zu tödten gehabt zu haben. Die Stichwunde ist, nach dem ärztlichen Gutachten absolut tödtlich gewesen und

Digitized by Google

als alleinige Todesursache zu betrachten; der Stich hatte den Rock, die Weste und das Hemd durchschnitten und war bis zum Herzen gedrungen. Für die Absicht zu tödten hat die Untersuchung keine Anhaltspunkte geliefert. Der Angeklagte hat einen schlechten Ruf und wird als ein roher und besonders in betrunkenem Zustande händelsüchtiger Bursche geschildert. Schon an zwei früheren Sonntagen hatte er „in der Lumm" mit einem gewissen Konrad Kaufmann wegen eines Mädchens Streit gehabt und es scheint auch dieses die Ursache seiner Anwesenheit dorten am fraglichen Abende der That gewesen zu sein. Der Angeklagte will an diesem Abende betrunken gewesen sein, weßhalb auch dessen Vertheidiger, Herr Rechtskandidat v. Goddin, das Vorhandensein gemindertere Zurechnungsfähigkeit geltend zu machen suchte. Aber sowohl diese, als auch die von der Vertheidigung weiter in Anregung gebrachte Reifrage wurde von den Geschworenen, die den Angeklagten für schuldig erklärten, verneint, worauf der Schwurgerichtshof eine Zuchthausstrafe von 6 Jahren gegen denselben aussprach.

Verschiedenes.

Aus der Pfalz. Vergangenen Sonntag tagten in Kaiserslautern die Vertreter von 15 pfälzischen Schützengesellschaften, um sich bezüglich des nächsten pfälzischen Bundesschießens zu besprechen. Dasselbe soll am 5. August in Kaiserslautern beginnen und sich auf die Dauer von vier Tagen erstrecken. Es sollen 14 Feld- und 6 Stand-Scheiben, 2 Feldfest- und 1 Standfest-Scheibe angestellt werden und nur mit scharfer Hand geschossen werden. Das Risico des Festes übernimmt die Schützengesellschaft Kaiserslautern.

Speyer, 2. März. Die Storchen haben seit einigen Tagen wieder ihre alten Quartiere bezogen.

St. Ingbert, 23. Febr. Schon seit längerer Zeit waren in hiesiger Gegend Gerüchte verbreitet, daß in den Waldungen bei Neuhensel-Kirkel ein Wolf sich aufhalte, der auch bereits schon einige Schafe zerrissen habe. Trotz der eifrigsten Thätigkeit hiesiger und benachbarter Schützen war es bis jetzt noch nicht gelungen, des Thieres habhaft zu werden und Unglaubige begannen bereits die an den Schafen verübten Gewaltthätigkeiten auf Rechnung eines verlaufenen Schäferhundes zu setzen. Gestern Mittag nun kam die Nachricht hierher, daß im „Kasbruch" bei Neuhensel durch einen jungen Waldmann ein Wolf gefreistet sei, und daß auch der kgl. Revierförster von den Vorhandensein der Bestie sich überzeugt habe. Drei hiesige Schützen machten sich sofort auf den Weg nach den bezeichneten Waldestrikt, wo sie mit den übrigen Jägern aus den Nachbarorten zusammentrafen. Nachdem das Treiben eine Zeitlang gedauert, lief der Wolf an, der auch sofort von einem hiesigen Schützen, Heren Apotheker Weigand, erlegt wurde. Heute Vormittag wurde die Bestie unter Zudrang von zahlreichen Neugierigen in hiesige Stadt gebracht; es ist ein großes, gut genährtes, männliches Thier, wie in hiesiger Gegend seit 50 Jahren keines mehr erlegt wurde. Mit Gewißigung des Jagdbesitzers, Herrn Villeroy, soll der Wolf der natur-historischen Sammlung der Gewerbschule zu Zweibrücken übergeben werden.

Aus Mecklenburg-Schwerin, 17. Febr. In Tetero hat sich ein rührendes Beispiel treuer Einigung eines Ehepaares im Leben wie im Tode zugetragen. Der Maurer Berg und seine Ehefrau hatten am 27 Oktober 1865 ihre goldene Hochzeit gefeiert. Zu Anfang der letzten Woche des Januars ds. Js. erkrankten beide gleichzeitig; in der Nacht des 7. ds. Mts. zwischen 10 und 12 schlos der Tod beiden Augen, und am 11. wurden sie zusammen beerdigt.

Paris, 21. Febr. Der Kaiser hat die gegen mehrere Zuaven in Mexico (wegen der Vorgänge auf Martinique) ausgesprochene Todesstrafe in zehnjährige Zwangsarbeit, in Algerien, umgewandelt.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Dienstag den 6. März 1866:

Staberls Reiseabentheuer

von Frankfurt nach München,

oder:

Die Folgen einer einzigen Tasse Kaffe.

Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von Direktor Carl.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[130] **L. Collot.**

Mobilien-Versteigerung.

Freitag den 9. März 1866, Mittags 12 Uhr zu Kusel, in der Behausung des Requirenten Johannes Lise, lassen Johannes Lise Seiler in Kusel, und dessen Kinder, nachbezeichnete Fahrnißgegenstände, auf Credit versteigern, nämlich:

2 runde Tische, Stühle, 1 Commode, 1 Nachttisch, 1 Eckschrank, 1 Küchenschrank, 1 eichener Kleiderschrank, 1 Spiegel, Zinn, Kessel, 1 Bett, 1 fleischhauwene Werkbank und verschiedene Haus- und Küchengeräthschaften.

Kusel, den 2. März 1866.

129¾] **Pachnay,** k. Notar.

Holz-Versteigerung.

Freitag den 9. März l. Jrs., des Nachmittags 1 Uhr, im Versteigerungslokale des Wilhelm Dick in Kusel, lassen Frau Wb. Peter Finck und Herr Christian Weitzel allda, folgende Hölzer auf Termin versteigern:

62 eichene Bau- und Nutzholzstämme u.

3525 gemischte Wellen.

Diese Hölzer liegen im Distrikt Engelbach, Bann Kusel, neben der Chaussee.

Kusel, den 1. März 1866.

Kipp, kgl. Gerichtsbote.

Unmittelbar nach dieser Versteigerung läßt Frau Peter Finck Wittwe in Kusel folgende Hölzer auf Termin versteigern:

22 eichene Bau- und Nutzholzstämme u.

1023 gemischte Wellen.

Diese Hölzer in der Obergailbach neben den Tränken, Kuseler Bannliegend und sind gut abzufahren.

Kusel, den 1. März 1866.

Kipp, kgl. Gerichtsbote.

Holz-Versteigerung.

Montag den 12. März 1866, Vormittags 10 Uhr in Niederalben, läßt der Unterzeichnete aus seinem Walde in der Steinalp

4000 buchen Wellen,

15 Klafter buchen Scheitholz

auf Zahlungstermin versteigern.

Kusel, den 1. März 1866.

[128¾] **L. Benzino.**

Eine schöne Auswahl neuer

Doppelflinten

ist angekommen bei

Hieronimus Bollmer,

[124½] Schloser.

Digitized by Google

Neue Pfadfinder.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 10. Sonntag, den 11. März **1866.**

Eaſt-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortſetzung.)

An der ſonnigen Seite des Trottoirs ſchlenderte gemächlich ein Polizeimann. Er kam die Straße herüber zu Mamſell Afy, die er oberflächlich zu kennen ſo glücklich war.

„Guten Tag, Miß Hallijohn! Was für prächtiges Wetter! Nicht wahr?"

„Nun freilich," entgegnete Afy, ärgerlich, aufgehalten zu werden. „Entſchuldigen Sie, ich kann jetzt nicht mit Ihnen plaudern, ich habe Eile!"

Je ſchneller ſie aber ging, deſto raſcher ſchritt er neben ihr her. Afy's Schritte verdoppelten, verdreifachten ſich an Geſchwindigkeit, ſie rannte wie toll, er rannte mit ihr.

„Warum ſo preſſirt ſie?" fragte er.

„Nu! Das geht Sie ſchwerlich was an! Jedenfalls brauchen Sie nicht gerade jetzt mit mir zu laufen. Alles hat ſeine Zeit. Ich werde ein anderesmal ein Stündchen mit Ihnen plaudern."

„Man ſollte denken, Sie laufen, um den Bahnzug nicht zu verſäumen!"

„Ganz richtig, wenn Sie ſchon ſo neugierig ſind, und es wiſſen müſſen. Ich mache eine kleine Landpartie."

„Auf wie lange?"

„Hm! Vielleicht bin ich morgen ſchon wieder zurück. Iſt's wahr, daß Mr. Carlyle gewählt iſt?"

Ja wohl. Nicht dieſen Weg, ich bitte . . ."

„Nicht dieſen Weg? Iſt er nicht der nächſte zum Bahnhof? Er ſchneidet alle Seitengaſſen ab."

Der Polizeimann legte ſeine Hand ſanft auf Afy's Arm. Sie dachte, er wolle ſie zurückhalten und könne ſich nicht ſo ſchnell von einer ſo liebenswürdigen Nähe trennen.

„Laſſen Sie doch jetzt den Unſinn, wenn ich Ihnen ſchon ſage, daß ich keine Zeit habe! Weg mit der Hand," ſetzte ſie ärgerlich werdend hinzu, denn die Hand hatte ſie feſter gefaßt.

„Ich bedauere, ein weibliches Weſen in ihrer Delikateſſe verletzen zu müſſen, namentlich Sie, Miß Hallijohn, aber ich darf Sie nicht gehen laſſen. Meine Inſtruktion lautet, Sie freiwillig oder mit Gewalt in den Gerichtshof zu bringen, wo Ihre Zeugenſchaft für dieſen Nachmittag verlangt wird."

Kein Geſpenſt, wenn es nämlich überhaupt Geſpenſter gäbe, könnte todtblaſſer ausſehen, als Afy Hallijohn nach dem, was Sie eben vernommen. Sie fiel zwar nicht in Ohnmacht, wie ihr heute ſchon einmal begegnet war, aber ſie dachte vor Entſetzen den Geiſt aufgeben zu müſſen. Ein gellender Schrei wollte ihr entfahren, ſie drängte ihn jedoch mit Geiſtesgegenwart zurück, denn ſie beſann ſich, daß ſie auf offener Straße war, ſie wollte dem Polizeimanne entfliehen, aber ſie ergab ſich mit ziemlicher Beſonnenheit in das Unvermeidliche.

„Ich kann keine Zeugenſchaft abgeben, ich weiß nichts!"

„Ich weiß noch weniger," entgegnete der Mann, „und ebenſowenig, wozu man Ihre Gegenwart braucht. Wenn wir Inſtruktionen erhalten, können wir nicht erſt fragen, was ſie zu bedeuten haben. Ich hatte Befehl, Sie zu bewachen und nicht aus der Stadt zu laſſen, wenn Sie es verſuchen wollten, davonzugehen und Sie in den Gerichtshof zu bringen, das hab ich auch ſo höflich als möglich gethan."

„Sie werden doch nicht glauben, daß ich durch ganz Weſt-Lynne mit Ihrer Hand auf meinem Arme da ſpazieren werde."

„Ich will Sie loslaſſen, Miß Hallijohn, wenn Sie mir verſprechen, nicht auszureißen zu wollen. Sie ſehen, es würde Sie nichts nützen, wenn Sie davonlaufen wollten, denn ich hätte Sie mit ein paar Sprüngen eingeholt, und überdem würden Sie nur um ſo größeres Aufſehen erregen."

„Ich will ruhig hingehen," ſagte Afy, „laſſen Sie mich los."

Sie hielt Wort. Afy war nicht ſo einfältig, zu glauben, daß an ein Entwiſchen zu denken ſei. Sie war in die Hand der Philiſtiner gefallen, und mußte ſich auch darein fügen. So ging ſie denn auch ganz ruhig mit ihm durch die Straßen, als ob er ein Galan wäre, der ſie begleitete. Er trug ihr artig und dienſtfertig die Reiſetaſche nach.

Miß Carlyle's entrüſteter Blick fiel auf das Paar, als es an ihren Fenſtern vorbei kam, ſie konnte nicht begreifen, wo der Vorgeſetzte des Polizeimannes die Augen haben mochte.

Afy ward einſtweilen in ein kleines Zimmer den gebracht, in welchem die Zeugen zu warten hatten, bis ſie vorgerufen wurden. Sie überlegte die Sache von allen Seiten, theils um zu überlegen, welche neue Fabel ſie Mrs. Latimer aufzutiſchen habe, theils auch, um mit ſich ins Reine zu kommen, was ſie vor Gericht ſagen könne, und was ſie nicht ſagen ſollte, ohne ſich bloszuſtellen.

Allein, wenn wir dieß letztere Wort gebrauchten, möge der Leſer nicht meinen, daß Afy an dem Morde irgend wie betheiligt geweſen, ſie war ſo unſchuldig daran als Du, Freund Leſer, und ich ſelber, ſie glaubte an Lepſion's Schuldloſigkeit und hielt Richard Hare für den Mörder ihres Vaters.

Nur war die ſchöne Afy ſich bewußt, daß ihr Thun und Laſſen zu jener Zeit nicht allzu grell beleuchtet werden durfte, weil ſie dabei in keinem beſonders günſtigen Lichte vor der ſittenrichterlichen Strenge der guten Leute in Weſt-Lynne erſcheinen konnte . . . .

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.
Der Gerichtshof.

Die Richter nahmen ihre Sitze ein. Die für die Richter beſtimmten Bänke waren übervoll, indem der geſammte Gerichtshof ſich bei einem ſo außerordentlichen Falle auf ſeinen Sitzen eingefunden hatte. Der Gerichtshof ſelbſt reichte kaum hin, um die große Anzahl der Neugierigen zu faſſen, und war gepfropft voll Menſchen. Sir Francis Leviſon's Freunde waren wie ein Mann erſchienen. Sie glaubten nicht ein Wort von der gegen ihren Freund vorgebrachten Beſchuldigung und hielten die ganze Geſchichte für ein faules Manöver der Gegenpartei.

Lord Mount-Severn, der bei der Gerichtsverhandlung zugegen ſein wollte, hatte einen der reſervirten Sitze nahe bei den Sitzen des Gerichtes erhalten, während ſich ſein Sohn einen der beſten Plätze im Saale erkämpft hatte. Den Vorſitz führte Richter Hare, der heute ungewöhnlich ernſt und grimmig dareinſchaute.

Er war unbeugſam, aber auch unparteiiſch und ſelbſt,

Digitized by Google

wenn er seinen Sohn vom Galgen hätte retten können, würde er doch den Angeklagten Levison aus Vorliebe für sein eigenes Fleisch und Blut nicht schuldig erklärt haben. Auch Oberst Bethel, eben so unbeugsam und ernst wie Richter Hare, saß auf der Richterbank.

Mr. Ball eröffnete die Verhandlung mit dem Berichte, den ihm Richard von dem Thatbestande geliefert, erwähnte jedoch den Namen des letztern mit keiner Sylbe. Befragt, wer ihm diese Mittheilungen gemacht, erklärte er, es sei jetzt noch nicht an der Zeit, seine Quelle anzugeben. Da es sich aber hauptsächlich darum handelte, die Identität Thoen's mit Levison nachzuweisen, so wurde der Kläger aufgefordert, diesen Nachweis zu liefern. Er erklärte, daß Ebenezer James vollkommen in der Lage sei, diesen Nachweis in beglaubigter Weise zu liefern.

Derselbe wurde vorgerufen und von Richter Herbert sofort in's Examen genommen.

„Was wissen Sie von dem Gefangenen, Sir Francis Levison?" fragte er ihn.

„Nicht viel, denn ich kannte ihn bisher nur unter dem Namen Capitän Thorn."

„Capitän Thorn?"

„Ja, Aly Hallijohn nannte ihn Capitän, obgleich er, wie ich glaube, nur Lieutenant gewesen sein mag."

„Woher wissen Sie das?"

„Von Aly. Sie war die einzige Person die von ihm sprach."

„Und haben Sie ihn oft in dem sogenannten Ablewäldchen gesehen?"

„Ich habe ihn dort, so wie auch in Hallijohn's Häuschen zu verschiedenen Malen gesehen."

„Haben Sie ihn damals, als Sie ihn nur unter dem Namen Thorn kannten, gesprochen?"

„Zwei oder dreimal. Ich sprach ihn Thoen an und er antwortete mir auch, so daß ich keinen Zweifel darüber hatte, daß dieß auch sein rechter Name sei. Etwas Bethel," hier warf er einen Blick auf Mr. Otway, der in seinem gottigen Anzuge paradirte, „Kannte ihn ebenfalls nur unter diesem Namen. Auch Locksley muß ihn gekannt haben, denn er war immer nur im Walde zu treffen."

„Sonst kannte ihn Niemand?"

„Doch! Seine Hallijohn selbst kannte ihn auch unter dem Namen Thorn. In meinen Gegenwart sagte er einmal zu Aly, er wollte diesen verfluchten Stutzer Thoen nicht in seinem Hause sehen. Ich erinnere mich auch an die schnippische Antwort, die Aly ihrem Vater gegeben."

„Das kommt hier zur Sache. Kannte sonst Niemand den Thoen?"

„Ich denke, Aly's ältere Schwester, Justine, hat ihn gut gekannt. Am besten mag ihn wohl der junge Richard Hare gekannt haben."

Der alte Richter Hare warf grimmige Blicke um sich, als wollte er seinem fernen Sohne drohen.

„Was hatte Thoen so oft im Walde zu thun?"

„Er machte der Aly den Hof."

„Um sie zu heirathen."

„Nun das wohl nicht. Ich glaube kaum, daß er je eine solche Absicht hatte. Er kam in der Regel auf einem prachtvollen Pferde von Swainton oder dessen Umgebung hergeritten."

„Für was hielten Sie ihn?"

„Ich dachte, daß er sich in vornehmen Kreisen bewegen müsse. Daran war kein Zweifel. Sein Anzug, sein Benehmen sein Ton, kurz Alles an ihm verrieth den eleganten Kavalier. Er schien nicht gern beobachtet werden zu wollen, und mied geflissentlich jede Veranlassung, wo er bemerkt werden könnte. Er kam auch deßhalb selten zu einer andern Zeit, als in der Abenddämmerung."

„Haben Sie ihn dort in der Nacht vor Hallijohn's Ermordung gesehen?"

„Nein. Ich war an diesem Abende nicht dort, und konnte ihn daher auch nicht sehen."

„Ist je eine Vermuthung, oder ein Verdacht in Ihnen aufgestiegen, daß er den Mord begangen haben konnte?"

„Nie! Richard Hare war des Mordes angeklagt, und es fiel mir nie bei, zu zweifeln, daß er den Mord begangen habe."

Mr. Rubiny, der die Interessen seines Klienten Levison zu vertreten hatte, richtete hier an den Zeugen die Frage wie lange es wohl nun schon sein möge, seitdem er den Angeklagten gesehen.

„Etwa ein Dutzend Jahre, oder so was mag es wohl schon sein," erwiderte Ebenezer.

„Trotz dieser langen Reihe von Jahren, die dazwischen liegt, glauben Sie doch beeiden zu können, daß Sir Francis Levison jener Thorn sei?"

„Ja, ich beschwöre es, ich bin von seiner Identität eben so fest überzeugt, als von der meinigen.

„Ohne ihn seit jener Zeit gesehen zu haben. Das ist ein Unsinn!"

„Das sage ich auch nicht," erwiderte Ebenezer.

Die Richter spitzten neugierig die Ohren. Endlich fragte einer von ihnen:

„Haben Sie ihn seitdem hie und da gesehen?"

„Ja, ich habe ihn einmal in London gesehen. Es mögen etwa achtzehn Monate nach dem Morde verstrichen sein."

„In welchem Verkehr sind Sie mit ihm gestanden?"

„In gar keinem. Ich sah ihn bloß rein zufällig."

„Und für wen hielten Sie ihn; für Francis Levison oder für Thorn?"

„Für Thorn natürlich. Ich hatte nie eine Ahnung davon, daß er Levison heißt, bis er hier erschien, um als Gegencandidat Mr. Carlyle's aufzutreten."

Ein wilder, roher Fluch entfuhr fast den Lippen Sir Francis Levison's, als er diese Worte hörte, und er hatte große Mühe, seinen Ingrimm zu verbergen. Welcher böse Geist hatte ihn aber auch verleitet, seinen Hals in die Löwenhöhle zu wagen.

Abgesehen von dem Widerwillen, den er stets empfunden, dem von ihm so schwer beleidigten Mr. Carlyle entgegenzutreten, hatte ihn auch noch ein eigenthümliches Gefühl bestimmt, sich fern von West-Lynne zu halten. Und nun war er doch freiwillig in den Ort gekommen, den er um jeden Preis hätte meiden sollen.

„Zeuge, Sie können sich vielleicht über die Identität des Mannes, den Sie in London gesehen, geirrt haben. Vielleicht ist es nicht derselbe Thorn gewesen, den Sie hier gesehen haben."

Mr. Ebenezer James lächelte auf eine eigenthümliche Weise, und sagte mit einem Nachdruck:

„Ich habe mich nicht geirrt; denn ich kann es beschwören."

Hierauf war sein Verhör geschlossen. Rufen Sie Aphrodite Hallijohn.

Unterstützt von ihrem Freunde, dem Polizeidiener, erschien die erwähnte Dame. Auf Ansuchen Mr. Ball's mußte Ebenezer James während der Zeugenaussage Aly's den Saal verlassen

Mr. Ball hatte ohne Zweifel seine guten Gründe dafür.

„Wie heißen Sie?"

„Aly," erwiderte sie, indem sie wüthende Zornesblicke auf die Richter schleuderte, und sich sorgfältig hütete, den beiden Angeklagten, denen sie den Rücken zuwendete, in's Gesicht zu schauen.

„Ihren vollen Namen bitte ich, Sie wurden doch wohl nicht Aly getauft?"

„Ich heiße Aphrodite Hallijohn. Sie Alle wissen das eben so gut, als ich. „Wozu stellen Sie solche nutzlose Fragen an mich?"

„Beeiden Sie die Zeugin! rief Richter Hare, der bisher kein Wort gesprochen.

„Ich will nicht beeidet werden!" schrie Aly.

„Sie müssen schwören," rief Richter Herbert.

„Aber ich sage Ihnen ja, daß ich nicht will," rief Aly, außer sich vor Aufregung.

„So müssen wir Sie wegen Mißachtung des Gerichtshofes in's Gefängniß sperren."

Diese Worte lauteten so schonungslos und strenge, daß Aly kreideweiß wurde.

Digitized by Google

„Junges Weib," sagte ein anderer Richter, „war Ihre Hand bei dem Morde Ihres Vaters im Spiele?"

„Wie können Sie mich etwas so Widernatürliches fragen?" schrie Afy in höchster Aufregung.

„Er war der gütigste Vater," rief sie, ihre Thränen mühsam zurückhaltend. „Ich liebte ihn zärtlich, und hätte sein Leben mit Aufopferung des meinigen gerettet."

„Und doch verweigern Sie eine Zeugenschaft abzulegen, die dem Gerichte behülflich sein soll, seinen Mörder der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern."

„Ich verweigere die Auskunft zu geben nicht deßhalb. Ich möchte gewiß gern sehen, daß sein Mörder gehängt wird, und möchte auch selbst zur Hinrichtung gehen. Aber wer kann wissen, was sie mich da noch fragen, um Dinge fragen, die weder Sie noch sonst Jemanden was angehen. Darum will ich dieselben nicht beantworten."

„Wir haben es nur mit dem Morde allein zu thun, und werden auch nur solche Fragen stellen, die darauf Bezug haben."

Nach kurzer Ueberlegung rief Afy: „Nun gut! Beeiden Sie mich also!"

Wenn gleich unwillig, ließ sie sich doch beeiden. Afy, die unbeeidet keine Skrupel gehabt hatte, die Lügen schäffelweise zu produziren, betrachtete den Eid als eine sehr ernsthafte Sache und fühlte sich nun, nachdem sie beeidet war auch gezwungen, die volle Wahrheit zu sagen.

„Auf welche Weise wurden Sie mit dem Capitän Thorn bekannt, den Sie um jene Zeit öfter gesehen?"

„Gehen Sie, da fangen Sie schon an, solche Fragen zu stellen!" rief die enttäuschte Afy. „Was hat er mit der Geschichte zu thun. Er hat ja doch den Mord nicht begangen."

„Sie haben geschworen, auf alle Fragen, die man an Sie stellen wird, der Wahrheit getreu zu antworten," lautete die unerbittliche Antwort.

„Wie sind Sie mit Capitän Thorn bekannt worden?"

„Ich habe ihn in Swainson zufällig beim Pasteten-bäcker getroffen."

„Und da hat er sich gleich in Ihr hübsches Gesichtchen verliebt?" frug Mr. Ball, der das Verhör mit der Zeugin aufnahm, sehr artig.

Dieser ihrer Schönheit gespendete Weihrauch ließ sie schier auf ihre bisherigen Bedenken vergessen, und sie erwiderte dabei mit einem Lächeln, das berechnet war, den ganzen Gerichtshof zu bezaubern: „Ja, er hat sich in mich verliebt."

„Und hat er von Ihnen erfahren, wo Sie leben, um Ihnen dann den Hof machen, und jeden Tag zu Ihnen herüber reiten zu können?"

„Nun ja; ist das etwa ein Unrecht?"

„Gewiß nicht," erwiderte Mr. Ball in gemüthlich heiterem Tone, um die Zeugin bei guter Laune zu erhalten. „Wollte Gott, daß mir ein solches Glück beschieden würde. Haben Sie ihn um jene Zeit unter dem Namen Lewison gekannt?"

„Nein. Er sagte er heiße Thorn, und ich habe es ihm auch geglaubt."

„War Ihnen sein Aufenthalt bekannt?"

„Nein, davon sprach er nie. Doch glaubte ich, daß er sich zeitweilig in Swainson aufhielt."

„Aber Du mein Gott! Was für ein festes Hütchen haben Sie heute angezogen!"

Afy, deren Hauptfehler eine ungemessene Eitelkeit war, wurde durch Mr. Ball's Bewunderung ihres Hutes ganz für ihn eingenommen, und warf einen herausfordernden Blick um sich, gleichsam, um auch das ganze Auditorium zur Bewunderung ihrer eleganten Toilette aufzufordern. Mr. Ball fuhr fort:

„Wie lange hat es gedauert, bis sie seinen wirklichen Namen entdeckten?"

„Nicht länger als einige Monate, nachdem ich seine Bekanntschaft gemacht."

„Das geschah wohl, wie ich vermuthe, nach dem Morde?"

„O ja." Mr. Ball zwinkerte vergnügt mit den Augen, und fuhr fort:

„Welche andere Herren waren in jener Mordnacht außer Thorn im Walde?"

„Richard Hare war dort, und auch Bethel und Locksley. Sonst habe ich Niemand gesehen, bis dann später nach dem Morde, ein ganzer Haufen Leute ins Haus drang."

„Waren Bethel und Locksley auch Sklaven ihrer Reize, wie die beiden Andern?"

Afy schüttelte unwillig den Kopf, und rief:

„Nein bei Gott. Mit Leuten solchen Gelichters habe ich mich nicht abgegeben."

„War Thorn oder Hare an jenem Abend bei Ihnen im Zimmer?"

Afy zögerte mit der Antwort: denn trotz aller Eitelkeit kam ihr diese Frage bedenklich vor, und sie hielt daher mit ihrer Antwort zurück.

„Zeugin, erinnern Sie sich Ihres Eidschwures!" bemerkte ihr Richter Hare entgegen. „Wenn mein — wenn Richard Hare an jenem Abend bei Ihnen gewesen, so sagen Sie es nur gerade heraus. Aber nur keine Zweideutigkeiten!"

Vor Schrecken ganz erstarrt, stammelte Afy: „Thorn war bei mir."

„Und wo war Richard Hare?"

„Das weiß ich nicht. Er kam zu mir, aber ich schickte ihn weg und wollte ihn nicht einlassen. Wahrscheinlich schlenderte er dann im Walde herum."

„Ließ er eine Flinte bei Ihnen zurück?"

„Ja. Es war das Gewehr, das er meinem Vater zu leihen versprochen. Ich habe es im Zimmer bei der Thür niedergestellt. Wie er sagte, war es geladen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Musterbild.

Der Weber webt, das Schiffchen fliegt behende
Aus seiner rechten in die linke Hand.
Der Faden fließt und rollt hinab zum Ende,
Und flechtet sich zum zierlichen Gewand.
Sieh, Mensch, ein Musterbild ist hier gegeben,
Von unserm Dasein, unserm Erdenleben.

So rollt die Zeit an unserm Lebensfaden
In tüchtiger, in steter Arbeit ab,
Das Schiffchen fliegt vom Lebensgarn beladen,
Es webend, flechtend, bis ans stille Grab.
Sieh, Mensch, ein Musterbild ist hier gegeben,
Von unserm Dasein, unserm Erdenleben.

Und hat das Schiffchen so sein Ziel errungen,
So sind drei gold'ne Fäden mit der Zeit —
Gedanken, Wort und Werken — dicht verschlungen
Zum Schmuckgewand, zur ewigen Seligkeit.
Sieh, Mensch, ein Musterbild ist hier gegeben,
Von unserm Dasein und vom ewigen Leben.

Fr. D . . . . .

Schwurgerichtssitzung für die Pfalz.

I. Quartal 1866.

Vormittagssitzung vom 3. März 1866.

Anklagesache gegen Johann Ruser, 63 Jahre alt, zuletzt Dienstknecht bei Posthalter und Gastwirth Jakob Kölsch in Neustadt a. d. H., wegen Diebstahls im Verbrechungsgrade, vertheidigt durch Herrn Rechtskandidaten Wolff.

Der Angeklagte wurde bereits 3 Mal wegen Diebstahls verurtheilt, und zwar: zu drei Jahren, zu 6 Jahren und zu zwei Monaten Gefängniß, und gilt als ein dem fremden Eigenthume gefährlicher Mensch. Seine Dienstherrschaft setzte daher immerwährend Mißtrauen in seine Redlichkeit, welchis sich auch bald rechtfertigte. Am 21. November abhin fand nämlich seine Dienstherrin in einem Haferkasten, den der Angeklagte zum Aufbewahren seiner Sachen benutze, mehrere ihr abhandengekommene geringfügigen Sachen, weßhalb sie

Digitized by Google

sofort dessen Kleiderkiste öffnete, die verschlossen in seiner Kammer stand. Diese war mit neuen Kleiderstoffen und sonstigen Ellenwaaren so angefüllt, daß beim Öffnen deren Deckel ihmlich aufsprang. Ohne etwas herauszunehmen, schloß Ehefrau Kölsch sogleich wieder die Kiste und machte der Polizei die Anzeige über ihre Entdeckung und darüber, daß die von ihr aufgefundenen Waaren ohne Zweifel dem Kaufmanne Weil von Frankenthal, der bis zum 17. Nov. 1865 in ihrem Saale derartige Waaren feilgehalten hatte, gestohlen seien. Es waren 2 Jicken, Tuch, Buckskin, Mousseline, Köstre, Woll- und Baumwollstoffe, Foulards, Sacktücher u. dgl. im Gesammtwerthe von ungefähr 44 fl. 6 kr., welche der k. Polizeikommissär zu Neustadt in der fraglichen Kiste vorfand und beschlagnahmte. Zugleich wurde des andern Tags bei Wittwe Pahl in Neustadt, mit der der Angeklagte häufig verkehrte und bei der er waschen ließ, Hausuchung vorgenommen und wurden hiebei ähnliche Waaren, im Werthe von circa 19 fl., vorgefunden und in Beschlag genommen. Kaufmann Weil erkannte sämmtliche Waaren als ihm zur Zeit seines Aufenthalts in Neustadt abhanden gekommen an. Der Angeklagte behauptete Anfangs, die Waaren gelegentlich gestiegert zu haben, gestand jedoch schließlich den Diebstahl ein. Die Geschworenen erklärten ihn auch schuldig und verwarfen zugleich die durch die Vertheidigung angeregte Frage wegen geminderter Zurechnungsfähigkeit, worauf der Angeklagte zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde.

Nachmittagssitzung vom 3. März 1866.

Anklagesache gegen Simon Scharf, Trödler von Landau, wegen Meineids, vertheidigt durch Herrn Rechtskandidaten Sauter.

Ende September 1865 übergab Sergeant Maußner vom kgl. 15. Infanterie-Regiement in Landau dem heutlaubten und bei Tagner Dalloz allda wohnenden Soldaten Städtlein eine Quantität starker Patronen zum Verkauf und Letzterer verkaufte dieselbe auch in Gegenwart der Eheleute Dalloz an den von diesen hiebeigenommenen Angeklagten, der sie mit seinem Sohne sogleich forttrug, um 2 fl. 36 kr. Wegen dieses Patronenverkaufs wurden Maußner und Städtlein in Militäruntersuchung gezogen und, da der Beweis geführt war, Städtlein auch unumwunden den Verkauf eingestand und den Scharf als Käufer angab, Beide auch verurtheilt. Bei dieser Untersuchung wurde Letzterer drei Mal eidlich als Zeuge vernommen, deinzend zur Angabe der Wahrheit ermahnt und auch namentlich darüber belehrt, daß ihm aus seinem Zugeständniß keinerlei Schaden und Gefahr erwachsen könne, da ihn die Verjährung vor jeder strafrechtlichen Verfolgung schütze. Trotzdem stellte Scharf den Kauf jedesmal hartnäckig in Abrede. Das Eingeständniß des Soldaten Städtlein und die Aussagen der Eheleute Dalloz wurden unterstützt durch Briefe, die Städtlein insgeheim aus dem Arrestlokale an Ehefrau Dalloz hatte schmuggeln lassen, die bei Letzterer in Beschlag genommen wurden und worin Scharf als Käufer angegeben wird. Eheleute Dalloz hatten auch, selbst vor anhängiger Untersuchung, den Vorgang mit dem Patronenverkauf mehreren Personen mitgetheilt und stets den Angeklagten als Käufer genannt. Unter diesen Umständen erscheinen die eidlichen Angaben desselben vor dem Militärgerichte der Anklage als wissentlich falsche. Die Vertheidigung suchte darzuthun, daß aus der Correspondenz zwischen dem Soldaten Städtlein und dessen Vertrauten, der ausnehmend schlecht beleumundeten Ehefrau Dalloz gerade hervorgehe, daß Letzterer beim Patronenverkauf betheiligt gewesen und daß Beide, um den Verdacht von ihr abzulenken, den heutigen Angeklagten als Käufer angaben, daß der Ehemann Dalloz, der ganz unter der Herrschaft seiner Frau stehe, diese Angabe überall verbreiten mußte und daß die übrigen Zeugen nur durch Hörensagen deponirten. Aber selbst in dem Fall, daß der Angeklagte der Käufer gewesen wäre und sein Eid Unwahres erhalten hätte, wäre er doch straflos, da: 1) Niemand gezwungen werden kann, sich eines Vergehens schuldig zu erklären, 2) das Kriegsgericht inkompetent gewesen sei, indem, da ein Civilist als Theilnehmer indizirt war, eine gemischte Commission hätte bestellt werden sollen, 3) der Angeklagte, als der Hehlerei beschuldigt, nicht hätte beeidigt werden sollen. Derselbe wurde von den Geschworenen freigesprochen.

Neustadt, 6. März. Der Centner Weizen 5 fl. 14 kr. Korn — fl. — kr. Spelz 4 fl. 5 kr. Gerste 5 fl. — kr. Hafer — fl. — kr.

Speyer, 6. März. Der Centner Weizen 5 fl. 7 kr. Korn 4 fl. 3 kr. Gerste 4 fl. 38 kr. Spelz 3 fl. 43 kr. Hafer 4 fl. 5 kr.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Dienstag den 13. März 1866:

Auf vieles Verlangen:

Die Teufelsmühle am Wienerberg,

oder:

Käsperles Reiseabentheuer und Heldenthaten.

Große komische Zauberoper in 4 Akten von Henßler, Musik von Müller.

Preise der Plätze: Erster Platz 24 kr., Zweiter Platz 12 kr., Dritter Platz 6 kr. Kinder unter 10 Jahren zahlen auf den ersten Platz die Hälfte. Anfang präcis 8 Uhr. Hiezu ladet freundlichst ein

[143] **L. Collot.**

Versteigerung.

Donnerstag den 15. März, 1866, Nachmittags 1 Uhr, zu Körborn in der Wirthschaft von Daniel Danner, wird nachbeschrieb'ene Liegenschaft öffentlich in Eigenthum versteigert, nämlich:

3 Dez. Mahlmühle mit einem Mahl- und einem Schälgange, nebst Hofraum;

9 Dez Acker und 23 Dez. Wog, im Banne von Körborn, und ein Ganzes bildend.

Kusel, den 7. März 1866.

[132⅔] **Pasquay**, kgl. Notar.

Holz-Versteigerung.

Montag den 12. März 1866, Vormittags 10 Uhr in Niederalben, läßt der Unterzeichnete aus seinem Walde in der Steinalp

4000 buchen Wellen,

15 Klafter buchen Scheitholz

auf Zahlungstermin versteigern.

Kusel, den 1. März 1866.

[128⅔] **L. Benzino.**

In dem Hause des Hrn. Adam Daniel ist der ganze untere Stock, bestehend aus einem Ladenlokal, 1 Zimmer, 1 Küche, Keller und gemeinschaftlichen Speicher, zu vermiethen. Dasselbe kann sogleich oder auch bis Ostern bezogen werden. Näheres bei der Red. d. Blts.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Ideenskatia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 11. Sonntag, den 18. März 1866.

Eaß-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Wie lange sind Sie beisammen geblieben, ohne von Ihrem Vater gestört zu werden?“

„Er hat uns durchaus nicht gestört. Ich habe ihn auch nicht eher gesehen, als bis er todt war.“

„Waren Sie denn die ganze Zeit über nicht im Hause?“

„Nein. Wir haben einen kleinen Ausflug gemacht. Dann empfahl sich Capitän Thorn und ich blieb noch ein wenig länger aus.“

„Haben Sie das Gewehr losgehen gehört?“

„Ich saß gerade im Nachdenken versunken auf einem Baumstamme, als ich einen Schuß hörte. Ich legte demselben jedoch keine Wichtigkeit bei, weil ich gar keine Idee davon hatte, daß es sich um das Leben meines Vaters handelte.“

„Was hatte der Capitän im Hause geholt, als er Sie verließ. Was hatte er denn vergessen?“

Es war dieß ein sozusagen auf's Geradewohl abgeschossener Pfeil, der jedoch seine volle Wirkung hervorbrachte. Als kluger Kopf hatte Mr. Ball alle Mittheilungen, die ihm sowohl von Richard, als auch von andern Leuten gemacht wurden genau abgewogen und seine Schlüsse daraus gezogen. Deßhalb machte er mit dieser Frage einen Versuch, der auch vollkommen gelang, denn Asy ging in die Falle, indem sie sagte:

„Thorn hatte seinen Hut vergessen, sonst gar nichts. Es war ein warmer Sommerabend und er ist daher ohne Hut hinausgegangen.“

Mr. Ball glaubte nun noch einen zweiten Pfeil auf's Geradewohl abschießen zu können und fragte in ganz gemüthlicher Weise:

„Er hat Ihnen wohl, wie ich glaube, so viel von der Geschichte erzählt, um Sie von der Schuld Richard Hare's zu überzeugen?“

„Davon brauchte er mich nicht erst zu überzeugen. Ich wußte es ohnedieß so gut, wie alle Welt.“

„Natürlich,“ erwiderte Mr. Ball anscheinend ganz gleichgültig. „Hat der Capitän Ihnen gesagt, daß er den Mord verüben gesehen?“

„Er hat seinen Hut geholt und ging etwas weiter in den Wald hinein, als er plötzlich einen Streit im Hause hörte, und die Stimme meines Vaters erkannte. Unmittelbar darauf erfolgte ein Schuß, und obgleich er noch keine Ahnung von dem angerichteten Unheil hatte, vermuthete er doch, daß Etwas vorgefallen sein müsse.“

„Wann hat er Ihnen dieß erzählt?“

„Noch in derselben Nacht; aber etwas später.“

„Wie ist es gekommen, daß Sie ihn noch in derselben Nacht sahen?“

Asy zögerte Anfangs mit der Antwort, allein nach vielem Drängen gab sie folgende wichtige Auskunft:

„Ein kleiner Junge kam zu mir ins Haus und sagte, daß ihm ein fremder Herr eine Sixpence gegeben, um mir zu sagen, er wollte mich im Walde sprechen. Ich ging an die bezeichnete Stelle und fand Thorn: Er fragte mich um die Ursache der so ungewöhnlichen Bewegung im Hause, und ich erwiderte ihm, daß Richard Hare meinen Vater umgebracht habe. Darauf erwiderte Thorn, daß das wahrscheinlich der Mann sei, dessen Stimme er im Streite mit meinem Vater gehört.“

„Das war also die Erklärung, die Ihnen Thorn von jenem blutigen Drama gegeben?“

„Es war dies auch die richtige Erklärung, denn wer sonst sollte meinen Vater getödtet haben als Richard Hare? Es ist ein wahrer Skandal, daß Sie jetzt dem Thorn es in die Schuhe schieben wollen.“

„Betrachten Sie den Gefangenen genauer und sagen Sie mir, ob Sir Francis Levison derjenige Mann, den Sie früher unter dem Namen Thorn gekannt?“

„Ja. Aber darum ist er noch nicht des Verbrechens des Mordes schuldig.“

„Natürlich,“ erwiderte Mr. Ball sehr wohlwollend und fuhr dann fort: „Wie lange sind Sie mit Capitän Thorn in London geblieben. Sie wissen ja, während des kurzen Besuches, den Sie ihm doch abgestattet.“

Asy schaute ihn groß an und würdigte ihn keiner Erwiderung.

Mr. Ball, der abermals einen Schuß in's Blaue machen wollte, fuhr daher ganz unbefangen fort sie zu fragen, wie lange sie bei Thorn in London verweilt, nachdem sie die Stätte des Mordes verlassen, um ihren Verehrer aufzusuchen.

„Wer wagt es zu behaupten, daß ich bei ihm gewesen? Wer kann sagen, daß ich ihm nachgelaufen?“ erwiderte Asy mit vor Zorn glühenden Wangen.

„Ich behaupte es,“ entgegnete Mr. Ball, indem er von ihrer Verwirrung Notiz nahm und sich einige Anmerkungen in seinem Buche machte.

„Lassen Sie das Leugnen, es führt zu nichts. Jeder von uns besucht dann und wann einen Freund.“

„So was Unverschämtes habe ich noch nie gehört!“ schrie Asy in höchster Aufregung. „Wohin soll ich den wohl gelaufen sein?“

„Weib!“ donnerte ihr Richter Hare mit einer Stimme entgegen, an der eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen war. „Erinnern Sie sich an Ihren Eid und sagen Sie mir, ob Sie bei dem Gefangenen Levison, oder bei Richard Hare gewesen sind?“

„Ich bei Richard Hare! schrie Asy in höchster Aufregung. Eine unnennbare Furcht überfiel sie plötzlich und wie Espenlaub zitternd, rief sie mit ängstlicher Stimme:

„Wie unterstehen Sie sich, mir mit dieser gemeinen Lüge vor's Gesicht zu treten? Ich beschwöre es, daß ich Richard Hare seit jener Mordnacht nicht gesehen. Ich schwöre, ihn seit jener Zeit nicht gesehen zu haben. Ihn besuchen! Da wollte ich lieber dem Scharfrichter einen Besuch machen.“

In dem Tone, mit dem sie diese Worte sprach, lag so viel Wahrheit, daß Richter Hare, welcher bisher noch immer an die Schuld seines Sohnes geglaubt, wankend zu werden begann und nachdenklich wurde. Ganz West-Lynne hatte geglaubt, daß Asy dem Richard Hare nachgelaufen, während nun das Gegentheil bewiesen wurde. Was werden die Klatschschwestern, die dem armen Richard dieses sein Betragen mit Asy so sehr verargt, nun sagen, wenn sie erfahren werden, daß er ganz unschuldig war.

Mr. Ball sagte nun in einschmeichelndem Tone zu Asy:

„Nicht wahr, Sie sind nicht mit Richard Hare gewesen?

Digitized by Google

West-Lynne ist immer so boshaft. Sie waren nur auf Besuch bei Capitän Thorn, wie dieß eben bei jungen Damen zu geschehen pflegt."

Aly ließ den Kopf hängen und schien Alles über sich ergehen lassen zu wollen.

Richter Hare's rauhe Stimme wurde abermals vernehmlich und er rief:

„Beantworten Sie die Frage: Waren Sie bei Thorn?"

„Ja," antwortete Aly mit schwacher Stimme.

Mr. Ball hustete und sprach dann mit einschmeichelnder Stimme:

„Wie lange hat er mit Ihnen gelebt? Hat er mit Ihnen zwei, drei Jahre gelebt."

„Was mag dabei für ein Unrecht, wenn es mir beliebe, in London zu leben und einen alten Freund, der sich von Zeit zu Zeit zu einem Morgenbesuche einstellte, zu empfangen? Wen kümmert es? Und was ist daran Unrechts frage ich?"

Gewiß war dieß kein Unrecht. Ich meinerseits sehe darin sicherlich keines," entgegnete Mr. Ball mit den Augen zwinkernd. „Doch sagen Sie mir, wußten Sie damals, wo er Ihnen diese Morgenbesuche abstattete, daß er Levison heiß? Sagte er Ihnen je, aus welchem Grunde er den Namen Thorn angenommen?"

„Aus Laune, wie er sagte. Als er mich zuerst im Zuckerbäckerladen sah, fiel ihm ein, sich mit nicht unter seinem eigenen Namen aufzuführen. Er wählte den nächstbesten Namen und behielt ihn dann auch schon, ohne daß ihm je einfiel, daß er nur unter diesem Namen gekannt sein wolle."

„Das glaube ich selbst," sagte Mr. Ball trocken.

„Mir Aly für jetzt hätten wir genug von Ihnen gehört."

„Im Momente, als die Zeugin sich entfernte, sagte er einem Gerichtsdiener leise in's Ohr, Ebenezer James wieder vorführen.

Dieser erschien und nahm Aly's Platz ein.

Mr. Ball begann das Verhör abermals mit einer gleichsam absichtslos hingeworfenen Frage, indem er zu Ebenezer James sagte:

„Sie haben den gehörten Herren so eben mitgetheilt daß Sie den Thorn ungefähr achtzehn Monate nach dem Morde in London gesehen haben. Dieß muß während Aly's Aufenthalt in London gewesen sein, Haben Sie sie auch gesehen?"

Mr. Ebenezer schien bei dieser Frage wie aus den Wolken gefallen. Da ihm nämlich Aly's Aussage unbekannt war, so wunderte er sich, auf welche Weise ihr Aufenthalt in London dem Gerichte bekannt geworden war und er stammelte daher:

„Aly!"

„Ja, Aly;" erwiderte Mr. Ball mit scharfer Betonung. „Der hohe Gerichtshof weiß bereits, daß Aly sich nach ihrer Entfernung aus West-Lynne zu Thorn und nicht, wie man allgemein glaubte, zu Richard Hare begab, und ich frage Sie daher, ob Sie damals Aly gesehen, die seiner Zeit noch immer mit Thorn in Verbindung gestanden?"

„Allerdings habe ich sie gesehen."

„Wo denn? Erzählen Sie das genauer."

„Ich ging eines Tages in eine entlegene Vorstadt und sah eine Dame in ein Haus gehen, die ich sogleich erkannte. Es war Aly, die dort in einem sehr elegant eingerichteten Quartiere wohnte. Sie lud mich sogleich zu einer Tasse Thee und ich folgte der Einladung auch auf der Stelle."

„Haben Sie dort bei ihr Capitän Levison gesehen?"

„Ja, ich sah den Thorn, wie er damals hieß. Aly sagte mir nämlich, daß ich mich um acht Uhr entfernen müsse, weil sie um diese Zeit einen Freund erwarte, der auf ein Stündchen mit ihr zu plaudern komme. Aber im Gespräch versäumten uns die Zeit so schnell, daß es acht Uhr schlug, ohne daß ich noch Anstalt getroffen hatte, mich zu entfernen. Aly schob mich daher schnell zur Thür hinaus und ich hatte das Hausthor kaum hinter mir, als ein Cab angefahren kam, aus welchem Thorn herausstieg, das Thor mit einem Hausschlüssel öffnete und verschwand. Das ist Alles, was ich weiß."

„Nachdem Sie aber wußten, daß alle Welt die standhafte Unterneung Aly's dem Richard Hare zur Last legte, so hätten Sie ihn bei Ihrer Rückkehr nach West-Lynne von diesem Verdachte rein waschen können?"

„Es handelt sich nicht um meine eigene Angelegenheit, und ich hatte daher kein Recht, sie bekannt zu machen. Aly ersuchte mich, Niemanden zu erzählen, daß ich sie in London gesehen, und ich versprach es ihr auch. Was übrigens Richard Hare betrifft, so war es gleichgültig, ob ein kleiner Skandal mehr oder weniger auf ihm lastete, nachdem er sich in der Hauptsache, nämlich vom Verdachte des begangenen Mordes nicht weiß waschen konnte."

„Noch eines," unterbrach in der Advokat des Angeklagten, als der Zeuge Miene machte, sich zurückzuziehen. „Sie sagen, daß es damals, als Sie den Angeklagten sahen, bereits acht Uhr gewesen. War es schon finster?"

„Ja."

„Wie so wußten Sie also, daß es Thorn gewesen, der aus dem Kab gestiegen, und ins Haus getreten ist."

„Ich bin dessen ganz gewiß. Nicht weit von Thorn befand sich eine Gaslampe, und ich konnte ihn also ebenso gut sehen, als am hellen Tage. Ich erkannte ihn überdieß auch an seiner Stimme, und hätte einen Eid darauf schwören können, daß er es ist, weil er seinen gewöhnlichen Diamantring am Finger trug, der im Gaslichte glitzerte und funkelte."

„Sie sagen, daß Sie ihn an der Stimme erkannt. Sprach er denn mit Ihnen?"

„Nein. Aber er sprach mit dem Kutscher. Sie hatten einen kleinen Disput miteinander. Der Kutscher behauptete, Thorn hätte ihm nicht genügend bezahlt, indem er ihn für die zwanzig Minuten, die er auf der Straße warten mußte, nicht entschädigt. Thorn fluchte und warf ihm endlich noch einen Schilling hin."

Der nächste Zeuge war ein Mann, der früher als Reitknecht bei dem verstorbenen Sir Peter Levison bedienstet gewesen war. Seine Aussage ging dahin, daß der Angeklagte, Francis Levison, im Spätsommer und auch im Herbste desselben Jahres, in welchem Halliohn getödtet wurde, einige Besuche bei seiner Herrschaft gemacht habe, daß er sehr oft und immer gegen Abend einen Spaziergang nach der Richtung von West-Lynne unternommen und jedesmal erst nach Verlauf von drei oder vier Stunden ganz erschöpft, das Pferd abgehetzt und schäumend, zurückgekommen sei. Auch habe er Zeuge, zu verschiedenen Malen zwei Briefe, die Mr. Levison unbedachtsamer Weise aus der Tasche fielen, aufgefangen und sie ihm zurückgegeben. Diese Briefe waren ohne Poststempel und mit der von einer Frauenhand geschriebenen Adresse: „Capitän Levison" versehen. Auf die an den Zeugen gerichtete Frage, ob er dazumal von dieser Mordgeschichte gehört habe, antwortete derselbe, daß er davon gehört, und daß diese Nachricht damals in der Gegend große Sensation erregt habe. Zu jener Zeit, in welcher diese Mordthat ruchbar geworden, habe Mr. Levison seine Besuche ganz eingestellt und sei wieder nach London zurückgekehrt.

„Ein ausgezeichnetes Gedächtniß!" bemerkte der Advokat des Angeklagten ironisch.

Der Zeuge, ein ruhiger, achtbarer Mann, erwiderte, er habe thatsächlich ein gutes Gedächtniß gehabt; hinterdrein erinnern ihn gewisse Umstände daran, daß Levison's Abreise unmittelbar nach jener Mordnacht stattgefunden haben müsse.

„Erzählen Sie diese Umstände!"

„Eines Tages, als Sir Peter eben in den Stallungen war, und bemerkte, daß sich sein Neffe zur Abreise vorbereite, forderte er ihn auf, seinen Aufenthalt zu verlängern, und sagte endlich, was ihm durch den Kopf gefahren, daß er so schnell fort wolle. Mr. Levison erwiderte, daß ihn unerwartete Geschäfte plötzlich nach London zurückriefen. Während sie so sprachen, kam der Kutscher in großer Aufregung, und erzählte, daß Halliohn aus West-Lynne von dem jungen Hare ermordet worden.

„Ich erinnere mich noch recht gut, daß Sir Peter sagte, es müsse ein Zufall gewesen sein, da er nicht glauben könne, der Mord sei ein absichtlicher gewesen."

„Erinnern Sie sich sonst an noch was?"

„Es wurde noch allerlei gesprochen. Unter anderm hörte

Digitized by Google

ich, wie Mr. Levison den alten Herrn faß beschämt um Geld bat, und fünf oder zehn Pfund von ihm verlangte. Sir Peter schien über diese Forderung sehr ungehalten zu sein, und fragte ihn, was er denn mit der fünfzigpfundnote gemacht, die er ihm erst am Tage zuvor zum Geschenke gemacht. Mr. Levison erwiderte, er habe dieses Geld einem Kameraden schicken müssen, um ihm eine Schuld zu bezahlen. Sie Peter wollte ihm dieß nicht glauben, und sagte, er habe das Geld gewiß auf eine leichtsinnige Weise verschwendet. Dieß stellte Mr. Levison allerdings in Abrede; schien jedoch sehr verwirrt, so wie er an jenem Morgen überhaupt sehr zerstreut war."

„Hat er die fünf oder zehn Pfund Sterling, die er verlangte, auch erhalten?"

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, daß mein Herr, der überhaupt Niemanden was abschlagen konnte, wenn er auch oft lärmte und tobte, ihm das Geld gegeben haben wird. Mr. Levison reiste auch noch in derselben Nacht nach London ab."

Der nächste Zeuge, der vorgerufen wurde, war der alte Dill. Seine Aussage lautete ungefähr wie folgt:

„Als er am letzten Dienstag Abend von einem Besuche, den er im Hause des ehrenwerthen Mr. Beauchamp gemacht, spät nach Hause gegangen, hätte er plötzlich ein Geräusch gehört, welches, wie er sich hinterdrein überzeugte, aus dem Zusammentreffen Sir Francis Levison mit Otway Bethel entstanden war."

„Sir Francis schien nämlich bei Mondscheinbeleuchtung einen kleinen Spaziergang gemacht zu haben, als er ganz zufällig auf Bethel stieß.

„Es kam zwischen ihnen zum Wortwechsel. Bethel beschuldigte Sir Francis, daß er ihn über die Achsel angesehen, worauf dieser erwiderte, daß er nichts von ihm wissen wolle.

„Sie waren gewiß froh, daß ich in der Nacht von Hallijohn's Ermordung etwas von Ihnen wollte. Denken Sie noch daran, daß ich Sie an den Galgen hätte bringen können. Ein Wort mit mir und es wäre um Sie geschehen."

„Sie dummer Narr!" rief Sir Francis mit leidenschaftlicher Heftigkeit, „wie können Sie sich einbilden, daß Sie mich an den Galgen bringen können, ohne ihren eigenen Hals in die Schlinge zu stecken? Haben Sie Ihren Hehlerlohn nicht schon bereits empfangen? Wollen Sie nun vielleicht noch etwas Geld erpressen?"

„Saubrer Hehlerlohn! Eine elende Fünfzigpfundnote," schäumte Bethel.

„Wie oft habe ich mich seitdem nicht darüber verwundert, daß ich das verfluchte Geld im Momente der Verwirrung berührt. Ich konnte der armen Frau Hare seitdem auch nicht ins Gesicht sehen; denn ich wußte ganz gut, daß es in meiner Hand gestanden, ihren Sohn aus Henkershänden zu befreien."

„Um an seiner Stelle an den Galgen zu kommen."

„Nein, um Sie an den Galgen zu bringen."

„Wie es Ihnen beliebt, aber so viel ist gewiß, daß, wenn ich an den Galgen komme, Sie Ihrerseits nicht zurückbleiben werden. Sie wissen wohl am besten, daß es für Sie keine Entschuldigung und keinen Ausweg gibt, wenn ich d'ran komme."

Der Advokat des Angeklagten erhob zwar die heftigste Einsprache gegen die Zulässigkeit dieses Zeugnisses; der Gerichtshof bedeutete ihm jedoch, sich in den ihm gebührenden Schranken zu halten, und ihn mit seinen Belehrungen zu verschonen.

Auch Oberst Bethel wurde durch Mr. Dill's Zeugenaussage heftig erschüttert, und fragte den würdigen alten Schreiber, ob er seiner Sache auch sicher gewesen! als er behauptete, daß Otway Bethel mit Sir Francis Levison eine Unterredung gehabt.

Mr. Dill schüttelte betrübt den Kopf, und sagte mit tiefbekümmerter Stimme:

„Halten Sie mich für fähig, daß ich sagen werde, Jemanden gesehen zu haben, wenn er es nicht gewesen? Wollte Gott, daß ich nicht Zeuge dieser Unterredung gewesen, obgleich Richard Hare's Unschuld dadurch vielleicht an den Tag gebracht wird."

Sir Francis war dem Gange der Verhandlung bisher mit hochmüthigem, kavaliermäßigem Wesen gefolgt, und ließ seine mit Diamantringen besetzten zarten Finger fleißig vor den Augen der Zuhörer spielen. Da die Diamanten übrigens bei seinen häufigen Geldverlegenheiten nicht waren, schien sehr kraglich zu sein. Ein höhnisches Lächeln umspielte seine Lippen, und während der ganzen Zeugenaussagen lächelte er ironisch, als wollte er sagen: Die Zeugen können höchstens beweisen, daß ich mit Mademoiselle Aly meine Abende zugebracht, aber es ist Euch denn doch nicht möglich mir den Mord anzuschuldigen. Als Mr. Dill jedoch sein schwer in die Wagschale fallendes Zeugniß abgelegt, war eine merkwürdige Veränderung mit ihm vorgegangen, und er begann endlich Angst zu bekommen.

Als das Verfahren geschlossen war, sagte der Advokat des Angeklagten im zuversichtlichen Tone zu den versammelten Richtern:

„Euer Gestrengen werden wohl Bürgschaft für Sir Francis annehmen?"

„Bürgschaft?"

Die Richter blickten einander verwundert über diese unverschämte Zumuthung an, worauf der Advokat seine Forderung noch einmal mit den Bemerken wiederholte, daß das Gericht doch wohl eine Bürgschaft für einen Mann von Sir Francis Levison's Position nicht anschlagen werde.

Der Gerichtshof lehnte jedoch dieses Ansinnen in entschiedensten Tone ab, und erklärte, daß er selbst von dem Lordkanzler keine Bürgschaft für einen solchen Mann annehmen würde.

Mr. Otway Bethel, der bei sich wußte, daß Niemand es der Mühe Werth halten werde, für ihn Bürgschaft zu leisten, gab sich daher auch keine Mühe, von dem Gerichtshofe die Annahme derselben zu erbitten, und wurden auch beide Gefangene als des Mordes an Hallijohn verdächtig erklärt und den Geschworenen überwiesen.

Aly hatte mittlerweile im Zeugenzimmer Zeit gehabt, über ihre Position nachzudenken, allein nach reiflicher Ueberlegung fand sie, daß es am Ende Niemanden etwas angehe, wenn sie in London einen guten Freund zum Thee empfangen, und sie nahm sich daher auch vor, Jeden, der sie darüber zu Rede stellen würde, so flüchtig den Kopf zu waschen, daß den Klatschmäulern bald der Mund gesperrt werden wird.

„Nun, wie ist die Geschichte ausgegangen?" fragte sie den eben eintretenden Mr. Ball, der als Junggeselle mit großer Liebenswürdigkeit behandelt wurde; denn obgleich Mr. Jiffin für alle Fälle bezuholen bestimmt war, so glaubte sie doch die Augen stets offen haben zu müssen, um sich keinen Mann entgehen zu lassen.

„Sie sind beide wegen abschtlich verübten Mordes vor die Geschwornen verwiesen worden."

Diese Mittheilung erregte Aly's Zorn im höchsten Grade, und sie schrie:

„Ist das nicht ein Skandal, zwei ganz unschuldige Menschen mit einer solchen Anklage beladen vor die Geschwornen zu weisen!"

„Ich muß Ihnen, liebe Miß Aly, sagen, daß Sie am besten thun, diese irrigen Anschauungen je eher desto besser aufzugeben. Levison's Schuld ist heute so viel als bewiesen worden, und selbst wenn die Beweise nicht ausreichend gewesen wären, hat er und Bethel sich einander so tief „dreingebracht," daß sie Richard Hare's Unschuld bereits vollkommen bewiesen haben."

Aly's Gesicht wurde leichenfahl, und eine unsägliche Angst und Besorgniß überfiel das bisher so hochmüthige, eitle Wesen.

„Das . . . kann . . . nicht . . . wahr sein," stammelte sie betroffen.

„Es ist nur zu wahr. Thorn hat die That verübt, die Sie bisher dem Richard Hare zu Last gelegt haben. Richard hörte den Schuß im Walde fallen, und sah den von seiner ruchlosen That erschreckten Thorn geisterbleich und

Digitized by Google

ängstlich davonlaufen. Glauben Sie mir darum auch, daß es Thorn gewesen ist, der Ihren Vater umgebracht."

„Ah" fuhr erschreckt zusammen, als sie hörte, daß Thorn wirklich der Mörder ihres Vaters gewesen. Die Wahrheit dieser Mittheilung drang sich ihr mit so überzeugender Gewalt auf, daß sie einen tiefen Schmerzensschrei ausstoßend in Ohnmacht fiel.

Mittlerweile erhob sich außerhalb des Gerichtshofes ein entsetzliches Gejohle. Die Gefangenen wurden nämlich abgeführt. Die bewaffnete Macht mußte aufgeboten werden, um Sir Francis Levison gegen die Wuth des Pöbels zu schützen. Wie ein feiger Verbrecher zitternd suchte er sein leichenfahles Gesicht vor den johlenden Pöbelmassen zu verbergen. Wollte man ihn vielleicht noch einmal in der Pfütze untertauchen?"

Sollten sie ihn vielleicht bei lebendigem Leibe in Stücken zerreißen und die Erde verschlucken wollen, weil sie sich nicht öffnete, um ihn zu verschlingen? Von diesen trübseligen Gedanken befreite ihn endlich die Polizei, die in der Menge entstürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzung für die Pfalz.

I. Quartal 1866.

Sitzung vom 5. März.

Contumacialsache gegen Franz Joseph **Bauer**, 39 Jahre alt, gewesener Stadtschreiber von Obermoschel, des frimineellen Diebstahls beschuldigt.

Auf dem Bürgermeisteramte zu Obermoschel steht ein feuerfester Cassaschrank, in welchem die Werthpapiere des vormigen protestantischen Hospitalfonds aufbewahrt sind. Der Verschluß dieses Schranks ist der Art eingerichtet, daß ein in Verwahr des Bürgermeisters Schäfting, als Vorstand der Spitalkommission, befindliche Schlüssel 8 verschiedene Riegel vorfallen macht, die dann im geschlossenen Zustand das Oeffnen des Schnappschlosses, zu welchem Adjunkt Müller, als Kommissionsmitglied, einen Schlüssel haben soll, verhindern. Demnach konnte die Oeffnung des Schrankes nur in gleichzeitiger Anwesenheit der beiden genannten Commissionsmitglieder vor sich gehen. Aus Bequemlichkeit war diese Vorsicht jedoch nach und nach außer Uebung und Stadtschreiber Bauer in den Besitz des Schlüssels gekommen, den der Adjunkt zu verwahren hatte. Der Bürgermeister behielt zwar den seinigen, überließ jedoch das Geschäft des jedesmaligen Oeffnens und Schließens, da er die Einrichtung des Schlosses nicht kannte, ebenfalls dem Angeklagten, der jedoch, wie sich später herausstellte, die Riegel nicht vorfallen, sondern einfach die Schrankthüre in das Schloß schnappen ließ, zu welchem er den Schlüssel hatte, so daß er jeden Augenblick den Schrank öffnen konnte. So hatte er auch einmal zweien Personen durch Oeffnen des geheimnißvollen Schranks, dessen innere Einrichtung gezeigt. Die Stiftungskasse wurde durch das kgl. Bezirksamt alle 2 Jahre, zum vorliegen Male im August 1863, zum letzten Male im September 1865 revidirt. Bei der letzten Revisikation fehlten 10 Stück 4½prozentige bayer. Staatsobligationen, 4 Obligationen des Militärantehens, 2 Eisenbahnobligationen und ein Zinscoupon, im Gesammtnominalwerthe von 12,511 fl. 15 kr.; wobei der gerade anwesende Angeklagte behauptete, sie müßten unter andern Papieren verlegt worden sein. Da dies dem untersuchenden Beamten wahrscheinlich schien, so wurde die Revisikation von ihm auf einige Tage verschoben. Zwei Tage später war jedoch der Angeklagte spurlos verschwunden und es ergab sich, daß derselbe die fehlenden Werthpapiere, deren Identität außer Zweifel gestellt wurde, an das Bankhaus Oppenheim in Mainz verkauft hatte. Derselbe machte übertriebenen Aufwand und sollte viel Schulden gehabt haben, die er zum großen Theil kurz vor seiner Flucht bezahlte. Der Angeklagte wurde in contumaciam zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Zweibrücken, 12. März. Die Schwurgerichtssitzungen für das II. Quartal 1866 werden unter dem Präsidium des Herrn Appellationsgerichtsraths Karl Alexander Hecht am 28. Mai dahier eröffnet werden.

Auszug

aus den Civilstands-Registern der Stadt Kusel vom Monat Februar 1866.

Geboren:

am 2. Catharina Elisabetha, Tochter von Christian Seikel, Barbier von Kirrweiler; am 9. Carolina, Tochter von Friedrich Benedum, Nagelschmied; am 10. Friedrich Jacob, Sohn der ledigen Catharina Henriette Reis; am 10. Auguste Susanna, Tochter von Carl Schwinn, Bäcker; am 13. Margaretha, Tochter von Jakob Helleiegel, Bäcker; am 18. Friedrich Carl, Sohn von dem ledigen Bonifacius Deubler von Böhmiehl, und der Carolina Stoffel; am 27. Philipp, Sohn des ledigen Friedrich Hop, Taglöhner, und Margaretha Juliana Philippina Schneider von Ehweiler.

Gestorben:

am 17. Johannes Dietrich, 2 Jahr, 3 Monat 4 Tage alt, Sohn von Johannes Dietrich, Tüncher; am 27. Heinrich August Kipp, 9 Monate alt, Sohn von Heinrich August Kipp, k. Gerichtsbote.

Verehlicht haben sich:

am 8. Friedrich Wilhelm Günther, Taglöhner, mit Elisabetha Becker von Schellweiler; am 22. Joseph Trötzler, Gendarmerie Brigadier, mit Catharina Poecher.

Liebevollen Dank für die freundliche Aufnahme bei meinen Freunden und Bekannten, und doppelt Dank meinem ehrenwerthen Pathen Georg Klink, Müller in Patersbach, und allen ein herzliches Lebewohl von

[164] **Friedrich Wetzel**, Maschinenschmied.

Anzeige.

Auf der Cetto'schen Grube bei Dörrenbach ist der Kohlenverkaufspreis vom 16. März ds. Jrs. ab auf 4 Sgr. 10 pf. mit Ladegeld herabgesetzt.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Montag den 19. März 1866:

Auf vieles Verlangen:

Eisenbahnfahrt durch die Theaterwelt.

Komisches humoristisches Quodlibet mit Gesang in 3 Abtheilungen und 4 Akten von verschiedenen Meistern.

I. Abtheilung:

Der Bräutigam aus Holland,

oder:

Er foppt sie alle!!!

II. Abtheilung in 2 Akten:

Hanns, der lustige Kesselflicker,

oder:

Hochmuth kommt vor dem Fall.

III. Abtheilung:

Zempopolowirsolomizilipitilikowski

der

Zauberer von Osteroß.

Große Zauberpantomime in 1 Akt.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 12. Sonntag, den 25. März 1866.

MÜNCHEN 27 MAR 1866

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Feuer.

Miß Lucy hatte heute irgend eine Unbedachtsamkeit wegen, die sie sich bei Tante Cornelia zu Schulden kommen lassen, ihre Strafe. Es war dieß Mrs. Carlyle hinterbracht worden, als die Kleine nach Hause kam und sie wurde daher für heute bei Brod und Wasser in die Kinderstube beordert. Miß Corny war eben keine sehr nachsichtige Tante.

Barbara hatte eben ihre Toilette vollendet, und sah mit den scharlach- und purpurfarbigen Nelken im Haar, und dem ähnlichen Streifße am Busen reizend aus.

Ein festliches Gastmahl sollte heute Carlyle's Freunde in Ost-Lynne versammeln, und die schöne Hausfrau hatte sich sorgfältig dazu geschmückt.

Nun blickte sie etwas ungeduldig nach ihrer Uhr, es war halb sieben, die Gäste noch nicht gekommen, und um sieben Uhr war die bestimmte Tafelstunde.

Da klopfte leise Madame Vine an die Thüre des Toilettenzimmers. Sie kam, um Gnade zu bitten für Lucy, der versprochen worden war, auf ein halbes Stündchen in den Salon kommen zu dürfen, um die Damen, wenn sie nach dem Dessert das Speisezimmer verlassen, und sich in den Salon begeben, sehen zu dürfen. Nun war die Kleine in größten Schmerz versetzt, daß die gebotte Freude zu Wasser werden sollte, und Madame Vine bat für sie bei Mrs. Carlyle um Verzeihung und um die Erlaubniß, die Kleine ankleiden zu dürfen.

„Sie sind viel zu nachsichtig gegen das Kind, Madame,“ sagte Barbara. „Ich glaube Sie würden Sie gar nie strafen. Wenn sie fehlt, muß sie doch zurechtgewiesen werden.“

„Sie ist unendlich über ihr Vergehen, und verspricht, nie wieder unfreundlich sein zu wollen; wirklich, sie weint und schluchzt, als ob ihr das Herz brechen wollte.“

Das geschieht nicht aus Reue darüber, sondern weil sie heute Abend nicht in den Salon kommen darf und diese Strafe sie kränkt.“

„Ich bitte, ihr dieselbe für heute zu erlassen. . . .“

„Wir wollen sehen. Ah! sehen Sie doch, Madame Vine, was ich da eben für ein Unglück gehabt habe; ist es nicht Jammerschade?“

Barbara hielt ihr einen kleinen prachtvoll gearbeiteten Handspiegel hin; eine der Blumen aus den in Gold getriebenen Guirlanden, die ihn einrahmte, war abgebrochen.

Madame Vine besichtigte den Schaden und rief:

„Ich habe eine Art Kitt, mit dem man das Ganze leicht wieder herstellen kann, ich kann das in ein paar Minuten repariren.“

„Das wäre mir sehr erwünscht,“ entgegnete Barbara freundlich; beingen Sie den Kitt und machen Sie das sogleich, ich habe eine besondere Abneigung gegen derlei schadhafte Nippsachen. Soll ich Sie zu gewinnen suchen, das Unglück gut zu machen?“ fügte sie lachend hinzu. „Miß Lucy's Pardon für die ergänzte Blume? Nun? Ich sehe, es geht Ihnen so nahe, liebe Madame Vine!“

Madame Vine eilte fort, den Kitt zu holen. Als sie die Stücke in ihren bebenden Händen hielt, um sie aneinander zu fügen, plauderte Barbara unbefangen mit ihr weiter.

„Justine sagte mir, daß die Guirlande da schon einmal zerbrochen gewesen sei, daß man es gar nicht zu unterscheiden vermochte. Mr. Carlyle hat den Spiegel für seine erste Frau gekauft, als er nach seiner Vermählung mit ihr in London war und sie hat die Blume abgebrochen. Ja, wenn Sie so zittern, bringen Sie die Arbeit nicht zuwege. Was ist Ihnen?“

Was ihr sein mochte? Ach! alle Erinnerungen lebten mit ihrer furchtbaren Stärke in der Unglücklichen bei dieser an sich so unbedeutenden Veranlassung wieder auf. An derselben Stelle hatte sie einst den Spiegel durch eine rasche Bewegung mit dem Aermel ihres Kleides auf den Boden geworfen; Carlyle war bei ihr, er hatte ihr Leid, ihr fast kindisch heftiges Leid über den Unfall mit zärtlichen Küssen zu beschwichtigen gesucht. Sollten jetzt ihre Hände nicht zittern?

„Ich bin etwas schnell die Treppe hinauf und herunter gegangen,“ entschuldigte sie sich bei Mrs. Carlyle.

Im selben Augenblicke hörte man Carlyle und seine Gäste nach Hause kommen und Thüren öffnen und schließen, als sich dieselben in ihre Zimmer begaben. Lord Mount-Severn's fröhliche Stimme übertönte alle andern. Carlyle kam zu Barbara herein, und Madame Vine wollte sich eiligst entfernen.

„Bleiben Sie nur, und machen Sie das Ding fertig, weil es schon angefangen ist,“ sagte Mrs. Carlyle zu ihr.

„Sieh nur Archibald, was mir begegnet ist.“

Carlyle sah zerstreut auf den Spiegel in Madame Vine's schneeweißen zitternden Händen; er schritt auf sein Ankleidezimmer, dessen Thüre er öffnete, und dann schweigend die Hand ausstreckte, um seiner Gemahlin zu bedeuten, daß sie ihm folge.

Barbara ging mit ihm hinein.

Nach einer Weile kehrte sie zu Madame Vine zurück, die indeß ihre Arbeit vollendet hatte; sie nahm ihre Handschuhe und zog sie langsam an. Die Gouvernante bemerkte, daß sie geweint hatte.

„Ich konnte mich der Freudenthränen nicht enthalten,“ sagte sie zu derselben, „als Mr. Carlyle mir eben sagte, daß die Schuldlosigkeit meines armen Bruders nun endlich vor aller Welt erwiesen worden ist. Lord Mount-Severn war bei der Verhandlung zugegen und sagte, daß die beiden Angeklagten des Mordes vollkommen verdächtig erklärt wurden; Papa hat präsidirt; ich bin erstaunt, daß er es gethan hat.“

„Und ist Etwas gegen sie bewiesen worden?“ fragte Madame Vine in ihrer lispelnden, kaum vernehmbaren Weise.

„Ueber Levison's Schuld herrscht nicht der mindeste Zweifel, aber Oswy Bethel's Antheil an der Sache ist noch eine unentschiedene Frage. Beide sind in Untersuchungshaft, und sollen demnächst von den Geschworenen abgeurtheilt werden. O! dieser Levison! Alle seine elenden Streiche kommen nun nach und nach zu Tage!“

Madame Vine sah durch ihre Brille erstaunt auf Mrs. Carlyle; diese hatte nämlich in größter Aufregung gesprochen.

„Werden Sie es glauben,“ fuhr Barbara fort, indem sie ihre Stimme senkte, „daß, während ganz West-Lynne der Meinung war, daß diese erbärmliche Aff mit Richard davon

Digitized by Google

gelaufen sei, sie diese ganze Zeit mit Levison zugebracht hatte? Advokat Ball hatte heute dieß Geständniß aus ihr herausgebracht. Ich kenne die genaueren Details der Geschichte nicht; Mr. Carlyle hat sie mir nicht mittheilen wollen, er meinte die Thatsache allein sei genügend."

„Mr. Carlyle hatte vollkommen Recht."

„Alles kömmt heraus, eine Schlechtigkeit, nach der andern," fuhr Barbara fort. „Ich mag nicht, daß Mr. Carlyle all' dieß anhören muß; freilich ist es nicht zu vermeiden, aber es muß ihn entsetzlich berühren, ihn sowohl als Lord Mount Severn. Sie war denn doch einst seine Gattin und die Mutter seiner Kinder; und zu denken, daß sie . . . . er muß ihretwegen so bitter empfinden, daß dieser . . . doch," fuhr Barbara mit einem Ausflug von Stolz in den Mienen fort, als wolle sie nicht mißverstanden sein, „Mr. Carlyle ist einer der wenigen Männer, die durchweg so ehrenhaft und schätzenswerth sind, daß kein Schatten von Lady Isabella's Schmach auf ihn fallen kann."

Der erste Wagen mit gebetenen Gästen raffelte in den Hof, Barbara eilte zu Carlyle's Thüre.

„Archibald, hörst Du?"

„Ich werde sie nicht lange auf mich warten lassen, klang die lachend gegebene Antwort, aber man wird hoffentlich einem Manne, der eben erst in ein Parlamentsmitglied umgeschaffen worden, einige Minuten nachsehen."

Barbara ging in das Empfangszimmer hinab. Lady Isabella blieb mit dem Spiegel in den Händen zurück.... Immer und täglich neue Wunden! Todeswunden für ihr Herz! Sollte ihre Strafe nimmer Enden? Nein! An diesem Orte, den sie aufgesucht, und der ihr nur Qualen bieten konnte, die sich stündlich erneuern mußten, ward ihre Strafe zu einer ewigen Verdammniß.

Die Gäste waren Alle gekommen, mit Ausnahme von Mr. und Mrs. Hare's. Barbara erhielt von der Mutter ein Billet, das ihr meldete, daß der Vater nicht wohl genug sei, zur Tafel zu kommen.

War das ein Wunder? Wenn die Verzeltung so schwer auf Lady Isabella lastete, wie konnte sie bei ihm gänzlich unbescholten bleiben? Richard, sein armer, unschuldiger Sohn, unschuldig im vollen Sinne des Wortes, wenn wie den Fehltritt ausnehmen, daß er in Ayr verblieben gewesen, war von ihm mit unnatürlicher Härte verfolgt worden. Westbourne und die öffentliche Meinung überhaupt wüßten dieser Grausamkeit eingedenk bleiben, und Richter Hare hielt viel auf die öffentliche Meinung! Seine Vaterliebe für Richard, die er so gewaltsam unterdrückt und die sich fast in Haß verwandelt hatte, kehrte in verdoppelter Stärke in sein Herz zurück, und begann mit dem erwachten Gewissen in dem alten Starrkopfe einen schweren Kampf zu kämpfen. „Ich . . . ich . . . hätte ihn darüber auch zu Tod betzen können, weißt Du Anna?" sagte er diesen Abend in seinem Lehnstuhl sitzend, und sich den Schweiß von der Stirne trocknend, während er zum Erstenmale in seinem Leben geduldig mit seiner Frau plauderte und sein Unrecht zu bereuen anfing.

„Aber, nun ist ja Alles vorbei, lieber Richard," sagte die gute, liebevolle Gattin zu ihm, während Thränen der Rührung über ihre Wangen perlten.

„Aber ich hätte es thun können, wenn er sich hier blicken ließ!" wiederholte der Alte, vor sich hinstarrend.

„Gräme Dich nicht mehr, lieber Richard, das bringt das Vergangene nicht zurück. In kurzer Zeit werden wir ihn wieder zu Hause, bei uns haben, und dann können wir ihn ja für alles ausgestandene Ungemach entschädigen."

„Und wie kann er heim kommen? Vielleicht ist er todt! Wer weiß, wo er ist? Todt, vielleicht todt!"

„Nein, Vater, er lebt, wir werden ihn wiedersehen, wenn es Zeit wird. Carlyle kennt seinen Aufenthalt, kannte ihn seit Jahren, wie er mir heute sagte, er hat ihn sogar zuweilen gesehen. O! Richard, er ist uns allen ein so theurer Freund, dieser Archibald."

„Ah! Und diese Hexe, die wird auch darum gewußt haben, wenn er es wußte, Barbara hat Glück gehabt. Im Grunde ein gutes Mädchen, ein recht gutes Ding, obschon sie zuweilen zuviel ihrem eigenen Kopfe folgt,"

Mrs. Hare wußte gar nicht, wie ihr geschah; sie erkannte an Ton und Art ihren Gatten kaum wieder, so durch und durch verändert fand sie ihn heute.

„Aber Anna, ich kann noch immer nicht recht daran glauben! Wenn er wirklich unschuldig ist, warum konnte er das nicht vor Jahren schon bewiesen? Es ist schon so lange her? Glaubst Du, daß er es ist?"

„Längst, längst, theurer Richard," entgegnete die glückliche Mutter lächelnd, „glaubte ich und Carlyle das."

„Hm. Carlyle! Das ist etwas. Sein Urtheil ist richtig! Ist sein Zimmer gelüftet und in Ordnung?"

„Welches Zimmer?"

„Des armen Old's!"

„Du vergißt, mein Freund," erwiderte Frau Hare erstaunt, „daß er jetzt noch nicht kommen kann; erst muß die Schwurgerichtssitzung vorüber und die Andern schuldig gesprochen werden, und inzolange seine Unschuld nicht so zu Tage gebracht worden, kann er ja nicht nach Hause kommen!"

„Richtig!" antwortete Richter Hare, wie aus einem Traum erwachend.

Es war ein frohes, heiteres Mahl in Ost-Lynne, und es schien Mitternacht, als der Wagen mit den letzten muntern Gästen wegfuhr. Ungefähr zwei Stunden später, als das Haus ruhig im Mondlicht und seine Bewohner im tiefen Schlafe lagen, hallte plötzlich der schrille Ton der Glocke und heftig gezogenen Hausglocke durch die friedliche Stille.

Die erste Person, die den Kopf zum Fenster hinausstreckte, war Wilson.

„Gibt es Feuer?" schrie sie im größten Schrecken hinunter. Wilson hatte eine absonderliche Furcht vor Feuersgefahr, und schon mehr als einmal das ganze Haus in Allarm versetzt, indem sie behauptete, sie rieche schon den Rauch. So wiederholte sie auch jetzt: „Gibt es Feuer?"

„Ja," antwortete eine tiefe Stimme unten, und der Mann, dem sie gehörte, trat aus der Thürwölbung, wo er bisher gestanden.

Wilson wartete auf keine weiteren Details. Sie packte das jüngste Kind, einen prächtigen Jungen von ungefähr zwölf Monden, der gleich seinem Brüderchen Archie, dem er übrigens auf's Haar ähnlich sah, ein arger Störenfried in der Kinderstube zu werden versprach, und Wilson viel zu schaffen machte, mit der einen Hand, Master Archibald mit der andern, und rannte hinaus auf den Corridor, während sie so laut als sie es vermochte, Feuer! Feuer! Feuer! kreischte. Dann eilte sie in William's Zimmer und zerrte ihn aus dem Bette, ebenso Miß Lucy, rief die Thüre zu Madame Vine's Zimmer auf, und schrie in einem fort: Feuer! Feuer! Ohne alle Umstände rannte sie mit den vier Kindern in Mr. und Mrs. Carlyle's Schlafgemach. Unterdessen hatten die Kinder, erschrocken und entsetzt wie sie waren, wenigee über Wilson's Lärmen und Schreien, als über die Blitzesschnelle, mit der sie die Treppen hinuntergeschleppt und gezerrt worden, gleichfalls ein herzzerreißendes Geschrei erhoben. Madame Vine, welche glaubte, es müßte mindestens schon das halbe Gebäude in Flammen stehen, erschien zunächst, einen Shawl über die Schultern geworfen, hinter ihr Justine. „Feuer! Feuer!" schrie Wilson immer fort, „wir müssen Alle miteinander verbrennen."

Die arme Mrs. Carlyle, so plötzlich aufgeschreckt, sprang aus dem Bette und im Nachtgewande hinaus auf den Hausflur. Jedermann trug so ziemlich nicht viel mehr Toilette als sein Nachtgewand; wenn es sich um Lebensgefahr handelt, hat Niemand Zeit nach seiner besten Garderobe zu langen. Mr. Carlyle, der in aller Eile in seine Unzerreißbles geschlüpft war, kam auch auf den Hausgang heraus.

Er warf einen raschen Blick auf das Vorhaus unten, und als er sah, daß die Treppe völlig sicher sei, und man unbehindert dahinab entfliehen könnte, ward er auch ruhiger. Alles schrie und lärmte um ihn herum, was den Schreck und die Verwirrung nur noch erhöhte. Der Vollmond beleuchtete durch die Gangfenster den Hausflur und die Corridors, aber eine andere Helle war nicht zu sehen.

„Wo ist das Feuer," rief er aus, „ich rieche nichts und sehe nichts davon. Wer hat zuerst Lärm geschlagen?" Da

Digitized by Google

antwortete ihm die Hausglocke, die dießmal mit verzehnfachter Stärke erschallte, als zuvor. Er öffnete eines der Gangfenster: „Wer ist unten? „Ich! Sie!“ antwortete eine Stimme, die er sogleich für eines Bedienten Richter Hare's erkannte. Dem Herrn ist plötzlich sehr schlecht geworden, und die Frau schickt mich, um Sie und Miß Barbara. Sie sollten sich beeilen, zu kommen, wenn Sie ihn noch beim Leben treffen wollen.“ „Miß Barbara!“ Es war dem guten Jasper gelaufigen, in einem Augenblicke der Aufregung Miß Barbara bei ihrem alten Namen zu nennen.

„Sie sind's, Jasper! Ist Feuer bei uns im Hause? Sehen Sie nichts?“

„Nein, ich sehe nichts, Sir, ich höre nur ein schreckliches Geschrei d'rinnen.“

Carlyle schloß das Fenster, er sing an zu argwohnen, daß die ganze Gefahr nur in der Furcht allein bestehen mochte.

„Wer hat Dir zuerst gesagt, daß Feuer im Hause ausgebrochen ist?“ fragte er Wilson.

„Der Mann, der geläutet hat,“ schluchzte Wilson. „Gott sei's gedankt, die Kinder sind gerettet!“

Carlyle verlor etwas die Geduld über dieses ganze Mißverständniß. Sein geliebtes Weib zitterte vor Schreck am ganzen Körper, und er wußte nur zu gut, daß sie eben nicht in der Lage war, nöthiger oder unnöthiger Weise erschreckt werden zu dürfen. Sie klammerte sich an ihn und fragte ihn angstersüllt, ob ein Unglück möglich sei.

„Sei ruhig, geliebtes Weib, es ist gar kein Feuer!“ beschwichtigte er sie. „Ihr könnt Euch Alle wieder zur Ruhe begeben,“ sagte er dann zu den Uebrigen. „Und wenn Wilson ein anderes Mal das Haus wieder in Alarm setzen will, so sei sie so gütig, erst nachzusehen, ob hinreichender Grund dazu vorhanden ist.“

Barbara noch immer voll Angst und Ungewißheit, wandte sich zum Fenster und öffnete es. Aber Mr. Carlyle war fast eben so behende, als sie selber, das Fenster mit der einen Hand wieder niederzulassen, und sie mit der andern davon wegzuziehen. Es wäre vielleicht das Aergste von Allem gewesen, ihr diese Nachricht unvorbereitet zukommen zu lassen.

Mittlerweile war eines der Dienstmädchen die Treppe hinabgegangen und hatte die Hausthüre geöffnet. Jasper, der Schuld an der ganzen Verwirrung war, ward eingelassen, und Barbara seiner ansichtig, ehe Carlyle es hindern konnte. Sie dachte natürlich an nichts Anders, als daß ihrer Mutter etwas zugestoßen sein müßte.

Er zog sie in ihr Schlafzimmer und brachte ihr langsam und vorsichtig die Nachricht bei.

„Täuschest Du mich auch nicht, Archibald,“ rief sie in Thränen ausbrechend, „ist der Vater noch am Leben?“

„Am Leben?“ entgegnete er heiter, „was fällt Dir ein! wer wird denn gleich an Gefahr denken? Kleide Dich an, mein theures Herz, und laß uns schnell hinfahren, die Mutter zu beruhigen.“

In diesem Augenblicke dachte Barbara an William. Sonderbar, daß sie die erste war, der dieser Gedanke kam, noch ehe Madame Vine, noch ehe Carlyle sich soweit gesammelt hatten. Sie lief wieder hinaus in den Corridor, wo der Kleine noch immer erschrocken und fröstelnd stand.

„Mein Gott! das kann sein Tod sein,“ schrie sie, ihn vom Boden aufhebend. „Ach, Wilson, was hast Du gethan. Sein Nachthemdchen ist feucht und kalt.“

Sie trug die Last, die ihr doch viel zu schwer sein mußte, in ihr eigenes Bett. Wilson war nicht im Stande, ihr in diesem Augenblicke in etwas behülflich zu sein oder ihre Vorwürfe anzuhören. Sie lehnte am Stiegengeländer und bestand mit Jaspern ein hitziges Wortgefecht.

„Ich habe Ihnen kein Wort von Feuer gesagt,“ wehrte der Diener in größtem Unwillen sich.

„Freilich haben Sie's, ich habe das Fenster in der Kinderstube aufgemacht und gesragt. Gibt es Feuer, da antworteten Sie „Ja.“

„Sie haben gerufen: „Ist's der Jasper?“ Was hätte ich sonst antworten sollen, als „Ja!“ Feuer! Wo hätte denn Feuer sein sollen? Etwa im Pack?“

„Wilson, bringe die Kinder zu Bett,“ befahl Carlyle, der in die Hausflur hinab ging. „John, den geschlossenen Wagen anspannen, schnell. Madame Vine, kann Ihnen nicht Justine den schweren Jungen da abnehmen? Halten Sie ihn doch nicht länger auf dem Arme.“

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserin und Königin im Kloster.

Eine Wegstunde von dem reizenden Königsschlosse von Aranjuez entfernt, befindet sich ein Frauenkloster Santa Maria Inmaculata, deren Nonnen der Erziehung und Bildung der weiblichen Jugend ihr Leben unermüdet weihen.

Eines Tages, es war gegen das Ende der Dreißiger-Jahre erschien an der Pforte des Klosters eine in Trauer gekleidete Dame mit einem kleinen, lieblichen, blondköpfigen Mädchen, Einlaß begehrend. Es war die verwittwete Gräfin von Theba, deren Gatte, Don Guzmann di Montijo, kurz zuvor gestorben war, welche ihr Töchterchen Donna Eugenia den frommen Schwestern zur Erziehung überbrachte.

Die Aebtissin des Klosters, eine hochbetagte ehrwürdige Gräfin, eine jener erhabenen Erscheinungen, die frommer innerer Drang frühzeitig antrieb, einer Welt voll Glanz und Glück zu entsagen, um den Frieden der Seele in strenger Zurückgezogenheit von dem weltlichen Treiben sich zu erhalten, Mutter Magdalena di Sinezgambia empfing aus den Händen der Gräfin das Kleinod, segnete das unschuldige Haupt des Engels und versprach in warmen Worten, auf dessen Herz zu wirken, in Liebe und Gottesfurcht dessen Gedeihen zu fördern.

Das kleine Mädchen nahm schluchzend von seiner Mutter Abschied, so warm flossen dessen Thränen, daß selbst die greise Klostermutter, in deren Herzen menschliche Regungen versteinert schienen, sich einer tiefen Rührung nicht erwehren konnte.

„Mein Kind,“ sprach die Aebtissin zu dem Kinde, „Du wirst von diesem Tage an unter dem Schutz einer neuen Heiligen gestellt werden, daß diese für Dich bete am himmlischen Throne, Santa Klara sei Deine Schutzpatronin, Du wirst Klarissa heißen.“

So war es auch, die kleine Eugenie hieß fortan Klarissa. Bald gestel sich Klarissa in den Klosterräumen sehr wohl, sie vergaß die Welt und den Glanz des mütterlichen Hauses, ihre Welt war der geräumige Klostergarten mit seiner üppigen Vegetation, dort pflückte sie schöne Blumen, um aus denselben Kränze zu winden und ihre Schutzheilige damit zu schmücken, die altersgraue Klosterkapelle mit dem hohen Chor und der Orgel, in welcher Tag und Nacht Hymnen ertönten, war der Lieblingsaufenthalt Klarissens, dort kniete sie stundenlang im inbrünstigen Gebete, dort sang sie heilige Lieder, ihre weiche Stimme fand daselbst ein liebliches Echo.

Einst als Donna Klarissa, sie war mittlerweile ein schmuckes, 12jähriges Mädchen geworden, am Chore die Orgel spielte, und tief versunken in ihrem Gemüthe die Welt außer sich vergaß, sah sie, da sie plötzlich aufblickte, eine schlanke Gestalt im schneeweißen Gewande vor sich. Es war dem Mädchen, als ob plötzlich eine der Marmortafeln, die die Gräber in der Kapelle bedeckten, sich losgelöst, und die Gestalt, ein Geist aus der andern Welt, unsichtbar und unhörbar vor sie hingetreten wäre.

Doch bald faßte sich das erschrockene Mädchen, das kaum seinen Augen traute, als es die Gestalt und die Stimme der Aebtissin, der Mutter Magdalena erkannte, jene fromme Mutter, von der es hieß, daß sie im Sterben liege, daß sie den Leib des Herrn genossen.

Sollte sie etwa gestorben sein und der Geist der Verblichenen vor ihr stehen? Ein kalter Schauer überlief das zarte Kind; doch die greise Mutter, welche in der Seele des Kindes zu lesen schien, erriet deren furchtsame Ahnungen und beschwichtigte es:

„Klarissa!“ so sprach die greise Oberin, „noch einige Stunden hat mir der Heiland zum Leben gegönnt, bald werde ich vor dem Richterstuhle des Herrn stehen, um viel-

Digitized by Google

nen Wandel hier auf Erden zu rechtfertigen. Ich hoffe auf die Gnade Gottes, er wird mir ein gnädiger Richter sein."

„Amen," flüsterte das Mädchen.

„Amen! Amen!" lautete die Antwort. „Ich kann aus dieser Welt nicht scheiden," fuhr die Mutter fort, insolange ich nicht das Geheimniß von meiner Brust gewälzt, daß dieselbe bedeckt, eine Offenbarung, welche mir von den Heiligen ward.

Donna Klarissa. Der Himmel hat mit Dir Großes im Sinne, nicht der Andacht allein gehört Dein Leben, einen mächtigen Thron der Welt wirst Du als Herrscherin dereinst besteigen, Dein Lockenhaupt wird eine glänzende Krone schmücken, und Millionen werden huldigend dereinst zu Dir empor blicken!

Klarissa! Wenn der Himmel seine Verheißung in Erfüllung gebracht haben wird, dann vergesse nicht, was Du seiner Gnade schuldest, am Grabe des gekreuzigten Erlösers, so mußt Du geloben zu Nazareth, an der heiligen Stätte, auf der er, da er als Mensch lebte, in unserer Mitte gewandelt, mußt Du knieen, damit er Deine Wünsche ferner erhöre und der Gesalbte des Herrn jenes Kind sei, das er Dir schenken wird! —

Um Mitternacht des nächstfolgenden Tages war Mutter Magdalena eine Leiche.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Daß Frauen zu Doctoren medicinae und juris kreirt zu werden pflegen, wissen wir aus amerikanischen Zeitungen. Neu aber ist es, daß das weibliche Geschlecht auch zur Pastorwürde zugelassen wird. Da lesen wir nun, daß in Massachusets die Hoch. Miß Olympia Brown als regelrechter Pastor (Pastorin) und Predizer (Predigerin) angestellt worden ist, worauf sie den Einspruch erhob, auch Ehreneinsegnungen vorzunehmen. Dagegen sträubten sich die Conservativen, während die Radikalen sich auf die Seite der liebenswürdigen Pastorin schlugen. Der Streit kam vor's Repräsentantenhaus, und dieses entschied einstimmig dahin, daß, wenn eine Frau die vorgeschriebene Priesterweihe erhalten hat, sie ohne Widerrede auch Ehen einsegnen dürfe.

Gift im sogenannten Goldregen. Ein fast in keinem Garten fehlender Strauch, der sogenannte Goldregen (Cytisus laburnum), ist jüngst von Professor Husemann einer genauen Prüfung unterworfen worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß die reifen Samen des genannten Strauches ein äußerst giftiges Alkaloid enthalten. Diese Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da man den Goldregen seither für ein völlig unschädliches Gewächs hielt.

Theater in Kusel.

Im Saale des Herrn W. Dick.

Montag den 26. März 1866:

Die Benefize-Vorstellung eines alten Soussleurs für 30jährige Dienste

oder:

Doch durchgesetzt.

Lustspiel in 4 Akten von Hell.

Hierauf:

List und Phlegma.

Lustspiel mit Gesang in 1 Akt von Angely.

Dienstag den 27. März. Letzte Vorstellung.

Zum Besten des hiesigen Hospitals.

Die Brandschatzung,

oder:

Wer zahlt 20,000 Thaler???

Schauspiel in 2 Akten von Görner.

dann folgt:

Englisch,

oder:

Narrheit führt zum Ziele.

Lustspiel in 2 Akten von Görner.

zum Schluß:

Eine Dank- und Abschiedsrede

an alle verehrlichen Theaterfreunde.

Gesprochen vom Direktor Collot.

Hiezu ladet freundlichst ein

L. Collot.

Oster-Montag, den 2. April 1866,
des Nachmittags 4 Uhr,
im Saale von Hermann Frik in Kusel

Concert,

ausgeführt von der kürzlich aus China zurückgekehrten und schon rühmlichst bekannten Kilian'schen Musikgesellschaft.

Nach dem Concert ist

BALL.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1. **Walhalla-Marsch** von H. Kilian.
2. **Ouvertüre:** „Die Italienerin in Algier" v. Rossini,
3. **Walzer:** „Erste Liebe" von Farmer.
4. **Cavatine:** „Die Nachtwandlerin" von Bellini.

II. Abtheilung.

1. **Quadrille:** „Louisa Müller" von D. Albert.
2. **Potpourri:** „Die Zigeunerin" von Balfe.
3. **Polka:** Erinnerung an Bamberg von Volkhardt.
4. **Arie:** „Norma" von Bellini.
5. **Galopp:** „Champagner" von Lumbye.

Eintrittspreis für **Concert** und **Ball** à Familie 54 kr.
à Person 36 kr.
Eintrittspreis für Personen, welche blos dem Concert beiwohnen à Person 12 kr.
Eintrittspreis für den Ball . à Person 36 kr.

NB. Söhne über 18 Jahre werden bei Familienbilleten nicht berücksichtigt, sondern müssen besondere Billete lösen.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinsch.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 13. Sonntag, den 1. April **1866.**

Osterfest.

Zeuch einher, du Ostersonne,
Zeuch einher im Siegeslauf,
Denn es stieg zu ew'ger Wonne
Jesus aus dem Grab herauf.

Seid dem schöpferischen Worte,
Das erfüllt hat Thal und Höh'n,
War kein Morgen auf der Erde
So erquickend und so schön.

Keine Nebel, keine Schatten
Decken nun die Erde mehr;
Dieser Tag vertheilt den Matten
Aller Kräfte Wiederkehr.

Dieser Strahl bricht in die Tiefe,
Die kein Aug' erträgt zu schau'n,
Daß er neue Hoffnung riefe
In das düst're Todesgrau'n.

In die Gräfte bringt das Leben
Und erweckt den Wiederhall;
Herzen glühen, Geister schweben,
Lebensahnung überall.

Wo uns sonst ein Abgrund schreckte,
Wo der letzte Gränzstein stand,
Reichet jetzt der Auferweckte
Uns entgegen seine Hand.

Fürst des Erdenls! deine Boten
Zieh'n hinaus im Morgenschein.
Die Lebend'gen und die Todten
Schließt dein Wort des Friedens ein.

Geuß die edle Friedensgabe
Ueber alle Menschen aus;
Friede über jedem Grabe,
Friede sei in jedem Haus.

Cast-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Als Carlyle zu Barbara in das Schlafzimmer zurückkehrte, hatte er Madame Vine mit Archie in den Armen zitternd und erschrocken dastehend gefunden, sie begriff noch immer nicht den Zusammenhang der ganzen Allarmscene. Justine, die anfing, dieselbe zu verstehen, hatte Lucy mit den Armen umschlungen gehalten und näherte sich der Gouvernante, ihr den kleinen Archie abzunehmen. Barbara hatte Licht gemacht und dem kleinen William sein Nachthemdchen ausgezogen, indem sie ihn in ihr eigenes Jäckchen hüllte. Sie zog sich in größter Eile an.

„Fühle nur Williams Hemd an, Archibald, wirklich diese Wilson . . .“

Ein schriller Aufschrei plötzlichen Schreckens ließ sich vom Gange her vernehmen und Carlyle war mit einem Satze wieder draußen, das Mindeste, was er befürchtete, war, daß die Gouvernante den kleinen Archie auf den Boden hatte fallen lassen. Aber es hatte keine derartige Katastrophe stattgefunden. Wilson war mit dem kleinsten Kinde und Lucy bereits oben, Madame Vine ebenfalls nicht mehr da. Archie lag auf dem weichen Teppiche auf dem Corridor, auf der Stelle, wo Madame Vine gestanden hatte, denn Justine hatte, als sie den Knaben aus deren Armen nehmen wollte, ihn vor Schrecken auf den Teppich gleiten lassen. Sie hielt sich mit schlotternden Knieen und kreideweißen Gesichte an der Ballustrade die Augen fest und den Mund offen dastehend, als blickte sie nach etwas Entsetzlichem hin. Der kleine Archie hatte sich nicht weh gethan und sich auf seine festen kräftigen Beinchen erhoben, und schaute verwundert um sich.

„Nun, Justine, was hast Du denn?“ rief ihr Carlyle zu. „Du siehst ja aus, als sähest Du Gespenster?“

„O! Herr!“ wimmerte Justine, „ich habe ein Gespenst gesehen.“

„Seid Ihr denn heute Alle toll?“ entgegnete Carlyle, der nicht begreifen konnte, was dieß wieder zu bedeuten habe. „Du hast ein Gespenst gesehen?“

Justine fiel auf die Knie, als habe sie nicht länger die Kraft, sich aufrecht zu erhalten und faltete die Hände auf der Brust. Hätte sie zehn Gespenster gesehen, sie konnte nicht mehr darnieder geschmettert aussehen. Sie war ein taedes anhänglliches und vernünftiges Mädchen, der phantastische Einfälle eben nicht ähnlich sahen, und Carlyle blickte sie erstaunt an.

„Justine, was soll das? Was ist es, das Du gesehen hast?“ fragte sie Carlyle, sich freundlich herabbeugend.

„O! mein bester Herr! der Himmel sei uns allen gnädig,“ war die räthselhafte Antwort.

„Justine Du sollst mir sagen, was es ist?“

Sie antwortete nicht, sondern stand zitternd auf und nahm Archie's Hand und ging langsam mit ihm die Treppe hinauf, indem sie leise schluchzte und nicht zu beachten schien, daß der kleine mit nackten Füßchen auf dem Teppich tripeln mußte.

„Was hat sie denn?“ flüsterte Barbara Justinen mit den Augen solgend, „was meint sie wohl mit dem Gespenst?“

„Sie muß eine Geistergeschichte gelesen haben, die ihr jetzt im Kopfe spuckt!“ sagte Carlyle. „Wilsons Narrheit hat das ganze Haus angesteckt. Beeile Dich, Barbara, der Wagen ist angespannt!“

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Drei Monate später.

Der Frühling war vorüber. Der Sommer neigte sich zu Ende, und die letzten heißen Tage des Monats Juli verkankerten auch seine letzten Herrschertlaunen. Was hatten die letzteren Monate seit dem April, wie Carlyle ins Parlament gewählt worden, wohl Neues gebracht? —

Gewiß, sie waren nicht ohne Ereignisse dahin gegangen. Richter Hare's Unwohlsein erwies sich als Lähmung. Nicht leicht wird ein Vater ungestraft mit unnatürlicher Härte gegen sein Kind verfahren.

Den unbeugsamen Richard Hare traf die Vergeltung. Er erholte sich zwar nach und nach wieder, aber er ward nie mehr der starke, energische Mann von ehedem.

Der Schrecken, den Jaspers nächtliche Sendung nach Ost-Lynne dort verursacht hatte, da man seine Meldung von dem Unwohlsein des Richters für eine Anzeige, daß das Haus in Flammen stehe, hielt, hatte Niemanden erheblicheren

Digitized by Google

Schaden gebracht, als dem kleinen William und Justinen. Ersterer hat sich so heftig erkältet, daß sein Uebel mit vergrößerter Schnelligkeit um sich griff; letztere schien aus Schrecken tiefsinnig geworden zu sein. Sie ging wie im Traum umher, konnte stundenlang in sichtlicher Geistesabwesenheit vor sich hinstarren und, wenn man sie dann plötzlich anredete, fuhr sie wie erwachend in die Höhe und schauderte wie in Fieberfrost zusammen.

Mr. Carlyle reiste, sobald Richter Hare außer Gefahr war, was ungefähr zehn Tage nach dem Schlaganfalle, der ihn auf das Krankenbett geworfen hatte, der Fall war, mit seiner Gattin nach London.

Sie nahmen William mit nach der Hauptstadt, theils um dort noch einige Aerzte zu Rathe zu ziehen, theils weil Mr. Carlyle sich durchaus nicht von dem Kinde trennen wollte.

Justine und noch einige andere von der Dienerschaft gingen zur Bedienung mit nach London.

In London fanden sie die ganze höhere Gesellschaft in förmlichem Aufruhr über Sir Francis Levison's Verhaftung; man wollte kaum daran glauben und die abenteuerlichsten Geschichten waren darüber in Umlauf.

Die fashionable Saison war gerade auf ihrem Höhepunkt angelangt, weßhalb denn auch die Sache ein verhältnißmäßig größeres Aufsehen erregte, als es vielleicht zu einer andern Zeit der Fall gewesen wäre. Man sprach länger als acht Tage von Sir Francis Levison.

An Abende ihrer Ankunft meldete man Mr. und Mrs. Carlyle den Besuch einer Dame an, die ihren Namen nicht nennen wollte.

Sie ward hereingeführt und das, Aeußere der jungen, schönen Dame erinnerte Carlyle lebhaft an eine Freundin seiner ersten Frau, Namens Blanche Challoner. Doch diese war es nicht.

Die Fremde sah Carlyle scharf ins Gesicht.

„Wollen Sie meine Zudringlichkeit entschuldigen?“ fragte sie, „ich wende mich an Sie, als ein hilfloses Geschöpf, das Ihrer Güte vertraut, ich . . . bin Lady Levison.“

Barbara erröthete.

Mr. Carlyle bot der Dame artig einen Stuhl und blieb vor ihr stehen.

Sie setzte sich einen Augenblick, erhob sich aber sogleich wieder in sichtlicher innerer Aufregung von ihrem Sitze.

„Ja! ich bin die Unglückliche, die diesen Mann ihren Gatten nennen muß. Daß er ein schlechter boshafter Mensch ist, wußte ich längst schon, aber leider nicht, daß er ein Verbrecher sei. Ich höre es von allen Seiten, aber ich kann von Niemand Genaueres darüber erhalten; Lord Mountsevern will nicht darüber sprechen und verweigerte mir gestradezu jede Auskunft. Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie Mr. Carlyle, heute in London ankommen würden und entschloß mich daher, Sie darum zu bitten.

Lady Levison hatte in abgebrochenen Sätzen und in einem Tone geredet, der ihre innere Bewegung nur zu deutlich verrieth.

Mr. Carlyle. antwortete nicht sogleich.

„Sowohl Sie als ich sind schwer von ihm beleidigt worden.“

„Mr. Carlyle. Aber ich habe mir mein Schicksal selber zugezogen. Sie nicht! Meine arme Schwester Blanche, die er grenzlam verrathen hatte, — und wenn ich davon spreche, so geschieht es eben nur, weil alle Welt davon weiß, — hat mich verzeihend vor ihm gewarnt. Ebenso seine Großmutter, die nun gegen neunzig Jahre alt sein muß. Sie kam noch den Tag vor meiner Trauung, mich zu beschwören, zurückzutreten und mit zu sagen, daß, wenn ich seine Frau würde, ich es unfehlbar mein ganzes Leben lang bereuen müßte. Es war noch Zeit zum Rücktritt, aber ich wollte nicht! Ich war noch Kind, ich war verblendet von Eitelkeit, Thorheit, ja, ich wollte aber meine arme Schwester Gitelkeit, Thorheit, ja, ich wollte aber meine arme Schwester triumphiren! Arme Blanche! Und ich habe ein Kind! Ein Kind, das seines Vaters Namen erben soll! Mr. Carlyle,“ Kind, das seines Vaters Namen erben soll! Mr. Carlyle,“ fuhr sie fort, sich zu ihm neigend und die Hände faltend, während ihr Gesicht einer Marmor-Statue glich, „wird . . . . man ihn verurtheilen?“

„Bis jetzt ist noch nichts Bestimmtes gegen ihn erwiesen,“ entgegnete Carlyle mitleidig.

„Wenn ich nur die Scheidung von ihm erwirken könnte!“ rief sie leidenschaftlich aus. „Ich hätte sie seit der Zeit unserer Verheirathung schon hundertmal erlangt, denn ich hatte hinreichende Gründe, dazu, aber ich wollte den Skat und den Skandal nicht auf den Namen meines Kindes heften. Könnte ich nur den Namen dieses unschuldigen Opfers ändern. Sagen Sie mir, bleibt mir kein Ausweg, um meine Ehre zu retten?“

Ach! es blieb der unglücklichen Frau wirklich keiner übrig!

Carlyle ging gar nicht auf die Frage ein. Er richtete noch einige theilnehmende Worte an sie und schickte sich zum Weggehen an, denn er hatte schon bei ihrem Eintreten den Hut in der Hand gehabt und eben ausgehen wollen. Sie vertrat ihm jedoch den Weg und rief:

„Sie werden mich nicht verlassen, ohne mir Genaueres über den Prozeß mitgetheilt zu haben! Ich bitte Sie, thun Sie es nicht! Ich bin im vollen Vertrauen zu Ihnen gekommen, endlich Alles zu erfahren.“

„Dringende Geschäfte rufen mich,“ erwiderte er, „aber wenn dieß nicht selbst der Fall wäre, müßte ich Ihr Begehren ablehnen, sowohl um Ihrer als um meiner selbst Willen, Mylady! Der bloße Name dieses Mannes, selbst vor Ihren ausgesprochen, würde meine Lippen wie mit Brennesseln berühren; fordern Sie nicht, daß ich einer Dame gegenüber Gefahr laufe, Höflichkeit und Sitte zu verletzen.“

„O! jedes Wort des Hasses, das Sie gegen ihn aussprechen, würde ein Echo in meiner Brust finden, jeder Ausdruck der Verachtung mir sympathisch klingen . . .“

Barbara war unangenehm berührt von dieser Maßlosigkeit in Lady Levison's Haß.

„Er ist Ihr Gatte wie es auch sein mag . . .“ flüsterte sie.

„Mein Gott! Ja! darin liegt sein größtes Verbrechen gegen mich. Mit dem Bewußtsein dessen, was er war, was er verübt, mich zu bethören, sein Weib zu werden! Sie sollten mich beklagen, Mrs. Carlyle; als Frau und Mutter müssen Sie Mitleid mit mir empfinden. Wie darf solch' ein Mensch eine Ehe schließen! Hatte er nicht ohnehin der Sünden genug auf dem Gewissen, mußte er noch mit kecken, frechen Lügen mein Lebensglück zerstören? O! er hat ein entsetzliches Unrecht an mir verübt und Schmach und Schande auf sein schuldloses Kind vererbt!“

Barbara war fast erschrocken von so viel Heftigkeit, aber sie hätte dem Himmel danken sollen, daß sie nicht im Stande war, diese Heftigkeit zu begreifen.

Lady Levison's angeborne Gutmüthigkeit, die Zurückhaltung und feine Sitte der wohlerzogenen Dame war in den Kämpfen, die sie bestanden und täglich zu bestehen hatte, untergegangen. Dieser letzte Schlag hatte das Maß voll gemacht und Lady Alice Levison verlor eben so alle Fassung und allen Halt, elend und hilflos und gebrandmarkt, wie sie nun auf der Welt dastand, als wäre sie das Weib eines gemeinen Verbrechers gewesen. Es gibt Unrecht und Kränkungen, die den Hohen wie den Niedern in gleichem Maße außer Fassung bringen.

„Er ist aber Ihr Gatte,“ wiederholte Barbara noch einmal.

„Er ist es durch schändlichen Betrug geworden und ich will mich vor aller Welt von ihm lossagen,“ entgegnete Lady Levison. „Es kann keine moralische Verpflichtung geben, die mich darin hindern könnte. Er hat Schmach und Schande und gänzlichen Ruin über mich und sein Kind gebracht und man soll nicht denken, ich hätte Theil daran genommen. Wie haben Sie es nur über sich gebracht, Mr. Carlyle, sich nicht an ihm zu vergreifen, als er die Frechheit hatte, sich in Westephnne zu zeigen?“

„Ich kann es nicht sagen. Ich habe mich oft selber darüber gewundert.“

Er verließ das Zimmer, nachdem er noch einige beschwichtigende Worte an die Unglückliche gerichtet hatte, Lady Levison blieb mit Barbara allein; letztere mußte endlich den Bitten der aufgeregten Dame willfahren und ihr die Umrisse

Digitized by Google

dre Schauergeschichte geben; aber sie gab auch nur diese, sorgfältig Aly's Namen vermeidend, dessen sie nur bei der tragischen Szene des verhängnißvollen Abends selber erwähnte.

Lady Levison hatte ihr zugehört, ohne sie zu unterbrechen.

„Halten Sie und Mr. Carlyle ihn für schuldig."

„Ja."

„War seine erste Frau, Isabella Bane, denn von Sinnen," fragte sie plötzlich die erstaunte Barbara.

„Wie so? . . ."

„Daß sie ihn verlassen konnte, um des Andern willen! Das kann nur im Wahnsinn geschehen sein. Ich könnte es begreifen, wenn eine Frau aus Liebe zu Mr. Carlyle Sir Francis Levison weglaufen würde, aber daß es umgekehrt sein konnte, ist mir ganz unerklärlich."

Mit diesen Worten verließ Lady Levison auf eben so bizarre Weise das Zimmer, als sie es betreten hatte.

Barbara's Aufenthalt in London währte kaum drei Wochen, denn sie konnte, triftiger Gründe halber, nun unmöglich länger vom Hause entfernt bleiben.

Carlyle jedoch blieb in der Hauptstadt bis gegen den Schluß der Session, obwohl er von Zeit zu Zeit auf einen kurzen Besuch nach Ost-Lynne kam. Im Monate Juli kehrte er gänzlich nach Haufe zurück, wo er ein kleines, allerliebstes Töchterchen wehe vorfand, das so hübsch und herzig war, als Bäbchen einst selber mit sechs Wochen gewesen sein mochte.

Aber William's Kräfte schwanden täglich mehr dahin. Die Londoner Aerzte hatten nur Dr. Martin's Ausspruch bestätigen können; es war augenscheinlich, daß das arme Kind seinem Ende immer näher rückte.

Ein anderes Wesen, das zu Ost-Lynne weinte, litt und bückte, sichte gleichfalls dahin; es war die unglückselige Lady Isabella.

Sie brach zusammen unter der Last des Kreuzes; es war zu schwer gewesen! Hätte sie mit mehr Sanftmuth und Ergebung getragen, was sie sich selber auferlegt hatte, sie wäre wohl anders gekommen und ihr Körper wäre der erdrückenden Wuth ihrer Schmerzen nicht erlegen. Aber sie kämpfte dagegen an, sie empörte sich darwider; so vielen Qualen wurde selbst ihr zarter Körper nicht.

Als Herr und Frau Carlyle nach London abgereist waren und die täglichen, ja stündlichen Aufregungen, welche ihre falsche Stellung in Ost-Lynne mit sich beachten, sich besänftigten, trat die Reaktion in ihrer ganzen Stärke ein. Die unausgesetzte Spannung ihres Gefühls, ihres Geistes, ihrer Nerven, ließ nach; aber an die Stelle derselben war die gefährliche Apathie der Verzweiflung getreten. Jene fortwährende Aufregung hatte sie nicht sinken lassen, ihr scheinbar die Kraft geliehen, fest zu stehen; nun aber, wo sie vorüber war, verließ sie auch jene trügerische Stütze und sie versiel mit erschreckender Schnelligkeit dem Uebel, das ihrer Mutter frühen Tod gebracht hatte. Niemand bemerkte, wie sie nach und nach dahin siechte, keine ausgesprochene Krankheit bekundete ihr Leiden oder das nahende Ende. Sie erfüllte unausgesetzt ihre Pflichten als Erzieherin der heranwachsenden Lucy, obwohl sie manche Stunde dem kranken William widmete, die sie ihrem Zöglinge abbrach. Fühlte sie ihren Zustand? Erkannte sie ihn? Zum Theil und hätte Jemand gefragt, an welchem Uebel sie leide, die Antwort hätte lauten müssen:

„An einem gebrochenen Herzen."

Die Juli-Sonne brannte, es war einer der heißesten Tage des Monats. Nachdem Aly Hallijohn kam die Straße herab geschritten, stolzer und eitler, als je. Aly glänzte in hübscherem Gefieder denn je, einher.

Sie war aus dem Verhör eben nicht so ganz lilienweiß für die Anschauungsweise der Bewohner von West-Lynne hervorgegangen. Abgesehen von der pikanten Episode ihres Aufenthalts in London, war Miß Aly Hallijohn, wenn auch nicht direkt eines falschen Zeugnisses, aber doch irgend so etwas Aehnlichem, überwiesen worden. Es ist allerdings wahr, daß sie, als die Todtenschau nach dem Morde vorgenommen wurde, nicht beeidigt wurde, und Richard war darüber im Irrthume, wenn er geglaubt, daß sie ihre damalige Aussage beschworen.

Sie hatte versichert, daß an jenem Abend außer Richard Hare Niemand im Häuschen anwesend gewesen sei, denn sie wollte Thorn's Namen nicht erwähnen. Nicht, daß sie auch nur den leisesten Verdacht gehabt hätte, daß er bei der ganzen Geschichte betheiligt sein könnte; wir müssen ihr hierin gerecht werden und wiederholt erwähnen, daß sie Richard Hare für den Thäter hielt. In diesem Punkte sprach Aly nur ihrer Ueberzeugung gemäß. Als sie aber vom Gericht eidlich befragt wurde, ward sie gezwungen, einzugestehen, daß sie in einigen Punkten und Nebenumständen eine falsche Aussage abgelegt hatte.

Alles dieß kam unter die Leute und Aly stand in der öffentlichen Meinung von West-Lynne in eben so ungünstigem Lichte als je zuvor.

Sie stand in Person mit energischer Gegenwehr für ihre angegriffene Ehre ein; wenn man ihren glänzenden Vertheidigungsreden zuhörte, glaubte man eine verfolgte Unschuld, eine makellose Märtyrerin vor sich zu haben. Sie fand auch Leute, die ihr Glauben schenkten und sich ihrer annahmen. Mrs. Latimer indessen gehörte nicht zu diesen Letztern; ihr Glaube war erschüttert; sie entließ das Opfer der Verhältnisse mit der mitdenden Verachtung ihr einen Monat Aufsagefrist zu gewähren, was dem Acte dienstherrschaftlicher Gerechtigkeit die Spitze abbrach und ihm den entehrenden Schein einer plötzlichen Unnade raubte. Unter ihren wärmsten Vertheidiger und Beschützer zählte Miß Hallijohn den ehrenwerthen Mr. Joe Jiffin. Wenn er auch Anfangs etwas gestutzt und gezweifelt hatte, als er die Mähre, die sich das Volk erzählte, vernommen, so hörte er doch auch ihre Vertheidigung an, und Aly mischte die Farben ihrer Erzählung mit so vielem Talent und Geschick, daß er, der ehrliche Mr. Joe Jiffin, überzeugt, ergriffen, hingerissen, sich selber, seine Hand und seinen Käsekeben zu Miß Aly's Füßen legte. Und wäre aus dem Chor der seligen Geister und himmlischen Heerschaaren der Seligste der Seligen herab zur Erde gekommen, um gegen Aly zu zeugen, Mr. Jiffin hätte von dem Augenblicke an denselben nur ein taubes Ohr geliehen.

Wer war stolzer als Aly? Wer konnte mehr über dieses Volk von West-Lynne triumphiren als sie? Sie logirte sich bei exspektablen Leuten ein und begann ihre Vorbereitungen zu der bevorstehenden Vermählung zu treffen, die natürlich in einer Auswahl von unwiderstehlichen Hüten und Anzügen bestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Kaiserin und Königin im Kloster.

(Fortsetzung und Schluß.)

In Klarissa's Herzen prägte sich jene nächtliche Prophezeihung tief ein, sie glaubte an die unfehlbare Wahrheit derselben; die Mutter Magdalene galt für eine Heilige schon während ihres Lebens, und die innere Stimme sagte ihr, daß über ihre Lippen nie ein Wort der Falschheit kam.

Der Tod der frommen Aebtissin hatte im ganzen Lande großes Aufsehen gemacht; von Madrid und aus den Provinzen selbst strömten fromme Pilger herbei, um an dem Grabe der Entschlummerten zu beten.

Auch Königin Isabella II. von Spanien eilte herbei, um ihr Gebet an dem frischen Grabe zu verrichten; es war kurze Zeit nach ihrer Vermählung mit Königs Franz von Assisi, die Welt ahnte, was sie am sehnlichsten vom Himmel erflehte, um so mehr da es allgemein verlautete, die Hoffnungen auf eine baldige Mutterschaft der Königin würden täglich geringer.

Die Königin besuchte auch die Klosterräume und da fiel ihr ein schlankes Mädchen mit höchst einnehmendem, sanft Gesichtszügen auf, deren blaue Augen die Fremdländerin verriethen, deren hochblondes, wie Goldfäden glänzendes Haar der jugendlichen Gestalt einen eigenthümlichen Zauber verliehen.

Das Mädchen wurde der Königin vorgestellt, Eugenie,

Digitized by Google

die Etikette mißachtend, sank vor der Beherrscherin von Spanien nicht in die Knie, nicht ehrfurchtsvoll neigte sie ihr schönes Haupt tief in den Staub, sie stand stolz voll Selbstbewußtsein wie eine Königin der Königin gegenüber, wie eine Schwester der Schwester gegenüber steht.

War es die Prophezeihung der Aebtissin, welche ihr dieses Selbstbewußtsein einflößte, klang in ihres Seele das Echo jener Grabesstimme wieder, die ihr Kronen verhieß?

Wer vermochte das Geheimniß zu enträthseln.

Mit Entrüstung tadelten die Schwestern des Klosters das Benehmen Donna Klarisse's, Stimmen des Neides zischelten im Geheimen von Hochmuth, der vor dem Falle kommt, von den Wahnsinn der verstorbenen Aebtissin u. dgl. m.

Königin Isabella II. vergaß das stolze Mädchen nicht. Sei es, daß in dem mißtrauischen Herzen der Schatten einer Furcht auftauchte, jenes stolze Mädchen aus dem Kloster St. Maria Imaculata ward von ihr nicht so bald vergessen.

Nach zwei Jahre blieb Eugenia im Kloster, dann ward sie von ihrer Mutter abgeholt und an das Hoflager nach Aranjuez gebracht.

Den Traditionen des spanischen Adels gemäß und ihres Hauses insbesondere, sollte Eugenie in der Nähe der Majestät als Stern aufleuchten und ihr Glück begründen.

Nur mit Widerstreben folgte Eugenie dem Befehle ihrer Mutter.

Der Tag, an welchem dieselbe der Königin vorgestellt werden sollte, ward angesetzt, an der Seite ihrer Mutter nahte die Tochter Don Guzman's de Montijo der Königin.

Unterdessen bewahrte das Mädchen jene stolze selbstbewußte Haltung, die der Königin schon im Kloster aufgefallen war, selbst in diesem Momente, da es an den Stufen des Thrones vor der in Majestät strahlenden Königin stand, vermochte sie ihr stolzes Blut nicht zu bekämpfen, jede Demüthigung von sich zurückweisend, der Etikette, welche Gesetz der Höfe ist, zuwider wollte sie keine Konzession machen.

Mit sichtbarem Unmuth verabschiedete die Königin das Fräulein und deren Mutter, deren Hoffnungen mit Einemmale wie Schaum zerflossen waren; Eugenie ward nicht der Gnade theilhaft, als Ehrenfräulein im Gefolge der spanischen Majestät leben zu dürfen.

Sie zog außer Landes, weit, weit weg von den Ufern des Tajo; an die Themse zog sie, alle Bewerbungen um ihre Hand zurückweisend; die Prophezeihung der Mutter Magdalena war ihr Compaß auf der langen Fahrt.

In den glänzendsten Kreisen Londons erregte das spanische Mädchen mit dem seltsamen Goldhaar, mit der ätherischen, fast königlichen Erscheinung großes Aufsehen. Eines Tages war bei Lord Cowley Ball, unter den geladenen Gästen befand sich auch ein Mann, dessen Leben und abenteuerliche Thaten die Welt vielfach beschäftigt hatten, es war der Erbe des großen Namens des ersten Napoleon, dem eine reiche Mitgift eben erst entgangen war.

Prinz Louis Napoleon erblickte die hispanische Schönheit, wie von einem Zauber berührt, schnellte er auf. Der Heimathlose hatte sein Ideal gefunden, er tanzte mit Eugenie Gräfin Montijo die erste Quadrille; 6 Jahre später wechselte er mit diesem Weibe in der Kirche Notre-Dame den Ehering.

Eugenie ward Kaiserin, die Prophezeihung der Mutter Magdalena war in Erfüllung gegangen.

Und es war im Sommer des Jahres 1865, da standen sich die beiden Frauen auf französischer Erde wieder gegenüber. Isabella II. Königin von Spanien, und Eugenie, Kaiserin von Frankreich.

Die Nachwelt wird erfahren, was damals sich zutrug, als der letzte auf einem Thron befindliche Zweig der Bourbonen zu jenem Manne pilgerte, dessen Geschlecht, dessen Traditionen den Bourbonen nicht gewogen sind, der auf den Trümmern dieses historisch großen Geschlechts seinen Thron gesetzt hat.

Kaiserin und Königin standen sich auch damals gegenüber. Die Kaiserin nannte die Königin ihre Schwester, und es war gewiß nicht übel gemeint vom „Moniteur“, da er die intime herzliche Freundschaft Beider so warm in Schutz nahm.

Ob wohl der „Moniteur“ an die Aebtissin Magdalena dachte?

Von der Kaiserin Eugenie heißt es mit Bestimmtheit, daß sie im nächsten Frühjahr die Reise nach Palästine antreten werde, um am Grabe des Erlösers ein Gelübde zu lösen, das sie als Kind gethan, und das sie als Mutter halten muß.

Oster-Montag, den 2. April 1866,
des Nachmittags 4 Uhr,
im Saale von Hermann Fritz in Kusel

Concert,

ausgeführt von der kürzlich aus China zurückgekehrten und schon rühmlichst bekannten
Kilian'schen Musikgesellschaft.
Nach dem Concert ist
BALL.

PROGRAMM.

I. Abtheilung.

1. **Walhalla-Marsch** von H. Kilian.
2. **Ouverture:** „Die Italienerin in Algier“ v. Rossini,
3. **Walzer:** „Erste Liebe“ von Farmer.
4. **Cavatine:** „Die Nachtwandlerin“ von Bellini.

II. Abtheilung.

1. **Quadrille:** „Louisa Müller“ von D. Albert.
2. **Potpourri:** „Die Zigeunerin“ von Balfe.
3. **Polka:** Erinnerung an Bamberg von Volkhardt.
4. **Arie:** „Norma“ von Bellini.
5. **Gallopp:** „Champagner“ von Lumbye.

Eintrittspreis für **Concert** und **Ball** à Familie 54 kr.
à Person 36 kr.
Eintrittspreis für Personen, welche blos dem Concert beiwohnen à Person 12 kr.
Eintrittspreis für den Ball . . à Person 36 kr.

NB. Söhne über 18 Jahre werden bei Familienbilleten nicht berücksichtigt, sondern müssen besondere Billete lösen.

Bei dem bis Montag den 9. April nächsthin beginnenden Sommersemester für die hiesige höhere Töchterschule ist jungen Mädchen Gelegenheit geboten, in den Cursus neu einzutreten. Die verehrlichen Eltern werden ersucht, dieselben bis dahin bei der Unterzeichneten gefälligst anzumelden.
[199 ⅓] **Amalie Pfender.**

Homburg, 28. März. Der Centner Weizen 5 fl. — kr. Korn 3 fl. 49 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 3 fl. 35 kr. Gerste 3 fl. 30 kr. Hafer 4 fl. 4 kr. Mischfrucht 3 fl. 54 kr. Erbsen 4 fl. 38 kr. Wicken 6 fl. 20 kr. Kartoffeln — fl. 48 kr. Kornbrod 18 kr.

Speyer, 27. März. Der Centner Weizen 5 fl. 16 kr. Korn 4 fl. 7 kr. Gerste 4 fl. 54 kr. Spelz 3 fl. 51 kr. Hafer 4 fl. 9 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschrodt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 14. Sonntag, den 8. April **1866.**

Ost-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung, die Afy bezogen hatte, war sehr hübsch und in direkter Sichtweite von Miß Carlyle's Fenstern. Afy spielte die Dame des Hauses. Hier durfte Mr. Jiffin zuweilen des Abends seine tetzendern Verlobten einen Besuch abstatten, den sie nur in Gegenwart irgend einer „Freundin“ empfing, die das Dikorum vertreten sollte. Wahrhaftig man hätte glauben können, sie komme schnurstraks aus einem Nonnenkloster so zart und voll dezenter Rücksichten war Mamsell Hallijohn.

„Die Elenden!“ rief Mr. Joe Jiffin voll edlen Unwillens aus, und er meinte damit alle Bewohner des Städtchens West-Lynne, „die boshaften Lästerungen! sie ist so rein und unbescholten wie ein Engel.

„Afy schritt also, wie wir gesagt, in der heißen Julisonne die Straße hinab. Sie warf einen zufriedenen Blick auf Jiffin's Haus, denn es war sowohl von innen als von außen bedeutend verschönert worden, um sie würdig zu empfangen. Neues Gepäcke und neues Mobiliar kamen mit jedem Bahnzuge an.

Sie winkte dem entzückten Bräutigam, der sie von seinem Laden aus gesehen hatte und nun herausstürzte.

„Das geht Alles so fünf von Statten, Miß Afy, Alles wird noch diese Woche fertig. Die Tapeten im Salon sind aufgezogen und nehmen sich prächtig aus. Die Goldleisten machen sich herrlich. Wollten sie nicht einen Augenblick herauskommen, Alles anzusehen?“

„O! mein Westester!“ entgegnete Afy entzückt. „Mit Ihnen hinausgehen, Mr. Jiffin! Ist West-Lynne nicht schon barbarisch genug mit mir verfahren? Sie verstehen derlei Dinge gar nicht!“

„Ich fürchte, es ist so,“ entgegnete der arme, kleine Mann klägtich. „Vergeben Sie mir, Miß Afy, ich wollte Sie nicht verletzen . . .“

„Ich wünsche sehr,“ bemerkte Afy mit großem Aufwande von stolzen Mienen und Geberden, „daß Sie endlich diese entsetzlichen weißen Schürzen entfernen.“

Mr. Jiffin hustete in peinlichster Verlegenheit. Das war ein gar schwieriger Punkt.

„Ich thue ja ohnedieß Alles, was Sie von mir begehren, Miß Afy! Sie wissen, ich möchte Ihnen ja auch hierin willfahren . . . aber ich würde alles Fett . . . auf meine Beinkleider . . .“

Afy stieß einen Schrei tugendlichen Schreckens aus und wendete ihre stiftfarben Wangen nach einer andern Seite hin „Meiner Weste gar nicht zu gedenken,“ fuhr der Butterhändler in größter Verwirrung fort. „Da ist das Schinkenausschneiden und die Arbeit mit den Buttertonnen und der Schmutz von den Käseleiben und die Brühen von dem Pöckelfleisch, das Alles ist lauter Fett, Miß Afy. Dazu bricht dann und wann ein Ei entzwei, das geht nun einmal nicht anders! Ich versichere Sie, Miß Afy, wenn ich die Schürzen nicht trügen, muß ich jede Woche ein paar neue Beinkleider haben, und dann erst würde ich noch lange nicht so anständig und sauber aussehen . . .“

Afy stöhnte aus tiefster Seele. Ob des verletzten Zartgefühls, des Gepräthstoffes, oder der angedeuteten Sünden gegen Anstand und Sauberkeit wegen, vermochte Jiffin nicht zu unterscheiden.

„Sie gehen doch morgen mit dem Frühzuge nach Lynneburg, Miß Afy?“ fragte er, um auf ein anderes Thema zu kommen.

„Natürlich! Alle Welt geht hin. Die Gerichtsverhandlung beginnt um neun Uhr und da muß man früher am Platze sein. Haben Sie auch schon das Gerücht gehört, das über Richard Hare verbreitet wird?“

„Nein, welches Gerücht?“

„Ganz West-Lynne ist voll davon. Man sagt, er soll auch abgeurtheilt werden.“

„Hat man ihn denn aufgefunden?“ rief Mr. Jiffin ganz erstaunt.

„Ich weiß nichts Genaueres darüber. Man hatte ihn todt gesagt, wie Sie wissen. Wer von den Zweien der Schuldige ist, er oder Levison, ist wohl einerlei,“ setzte sie stolz, den Kopf zurückwerfend, hinzu. „Meiner Meinung nach sind sie von jeher nichts als ein paar Taugenichtse gewesen, die ich mit keiner Feuerzange hätte anrühren mögen!“

Mit ihrer Kriminalne das Pflaster fegend, segelte Afy weiter.

Wenn sie mit dieser ungeheuren Kriminalne morgen in den Gerichtssaal, der gedrängt voll Menschen sein wird, zu kommen gedenkt, kann es unmöglich ohne Unannehmlichkeiten für Miß Afy ablaufen.

Nach einigen Schritten begegnete sie Mr. Carlyle.

„O Afy? Sie werden also wirklich endlich heirathen?“

„Jiffin hat sich's in den Kopf gesetzt, Sir. Ich weiß es noch nicht ganz bestimmt, was ich thun werde. Der Jiffin bittet sich nun einmal ein, daß es kein Mädchen gibt, die mit mir zu vergleichen wäre. Ich könnte von ihm haben, was ich nur will, und wäre es Gold und Silber statt Speise und Trank, er ist so bis über die Ohren in mich verliebt. Aber denken Sie nur, einen Mann zu haben, der eine weiße Schürze vorgebunden hat . . .“

„Entsetzlich!“ entgegnete Mr. Carlyle ganz ernsthaft.

„Indessen ist die Besorgung ganz annehmbar,“ fagte Afy umspringend. „Er hat ein ganz elegant eingerichtetes Haus, und ich werde mir zwei Dienstboten halten, und selber Nichts thun, als Toilette machen und Bücher aus der Leihbibliothek lesen. Er verdient eine Menge Geld!“

„Eine ganz annehmbare Besorgung das, in der That,“ entgegnete Carlyle. „Aber Afy, nehmen Sie sich in Acht, daß Sie ihm nicht all' sein Geld durchbringen.“

Afy's Blick senkte sich unwillkürlich vor dem seinigen, obgleich es sie heiter lächelnd ansah.

„Das werde ich auch nicht,“ nickte Afy bedeutungsvoll. „Aber Sir,“ fragte sie etwas rasch abbrechend, „was geht denn eigentlich mit der Justine vor?“

„Ich weiß es selber nicht,“ antwortete Carlyle ernst geworden. „Es muß jedoch irgend was mit ihr vorgehen, denn sie ist völlig verändert.“

„Habe ich doch in meinem Leben keine solch' auffallende Veränderung gesehen, wie an ihr! Ich habe ihr auch gestern gesagt, sie sehe gerade so aus, wie Jemand, der ein schreckliches Geheimniß auf dem Herzen hat.“

„Es ist wirklich eher etwas dergleichen, als irgend etwas Anderes der Fall.“

„Sie ist jedoch verschlossen, wie ein Buch mit sieben

Digitized by Google

Siegeln," fuhr Aſy fort, „aus der bringt man nichts heraus, wenn ſie nicht reden will. Sie hat mich abgetrumpft und gemeint, ich ſolle mich um meine eigenen Angelegenheiten bekümmern, und mir keine abgeſchmackten Ideen in den Kopf ſetzen. Wie befindet ſich Mrs. Cackyle und das Kleine, Sir?"

„O, Alles wohl und munter, guten Tag, Aſy."

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Die Verurtheilung.

Der Saal, in welchem die Schwurgerichtsſitzungen in Lynneburg ſtattfanden, war ſehr geräumig. Dieß war auch ſehr gut, denn ſonſt wären viele Leute, die gekommen waren, um den Verhandlungen gegen Sir Francis anzuwohnen, entlaſſen worden.

Die mit dem Prozeſſe innig zuſammenhängenden Nebenumſtände verliehen der ganzen Verhandlung ein erhöhtes Intereſſe. Die Stellung des Angeklagten, ſeine früheren Beziehungen zu Lady Iſabella, der noch immer auf Richard Hare's Namen haftende Ausſpruch der Geſchworenen, die Länge der ſeitdem verſtrichenen Zeit, und endlich die Rolle, die Aſy in dieſem Prozeſſe ſpielte, hatte die allgemeine Neugierde auf's Höchſte geſpannt. Dazu kam noch der Umſtand, daß Jedermann begierig war, zu wiſſen, wie weit ſich Bethel's Betheiligung am Morde erſtreckte, und den Grad ſeiner Schuld zu kennen.

Von weit und breit waren die Leute herbeigeſtrömt, um bei der Verhandlung zugegen zu ſein. Freunde von Mr. Carlyle, Freunde des Angeklagten, ſo wie endlich auch viele Freunde der am Prozeſſe meiſtbetheiligten Familien waren herbeigeeilt, um ihre Neugierde zu befriedigen. Auch Oberſt Bethel und Richter Hare hatten reſervirte Sitze eingenommen.

Einige Minuten nach neun Uhr nahm der Gerichtshof ſeinen Platz ein.

Im Saale hatte ſich mittlerweile das Gerücht verbreitet, daß Otway Bethel gegen ſeinen Mitangeklagten als Zeuge auftreten und gegen ihn ausſagen werde.

Abgemagert, bleich und elend ſah Sir Francis aus, als er auf der Anklagebank ſeinen Platz einnahm. Seine längere Kerkerhaft hatte nicht ſonderlich beigetragen, ſeine perſönlichen Vorzüge ins vortheilhafteſte Licht zu ſetzen, und ſpiegelte ſich überdieß ein ſo peinlicher Ausdruck der Furcht in ſeinem Geſichte ab, daß man den Blick unwillkürlich von ihm abwenden mußte. Er war ſchwarz gekleidet und ein Diamantring glitzerte an ſeinen weißen Fingern. Die ausgezeichnetſten Advokaten waren ſowohl für den Kläger, als für den Angeklagten beſchäftigt. Die früheren Zeugenausſagen ſind uns bekannt, und brauchen daher nicht erſt wiederholt zu werden.

Die Identität des Gefangenen mit Thorn war durch die Ausſage von Ebenezer James vollkommen hergeſtellt. Auch Aſy bewies es, und ſagte überdieß aus, daß Thorn an jenem Abende bei ihr geweſen. Auch Sir Peter Lewſon's Stallknecht wurde noch einmal verhört. Doch erlitten alle dieſe Zeugniſſe nicht hin, um die Schuld des Angeklagten zu beweiſen. Aſy mußte noch einmal wiederholen, daß Thorn, nachdem er ſie in der Mordnacht verlaſſen, zurückgekommen war, um ſeinen bei ihr vergeſſenen Hut zu holen. Doch bewies dies noch immer nicht viel gegen den Angeklagten.

Der von Mr. Dill lebhafte Streit zwiſchen Sir Francis und Bethel wurde gar nicht mehr beachtet und die Zuhörer begannen ſchon zu flüſtern, daß die Anklage auf ſchwachen Füßen gebaut ſein müſſe, wenn keine wichtigeren Momente gegen Sir Francis vorgebracht werden konnten. Da rief plötzlich der Advokat des Klägers: „Laſſen Sie Richard Hare hereinkommen!"

Die Anweſenden, welche den Richter Hare kannten, wunderten ſich darüber, daß er ſich beim Aufruf ſeines Namens nicht erhoben, um dem Rufe Folge zu leiſten, aber weit mehr wunderten ſie ſich über die Todtenblaſſe, die ſein Geſicht bedeckte, als er den Namen ſeines Sohnes nennen hörte. Ein blonder, angenehmer Mann mit einer gefälligen und freundlichen Miene trat vor die Schranken. Es war Richard Hare der ſeine frühere Stellung im Leben und damit auch den Anzug eines Gentleman wieder angenommen hatte. Mit dem groben Arbeiteranzuge hatte er auch die rohen Manieren des Arbeiters abgelegt, und benahm ſich wieder wie ein feingebildeter Mann.

Eine eigenthümliche Bewegung entſtand bei ſeinem Anblicke im Saale. Alle Welt wollte den verbannten todtgeglaubten Richard ſehen. Aus der Bruſt ſeines Vaters entwand ſich bei ſeinem Anblick ein tiefer Seufzer; doch hatte Niemand Zeit, ihn zu beachten, alle Welt erhob ſich gedrängt voll, um Richard zu ſehen.

Der vorſitzende Richter drohte den Saal räumen zu laſſen, wofern es ihm endlich auch gelang, die Ruhe und Ordnung wieder herzuſtellen. Da Richard ſich noch immer, ohne es zu wiſſen, in gerichtlichem Gewahrſam befand, ſo wurden zwei Gerichtsdiener beordert, hinter ihm Platz zu nehmen. Nachdem Richard beeidigt worden war, nahm der Vorſitzende das Verhör mit ihm auf.

„Wie heißen Sie?"

„Richard Hare, einziger Sohn des Herrn Richter Hare."

„Sind Sie derſelbe, gegen den ein Spruch der Geſchworenen wegen böswilligen Mords gefällt wurde?"

„Derſelbe, Mylord," erwiderte Richard feſt und offen. Merkwürdiger Weiſe ſchien ihn ſeine frühere Befangenheit ganz verlaſſen zu haben, und er ſprach auch mit ziemlicher Ruhe

„In dieſem Falle muß ich Sie, Hare Zeuge, aufmerkſam machen, daß ſie auf keine Frage, die dahin zielt, Sie zu belaſten, Antwort zu ertheilen gezwungen ſind."

„Mylord," erwiderte Richard mit inniger Bewegung, „ich wünſchte jede wie immer, an mich geſtellte Frage, zu beantworten, denn ich habe nur die eine Hoffnung, daß die volle Wahrheit über jene Unglücksnacht heute vollſtändig an den Tag kommt."

„Betrachten Sie den Gefangenen genau und ſagen Sie mir, ob Sie ihn kennen?"

„Ich weiß jetzt, daß er Sir Francis Lewſon heißt; bis vor Kurzem habe ich ihn nur unter dem Namen Thorn gekannt."

„Erzählen Sie die näheren Umſtände des Mordes, ſo weit Ihnen dieſelben bekannt ſind."

„Ich hatte an jenem Abend ein Stelldichein mit Aſy Halliſohn und ging in das Häuschen, um ſie zu ſehen," fuhr Richard Hare fort.

„Halt!" unterbrach ihn der Advokat des Angeklagten. „War Ihr Beſuch an jenem Abende ein geheimer?"

„Zum Theil. Mein Umgang mit jenem Mädchen war meinen Eltern unangenehm, und ich trug daher Sorge, daß ſie keine Kenntniß von meinen Beſuchen erhielten. Ich muß leider geſtehen, daß ich meinem Vater eine Lüge ſagte, um mein Wegbleiben zu entſchuldigen. Als er mich, die Flinte am Arme, das Haus verlaſſen ſah, fragte er mich, wohin ich gehe, und ich erwiderte, daß ich mit dem jungen Beauchamp auf die Jagd gehen wolle."

„Aber Sie ſind nicht auf die Jagd gegangen?"

„Nein. Ich nahm meine Flinte, die ich dem Halliſohn zu leihen verſprochen. Als ich das Häuschen erreichte, wollte mich Aſy nicht einlaſſen, weil ſie, wie ſie ſagte, viel zu beſchäftigt ſei. Ich war jedoch überzeugt, daß Thorn gerade bei ihr geweſen. Sie hatte mich ſchon mehr als einmal nicht einlaſſen wollen, und wie ich mich dann nachträglich überzeugte, war immer Thorn's Anweſenheit die Urſache meiner Zurückweiſung."

„Ich glaube, Sie waren eiferſüchtig auf Thorn?"

„Ich gebe dieß auch gern zu, ob es aber auch auf mich eiferſüchtig war, weiß ich nicht."

„Welcher Natur war Ihre Freundſchaft für Miß Aſy Halliſohn?"

„Ich liebte ſie ſo, wie ich ein Mädchen in meinem eigenen Stande geliebt hätte. Ich hätte ſie zwar nicht im Widerſtande gegen meine Eltern geheirathet, aber ich ſagte ihr, wenn ſie warten wolle, bis ich mein eigener Herr ſein werde, ſo würde ich ſie zu meiner Frau nehmen."

„Sie hatten alſo keine ſchlechten Abſichten auf Aſy?"

„Ich achtete ſie und ihren Vater viel zu ſehr, um unehrenhaft an ihr handeln zu wollen.

Digitized by Google

„Erzählen Sie nun die näheren Umstände jenes Abend.“

„Ay wollte mich nicht einlassen, und ich hatte daher einen kleinen Wortwechsel mit ihr. Endlich ging ich weg, gab ihr die Flinte, und sagte ihr, daß dieselbe geladen sei. Sie stellte das Gewehr an die Wand des Zimmers, und ich ging dann in das Gehölz, fest entschlossen, abzuwarten, ob Thorn bei ihr sei oder nicht, denn sie hatte ihn vor mir verläugnet.“

„Locklei traf mich im Gehölze, und fragte mich, weßhalb und wozu ich mich denn verstecke. Ich gab ihm keine Antwort, sondern ging weit weg fort, fast ganz aus der Sehweite des Häuschens. Eine halbe Stunde später hörte ich in der Richtung des Hauses einen Schuß. Ich dachte, daß Jemand noch in so später Stunde Fasanen schieße. In diesem Momente sah ich Otway Bethel zwischen den Bäumen hervorkommen, und gegen das Häuschen zulaufen. Das war, Mylord, der Schuß, der Hallijohn getödtet hat.“

„Konnte der Schuß nicht von Otway Bethel abgefeuert worden sein?“

„Unmöglich, er war zu weit entfernt. Bethel verschwand. aber gleich darauf kam er in größter Aufregung und Verwirrung gelaufen. Mit todtenbleichem Gesichte und fixeren Augen keuchte der fast athemlos gewordene Thorn vor mir vorüber, eilte zu seinem an einem Baume angebundenen Pferde, schwang sich rasch hinauf, und sprengte im rasenden Galopp auf und davon. Ich wunderte mich zwar über sein auffallendes Benehmen, eilte ihm jedoch nicht nach, lief schnell und in der Absicht zum Häuschen, um der Ay ihre Doppelzüngigkeit vorzuhalten. Kaum beim Häuschen angelangt, sprang ich mit einem Satze die beiden Treppen hinauf, und stolperte über den todt ausgestreckten Leichnam Hallijohn's. Meine losgeschossene Flinte lag auf der Schwelle.“

In diesem Momente herrschte im Gerichtssaale eine so tiefe Stille, daß man eine Nadel herunterfallen hätte hören können. Richard fuhr in seiner Aussage fort: „Das ganze Häuschen schien mir wie ausgestorben zu sein. Ich rief der Ay, aber sie kam nicht zum Vorschein. Ich raffte in der Verwirrung die Flinte vom Boden auf, und lief eiligen Schrittes aus dem Häuschen, als Locklei, der gerade aus dem Walde kam, meiner ansichtig wurde. Ich wurde noch verwirrter, schleuderte in meiner Angst die Flinte von mir, und lief auf und davon.“

„Aus welchen Gründen haben Sie sich so schnell entfernt?“

„Ein panischer Schrecken hatte mich überfallen, der mir wie ich jetzt glaube, meine Vernunft geraubt haben muß, da ich doch sonst unmöglich so thöricht gehandelt hätte, als ich es gethan. Aus Furcht, daß meine Flinte bei der Leiche gefunden werden könnte, hatte ich sie aufgegriffen, und als ich Locklei erblickte, verlor ich die Besinnung in einer solchen Weise, daß ich das Gewehr wieder von mir schleuderte. Ohne meine unselige Furchtsamkeit hätte nie eine Anklage auf vorsätzlichen Mord gegen mich vorgebracht werden können.“

„Fahren Sie fort!“

„In meiner hastigen Flucht stieß ich auf Bethel. Ich wußte, daß er gleich nach dem Schusse zum Häuschen geeilt, und vermuthete, daß er dem von dort flüchtig davoneilenden Thorn begegnet sein müsse. Er leugnete jedoch, zum Häuschen gegangen zu sein, sondern sagte, daß er sich wieder dem Walde zugewendet und im Gehölze verirrt habe. Ich glaubte ihm und eilte noch in derselben Nacht von West-Lynne ab. Es war dieß ein thörichter, verhängnißvoller Schritt, das Resultat meiner Feigheit. Ich glaubte nämlich, daß man mit den Mord zur Last legen konnte, und wollte mich auf einige Tage entfernen, um abzuwarten, welchen Verlauf die Sache nehmen werde. Darauf folgte eine gerichtliche Untersuchung der Leiche und der Aussprund der Geschworenen, daß ich des vorsätzlich begangenen Mordes schuldig sei. Unter solchen Umständen hielt ich es für das Beste, zu bleiben, wo ich war.“

„Ist das die Wahrheit, soweit Sie Kenntniß davon erlangt?“

„Ich schwöre, daß dieß die reine und volle Wahrheit ist, soweit ich davon Kenntniß habe,“ erwiderte Richard mit tiefer Bewegung. „Ich könnte sie nicht feierlicher behaupten, wenn ich vor Gottes Richterstuhl stünde.“

Richard wurde nun einem heftigen Kreuzverhöre unterzogen, aber seine ursprüngliche Aussage wurde dadurch nicht im Entferntesten erschüttert und es gab es wohl im ganzen Gerichtssaale keinen Menschen, der nicht von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß Richard die volle Wahrheit ausgesagt habe.

Zunächst wurde wieder Ay Hallijohn vorgerufen und über Richards Anwesenheit in ihres Vaters Hause an jenem Abende befragt. Jedes Wort von ihr mußte zwar gleichsam herausgezogen werden, aber ihre Aussage stimmte schließlich denn doch mit der Richards vollkommen überein.

„Warum haben Sie denn dem Richard den Einlaß verweigert, nachdem Sie ihm doch früher selbst ein Stelldichein auf diesen Abend gegeben?“

„Weil es mir so beliebte,“ erwiderte Ay.

„Sagen Sie den Geschwornen, weswm es Ihnen so beliebt hat?“

„Nun ja — ich hatte gerade einen Freund, den Capitän Thorn bei mir, und wollte den Richard nicht einlassen, damit die beiden jungen Leute nicht Streit mit einander bekämen.“

„Ist Ihnen bekannt, aus welchen Gründen Richard Hare die Flinte mitgebracht?“

„Er wollte sie meinem Vater borgen, dessen Flinte beim Büchsenschmied zur Reparatur befindlich war. Den Tag vorher hörte ich auch, wie er den Richard um die Flinte ersuchte, und wie dieser sie ihm auch zusagte.“

„Haben Sie das Gewehr vorsichtig an die Mauer gelehnt?“

„Ja, ich habe es ganz vorsichtig angelehnt.“

„Haben Sie oder der Gefangene es hintendrein angerührt?“

„So viel mir bekannt ist, hat es kein's von uns berührt. Es war dieß auch dieselbe Flinte, die hintendrein, aber ohne Ladung, neben meines Vaters Leiche gefunden wurde.“

Der nächste Zeuge, der zur Vernehmung gelangte, war Otway Bethel, dessen Erscheinen nicht minder großes Aufsehen erregte, als das der früheren Zeugen. Er sagte ungefähr Folgendes aus: „Am selben Abende, an welchem Hallijohn umgebracht wurde, befand ich mich im Abteiwäldchen, und sah plötzlich Richard Hare mit einem Gewehre am Arme, den Fußpfad entlang kommen.

„Hat Richard Hare Sie bemerkt?“

„Nein. Er konnte mich nicht sehen, weil ich mich rechts im Gesträuche befand. Er ging geradezu auf das Häuschen los, und war eben im Begriffe, einzutreten, als Ay ganz entsetzt herausstürzte, und die Thürschnalle hinter sich zuzog, als ob sie ihn verhindern wollte, die Schwelle des Hauses zu betreten. Ein Wortwechsel entstand zwischen ihnen, jedoch war ich viel zu weit entfernt, um etwas von ihrem Gespräche zu hören. Dann nahm sie ihm die Flinte aus der Hand und ging wieder in das Haus zurück. Kurze Zeit darauf erblickte ich den Richard ziemlich weit vom Häuschen entfernt zwischen den Bäumen auf- und abgehen, als ob er Jemanden belauschte. Ich wanderte mich darüber, und begriff nicht, weßhalb er sich zwischen den Bäumen versteckte. Da hörte ich plötzlich einen Schuß, der ganz nahe beim Häuschen abgefeuert sein mußte und . . .“

„Halt, Zeuge! Konnte dieser Schuß von Richard Hare abgefeuert worden sein?“

„Unmöglich. Er befand sich wenigstens eine Viertelmeile vom Häuschen entfernt. Ich selbst befand mich demselben näher, als er.“

„Fahren Sie fort, Zeuge.“

„Ich hatte keine Idee, wer den Schuß abgefeuert haben mochte; um so mehr, da die Wildvögel sich nie so nahe an Hallijohn's Häuschen gewagt. Ich begab mich sofort auf Recognoszirung, und als ich dem Hause näher kam, stieß ich auf Capitän Thorn, der aus demselben mit ängstlicher Miene heraussprang. Er sah todtenbleich aus und war ungemein aufgeregt. Ich ergriff ihn am Arme und fragte ihn:

Digitized by Google

„Was gibt es denn? Haben Sie vielleicht den Schuß abgefeuert? Er . . .“

„Halt! Warum aber glaubten Sie denn, daß er den Schuß abgefeuert?“

„Weil er so aufgeregt und erschrocken war, daß Etwas vorgefallen sein mußte, konnte man an seinen fieren Blicken leicht erkennen. Als ich ihn am Arme ergriff, wurde er nur noch aufgeregter und wollte mich abschütteln; aber, ich bin ein starker Mann, und er hielt es daher endlich für das Klügste, sich mit mir in der Güte abzufinden.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Athen, 17. März. Vor einiger Zeit wurden 3 Raubmörder durch das Schwurgericht in Syra zum Tode verurtheilt; sie waren unter sich durch Blutsbande verwandt. Da es gewöhnlich an Henkern fehlt und die Todesstrafe sogleich nach der Verurtheilung vollzogen werden soll, so erbot sich einer der drei Verurtheilten, die anderen zwei hinzurichten, wodurch ihm die Todesstrafe erlassen wird. Dafür muß er, so lange er lebt, Henkersdienste verrichten und zu diesem Zweck wird er in Gesellschaft der Guillotine auf einem Schiff aufbewahrt zu seiner eigenen Sicherheit, denn alle Henker wurden noch gemeuchelmordet, wenn es Ihnen nicht gelang, außer Land zu flüchten. Vor einigen Tagen nun lag das Schiff, von einer Hinrichtung in Lamia kommend, im Hafen von Piräus, und der eine Henker ermordete den andern, gerade den, welcher sein Leben durch die Hinrichtung seiner Verwandten für einige Tage erkauft hatte.

Preis-Ausschreiben für weibliche Handarbeiten. Die Bestrebungen der Neuzeit, die Frauenarbeit zur vollen Verwerthung zu bringen, und hierdurch der Frau den ihr gebührenden Rang in der Gesellschaft zu geben, finden einen neuen Beitrag in einer Preis-Concurrenz für weibliche Handarbeiten, welche von der bekannten, in Berlin erscheinenden Illustrirten Zeitung für Toilette und Handarbeiten, „Die Modenwelt“ veranstaltet wird. Es sollen nämlich die besten neuen weiblichen Handarbeiten, welche der Redaktion der genannten Zeitung bis zum 15. Juni d. J. eingesandt werden, Preise von 100, 50, und 25 Thaler erhalten. — Der Hauptzweck der Concurrenz ist, dem Kunstsinn, dem Fleiß und der Geschicklichkeit der deutschen Frauen und Töchter in größeren Kreisen die verdiente Anerkennung zu verschaffen. — Die drei Preise gelangen am 1 Juli zur Auszahlung — Die näheren Bedingungen der Concurrenz, die wohl geeignet ist, das Interesse und die Thätigkeit aller kunstbeflissenen Damen zu erregen, sind in jeder Buchhandlung einzusehen, sowie von der Expedition der „Modenwelt“ in Berlin auf frankirte Briefe zu erhalten.

Neustadt, 3 April. Der Centner Weizen — fl. — kr. Korn — fl. — kr. Spelz 4 fl. 12 kr. Gerste 4 fl. 54 kr. Haber — fl. — kr.

Für Kusel und Umgegend.

Die berühmte **Kunstuhr**, bekannt unter dem Namen **die Weltuhr** in ihrer Vollendung.

Die Ausstellung ist im Saale des Herrn **W. Dick**.

Sonntag den 8. April, Nachmittags 3, 5 und 8 Uhr. **Montag** und **Dienstag**, den 9. und 10. April, um 11, 2, 4, 6 und 8 Uhr.

Entree: **I.** Platz 18 kr., **II.** Platz 12 kr., **III.** Platz 6 kr., Die Kinder zahlen auf dem ersten und zweiten Platz die Hälfte.

Jeder Besucher des ersten und zweiten Platzes erhält zwei Freiloose und jeder Besucher des dritten Platzes ein Freiloos zu einer schönen Hausuhr, welche bei der Schlußzeigung ausgelooft wird.

J. N. Schneider.

Loh-Versteigerung in Königl. Preuß. Forsten.

Die in Nro. 25. und 26. dieses Blattes angekündigte Loh-Versteigerung findet nicht am 21. April sondern am **Mittwoch, den 11. April, Vormittags 11 Uhr** zu Sien in der Behausung der Frau Wtb. Schmelzer statt, und zwar:

a) aus dem Forste Erzweiler

den Frauenberger Distrikten Maiwald, Hingenberg und Claushang circa 25 Cntr.	Distrikt Farschbach circa 25 Cntr.
Distrikt Rothenberg am großen Thal circa 70 Cntr.	Distrikt Rothenberg am Hasselreich und Lalchiedswald ca. 135 Cntr.
	Distrikt Wattweilerberg ca. 40 Cntr.
	„ Grasborn „ 25 „

b. aus dem Forste Jeckenbach.

Distr. Käswellerhöh ca. 100 Ctr.	Distr. Stiefvater ca. 25 „
„ Herrenroth „ 40 „	„ Burgwald „ 80 „
„ Wohler und Hammelsloph circa 35 Ctr.	

c. aus dem Forste Sien.

Distr. Leegen, Fuckenbach, u. Schmalzheck circa 50 Ctr.	Distr. Breinert (90) circa 110 Ctr.
Distr. Breinert (88) „ 40 „	„ Zapfheck „ 100 „

Im Ganzen 900 Centner.

Das Schälen und Aufarbeiten der Lohe geschieht durch die Forst-Verwaltung.

Baumholder, den 3. April 1866.

Der Königl. Oberförster,

[183] **Saalborn.**

Bekanntmachung.

Am Montag den 9. April, Vormittags 9 Uhr beginnend, werden zu Frohnhausen aus dem Gemeindewald-Distrikte Struth, und zwar im Walde selbst folgende Holzsortimente zur meistbietenden öffentlichen Versteigerung gebracht:

5 Fichten Baustämme von 14—33, lang, 7—9“ Durchmesser,
171 Radelholz-Nutzstangen von 2 auf 3“, 116 zu 5 auf 6“ Durchm.

Baumholder, den 31. März 1866.

Der Bürgermeister,

[204⅔] **Heil.**

Garn-Versteigerung.

Freitag den 13. April l. Jrs., des Nachmittags 3 Uhr werden im Stadthause dahier 550 Pfund häufenes Garn auf Zahlungs-Termin öffentlich versteigert.

Kusel, den 6. April 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[212⅔] **Schleip.**

Zu verpachten ein Pflanzgarten am Röhrhäuschen.

[213⅓] **Andreas Graß.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 15. Sonntag, den 15. April 1866.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Halten Sie reinen Mund davon, Bethel," sagte er endlich, „es soll Ihr Schaden nicht sein. Das Ding ist nicht vorsätzlich geschehen, sondern wurde in der Hitze der Leidenschaft verübt. Was hatte mich der Kerl zu beschimpfen? Ich habe ja dem Mädchen kein Leid zugefügt. Während er so sprach, nahm er mit der einen freigebliebenen Hand seine Brieftasche, zog eine Fünfzigpfundnote heraus und warf sie mir zu."

„Geschehene Dinge," fuhr er dann fort, „lassen sich nicht mehr ändern. Welchen Nutzen kann es Ihnen, Bethel, bringen, wenn Sie sagen, daß Sie mich hier gesehen? Wollen Sie also schweigen?"

„Ich nahm das Geld und sagte, ich werde das Maul halten. Ich hatte aber auch nicht die leiseste Idee davon, daß irgend Jemand umgebracht worden sei."

„Was haben Sie denn zeglaubt, daß geschehen ist?"

„Ich hatte eigentlich keine Zeit, so recht darau zu denken; denn Alles dieß kam so rasch und so unerwartet über mich, daß ich gleichsam mit offenem Maule dreinschaute, als Thorn den Pfad entlang auf und davon lief. Unmittelbar darauf hörte ich wieder Fußtritte und schlich mich ängstlich hinter die Bäume. Es war Richard Hare, der dem Häuschen zustürzte, aber kurz darauf nicht minder aufgeregt und erschreckt zurücklaufen kam. Ich war gerade in eine etwas freie Stelle des Waldes gegangen und er sprach mich daher an und fragte mich, ob ich „diesen Hund" aus dem Häuschen laufen gesehen habe. Ich fragte, „welchen Hund?" und er erwiederte:

„Nun diesen eleganten Stutzer Thorn, welcher der Ayy immer nachstellt."

„Ich leugnete jedoch entschieden, irgend Jemand gesehen zu haben, worauf Richard seinen Weg fortsetzte und ich hinterdrein fuhr, daß Hallsjohn getödtet worden ist."

„Sie, Mr. Oswyn Bethel, haben also Bestechung dafür angenommen, um der strafenden Gerechtigkeit eines der schändlichsten Verbrechen zu verheimlichen?"

„Ich habe das Geld angenommen und schäme mich, es eingestehen zu müssen. Aber es geschah ließ ohne allen bösen Vorbedacht. Ich kann einen Eid darauf schwören, daß ich nie einen Heller angenommen hätte, wenn ich gewußt, welches Verbrechen ich verheimlichen sollte. Ich war allerdings in einer Geldklemme und der hohe Betrag, der mir geboten wurde, übte eine große Versuchung auf mich aus. Allein als ich den genauen Sachverhalt erfuhr und hören mußte, daß Richard Hare des Mordes angeklagt wurde, war ich über meine eigene That wie niedergeschmettert. Wie oft habe ich seitdem nicht jenes Geld verwünscht und Richards Schicksal lastete wie ein Alp auf meinem Gewissen."

„Sie hätten ja durch ein reuiges Geständniß diese Last von sich abwälzen können?"

„Zu welchem Zwecke? Es war zu spät. Ueberdieß war Thorn ganz verschollen und ich sah und hörte seitdem gar nichts mehr von ihm, bis er als Sir Francis Levison im vergangenen Frühling nach West-Lynne kam, um als Gegencandidat Mr. Carlyle's aufzutreten. Richard Hare war ebenfalls verschwunden und ließ nichts von sich hören, so daß ihn die Leute für todt hielten. Wozu sollte ich also ein Geständniß ablegen? Vielleicht um mich selbst in Verdacht zu bringen? Ueberdieß hatte ich denn doch das Geld unter der Bedingung angenommen, reinen Mund zu halten und es war daher nur billig, daß ich Wort hielt."

Auch Bethel wurde einem strengen Kreuzverhöre unterzogen und mußte schließlich noch von dem präsidirenden Richter den Vorwurf anhören, daß er Jahre lang die Beweise von Richards Unschuld absichtlich verheimlicht.

„Ich muß dieß leider, Mylord, mit tiefster Zerknirschung zugeben."

„Was wußten Sie damals von Thorn?"

„Nichts weiter, als daß er Ayy Hallsjohn häufig besuchte. Bis zu jenem Abend hatte ich übrigens noch nie ein Wort mit ihm gesprochen, doch war mir sein Namen bekannt und auch er schien den meinigen gekannt zu haben, da er mich mit demselben ansprach."

Hiermit war die Anklage geschlossen und der Vertheidiger des Angeklagten hielt eine glänzende Rede, in welcher er den Nachweis zu liefern suchte, daß bisher der Beweis von Sir Francis Levisons Schuld noch immer nicht geliefert worden sei. Auch sei durchaus noch immer nicht bewiesen worden, daß die Katastrophe nicht die Folge eines bloßen Zufalls gewesen. Ein in einem kleinen Stübchen an die Wand gelehntes Gewehr könne leicht von selbst losgehen und sollten die Geschworenen daher nicht allzurasch an die Schuld des Angeklagten glauben, sondern bei Fällung ihres Spruches den jedenfalls obwaltenden Zweifel in Rechnung ziehen.

„Er wolle," fügte er hinzu, „keine Zeugen vorrufen, nicht einmal um den Charakter des Angeklagten in ein besseres Licht zu stellen."

Die Geschworenen verzogen bei der Erwähnung von Levison's Charakter den Mund zu einem Grinsen und nur der präsidirende Richter blieb ernsthaft genug, um den Advokaten ruhig weiter reden zu lassen.

Nachdem auch noch der Richter den ganzen Fall summarisch wiedergegeben, zogen sich die Geschworenen zurück, um über ihr Verdikt zu berathen.

Nach kaum einer Viertelstunde, erschienen die Geschworenen wieder im Gerichtssaale.

Richard nahm seinen Sitz ein, und auch der Angeklagte wurde wieder auf die Anklagebank geführt.

Er sah marmorbleich aus und streich in seiner nervösen Aufregung das Haar immer in der von Richard Hare beschriebenen Weise aus der Stirne zurück.

„Meine Herren Geschworenen, lautet Ihr Wahrspruch auf schuldig oder nicht schuldig?"

Eine Todtenstille herrschte im Saale. Der Angeklagte schnappte fast konvulsivisch nach Luft.

Endlich sprach der Obmann der Geschwornen:

„Auf schuldig, doch wünschen wir ihn der Gnade des Gerichtshofes zu empfehlen."

„Aus welchen Gründen?" fragte der Lord Oberrichter.

„Weil der Gefangene nach unserem Dafürhalten, Mylord, die That nicht vorerst bedacht, sondern dieselbe ist vielmehr das Ergebniß einer leidenschaftlichen Aufregung des Momentes."

Der Richter hielt inne und zog aus der Tasche seiner

Digitized by Google

weiten Rote ein unheimlich aussehendes schwarzes Käppchen hervor.

Gefangener vor den Schranken des Gerichtshofes! Haben Sie etwas dagegen vorzubringen, daß das Todesurtheil über Sie verhängt wird?"

Der Gefangene raffte sich gewaltsam von seinem Hinbrüten auf. Die Todtenblässe seines Gesichtes machte einer Schrazlachröthe Platz und er sprach:

„Nur eines hätte ich zu bemerken, Mylord. Die Geschworenen, indem sie mich der Gnade Ew. Lordschaft empfohlen, haben den Sachverhalt ganz so aufgefaßt, wie er sich wirklich verhalten. Daß Halliyohn durch meine Hand umgekommen, will ich nach den vorliegenden Beweisen nicht länger mehr in Abrede stellen. Aber die That geschah nicht mit Vorbedacht. Als ich jenes Mädchen, die Alys, verließ, und in das Häuschen zurückging, um meinen dort vergessen gehabten Hut zu holen, hatte ich so wenig Absicht, irgend Jemand ein Leid zuzufügen, als ich es jetzt habe. Alys's Vater begann einen Streit mit mir, in dessen Folge die traurige Katastrophe sich ereignete. Das ist der wahre Hergang der Sache, aber es war durchaus kein vorsätzlicher Mord, Mylord."

Der Gefangene schwieg. Der Richter bedeckte sich mit dem schwarzen Käppchen, kreuzte die Hände übereinander und sprach dann mit feierlichem Tone:

„Gefangener vor den Schranken des Gerichtshofes, Sie sind durch bestimmte und beglaubigte Zeugenaussagen des Verbrechens des vorsätzlichen Mordes überwiesen worden. Die Geschworenen haben Sie schuldig gesprochen und ich ist ließe mich ihrem Wahrspruche an. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Sie diesem unglücklichen heimlosen Manne das Leben geraubt. Sie haben die That überdieß selbst eingestanden. Es war dieß eine schändliche, barbarische und boshafte That. Ich will die näheren Umstände derselben hier nicht untersuchen. Es mag auch sein, daß er Sie dazu durch Worte gereizt, aber Provokation dieser Art rechtfertigt es, daß Sie die Flinte ergreifen und ihn gleich niederschießen. Ihr Verbrechen ist gelteud gemacht, daß Sie als Gentleman und Mitglied der englischen Aristokratie Berücksichtigung verdienen. Ich gestehe, daß mich eine solche Doktrin sehr überrascht."

„Nach meinem Dafürhalten verschlimmert gerade Ihre Lebensstellung das Verbrechen, welches sie begangen, und habe ich darum auch immer behauptet, daß, wenn sich ein Mann, der die Vortheile der Erziehung und des Reichthums besitzt, vergeht, er weit weniger Berücksichtigung verdient, als der arme, einfältige und ungebildete Mensch. Gewisse Momente der Zeugenaussagen lauten entschieden gegen die Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters. Sie haben der Tochter jenes Mannes in unehrenhafter Weise nachgestellt und contrastirt in dieser Hinsicht Ihr Benehmen ganz auffallend mit dem Richard Hare's, der gleichfalls ein Gentleman ist und dem Mädchen dennoch in ehrenhafter Weise zugethan war. Im Verlaufe dieses Liebeshandels tödten Sie den Vater des Mädchens, stellen ihr aber darum nicht minder nach und verfolgen Sie bis zu ihrem moralischen Ruin, indem Sie sie gleichzeitig über das Vorgefallene in Unkenntniß zu halten suchen und einem Andern die Last Ihres Verbrechens aufbürden. Ich will übrigens auf diesen Punkt nicht weiter eingehen, da Sie sich hier nicht dieser Handlung wegen zu verantworten haben. Ungewarnt und unbemitleidet haben Sie jenen Mann in ein frühzeitiges Grab gestürzt und werden nun dieses Verbrechen mit Ihrem Leben abzubüßen haben. Die Geschworenen haben Sie der Gnade empfohlen. Diese Empfehlung wird auch an die gehörige Stelle befördert werden, doch dürfen Sie sich über den Werth derselben keiner Täuschung hingeben, indem die Geschworenen ihrem Wahrspruche häufig eine solche Empfehlung beifügen, ohne daß dieselbe an geeignetere Stelle Beachtung finden kann. Ich muß Sie daher allen Ernstes auffordern, die kurze Spanne Zeit, die Ihnen vielleicht noch verbleibt, der Reue zu widmen und diejenigen, die Sie gekränkt, um Vergebung zu bitten."

„Ihre Vergangenheit ist Ihnen wohl am Besten bekannt, aber auch die Welt weiß so Manches davon. Doch ist eben Vergebung für den Schuldigsten zu finden, wenn man sie nur ernstlich sucht. Es ist nur noch meine Pflicht, den strengsten Urtheilsspruch des Gesetzes über Sie auszusprechen und ich thue dieß auch, indem ich sage, der Urtheilsspruch lautet, daß Sie aus Ihrem Kerker nach dem Hinrichtungsplatze gebracht, dort am Galle an den Galgen gehängt und so lange hängen bleiben sollen, bis Sie mit dem Leben abgegangen. Und nun möge Gott der Allmächtige Gnade mit Ihrer unsterblichen Seele üben. Amen."

Der Gerichtssaal wurde geleert. Der Prozeß des Tages war zu Ende und der nächste Fall wurde in Verhandlung genommen. Dieß betraf die Lossprechung Richard's von dem fehlbar über ihn ausgesprochenen Verdikt. Das Publikum strömte sogleich wieder in den Saal und legte das lebhafteste Interesse für Richard an den Tag.

Das Ganze war übrigens eine reine Formalität, denn es wurden keine Zeugenaussagen gegen ihn vorgebracht. Der arme, mißhandelte und fast zu Tode gehetzte Richard wurde auf Befehl des Gerichtshofes von dem früheren Verdikt förmlich losgesprochen und war nun wieder ein freier Mann.

Die auf diese Ehrenrettung folgende Szene war herzergreifend. Fast die Hälfte der Anwesenden hatte den armen Richard in seiner Jugend gekannt, und wenn auch so „manche später einen Stein auf ihn warf und seine Schuld unbarmherzig verdammte, so sprach sich doch eine so allgemeine Herzlichkeit und Theilnahme für ihn aus, daß der arme Richard von den zärtlichen Liebkosungen und herzlichsten Umarmungen der Anwesenden schier erdrückt wurde. Alle Welt wollte ihm die Hand drücken und Jedermann beeilte sich, ihm Glück zu wünschen. Mit vieler Anstrengung trß sich der tief gerührte Richard endlich los und stürzte voll kindlicher Ergebenheit auf den strengen Papa zu, der alle Wärde und allen offiziellen Ernst bei Seite lassend in Thränen ausbrach und schluchzend, wie ein kleines Kind, etwas zwischen den Zähnen brummte, das beiläufig so lautete, daß auch er der Verzeihung und Vergebung seines Sohnes bedürfe.

„Theurer Vater!" rief Richard mit thränenzeuchten Augen. „Alles ist längst vergessen und vergeben. Wie glücklich werden wir nun alle vereint sein."

Der gute Richter Hare zuckte zusammen und ehe man sich versah, sank er zusammen und fiel dem würdigen Oberst Bethel auf die Schulter. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Das Sterbezimmer.

Neben William Carlyle's Sterbebett kniete Lady Isabella. Seine Zeit war herangerückt und der Knabe schien mit seinem Schicksal ganz ausgesöhnt zu sein. Gott erweist sich gnadenvoll bei sterbenden Kindern. Es ist staunenswerth, wie leicht sie, wenn die geeigneten Mittel angewendet werden, dahingebracht werden können, an die bevorstehende unbekannte Fahrt eher mit Vergnügen, als mit Angst zu denken."

Die hektische Röthe, das unfehlbare Merkmal dieser Krankheit, war bereits von seinen Wangen verschwunden, die Züge waren bleich und abgezehrt, seine Augen groß und hell. Das seidenfeine braune Haar war über seine Schläfe zurückgestrichen und seine kleinen heißen Händchen hingen aus dem Bette heraus.

„Es wird wohl nicht mehr lange dauern, Madame Vine, nicht wahr?"

„Was denn, mein liebes Kind?"

„Ich meine, bis sie alle nachkommen, Papa, Mama, Lucy und alle übrigen."

Ein eifersüchtiges Gefühl durchzuckte ihr wundes Herz. Wie! war sie ihm gar nichts? „Wünschest Du denn nicht, daß auch ich zu Dir käme, William?"

„Gewiß, ich wünsche und hoffe es. Aber glauben Sie, daß wir im Himmel leben, oder nur unsere Bewandten kennen werden?"

„O, liebes Kind, ich denke da gibt's keine Verwandten,

Digitized by Google

wie wir sie hier nennen. Wir können indeß Alles getrost unserm lieben Gott überlassen."

William lag, seine Blicke aufwärts gegen Himmel gerichtet und anscheinend in tiefes Nachdenken versunken. Ein reiner heiterer blauer Himmel, von welchem die heiße Julisonne in verzengenden Strahlen niederströmte, erquickte den Sterbenden. Sein Bettchen ward auf seinen Wunsch ganz nahe ans Fenster geschoben, da pflegte er sich aufzurichten und sich in die weit ausgedehnte Aussicht der reizenden Landschaft zu verlieren. Das Fenster war jetzt offen, und die Schmetterlinge und Bienen flatterten und summten im Sonnenlicht.

„Ich möchte wohl wissen, wie es dort sein wird," sprach er nachsinnend, „da wird zu sehen sein die große, schöne Stadt, mit Thoren aus Perlen mit Edelsteinen besetzt, und die Straßen von Gold. Und da wird ein Bach fließen so durchsichtig und klar, und Bäume mit den labenden Früchten und duftenden Blättern und die schönen, lieblichen Blumen alle, und da wird auch sein Musik, Harfenklang und Gesang. Und was wird noch da sein?"

„Alles was wünschenswerth und schön ist, William."

Wieder eine kleine Pause.

„Madame Vine, wird Jesus mich selbst abzuholen kommen, oder nur seinen Engel schicken?"

„Jesus hat versprochen, all' die Erlösten, die in Liebe seiner harren, abzuholen."

„Ja, ja, und dann würde ich für immer glücklich sein. Ach, wie angenehm wird es da sein, nicht mehr von Krankheit gemartert zu werden."

„Angenehm. Ja. O William, ich wollte die Zeit wäre schon da." Sie dachte dabei an sich selbst und an ihre eigene Freiheit, was natürlich dem Knaben ganz unverständlich war. Sie vergaß ihr Gesicht in ihre Hände und sprach weiter. William mußte sein Ohr hinneigen, um das leise Geflüster vernehmen zu können.

„Und da wird's keinen Tod mehr geben, kein Jammer, kein Wehklagen, noch sonst ein Leiden, denn Alles, was früher war, wird spurlos verschwinden."

„Madame Vine," rief er plötzlich, „glauben Sie, daß auch Mama dort sein wird? Ich meine die Mama, die früher da war?"

„Ja, über kurz oder lang."

„Und wie werde ich sie erkennen? Sie wissen ja, ich habe beinahe schon vergessen, wie sie aussehen."

Sie beugte sich über ihn, vergrub ihre Stirne in seinen abgezehrten Armen, und brach in einen unaufhaltsamen Strom von bitteren Thränen aus.

„Du wirst sie schon erkennen. Du brauchst deßhalb nicht ängstlich zu sein, lieber William, Deine Mutter hat Dich nicht vergessen."

„Wie können Sie das so bestimmt wissen, daß sie da sein wird?" warf William nach kurzem Bedenken ein. „Sie wissen," sagte er zögernd und seine Stimme etwas mildernd, „sie war nicht ganz gut; sie war nicht gut gegen Papa und auch nicht gegen uns. Manchesmal denke ich mir, wie wenn sie sich später auch nicht gebessert und Gott nicht um Verzeihung gebeten haben sollte?"

„O William!" seufzte die unglückliche Lady, „ihr ganzes Leben, nachdem sie Euch verlassen, war voll der bittersten Reue und des aufrichtigen Strebens nach göttlicher Verzeihung. Ihr Kummer und ihre Reue waren mehr, als sie ertragen konnte und —"

„Und was," frug William. „Ihr Herz brach zusammen vor lauter Sehnen nach Euch und Eurem Vater."

„Wie so vermuthen Sie das?" „Kind ich weiß es."

William, der bei dieser Aeußerung energisch in die Höhe gesprungen wäre, wenn ihn nicht die physische Kraft geheißt hätte, beschränkte sich jetzt darauf etwas verwundert nachzusinnen.

„Dann, Madame Vine, können Sie es nur von der Mama gehört haben. Haben Sie sie denn gesehen? Haben Sie sie draußen im Auslande kennen gelernt?"

Lady Isabella's Gedanken waren anderswo, vielleicht oder den Wolken, sie dachte nicht im Geringsten daran, welche Folgen ihre Antwort haben könnte, denn sonst würde sie nicht so unvorsichtig gewesen sein.

„Ja, ich habe sie draußen kennen gelernt."

„Oh!" sagte William. „Warum haben sie uns das nicht früher gesagt? Was sagte sie? Nun, wie sah sie aus?"

„Sie sagte," erwiderte Isabella wild aufseufzend, „daß sie sich von ihren Kindern getrennt habe, sie aber im Himmel zu treffen hoffe und dann ewig mit ihnen bleiben werde. William, mein Theurer, all die fürchterlichen Leiden, Trauer, Kummer und die Schuld dieser Welt werden dort spurlos verschwinden, und Gott selbst wird uns unsere Thränen abtrocknen."

„Wem hat sie ähnlich gesehen?" fragte William mit sanfter Wehmuth.

„Sie sah Dir, am meisten aber der Lucy ähnlich."

„War sie schön?"

Nach einer kurzen Pause erwiderte Lady Isabella: „Ja."

„Ach Gott! Ich bin krank! Halten Sie mich fest!" schrie mit einemmale William, indem er den Kopf nach einer Seite hängen ließ, und erdjenschweißtropfen über sein liebliches Gesicht hinab träufelten. Er schien in eine ihm jenen Dinnmachten gefallen zu sein, denen er in der letzten Zeit so häufig unterworfen war. Lady Isabella von Schreck überwältigt, zog hastig die Glocke.

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Mädchenbrief.

Vor kurzem brachten fast sämmtliche Pariser Tagesblätter unter der Rubrik: Verschiedene „Neuigkeiten" die nachstehende Notiz: „Gestern in den Morgenstunden, hat sich ein junger Mensch von der Höhe des Pont Royal in die Seine gestürzt; mehrere Fischer, die auf dem Flusse beschäftigt waren, eilten ihm sogleich zu Hilfe; sie kamen aber zu spät, und es gelang ihnen erst nach zwei Stunden den entseelten Leichnam aus den Fluthen zu ziehen. Da man nichts weiter bei ihm fand, was seine Identität hätte nachweisen können, so sah man sich genöthigt ihn nach der Morgue bringen zu lassen." Der junge Mann, von dem in vorstehender Notiz die Rede ist, war 23 Jahre alt, er war Dichter und hatte sich schon in der literarischen Welt einen geachteten Namen erworben. Ich habe ihn genau gekannt, er war fast mein Freund. Die materiellen Prüfungen des Lebens, fanden ihn standhaft und fest, aber moralischen Prüfungen gegenüber war er schwach und furchtsam. Er konnte den Schmerz nicht ertragen, der sein Herz an der erregbarsten Stelle heimgesucht hatte, und nahm sich das Leben. Andere als ich mögen den ersten Stein auf sein Grab werfen, aber nur derjenige, der ohne Fehl ist, hat das Recht, seine Handlungsweise zu richten. Indessen dünkt mich mitten in unserm neunzehnten Jahrhunderte ein junger Mann, ein Dichter, der sich aus Liebeskummer den Tod gibt, eine ziemlich seltsame Erscheinung, die wohl unsere Beachtung verdient; um so mehr, als das ganze Drama ein grelles Schlaglicht auf den sonderbaren Geist unserer sonderbaren Zeit und namentlich auf die Pariser socialen Verhältnisse wirft.

Raoul R., so hieß der junge Dichter, war, früh verwaist, von seinem Onkel, einem wohlhabenden Arzte in Paris, erzogen und zu dessen Berufe bestimmt worden. Zwar widmete sich Raoul der Medizin, studirte Kräftig und bestand auch seine Examina. Allein sein Herz war nicht bei seinem Studium: er dichtete lieber, und so gab er endlich, gegen den Willen seines Wohlthäters und darum von diesem verlassen, die erwählte Laufbahn auf, um ganz der Poesie zu leben.

Er war nun allein auf sich gestellt; aber wie lebte er? Er gab einen Band Gedichte heraus, der zwei Auflagen erlebte; er verfaßte mehrere Romanzen, die ein bekannter Componist in Musik setzte und die mit Beifall aufgenommen wurden; endlich schrieb er ein kleines Lustspiel in Versen, das auf einem Provinztheater zur Aufführung kam. Dies ist ungefähr die Bilanz seines geistigen Vermögens; hierbei muß ich noch erwähnen, daß er äußerst wenig Bedürfnisse hatte,

Digitized by Google

ein fast klösterliches eingezogenes Leben führte, große Selbstüberwindung und eine wahrhaft stolze Verachtung aller materiellen Lebensgenüsse besaß. Um jedoch Jahre hindurch ein Dasein voll so vieler Entbehrungen führen zu können, muß man entweder ein Heiliger, ein Held, oder — verliebt sein. Raoul war weder ein Heiliger, noch ein Held; aber er war verliebt.

Er bewohnte ein sehr kleines und bescheidenes Zimmer im fünften Stock des Hauses der Rue Lafitte. Der Hausbesitzer, ein Kaufmann, der sich mit einem sehr bedeutenden Vermögen vor den Geschäften zurückgezogen hatte, nahm mit seiner Familie, die aus seiner Gattin, zwei Töchtern und zwei noch ganz jungen Söhnchen bestand, den ersten Stock ein. Er lebte auf einem ziemlich großen Fuße, lud öfters Leute bei sich und gab auch zuweilen Bälle. Eines Tages, als es ihm gerade an Tänzern fehlte, schickte er auch seinem jungen Miethsmann im fünften Stock eine Einladung, da die Einkündigungen, die er über ihn eingezogen hatte, befriedigend ausgefallen waren. Nach dem Ball stattete Raoul dem reichen Kaufmann einen Besuch ab; er wurde sehr freundlich aufgenommen; man fragte ihn nach seinen Beschäftigungen; „ich mache Verse!" entgegnete naiver Weise der romantische Poet. Die Gattin des reichen Kaufmanns, eine ziemlich romantische Natur, fühlte sich sehr geschmeichelt, in ihrem Hause einem Dichter zu haben, den sie ihren Freunden und Gästen anständiger Weise vorstellen könne. Sie lud Raoul also sehr oft zu ihren Gesellschaften ein, und er verbrachte im Hause des reichen Kaufmanns die angenehmsten Stunden. Er las die neuesten Produkte seiner Muse vor, und auch sein kleines Lustspiel wurde hier, zwischen zwei spanischen Wänden, von einer Liebhabertruppe zum ersten Male aufgeführt.

So weit war für unsern jungen Dichter alles ganz schön und gut; aber zum Unglück besaß der reiche Kaufmann eine Tochter. Sie hieß Bertha und mochte zu jener Zeit etwa sechszehn Jahre alt sein. Sie war eine große, schöne Gestalt mit blondem Haar und großen blauen Augen; in ihrem Gang und ihrem ganzen Wesen lag etwas Stolzes und Entschiedenes, das einen gewissen Eindruck nicht verfehlte. In diese Bertha verliebte es sich streblich; je näher er mit ihr bekannt wurde, desto mehr wuchs diese Liebe, die alsbald erwiedert wurde. Niemand hatte eine Ahnung von der gegenseitigen Neigung der jungen Leute. Dem Herzen des Dichters genügte dieses stumme und reine Glück, von dem er lebte.

So waren Jahre in diesem stillen Glück verflossen. Bertha's Vater hatte zur Feier ihres achtzehnten Geburtstages einen großen Ball veranstaltet. Am Schluß des Festes trat Raoul zu Bertha heran, die allein in einer Fensternische saß und eichtete mit bewegter Stimme folgende Worte an sie: „Es sind nun drei Jahre, Bertha, daß ich die Ehre habe, Sie zu kennen, und eben so lange, daß ich daß Glück habe, Sie zu lieben. Ich bin entschlossen, morgen bei ihrem Herrn Vater anzufragen, ob er mich zu seinen Schwiegersohne machen will. Bevor ich aber diesen wichtigen Schritt thue, bitte ich Sie, mir zu sagen, was Sie Ihrem Herrn Vater erwidern werden, für den Fall, daß er Sie von meinen Wünschen in Kenntniß setzt."

„Lieber Raoul," erwiderte Bertha, „meine Antwort auf ihre Frage möchte zu lang ausfallen, daß ich Sie Ihnen noch heute Abend geben könnte; Sie sollen sie morgen früh schriftlich von mir bekommen."

Hierauf stand Sie auf und verschwand in einem Nebenzimmer.

Raoul goa sich in seine bescheidene Dachwohnung zurück. Am nächstfolgenden Tage, gegen 6 Uhr des Abends etwa, empfing ein vertrauter Freund Raouls ein ziemlich starkes Paket von der Post, das die nachstehenden drei Briefe enthielt.

(Schluß folgt.)

Homburg, 11. April. Der Centner Weizen 4 fl. 58 kr. Korn 3 fl. 55 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Haser 4 fl. 15 kr. Mischfrucht 4 fl. 2 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 48 kr. Kornbrod 19 kr.

Speyer, 10. April. Der Centner Weizen 5 fl. 20 kr. Korn 4 fl. 8 kr. Gerste 4 fl. 35 kr. Spelz 3 fl. 50 kr. Haser 4 fl. 7 kr.

Versteigerung.

Freitag den 20. April 1866, Nachmittags 4 Uhr, in der Wirthschaft von Louis Reiß dahier, läßt **Johann Gottfried Füllemann**, Dreher in **Kusel**, zu eigen versteigern:

In der Stadt **Kusel**:

1) 3½ Dez. Fläche mit halbem Wohnhaus-Antheil, Speicher, Keller und Stall, Hofraum und Zubehör, in der obersten Vorstadt.

Im Bann von **Schellweiler**:

2) 18 Dezim. Acker auf Folteisgraben, neben Christian Braun.

3) 36 Dez. Acker auf dem Großenacker, neben Nikolaus Rübel.

Kusel, den 11. April 1866.

[2222½] J. Klee, kgl. Notar.

10 Stück junge Ferkel, (Bastardrace) sind zu verkaufen auf der Rammelsbachermühle.

Zu verpachten der P. Klinger'sche Garten, zwischen Plauth und Deibel gelegen. [217]

Holz-Versteigerung.

Am Mittwoch den 18. und Freitag den 20. laufenden Monats, Vormittags 9 Uhr werden zu Baumholder aus dem Gemeindewald-Distrikte Hahlfels folgende Holzsortimente zur meistbietenden Versteigerung gebracht:

Am Mittwoch den 18. im Walde.
- 74 Eichen- Bau- und Nutzholzstämme von 4—37' lang, und 11—35" Durchmesser.
- 35 Buchen-Nutzholzstämme von 16—35' lang, und 8—19" Durchm.

Am Freitag den 20. Vormittags 9 Uhr im Stadthause.
- 27¼ Klafter Eichen Scheit und Knüppel.
- 46 „ Buchen Scheitholz.
- 7½ „ „ Knüppel.
- 31 „ Eichen Reiser.
- 43¾ „ Buchen „

Ferner am Freitag den 20. laufenden Monats, Vormittags 10 Uhr, oder nach dieser Versteigerung, aus den Distrikten Billmog, Stubennikel, Reichmannsdell, Gärtelsdell und Pfaffenrech, Gemeinde Baumholder, (im Stadthause)

- 2 Buchenstämme von 17 und 28' lang, 10 und 18" Durchmesser.
- 3 Kiefernstämme von 27—32' lang, 9—13" Durchmesser.
- 3 Eichenstangen von 3—4"
- 14 Buchstangen von 3—4"
- 199 Klafter Eichen-Scheit und Knüppel.
- ½ „ Buchen-Scheit,
- 9 „ Buchen Knüppel,
- 460 „ haetmelirte Reiser,
- 24 „ Buchen-Reiser.

Baumholder, den 9. April 1866.

Der Bürgermeister,

Heil.

[216 ¾]

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfälzer Volkszeitung.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 16. Sonntag, den 22. April **1866.**

Eastlynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortſetzung.)

Wilſon ſtellte ſich auf dieſen Ruf ein. Juſtine, die eigentliche Wärterin dieſer Krankenſtube, war abweſend geweſen.“

Mrs. Carlyle, die dieſen Tag mit ihrem Kinde im Elternhauſe zugebracht, hatte ſie zur Beſtreitung mitgenommen, ohne geahnt zu haben, in welche Gefahr William ſchwebte. Es war der Tag, der auf die Schlußverhandlung folgte. Richter Hare hatte, wie wir wiſſen, einen zweiten Schlaganfall erlitten, und mußte nach Hauſe gebracht werden.

Barbara wollte den Vater ſehen, die Mutter tröſten und den lieben Bruder Richard in ſeiner neuen Heimath bewillkommnen. Das war ein Drängen und Treiben in dem Hauſe. Es wimmelte von Beſuchern zu Wagen und zu Fuß — „Das geſchieht Alles aus beſonderer Aufmerkſamkeit für Dich, mein lieber Richard,“ ſagte die ſanftmüthige, herzensgute Mrs. Hare, indem ſie in überſeliger Wonne auf den wiedergefundenen Sohn blickte.

Lucy und Archie ſpeiſten bei Miß Cornelia. Sarah hatte den kleinen Arthur zu überwachen, und ſo blieb nur Wilſon frei, die auch ſogleich auf Madame Vine's Ruf gefolgt und in's Zimmer getreten war.

„Hat er wieder ſeinen Anfall?“ ſchrie ſie ganz unachtſam, indem ſie zum Bette hineilte.

William hatte keine Ohnmacht. Nein, dieſer Anfall war ganz verſchieden von jenem, dem er unterworfen war. Anſtatt wie gewöhnlich ſeine Kraft und ſein Bewußtſein zu verlieren, zitterte er fürchterlich am ganzen Körper, und klammerte ſich an Madame Vine und Wilſon krampfhaft an.

„Laßt mich nicht fallen! Laßt mich nicht fallen!“ rief er ganz athemlos aus.

„Mein Kind, Du kannſt ja nicht fallen,“ antwortete Madame Vine. „Du haſt wohl vergeſſen, daß Du im Bette liegſt.

Er umklammerte ſie noch immer und zitterte am ganzen Körper. „Laßt mich nicht fallen. Laßt mich nicht fallen,“ waren immer ſeine wiederholten Angſtrufe.

Mit Einemmale ließ der Paroxysmus wieder nach. Sie trockneten ſeine Stirne und blieben, ihn genau beobachtend, hart am Bette ſtehen. Wilſon mit ihrem weit aufgeriſſenen Mund und dem ganz eigenthümlichen Ausdruck im Geſichte. Sie brachte ihm einen Löffel voll erfriſchenden Saftes in den Mund, den er auch willig verſchlang, ſich aber mit ſeinem Köpfchen Rekubte, als Wilſon die Doſis wiederholen wollte. Nachdem er ſein abgefallenes Geſichtchen ſo recht in den Polſter vergraben hatte, verfiel er einige Minuten darauf in einen Schlummer.

„Was konnte das geweſen ſein?“ fragte Lady Iſabella halblaut.

„Ich weiß antwortete das Orakel. „Ich habe derlei Anfälle genug geſehen, Madame. Und was hatten dieſe zur Folge? Es war zwar kein Kind, ſondern eine erwachſene Perſon; aber das iſt am Ende bei dieſer Krankheit ganz gleich, ich glaube, er geht dem Tode entgegen.“

„Wer?“ rief Lady Iſabella ſie anſtaunend aus.

Wilſon antwortete nicht mit Worten, ſondern wies mit ihren Fingern auf das Bett hin.

„O! Wilſon, ſo arg iſt es noch nicht mit ihm. Mr. Wainwright ſagte mir dieſen Morgen, daß er noch eine Woche oder zwei überdauern könnte.“

Wilſon hatte ganz gemächlich in einem der bequemſten Lehnſtühle Platz genommen. Sie war nicht im Geringſten daran gewohnt, etwa aus Achtung für die Gouvernante ſich ſelbſt zu inkommodiren. Und dieſe Gouvernante hatte in gewiſſer Beziehung eine ſolche Angſt vor Wilſon, daß ſie ſich gewiß nicht hätte beikommen laſſen, ſie auf den ihr gebührenden Platz zurückzuweiſen.

„Was Wainwright anbelangt, der iſt ſo viel wie nichts. Und wenn er ſelbſt zugegen wäre, wie das Kind den letzten Athemzug aushaucht und daher führe wüßte, daß der nächſte Moment der letzte ſei, ſo würde er uns doch immer weiß machen wollen, daß es mindeſtens noch zwölf Stunden andauern wird. O Madame, Sie kennen Wainwright nicht ſo, wie ich ihn kenne. Er hat meine Mutter behandelt, als ich noch zu Hauſe war, und in den Häuſern, wo ich ſpäter meinen Dienſt angetreten, war er überall der Hausarzt. Fünf Jahre war ich Kindsmädchen bei Squire Pinner, nicht ganz vier Jahre Kammerjungfer bei Mrs. Hare, und als ich in dieſes Haus kam, war Lucy noch ein kleines Kind, und überall hat mich dieſer Wainwright wie mein eigener Schatten verfolgt. Lady Iſabella hat ein großes Stück auf Wainwright gehalten, ich kann mich deſſen noch genau erinnern, und weiß auch ſo viel, daß ich nicht ihre Ueberzeugung theile.“

Lady Iſabella antwortete gar nichts. Sie hatte ihre ganze Aufmerkſamkeit auf William gerichtet, deſſen Athem etwas beſchwerlicher als früher war.

„Dieſe unwiſſende Sarah ſagte mich heute: Neben wem von ſeinen beiden Großpapas werden ſie ihn wohl begraben, neben dem alten Mr. Carlyle oder neben dem Lord Mount-Severn? Sei doch kein ſolches Kalb,“ gab ich ihr zur Antwort. „Glaubſt Du etwa ſie werden ihn in den Winkel zu Mylord hineinſtecken? O! nein, ſie werden ihn in Mr. Carlyle's Familiengruft beiſetzen. Sie werden es wohl begreiflich finden, Madame Vine, daß es ganz was Anderes geweſen wäre, wenn meine Lady zu Hauſe geſtorben wäre, und wie es ſich geziemt hätte, als Mr. Carlyle's Frau. Sie würden ſie ohne Zweifel neben ihrem Vater begraben haben, und der Knabe würde natürlich jetzt neben ihr zu liegen gekommen ſein, aber ſie ſtarb wider hier, noch als Mr. Carlyle's Frau.“

Auch hierauf erfolgte keine Antwort und es trat eine allgemeine Pauſe ein, während welcher man William's tiefes Athmen vernehmen konnte.

„Ich möchte wiſſen,“ unterbrach Wilſon wieder das Stillſchweigen und ſprach mit ironiſchem Lächeln: „Welche Gedanken und Gefühle dieſer Stutzer jetzt empfinden mag.“

Lady Iſabella, deren Blicke und Gedanken unausgeſetzt auf William geheftet waren, glaubte nicht anders, als daß dieſe Aeußerung auf William zielte, ſie wandte ſich daher mit einiger Verwunderung zu Wilſon um.

„Ich meine dieſes glänzende Juwel im Gefängniß zu Lynneburg,“ ſetzte ſie erläuternd hinzu. „Ich hoffe, daß er ſich ſeit geſtern viel wohler befindet, und ich bin neugierig, wie viele Trains von Weſt-Lynne am Tage ſeiner Hinrichtung abgehen werden.“

Ihr Geſicht wurde feuerroth, und ihr Herz pochte ge-

Digitized by Google

wältig. Sie hatte es nicht gewagt, nach dem Resultat der Schlußverhandlung zu fragen. Es hatte zufällig Niemand etwas von diesem schauerlichen Gegenstand in ihrer Gegenwart erwähnt.

„Ist er verurtheilt?“ fragte sie halblaut.

„Ja, er ist verurtheilt und es ist ein gutes Glück für ihn. Mr. Otway Bethel ist wieder freigelassen, was gewiß auch ein Glück für ihn sein mag. Ein sauberes Pärchen das beisammen! Von unserm Hause ging Niemand zur Schlußverhandlung — denn es würde Mr. Carlyle nicht angenehm sein — aber es kamen gestern Abend Leute zu uns, die uns den ganzen Hergang erzählten. Der junge Richard Hare hat am meisten dazu beigetragen, daß er seiner Schuld überwiesen werden konnte. Sie sagen, Richard sehe jetzt jehnmal hübscher aus, als er früher als ganz junger Mensch ausgesehen. Man hatte nur hören müssen,“ sagte sie, „das Jubelgeschrei und das laute Aufjauchzen, in welches die Zuhörer ausgebrochen, als Richards Unschuld erwiesen worden war. Ein Lärmen und ein Poltern, daß man glaubte es hebe das Dach des Gerichtshofes in die Luft, und die Richter ließen Alles geschehen, ohne sie durch einen Ordnungsruf zum Schweigen zu bringen.“

Wilson machte ein kleine Pause, und da inzwischen keine Antwort erfolgte, fuhr sie fort:

„Als Mr. Carlyle gestern Abend diese Neuigkeit seiner Frau erzählte und ihr sagte, wie Alles dem Richard zujauchzte und gratulirt hatte, da wurde sie beinahe ohnmächtig, denn sie ist noch nicht stark genug. Mr. Carlyle verlangte schnell ein Glas Wasser. Ich war gerade im anstoßenden Zimmer mit dem kleinen Kinde beschäftigt gewesen, und wie ich hineinkam, da saß sie mit thränenden Augen, und er hielt sie fest umschlungen. Ich habe es von jeher gesagt, daß zwischen diesen Beiden eine ganze Welt voll Liebe liegt, obwohl er eine andere geheirathet. Mr. Carlyle befahl mir, das Wasser niederzustellen und mich zu entfernen. Aber ich glaube kaum, daß er von des alten Richard Hare's Anfall Erwähnung gemacht haben wird und wird es ihr wohl erst heute mitgetheilt haben.“

„Was für einen Anfall?“ frug Lady Isabella ganz erstaunt.

„Wie, Madame, Sie wissen nicht? Ich sag's ja, Sie ziehen sich wie eine Schnecke in ihr Zimmer zurück, meiden jede Gesellschaft, und wie sollen Sie denn etwas hören können? Sie konnten eben so gut in einer Kohlengrube verstreckt wohnen. Der alte Richter Hare wurde gestern im Gerichtshof von einem zweiten Schlaganfall getroffen und das ist die Ursache, warum Mrs. Carlyle heute den ganzen Tag im Citronhaus verweilte.“

„Wer sagt, daß Richard nach Hause gekommen, Wilson?“

Diese Frage, die in einem schwachen, kaum vernehmbaren Ton gesprochen wurde, kam aus dem Munde des sterbenden Knaben. Wilson schlug ihre Hände zusammen und war mit einem Sprunge am Bette.

„Da schaut's einmal den an,“ sagte sie zu Madame Vine sich wendend. „Man kann sich nicht genug in Acht nehmen vor dergleichen Kranken. Master William. Sie sollten hübsch das Maul halten und wieder einschlafen. Der Papa wird bald zurück sein und wenn Sie so viel sprechen und dann müde und erschöpft aussehen, wird er gewiß sagen, ich sei Schuld daran. Machen Sie die Augen zu. Wollen Sie vielleicht noch ein Bischen Saft?“

William beachtete diesen Antrag nicht und ohne etwas geantwortet zu haben, bergrub er sein Gesicht wieder in den Polster, aber er war sehr unruhig. Das Zu- und Abströmen seiner erschöpften Lebensgeister wechselte wie Ebbe und Fluth ab.

Mr. Carlyle war in Lynneburg anwesend gewesen. Er hatte immer um die Zeit bei den Geschworenengerichtssitzungen viel zu thun. An dem vorhergehenden Tage, wo die Schlußverhandlung vor sich gegangen, war er jedoch nicht selbst anwesend gewesen, und hatte sich durch Mr. Dill vertreten lassen.

Zwischen sieben und acht Uhr war er zu Hause angelangt, und begab sich sogleich auf William's Zimmer.

William's schlaffe Züge heiterten sich wieder auf und strahlten vor Freude bei dem Anblicke seines Vaters.

„Papa!“

Mr. Carlyle setzte sich auf das Bett nieder und küßte ihn.

Die am Horizonte untergehenden Sonnenstrahlen waren einige Streiflichter in das halbdunkle Zimmer und Mr. Carlyle konnte das sterbende Gesicht ganz deutlich sehen. Es hatte bereits die fahle, graufiche Farbe des Todes angenommen.

„Geht es ihm schlechter?“ war Mr. Carlyle's erste Frage an Madame Vine.

„Ja, es geht ihm diesen Abend schlechter, Sie, es scheint etwas schwächer zu sein.“

„Papa!“ keuchte William, schwer athmend. „Ist die Schlußverhandlung schon vorüber?“

„Was für eine Schlußverhandlung mein Kind?“

„Die Francis Lovison's“

„Die ist gestern zu Ende gegangen. Strenge Dein Köpfchen nicht an wegen seiner, mein süßes Kind. Es ist es nicht werth.“

„Aber ich möchte es wissen, ob er gehängt wird.“

„Er ist zum Tode durch den Strang verurtheilt worden.“

„Hat er also Halljohn umgebracht?“

„Ja. Wer hat mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen?“ frug Mr. Carlyle, sich mit merklichem Unwillen zu Madame Vine wendend.

„Wilson hat es erwähnt, Sir,“ war ihre kaum vernehmbare Antwort.

„O, Papa, was wird er jetzt machen? Wird Jesus ihm vergeben?“

„Wie müssen es hoffen.“

„Und Du hoffst es auch, Papa.“

„Ja, ich wünsche, daß Allen vergeben werde, William, was immer ihre Sünden sein mochten. Mein liebes Kind, Du scheinst sehr unruhig zu sein.“

„Ich kann nicht lange ruhig auf einer Seite liegen bleiben, das Bett wird immer härter. Wollen Sie mich ein Bischen höher auf's Kopfkissen legen, Madame Vine?“

Mr. Carlyle hob ihn selber ganz sanft hinauf.

„Madame Vine,“ sagte er mit dankbarem Blick, „ist Dir eine treue, unermüdliche Wärterin, William.“

William antwortete nicht darauf. Es schien, als strengte er sein Gedächtniß an, um sich auf etwas zurück zu erinnern.

„Ich hab's vergessen.“

„Vergessen, was?“ fragte Mr. Carlyle.

„Ich wollte Dich etwas fragen, oder Dir etwas mittheilen. Ist Lucy noch nicht nach Hause gekommen?“

„Ich denke nicht.“

„Papa, ich möchte Justinen hier haben.“

„Ich werde sie Dir gleich nach Hause schicken. Ich gehe gleich nach dem Mittagsmahl um die Mama zu holen.“

„Die Mama? O! setzt erinnere ich mich schon. Papa, an was werde ich die Mama im Himmel erkennen? Nicht diese Mama, sondern die andere.“

Mr. Carlyle hatte nicht unmittelbar darauf geantwortet, er mag wohl über diese Frage etwas gestutzt haben.

William sprach im hastigen Tone weiter:

„Sie wird im Himmel oben sein.“

„Ja, liebes Kind.“

„Madame Vine weiß es, daß sie dort sein wird. Sie hat sie im Ausstande gesehen, und Mama sagte ihr, daß — was war es denn, Madame?“

Madame Vine sank vor Schreck zusammen.

Mr. Carlyle richtete seine Blicke auf ihr erröthendes Gesicht, so viel dieß ihre Verwunmung überhaupt zuließ. Wenn es thunlich gewesen, hätte sie augenblicklich das Zimmer verlassen.

„Mama hat mehr gelitten, als sie ertragen konnte,“ setzte William — der sich von Niemand unterstützt fand — allein fort. „Sie sehnte sich nach Die, Papa, und sie sehnte sich nach uns Allen. Dann brach ihr Herz und sie starb.“

Eine tiefe Röthe überfog Mr. Carlyle's Stirne und er wendete sich mit fragender Miene zu Madame Vine.

Digitized by Google

„O! Ich bitte um Entschuldigung, Sir," murmelte sie mit verzweifelter Energie. „Ich hätte gewiß nicht so sprechen und mich in Ihre Familienangelegenheiten mengen sollen. Aber ich sprach nur, wie ich dachte, daß es sein müsse, Sir. Der Knabe quälte sich sehr wegen seiner Mutter."

„Haben Sie seine Mutter im Auslande gesehen? Ich begreife kaum . . ."

Sie bedeckte ihr heiß glühendes Gesicht mit der Hand und sprach:

„Nein, Sir."

Mr. Carlyle trat plötzlich etwas näher zu ihr und sprach mit leiser Stimme:

„Bemerken Sie die Veränderung in seinen Zügen."

„Ja, ja, ja. Er sieht so verändert aus, seit diesem ganz eigenthümlichen Anfall von heftigen Zittern, der ihn Nachmittags plötzlich ergriffen hat. Wilson meint, es wären die Vorboten des Todes. Ich fürchte, daß es innerhalb vierundzwanzig Stunden mit ihm zu Ende sein wird."

Mr. Carlyle ließ seinen Ellbogen auf dem Fensterrahmen ruhen, fuhr mit der Hand über die heiße Stirne, und seine von Gram und Kummer tief gefurchten Augenlieder fielen auf die thränenfeuchten Augen.

„Es ist so hart und traurig, ihn verlieren zu müssen."

„O, Sir! Er wird besser aufgehoben sein," sprach sie mit vor Schluchzen erstickter Stimme. „Wir können den Tod ertragen, der Tod ist noch immer nicht das ärgste Scheiden auf Erden."

Ein Diener trat herein, seinem Herrn zu melden, daß das Diner für ihn bereit sei. Er begab sich in den Speisesaal mit einem der Lage ganz entsprechenden Appetit.

Als er kurz darauf in das Krankenzimmer zurückkam, war das Tageslicht schon ganz geschwunden und eine einzelne Kerze, die so angebracht wurde, daß ihre Strahlen nicht auf des Kindes Gesicht fielen, erhellte spärlich das düstere Krankenzimmer. Mr. Carlyle nahm das Licht in die Hand, um die Züge des kranken William genauer beobachten zu können. William lag seitwärts auf dem Kopfkissen. Seine hohlen Athemzüge allein waren in der Krankenstube hörbar."

Die Nähe des Kerzenlichtes veranlaßte ihn, die geschlossenen Augen zu öffnen.

„Bitte, Papa, lasse die Kerze sein, ich bin lieber im Finstern."

„Nur auf einen Augenblick, mein süßer Junge," und auch nicht länger als einen Augenblick hatte er das Licht über ihn gehalten. Dieser einzige Moment genügte aber auch, ihn über den jammervollen Zustand seines heißgeliebten Kindes keinen Augenblick mehr in Zweifel zu lassen. Diese fahle Leichenblässe auf den Wangen, dieser stiere, hervorstehende, glanzlose, gelpenstertartige Blick in den Augen. Ach, der Tod hatte sich bereits mit allen seinen Schrecken bei dem Kinde eingestellt.

In demselben Augenblicke traten Lucy und Archibald, von ihrem Besuche der Miß Cornelia zurückkommend, ins Zimmer. Der sterbende Knabe blickte mit erregter Miene umher.

„Leb' wohl Lucy," sagte er, indem er sein kaltes, feuchtes Händchen ausstreckte.

„Ich gehe nicht aus," antwortete Lucy. „Wir sind ja erst diesen Augenblick nach Hause gekommen."

„Leb' wohl, Lucy!" wiederholte er. Sie faßte sein kleines Händchen, beugte sich über ihn und küßte ihn. „Leb' wohl, William, aber ich gehe wirklich nirgends hin."

„Aber ich," antwortete er. „Ich gehe in den Himmel, wo ist Archie?"

Mr. Carlyle hob auch den kleinen Archie auf's Bett. Lucy war über den Anblick ihres Bruders erschreckt, Archie schaute ihn überrascht an.

„Archie, leb' wohl, leb' wohl, Liebster, ich gehe in den Himmel, weißt Du, in jenen schönen blauen Himmel dort oben. Ich werde die Mama dort sehen und ihr sagen, daß Du und Lucy bald nachkommen werdet."

Lucy, ein geschlossenes Mädchen, sanfte sank auf und brach in einen Strom von Thränen aus.

Wilson eilte schnell herbei und Carlyle schickte die beiden Kinder weg mit dem beschäftigenden Versprechen, daß sie den William am Morgen, wenn es ihm besser gehen wird, besuchen könnten.

Auf ihren Knieen, das Gesicht in die Bettdecken vergraben, und einen Zipfel davon krampfhaft fest im Mund haltend, um den innerlich tobenden Kampf mit ihrem unwiderstehlichen Gefühlen nicht zum Ausbruch kommen zu lassen, lag Lady Isabella am Krankenlager ihres Kindes.

Die Aufregung dieses Momentes war eine so heftige, daß selbst sie, die erprobte Duldern, sich nicht mehr beweistern konnte. Ihr eigenes Kind, sein Kind, sie beide allein das Sterbebett umgebend und sie durfte kein Wort des Trostes aus seinem Munde erwarten.

Als Mr. Carlyle ihr halberstickts Schluchzen hörte, blickte er auf sie, wie er wohl auf jede andere zärtliche und aufmerksame Gouvernante geblickt haben würde. Er fühlte sich gewiß von einem solch' tieffühlenden Wesen sympathisch angezogen, weiter aber auch nichts, denn sie stand ja zu ihm und seinem sterbenden Kinde sonst in keiner engeren Beziehung. Immer tiefer und tiefer beugte er sich über den Knaben, um seine thränenfeuchten Augen vor ihm zu verbergen.

„Weine nicht, Papa," lispelte William, indem er mit seinen zitternden Händen seines Vaters Wangen liebkoste. „Ich fürchte mich nicht dorthin zu gehen. Jesus kommt mich abzuholen."

„Fürchten! ich hoffe, mein gutes Kind, Du wirst nicht . . . Du gehst zu Gott, zur Glückseligkeit. Nur noch einige Jahre — wir wissen nicht einmal wie wenig — und wir werden alle bei Dir sein."

„Ja, gewiß, ich weiß, Du kommst, und ich werde es auch der Mama sagen. Ich möchte glauben, daß sie jetzt schon auf mich herabblickt; vielleicht steht sie dort am Ufer des Baches, die Kähne überwachend."

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Mädchenbrief.

(Fortsetzung und Schluß.)

Raoul an seinen Freund.

„Lieber Paul, beikommend sende ich Dir den Brief, den mir Bertha diesen Morgen auf meine gestrige Anfrage geschrieben hat; ich lege Dir auch meine Antwort an sie bei. Du allein kannteſt meine Liebe zu Bertha, Du weißt, daß sie das einzige Glück meines Lebens war. Du wirst auch begreifen, daß mein Herz nun gebrochen, mein Glück zertrümmert ist, und daß ich so nicht länger leben kann. Geh' nach der Morgue und laß meinen Leichnam, den Du dort finden wirst, zu meinem Onkel bringen. Verzeihe mir, daß ich Deiner treuen und bewährten Freundschaft noch diesen letzten, peinlichen Dienst abverlange, und lebe wohl. Raoul."

Bertha an Raoul.

„Mein lieber Herr Raoul, die Mittheilung, die Sie mir gestern Abend gemacht haben, erfreut mich einerseits im hohen Grade, während sie mich andererseits erschreckt, da sie eine Erklärung zwischen uns herbeiführen muß, der ich gern ausgewichen wäre. Wir kennen uns nun seit drei Jahren; die Regungen ihres Herzens waren mir kein Geheimniß mehr, und ebenso ist meine Liebe für Sie Ihnen nicht unbekannt geblieben. Ich war glücklich, mich diesen schönen Gefühlen hingeben zu können, aber Sie wissen ebn so gut wie ich, lieber Herr Raoul, daß jeder Traum ein Ende, ein Erwachen haben muß! Das Leben bildet eine Kette von Nothwendigkeiten, denen wir uns fügen und unterwerfen müssen, da es nicht in unserer Macht liegt, sie zu ändern."

„Sie kennen meine Lage eben so genau, wie ich sie selbst. Sie wissen, daß mein Vater sein allerdings ziemlich bedeutendes Vermögen nach und nach mit seinen Kindern theilen will. Demnach würden wir, für den Fall, daß ich mich jetzt verheirathete, 200,000 Franken zusammen; diese Summe bringt eine jährliche Rente von 10,000 Franken, und das reicht nicht aus, um ein angenehmes und hinreres Leben

Digitized by Google

zu führen, wie ich es gewohnt bin. Ich kann also keinen Mann heirathen, der ohne Vermögen ist, wenn ich mich nicht in allerhand Sorgen stürzen will, die ich gar nicht ertragen könnte. Wir würden uns später vielleicht bittere Vorwürfe machen, wenn wir jetzt nur den Eingebungen unserer Liebe folgen wollten, ohne die mahnende Stimme der Vernunft zu berücksichtigen.

„Sie sind Dichter, und daher kommt es wohl, daß Sie für die Wirklichkeit des Lebens keinen rechten Sinn haben; aber Ihr schöner Beruf, der Sie allein nur höchst mühselig ernährt, wird Sie leider niemals in die Möglichkeit versetzen, die mannigfachen Bedürfnisse eines geöffneten Haushaltes zu bestreiten."

„Glauben Sie mir, lieber Herr Raoul, es wird mir sehr schwer, Ihnen alle diese Dinge zu sagen; indessen, wenn Sie meinen Brief ruhig überlegen, werden Sie darin nur die Stimme der gesunden Vernunft entdecken. Erblicken Sie eben auch darin den Beweis meiner aufrichtigen und innigen Liebe für Sie, und seien Sie fest überzeugt, daß Ihr Glück mir ebenso am Herzen liegt, wie das meinige. Bertha."

Dieser Brief — ich habe ihn im Original in meinen Händen gehalten und gelesen — ist, man muß es gestehen, in seiner Art ein kleines Meisterstück. Das also hat die Erziehung des neunzehnten Jahrhunderts aus einem jungen, reichen Mädchen gemacht! Das Bedürfniß des Luxus ist ihr zur zweiten Natur geworden und hat in ihr so viel kalten Verstand, so viel berechnete Vernunft entwickelt, daß es uns in ihrer Nähe unwillkürlich fröstelt. Bertha schreibt in ihrem achtzehnten Jahre einem jungen Manne, den sie liebt, — man denke sich, den sie liebt! — daß sie mit einer Rente von 10,000 Franken nicht auskommen kann; sie sieht schon die möglichen Sorgen der Zukunft voraus; sie untersucht die etwaigen Einflüsse ihres Gelichters und folgert daraus Gefahren für ihr beiderseitiges Glück — und alles dies mit achtzehn Jahren! — Ist es nicht entsetzlich? Die kalten, herzlosen, berechnenden jungen Mädchen werden heirathen, werden Mütter werden, wie aber werden sie ihre Kinder erziehen? Was wird aus den kommenden Generationen werden, die aus solchen Händen hervorgehen? Wird vielleicht eine plötzliche Reaktion eintreten, oder wird sich das Gefühl für positive Interessen noch mehr entwickeln? Werden die ursprünglichen Rechte des Herzens noch mehr geschmälert werden, und wird die Ehe ganz und gar in die Kategorie der gewöhnlichen Geschäfte herabsinken? Das ist das große Räthsel der Zukunft.

Neben Bertha's Brief lag noch ein kleines, zerknittertes Blatt, dessen Schrift fast unleserlich, von Thränen halb ausgelöscht war. Es enthielt Raoul's Antwort, die folgendermaßen lautete:

„Mein Fräulein, Sie haben tausendmal Recht. Ich war ein Wahnsinniger, da ich auf die Erfüllung eines schönen Traumes mein ganzes Glück gesetzt hatte. Seien Sie reich und glücklich, leben Sie lange und ohne Sorgen, — das ist mein innigster Wunsch. Ich meinerseits werde in das Nichts zurückkehren, aus dem ich niemals hätte hervortreten sollen, und bitte Sie nur um Vergessenheit! Raoul."

Nachdem Raoul's Freund diese drei Briefe mit strigender Bestimmung gelesen hatte, begab er sich sogleich in die Wohnung des jungen Dichters, in der Hoffnung, daß dieser seinen verzweifelten Entschluß noch nicht werde ausgeführt haben. Daselbst aber sagte man ihm, daß Raoul schon des Morgens zeitig ausgegangen sei und man ihn seitdem nicht wiedergesehen habe. Schweren Herzens eilte nun der Freund nach der Morgue, und zu seinem tiefen Schmerze fand er hier den armen Raoul, der sich zu diesem letzten Rendezvous leider nur zu pünktlich eingestellt hatte; starr und kalt lag sein entseelter Leichnam ausgestreckt auf dem kalten Steine; sein langes schwarzes Haar, das ganz durchnäßt an seinen Schläfen herabhing, ließ die Blässe seines schönen trämmerischen Gesichts noch lebhafter hervortreten; der Todeskampf hatte seine Züge nicht entstellt, und um seine Lippen spielte ein sanftes Lächeln.

Seinem Wunsche gemäß wurde sein Leichnam zu seinem Onkel gebracht. „Der arme Junge!" rief der Arzt, „er muß wahnsinnig gewesen sein; ja, ja, sein Gehirn hat vermuthlich gelitten!" Diesmal irrte sich der berühmte Doctor; Raoul's Gehirn war nicht angegriffen, sein Herz allein hatte den Todesstoß empfangen.

Im Hause des reichen Kaufmanns machte dieses traurige Ereigniß einiges Aufsehen, und Fräulein Bertha war sogar zwei Tage lang betrübt. „Das liebe Kind," sagte die Mutter, „bedarf der Aufheiterung; wir wollen ins Seebad reisen, das wird sie zerstreuen!" Und in der That, Fräulein Bertha weilt gegenwärtig in Dieppe, wo sie sich allen möglichen aufheiternden Zerstreuungen hingibt.

Wie haben unterdessen den armen Raoul zur Erde bestattet, und eine Trauerweide auf sein Grab gepflanzt. (Publ)

Dem Schönen Heil!

Dem Schönen Heil, daß auf der Lebensstraß'
So freundlich blinket gleich dem Abendstern;
Gleich in der Wüste lang' ersehnte Oas'
Dem Pilger liebend, leuchtet schon von fern!
Dem Schönen Heil, das in dem zarten Herz,
Ja als ein himmlisch Feuer ewig glüht;
Das sanft verjagt den herben, wunden Schmerz,
Daß es dem Frohsinn wieder neu erblüht.
Wenn's Schöne in dein Aug' in's Herz dir dringt,
Wenn sich das zarte um das Starke schlingt,
Wenn süßer Mund die einen Kuß verübt,
Dann drang zu dir die schönste Poesie.

Dem Liede Heil!

Dem Liede Heil, das frei aus deutscher Kehl'
Gleich einer Lerche in die Luft sich schwingt!
Und das als Dank der treuen, deutschen Seel'
Hinaus zum großen Gott der Welter dringt.
Dem Sänger Heil, der heitern Sangeslust,
Dem Sängerbund, ja unserm Liederkranz;
Bringt ein donnernd Hoch! aus voller Brust!
Sie die ihm verleihen den höchstens Glanz!
Dem Schönen Heil in unserm Liederbund,
Dies frohe Lied geh jetzt den Dank euch kund;
Dann schwingt euch auf der süßen Töne Leiter
Auf! zum Strahlenthron der Freude heiter.

Dem Turner Heil!

Dem Turnen Heil, das stets mit neuer Kraft
Des Lebens Quell' in unsre Adern gießt;
Daß sie entfestelt, die schon trüg erschlafft,
Die noch der Sorge Rinde eng umschließt.
Dem Turnen Heil, das von der Herzensgrust
Des Kummers Stein entrückt, der sie umringt,
Daß, wenn der Freude Himmelsstimme ruft
Gestärkt das Herz in's Land der Freude dringt.
Frisch, froh und frei! winkt das volle Glas,
Froh, frisch und frei, leert das goldne Naß;
Entkeimt die deutsche Treue dem Gemüth
Die froh zum Tod für's Vaterland dann zieht.

Dem Schützen Heil!

Dem Schützen Heil, der bei der Traube Saft
Kühn in den Kreis des Schönen dringt,
Und mit des Auges großer Zauberkraft
Der Freude schönsten Strauß den Preis erringt.
Den Schützen Heil und Heil dem deutschen Mann,
Der auch folget dem biedern Vergnügsdrang;
Der an Waffen sich erkennen kann
Und froh ist bei der Harfe süßem Klang.
Wohlan! so hebet fröhlich den Pokal
Ihr Kuflser Schützen heute allzumal!
Den Schützen Heil, die bei Tag und bei Nacht
Bilden des deutschen Rechtes treue Wacht.

S . . . . . .

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 17. Sonntag, den 29. April **1866.**

MUNICH 1866

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Er hatte wahrscheinlich Martins Gemälde „die Himmelsebenen“ im Geiste vor sich gehabt. Mr. Carlyle drehte sich zum Tisch um, nahm etwas von dem so eben frisch ausgepreßten Erdbeerensaft, und bestrichte damit Williams von Fieberglut verzehrte und verdrückte Lippen.

„Papa, ich kann mir nicht denken, wo Jesus in allen Kähnen sein kann! Wenigstens gehen sie alle zu gleicher Zeit ab! Er muß darin sein, denn er kommt ja eigens mich abzuholen.“

„Ja, liebes Kind. Er wird gewiß in Deinem Kahn sein.“

„O gewiß. Er wird mich geraden Weges zu Gott führen und sagen: Hier ist ein armer, kleiner Knabe angekommen, ich bitte Dich, verzeih' ihm, und laß ihn in dem Himmel einziehen, denn ich erlitt den Tod für ihn! Papa, weißt Du, daß Mama's Herz gebrochen.“ —

Ein zärtliches Liebkosen erfolgte statt einer Antwort. William's körperliche Unruhe schien sich auch seinem Geiste mitgetheilt zu haben, und er konnte nicht so leicht beschwichtigt werden.

„Papa, hast Du es auch gewußt, daß der Mama das Herz gebrochen?“

„William. Es ist wahrscheinlich, daß das Herz Deiner armen Mama früher gebrochen war, ehe der Tod kam. Aber sprechen wir nur von Dir und nicht von ihr — hast Du Schmerzen?“

„Ich kann nicht athmen, ich kann nicht schlucken. Ich möchte Justinen bei mir haben.“

„Sie wird nicht mehr lange ausbleiben.“

Der Knabe schlang sich um seines Vaters Arme und schien nach einigen Minuten in einen leisen Schlaf gefallen zu sein. Mr. Carlyle legte ihn nach einer Weile ganz sachte auf das Kopfkissen nieder, betrachtete ihn noch einmal, und schickte sich dann an, sich aus dem Zimmer zu entfernen.

„O Papa, Papa!“ sprach er in bittendem Tone, seine schmachtenden Augen weit öffnend.

„Sag' doch leb' wohl zu mir.“

Mr. Carlyle's Thränen fielen auf das kleine, ihn wehmüthig anblickende Gesichtchen, noch einmal drückte er ihn leidenschaftlich an seine Brust.

„Mein gutes Kind, Papa wird bald wieder zurück sein. Er verläßt Dich nur auf eine Stunde. Er geht nur, um die Mama abzuholen, und sie zu Dir zu bringen.“

„Und auch die schöne kleine Anna?“

„Auch die liebe kleine Anna, wenn Du sie sehen willst. Ich werde meinen Herzenslungen nicht auf lange verlassen, er braucht sich nicht zu fürchten. William, wenn ich jetzt wieder zurückkomme, werde ich Dich die ganze Nacht nicht mehr verlassen.“

„So leg' mich nieder, Papa, und gehe.“ —

Darauf folgte eine lange, lange Umarmung. Mr. Carlyle preßte ihn noch einmal an sein mächtig klopfendes Herz, legte ihn sanft auf das Kopfkissen hin, reichte ihm einen Theelöffel voll Erdbeerensaft und eilte davon.

„Leb' wohl, Papa,“ schrie ihm William mit seiner schwachen Stimme nach.

Die letzten Worte hörte Mr. Carlyle nicht mehr. Er war schon fort von seinem Kinde, fort für immer! Schnell raffte Lady Isabella sich auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

„William, theuerster, liebster William,“ sprach sie in ihrer heftigen Gemüthsbewegung. „Betrachte mich diese letzte Stunde so wie Deine eigene Mutter!“

Noch einmal erhoben sich seine matten Augenlider; er hatte sie wahrscheinlich nicht gut verstanden.

„Papa schon gegangen, um sie abzuholen. Nicht sie Ich — ich“ —

Lady Isabella begännte ihre Aufregung, und fiel schwer aufseufzend auf das Bett nieder. Rein selbst in dieser letzten Stunde, wo er der ganzen Welt für immer entzogen werden sollte, wagte sie es nicht, vor ihr Kind hinzutreten und zu sagen: „Ich bin Deine Mutter.“

Mittlerweile war Wilson wieder eingetreten. „Es scheint, als sei er wieder in einen Schlaf verfallen,“ sagte sie.

„Ja,“ antwortete Lady Isabella. „Sie brauchen nicht zu warten Wilson, wenn ich was benöthige, so werde ich schon läuten.“

Wilson, obwohl im Ganzen genommen, kein hartherziges Geschöpf, verspürte doch gar keine Lust, in einem Krankenzimmer zu bleiben, wenn sie die Erlaubniß hatte, selbes verlassen zu können. Lady Isabella blieb daher allein zurück. Wieder einmal fiel sie auf ihre Knie, diesmal aber im Gebete, im Gebete für die dahinscheidende Seele, die auf ihren Schwingen den einzig sehnlichsten Wunsch ihres Herzens gegen Himmel trug, daß Gott in seiner Gnade auch ihr ein Ruheplätzchen neben der ihr verwandten Seele gestatten möge.

Sie ging in Gedanken ihre ganze Vergangenheit durch von jenem Momente, wo sie als Mr. Carlyle's Braut dieses Haus betreten, bis zu ihrem gegenwärtigen Aufenthalte hier. Die alten, wohlbekannten Scenen zogen wie Nebelbilder vor ihrer erregten Phantasie vorüber. Warum diese Bilder aus längst verschwundener Zeit sich ihr aufzudrängen, sie wußte es selber nicht. —

William hatte leise fortgeschlafen. Sie dachte an ihre Vergangenheit. Der erschütternde Gedanke: „Wenn ich nicht so gehandelt hätte, wie ich leider gethan, wie ganz anders wäre Alles jetzt um mich,“ hatte sich schon so oft ihrer Seele bemächtigt, daß sie jetzt, als dieses Gefühl neuerdings in ihr erwacht war, beinahe nicht mehr zusammenzuckte, wie sonst. Und wie sie so tiefsinnend, ihr Gesicht auf der Bettdecke ruhend, niedergekniet lag, da erinnerte sie sich auch ihrer ersten Krankheit. Wie sie da gelegen, von ungezügelten Eifersuchtsgedanken gequält, wie sie Barbara die Beherrscherin ihres Mannes und ihres Hauses wähnte. Sie, todt — Barbara auf ihren Platz erheben, als Mr. Carlyle's Weib, ihres Kindes Stiefmutter! — Sie erinnerte sich noch ganz genau jenes Tages, an welchem sie durch Wilson's Plaudereien angeregt, — es war eine fieberhafte Aufregung, die an Delirium gränzte — ihren Mann mit aufgehobenen Händen gebeten hatte, Barbara nicht zum Weibe zu nehmen.

„Wie sollte er sie zum Weibe nehmen?“ hatte er damals beschwichtigend und mitleidvoll geantwortet. „Sie, Isabella, sein geliebter Engel, sie war sein Weib, und was war Barbara ihm? Nichts.“

Aber ach! das war Alles längst, längst vorüber, und sie hat das Alles selbst bewirkt, nicht Mr. Carlyle und auch

Digitized by Google

nicht Barbara, sondern sie — sie ganz allein. O! das war eine entsetzliche Rückschau! —

In Gedanken vertieft, über ihre vergangene und gegenwärtige Leidensgeschichte nachsinnend, mochte wohl eine Stunde seit Mr. Carlyle's Entfernung vergangen sein, und William hatte sie nicht ein einziges Mal gestört. Aber — wer trat da so plötzlich ins Zimmer?"

Es war Justine!

Isabella stand hastig auf, während Justine mit leisen Schritten sich dem Bette genähert, die Decke bei Seite schob, um nach William zu schauen. „Der Herr sagte, daß er nach mir verlangt."

„Wie — Oh — !" —

Es war ein schallender Schrei, der im Momente, als er ausgestoßen ward, unterdrückt wurde.

Madame Vine eilte schnell an Justinens Seite, um zu sehen, was geschehen. Das junge bleiche Gesicht lag still und regungslos da, das kleine und lebhaft pulsirende Herzchen, es hatte zu schlagen aufgehört.

Jesus Christus war wirklich gekommen und hatte den schwebenden Geist zu sich in den Himmel genommen.

In dem schauerlichen Momente hatte sie jede Selbstbeherrschung verloren. Sie glaubte wohl sich mit der traurigen Idee über den Verlust ihres Kindes hinlänglich ausgesöhnt zu haben, aber sie hatte nicht gedacht, daß es so schnell kommen werde; sie hatte gehofft, daß ihm wenigstens noch einige Stunden gegönnt sein werden, und nun in ihrer trostlosen Enttäuschung wurde sie vom Schmerz ganz überwältigt.

Weinend und schluchzend, jammernd rang sie die Hände, drückte ihn krampfhaft zu ihr Herz, warf ihre entstellenden Augengläser weg von sich und drückte ihr Gesicht fest an das Seinige, und bat ihn, er möge nur noch auf einen Augenblick zu ihr emporblicken, daß sie ihm das letzte Lebewohl sagen könnte, sie — seine wirkliche Mutter, ihrem Kinde — ihrem verlornen William.

Justine war wie niedergeschmettert. Mit dem ganzen Kraftaufwande ihres Körpers und ihres Geistes zerrte sie sie von dem Kinde weg, und beschwor sie, sich ruhig zu verhalten.

„Thun Sie das nicht, um des Himmels Willen, Mylady! Mylady!" rief sie flehentlich.

Dieser alte vertraultche Titel machte sie auf einmal aufschrecken und legte ihr augenblickliche Ruhe und Fassung auf. Sie starrte Justinen an, und wankte bei ihrem Anblick zurück, wie man vor einer entsetzlichen Erscheinung zurückzuweichen pflegt.

„Mylady. Glauben Sie mir, daß ich Sie nach Ihrem Zimmer führe. Mr. Carlyle ist schon zurück und wird gleich mit seiner Frau hierher kommen. Bedenken Sie nur, wenn Sie in seiner Gegenwart sich vergessen sollten! Bitte kommen Sie weg von hier."

„Wie so erkanntest Du mich, Justine? fragte sie mit hohler Stimme.

„Mylady. Ich erkannte Sie schon in jener Nacht, als der Feuerlärm ausgebrochen war. Ich kam damals ganz in Ihrer Nähe, um Master Archibald aus Ihren Armen zu nehmen und so gewiß, wie ich hier stehe, so glaubte ich dazumal wahnsinnig zu werden. Ich glaubte ein Gespenst, den Geist meiner verstorbenen Lady zu sehen. Ich vergaß ganz die Gegenwart, vergaß Alle, die mich damals umgaben, vergaß sogar, daß Sie, Madame Vine, lebendig vor mir standen. Ihr Gesicht war damals nicht verwundet und entstellt, und nachdem die ersten Augenblicke der entsetzlichen Angst vorüber waren, begriff ich auch allsogleich, daß Mylady vor mir stehe. Mylady, kommen Sie fort von hier! Wir werden augenblicklich Mr. Carlyle hier haben."

Armes Geschöpf! Sie sank auf ihre Knie, in ihrer Demüthigung, in ihrem Schreck.

„O! Justine, habe Mitleid mit mir, verrathe mich nicht! Ich werde dieses Haus verlassen, in der That, ich will es, nur verrathe mich nicht, so lange ich noch hier bin!"

„Mylady, Sie haben von mir nichts zu fürchten. Ich habe dieses Geheimniß in meiner Brust vergraben gehalten seit dem vergangenen April. Ich hatte genug daran zu tragen. Tag und Nacht ängstigte mich der Gedanke, daß es verrathen werden könnte. Bedenken Sie die schreckliche Verwirrung, die entsetzlichen Folgen, die daraus entständen, wenn Mr. und Mrs. Carlyle das erfahren sollten. In der That, Mylady, Sie hätten nimmer kommen sollen."

„Justine," sprach sie mit kreischender Stimme, indem sie ihr hageres Gesicht in die Höhe hielt. „Ich konnte mich nicht entfernt halten von meinen unglücklichen Kindern. Und glaubst Du nicht, daß mein Hiersein eine harte Strafe für mich ist?" sprach sie im rührend schmerzlichen Tone. „Ihn zu sehen, ihn, meinen Mann, als den Mann einer Andern. O! der Gedanke tödtet mich!"

„O, Mylady, kommen Sie. Ich höre ihn. Ich höre ihn!"

Theils durch herzliches Zureden, theils aber durch angewandte Gewalt, gelang es Justinen, sie fort zu bringen. Zu gleicher Zeit war auch schon Mr. Carlyle an der Thür des Krankenzimmers angelangt, Justine breitete sich, ihm rasch entgegen zu kommen. Ihr Gesicht war vor Angst und Aufregung bleich, und sie zitterte am ganzen Körper, ganz so wie William — armes Kind — am Nachmittage gezittert hatte.

In dem helleuchten Corridor mußten diese verstörten Züge allsogleich bemerkbar auffallen.

„Justine!" rief er ganz erstaunt aus. „Was hast Du denn?"

„Sir! Master!" keuchte sie. „Machen Sie sich gefaßt. Master William . . . Master William . . ."

„Justine, doch nicht todt?"

„Ach! Ja, Sir."

Mr. Carlyle schritt in das Zimmer, und war kaum einige Schritte vorwärts gegangen, als er sich wieder umgewendet und aus Vorsicht den Riegel an der Thür vorgeschoben hatte. Auf dem Kopfkissen lag das hagere, bleiche Gesichtchen in ewiger Ruhe.

„Mein Kind! Mein Kind! O, Gott!" murmelte er, in tiefster Verehrung: „Möchest Du dieses Kind aufgenommen haben zur ewigen Ruhe in Jesum, wie ich vertraue, daß Du längst in Gnaden aufgenommen seine unglückliche Mutter!"

Achundfünfzigstes Kapitel.

Lord Vane will seinem Alter voraus.

„Zu William Carlyle's Leichenbegängniß hatten sich auch Lord Mount-Severn und sein Sohn eingefunden. Wilson's Vermuthung, hinsichtlich des Begräbnißplatzes, traf auch wirklich ein. William's Leiche wurde in Mr. Carlyle's Familiengruft beigesetzt und es erfolgte sogleich der Auftrag an den Bildhauer, auf der Marmortafel in der Kirche noch folgende Inschrift beizufügen: „William Vane Carlyle, ältester Sohn des Archibald Carlyle von Ost-Lynne."

Lady Isabella war krank. Körperlich und geistig herabgekommen, mußte sie das Bett hüten, und Justine war ihre Wärterin. Die Hausgenossen betrachteten ihre Krankheit als eine natürliche Folge der Mühen und Plagen, welchen sie sich an William's Krankenlager mit staunenswerther Resignation hingegeben. Es fiel auch Niemandem in, ihre Krankheit für bedenklich zu halten, umsoweniger, da sie jeden ärztlichen Beistand ablehnte. Alle ihre Gedanken waren auf den einen festen Entschluß gerichtet, dieses Haus so bald als nur möglich zu verlassen, denn in Ost-Lynne wollte und durfte sie nicht sterben, und daß der Tod ihr jetzt näher war als je, darüber konnte sie sich keiner Täuschung hingeben. Sie fühlte es, daß menschliche Hülfe nicht mehr ausreicht, und daß die ganze medizinische Fakultät sie nicht mehr dem gewissen Tode entreißen konnte. Der Gedanke, verrathen zu werden, bewirkte nicht mehr dieses entsetzliche Angstgefühl von ehemals, das heißt, sie fürchtete die Folgen davon nicht mehr in dem Maße als früher.

Einmal dem Grabe nahe, verlieren Furcht und Hoffnung, insofern sie sich auf unser irdisches Leben beziehen, ihren mächtigen Einfluß, und an ihre Stelle treten jene mächtigen Gefühle, die uns an das Jenseits knüpfen.

Die Rückkehr nach Ost-Lynne war unstreitig ein großes Wagestück, und Lady Isabella überzeugte sich mit jedem Tage mehr, daß die von ihr angewandte physische und gei-

Digitized by Google

stige Kraft noch immer nicht die Kühnheit dieser Idee besiegen konnte.

Es ist nicht möglich, die menschlichen Leidenschaften aus dem menschlichen Herzen zu verbannen. Man kann sie wohl unterordnen, beschwichtigen, auch zeitweise unterdrücken, aber nicht gänzlich ausrotten.

Einer der gefeiertsten Kanzelredner Englands, jetzt schon alt und schwach, sagte einst im einer berühmten Predigt, die er, als er noch auf dem Höhepunkte seiner Kraft und seines Rufes stand in der Kathedrale zu Worcester hielt, daß das menschliche Leben aus nichts weiter bestehe, als aus „Irren und Bereuen."

Wir haben diese menschlichen Leidenschaften und Gemüthsstimmungen mit in diese Welt gebracht, und können uns derselben nicht eher ganz entledigen, als bis wir dieser Welt Adieu gesagt und die der Unsterblichkeit betreten haben.

Lady Isabella hatte, so lange sie Mr. Carlyle's Gattin war, ihn nie wahrhaft geliebt. Sie huldigte ihm mit den reinsten Gefühlen der Achtung, Bewunderung und auch die Zuneigung, keineswegs aber mit jenem innenanbaren leidenschaftlichen Gefühle, das wir mit dem Worte „Liebe" zu bezeichnen pflegen, das aber in seinem rein ätherischen Wesen von wenigen nur aufgefaßt und begriffen wird. Und hier erst fühlte sie sich von den mächtigsten Gefühlen der wahrhaften und rechten Liebe zu Mr. Carlyle hingezogen.

An demselben Abende, an welchem sie in Ost Lynne angelangt, erwachte das Gefühl der Liebe für Mr. Carlyle in ihr mit einer solchen Heftigkeit, wie sie es früher nie empfunden, es dämmerte schon von der Stunde, als sie ihn verlassen hatte. „Strasbar", wird der Moralist ganz indignirt ausrufen. Ja wohl, das weiß Jeder, wie Aly zu sagen pflegt, aber Du siehst ja mein lieber Tugendheld, daß Isabella die menschlichen Schwächen und Leidenschaften noch nicht abgestreift hat.

Ich weiß, daß ich mir den Tadel meiner Leser auf den Hals lade, wenn ich mich unterfange, sie zu vertheidigen. Aber sie muß denn doch in ihrer Lage ganz anders beurtheilt werden als wenn sie sich von einer blinden Leidenschaft zu einen fremden Ehegatten hätte hinreißen lassen. Fern sei es von mir, sie zu vertheidigen, und es wird's auch kaum jemand Anderer thun, denn wir sind keine Mormonen, und die Menschen gehen noch nicht auf ihren Köpfen. Als Königin Eleonore der schönen Rosamunde den Giftbecher reichte, forderte sie die Verwünschungen der Nachwelt heraus, und dieselben sind ihr auch nicht ausgeblieben. Heute noch haben wir für Königin Eleonore nichts als Tadel, während wir für Rosamunden die größte Sympathie empfinden. Hätte aber die Giftscene gar nicht stattgefunden, so wäre unser Urtheil wahrscheinlich ein entgegengesetztes gewesen.

Hätte Lady Isabella in einem fremden Ehemanne, nehmen wir beispielsweise an, zu Mr. Crosby, eine Neigung gefaßt, so würde sie vermuthlich Weise eine Züchtigung verdient haben, und vielleicht ein oder zwei Stunden an den Pranger gestellt, würde sich in dem Falle gewiß wirksam erwiesen haben.

Aber dieser Fall war ein ganz eigenthümlicher. Sie, armes Ding, betrachtete Mr. Carlyle noch immer als ihren Ehegatten. Ihre Gemüthsstimmung neigte sich immer nach dieser Richtung zu, wofür ihr schwaches Herz gar nichts konnte. Sehr oft rüttelte sie sich selbst von diesen bösen Träumereien auf, sich fest vornehmend, diesen schändlichen Begriff aus ihrem Herzen zu verbannen. Zehn Minuten darauf waren ihre Sinne wieder von einem andern Schreckbilde umgaukelt. Mr. Carlyle's Liebe war nicht mehr ihr, sondern Barbara's Eigenthum. Mr. Carlyle selbst gehörte, nicht mehr ihr, sondern er gehörte seinem Weibe an. Nicht genug also, daß er nicht mehr ihr gehörte, so war er noch dazu der Mann einer Andern. Die Leser können demnach, wenn sie in solchen Dingen nur einigermaßen erfahren sind, sich leicht einen Begriff machen, wie es mit Lady Isabella's Innern ausgesehen haben mochte.

Wäre Barbara nicht gewesen, sie würde vielleicht fortgelebt und ihr Schicksal ertragen haben. So aber, wie jetzt die Verhältnisse waren, mußte sie im Kampfe unterliegen.

Das Wiederauftauchen Sir Francis Levison's die Bewegung mit ihm in West-Lynne, vorzüglich aber sein eigenes Schuldbekenntniß der schwarzen That, alle diese einzelnen Umstände wirkten dann vereint zusammen, und trafen wie Dolchstiche ihr obnehin von Reue und Gewissensbissen zerfleischtes Herz. Kein Wunder daher, wenn die straff gespannten Saiten dieses gebrechlichen Lebens mit einem Male zu zerreißen drohten.

Sie hat sich das Alles selbst aufgebürdet. Sie hätte gar nicht nach Ost-Lynne zurückkommen sollen, wird unser Moralist wieder einwenden haben. Allerdings, daß ist auch unsere Ansicht. Gewiß hätte Sie das nicht thun sollen, wie sie verfuhr. Ja wenn wir nur Dasjenige thun würden was wir thun sollten, dann wäre das Leben hier auf Erden gar nicht zu verachten.

Ich stimme ganz mit Dir, mein verehrter Tugendheld, überein, daß sie nie nach Ost-Lynne hätte zurückkommen sollen, und daß das ein Akt war, den an Wahnsinn gränzt, aber bist Du gar so fest überzeugt, daß Du unter ähnlichen Verhältnissen und unter so günstigen und verlockenden Umständen anders gehandelt haben würdest? Und nun steht es Dir frei, wenn es Dir Vergnügen macht mich auch deßhalb zu tadeln. . . .

Isabella war dem Tode sehr nahe, näher, als sie wohl selber glaubte. Sie erkannte zwar an der sichtlichen Abnahme ihrer Kräfte, daß der Tod sie bald erlösen werde, doch ahnte sie nicht, daß er so rasch kommen werde.

Obwohl sie, wie gesagt, vor den Consequenzen einer Wiedererkennung nicht mehr einen solchen Schrecken fühlte, so war sie doch nicht gewillt, diese Scene über sich ergehen zu lassen, eben so wenig wollte sie sich hier in Ost-Lynne vom Tode überrascht sehen. Wo eine andere Zufluchtsstätte finden, das war eine minder wesentliche Frage. Vor Allem mußte sie unter irgend einem Vorwande Ost-Lynne verlassen. Justine, die in ihrer Aengstlichkeit fortwährend ein Erkennen befürchtete, beängste sie zu diesem Entschlusse. Ihre erste Aufgabe war, diese Angelegenheit mit Mrs. Carlyle zu besprechen und zu ordnen, und wir sehen am Nachmittage des Tages nach dem Leichenbegängnisse Lady Isabella auf das Toilettenzimmer zuschreiten, um sich eine Unterredung mit Mrs. Carlyle zu erbitten.

Mr. Carlyle hatte in dem Augenblicke, als sie eingetreten, das Zimmer verlassen. Barbara ruhte von den Mühen einer so eben zurückgelegten Spazierfahrt auf dem Sopha aus.

Ein Glück würde uns sehr leid sein, sie verlieren zu müssen, Madame Vine. Wir könnten für Lucy keine geeignetere Person wünschen, als Sie sind und Mr. Carlyle fühlt sich Ihnen dankbar verbunden für die zärtliche Sorgfalt, mit welcher Sie seinem armen William beigestanden."

„Es wird mir auch Kummer machen, Sie verlassen zu müssen," antwortete Madame Vine mit unterdrückter Stimme.

Kummer? Ja. Mrs. Carlyle konnte unmöglich dieses Wort in seiner inhaltschweren Bedeutung erfaßt haben. Alles, was auf Erden ihr lieb und theuer war, mußte sie ja in Ost-Lynne hinter sich zurücklassen.

„In der That, Sie sollten und nicht verlassen," begann Barbara wieder. „Es wäre auch höchst unbillig von uns, wenn wir das zugeben sollten. Sie haben sich für den armen William geopfert und vor Anstrengung krank gemacht. Sie müssen daher jetzt hier bleiben und so lange Vakanzen halten, bis sie wieder ganz gesund werden. Wenn Sie sich nur einmal ordentlich pflegen lassen wollten, so würden Sie auch bald wieder hergestellt sein."

„Sie sind zu gütig. Ich bitte, mich nicht so gefühllos zu halten, wenn ich trotzdem Ihren freundlichen Antrag ablehne. Ich weiß, daß ich nie mehr ganz gesund und zum Unterricht geeignet sein werde."

„Unsinn," sagte Barbara etwas vorschnell, „wenn man krank ist, denkt man immer auf den ärgsten Fall. Ich selbst fühlte mich einige Minuten, bevor Sie gekommen waren, entsetzlich schwach und habe meinem Archibald auch so was dergleichen gesagt. Er aber redete mir die Sache aus und beschwichtigte mich auch. Ich wünschte, Ihr geliebter Gatte

Digitized by Google

lebte noch heute und stündе Ihnen so treuste und hilfreich zur Seite, wie mir Archibald zur Seite gestanden."

Isabella's blasse Wangen überflog eine plötzliche Röthe und sie legte ihre Hand auf das pochende Herz.

„Wie kann Ihnen einfallen, uns zu verlassen? Wir würden zwar zu jeder Zeit und unter allen Umständen bemüht gewesen sein, für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit Sorge zu tragen, jetzt aber ist es sogar unsere Pflicht, denn kaum hatte ich von Ihrem Unwohlsein gehört, so wußte ich gleich, daß Sie Ihre Kraft durch Williams Pflege nur zu sehr überschätzt haben."

„Es ist durchaus nicht Williams Pflege, die mich in diesen Zustand versetzt," war ihre nicht wohl überlegte Antwort. „Ich muß fort, ich habe Alles genau erwogen und überlegt."

„Hätten Sie nicht Lust, eine Seereise zu besuchen?" sprach Barbara rasch und mit entschlossener Miene. „Ich gehe nächsten Montag dahin ab. Mr. Carlyle besteht darauf, daß ich eine Luftveränderung vornehme. Ich hatte zwar die Absicht, nur mein kleines Kind mitzunehmen, aber wie könnten es schon leicht so arrangiren, daß auch Sie und Lucy mitreisen. . . . Es würde Ihnen sehr gut thun, Madame Vine."

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, es würde meinen Zustand nur verschlimmern. Mir ist nur unumgänglich vollkommene Ruhe nöthig und ich muß Sie schon sehr bitten, meinen Entschluß als unwiderruflich zu betrachten. Sie werden mich der üblichen Formalität des Kündigens freundlichst entheben und mir gestatten, in einigen Tagen abreisen zu dürfen."

„Warten Sie," rief Barbara, nachdem sie einen Augenblick nachgedacht hatte, rasch ein. „Sie bleiben in Ost-Lynne, bis ich zurückkomme, was so ungefähr in vierzehn Tagen sein dürfte. Mr. Carlyle kann nicht bei mir bleiben und ich weiß schon, daß ich wahrscheinlich diese kleine Frist auch nicht aushalten werde. Er und seine Canzlei sind jetzt nach einem langen Aufenthalte in London mit Geschäften überhäuft. Ich wollte die Seereise erst im August oder September, wo er eher frei sein dürfte, unternehmen, aber er wollte nichts davon hören, und meinte, wir könnten dann nochmals die Reise dahin machen. Ich vertange nicht, daß Sie, Madame Vine, sich mit dem Unterricht, noch mit sonst Etwas beschäftigen. Lucy soll ihre Ferien haben, höchstens kann Mr. Kane sie in Musik unterrichten. Ich hätte keine Ruhe, Lucy unter einer andern als unter Ihrer Aufsicht zurück zu lassen. Sie ist bereits in dem Alter, wo es nicht rathsam ist, sie der Obhut der Dienstboten zu überlassen. Bin ich einmal von meiner Reise zurück, und Sie sollten noch immer bei Ihrem Entschluß beharren, dann steht's Ihnen in Gottes Namen frei, nach Ihrem Belieben zu handeln. Nun, was sagen Sie dazu?"

Madame Vine willigte stirig ein; denn dieser Aufschub, der ihr die Gesellschaft ihrer beiden Kinder, Lucy und Archibald noch auf vierzehn Tage verschaffen sollte, kam ihrem sehnsüchtigen Herzen nicht unerwünscht. Obwohl sie, wie gesagt, sicher wußte, daß der grimmige Tod seine Hand nach ihr ausgestreckt, so glaubte sie dennoch nicht, daß er sie so schnell ereilen werde.

Obwohl Barbara in Madame Vine gedrungen, in Ost-Lynne zu verbleiben, und auch froh gewesen wäre, wenn sie dieselbe hätte bewegen können, nahm sie sich doch ihre abschlägige Antwort nicht sehr zu Herzen. Barbara konnte sich nicht verhehlen, daß Madame Vine eine fein gebildete Dame und den gewöhnlichen Gouvernantlauen gewaltig überlegen sei.

Daß sie überdies der Lucy mit aufrichtiger Neigung zugethan, und in jeder Beziehung für ihr Wohl besorgt war, wußte sie ebenfalls. Um Mis Lucy's Willen würde es ihr unangenehm gewesen sein, sich von Madame Vine trennen zu müssen, und sie würde mit Vergnügen in eine Gehaltserhöhung eingewilligt haben, wenn sie dadurch zu einem weiteren Verbleiben zu bewegen gewesen wäre. Was aber Barbara selbst betraf, so war ihr Madame Vine's Gehen oder Bleiben ganz gleichgiltig, denn im Grunde konnte sie sie gar nicht leiden. Weßhalb?

Das wußte sie eigentlich selber nicht. War es Instinkt? Höchst wahrscheinlich. Die Vögel in der Luft, die Thiere auf dem Felde, die Fische im Wasser haben ihren Instinkt. Warum nicht auch die Menschen? Vielleicht trug auch die unerklärliche Aehnlichkeit Madame Vine's mit Lady Isabella etwas zu dieser Abneigung bei.

Der Verdacht, daß sie in Wirklichkeit Lady Isabella sein könnte, kam Barbara gar nicht in den Sinn. Wie sollte er auch? Möglich auch, daß sie und da ein Ton in Lady Isabella's Stimme ihr Ohr unangenehm berührte, wenn die Gouvernante nicht eben bieiig genug und manchmal sogar mit einem gewissen Stolz über Dinge urtheilte und ihre Ansicht aussprach. Genug, daß Mrs. Carlyle keine Thränen wegen der Trennung von der Gouvernante vergießen würde und eben nur um Lucy's Willen bedauerte sie ihr zu sehes Scheiden.

Madame Vine erhob sich endlich von ihrem Sitze und und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In Prag steht der Güterinspektor Kliegl vor Gericht, der 15,000 fl. seines eigenen Vermögens und mehr als 100,000 fl., die er seinem Herrn, dem Grafen Lützow und Kolowrat, veruntreute, einem Dr. med. Horst im Laufe einiger Jahre gab, um von diesem Offenbarungen des Erzengels Michael zu erhalten. Der Doktor bediente sich seiner Schwester und seiner Köchin als somnambule Medien. Die Offenbarungen wurden protokollarisch von dem Neffen des Dr. Horst abgefaßt. Da nach diesen Protokollen der Erzengel sich aber auch in unziemlicher Weise über den Kaiser geäußert, so steht die ganze Gesellschaft nicht nur wegen Betrugs, sondern auch wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht.

Luftballons zu militärischen Zwecken. Wie die englischen Journale berichten, beabsichtigen die Behörden dort einen Luftballondienst für die Armee einzurichten. Die Versuche soll ein Comité unter dem Vorsitze der Herzoge v. Sutherland und v. Argyll leiten; Mannschaften und Terrain werden zu ihrer Disposition gestellt, und wenn die Resultate günstig sind, soll dieser Dienst in großem Maßstabe organisirt werden. Im italienischen Kriege wurde dies System bekanntlich schon angewendet und schadete den Oesterreichern sehr, indem die Feinde ihre Stellungen auskundschafteten, und auch vor Richmond bedienten sich beide Heere des Ballons.

Kusel, 29. April. Dem Vernehmen nach hat der Stadtrath von hier beschlossen, nächsten Sonntag den 6. Mai gleich wie in andern Städten der Pfalz zur Erinnerung der 50jährigen Vereinigung der Pfalz mit dem angestammten Herrscherhause Bayerns ein Fest in hiesiger Stadt in würdiger Weise zu feiern.

Die Häuser der Bürger sollen mit Flaggen und Fahnen geziert und ein feierlicher Gottesdienst stattfinden.

Es soll ein Programm entworfen werden, das die Festlichkeiten näher bezeichnet.

J. Helgerth,

Photograph

aus Kaiserslautern

wird am nächsten Dienstag wieder hier eintreffen und im Saale des Herrn Wilhelm Dick photographische Aufnahmen vornehmen. Aufenthalt einige Tage.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

...atsbibliothek
München.

Neue Pädaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 18. Sonntag, den 6. Mai 1866.

STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

Zum Gedächtniß des Königs Maximilian I. von Bayern*)

Festgabe zur 50jährigen Feier der Vereinigung der Pfalz mit Bayern zu Kusel am 6. Mai 1866.

Erdne Lied, des Fürsten Ruhm zu singen,
Daß Volk im Jubel Seiner heut' gedenkt,
Daß edles Herz so warm fürs Volk geschlagen
Und der mit Lieb' und Weisheit es gelenkt;
Drum schlägt das Herz noch freudig ihm entgegen
Dem Vater Max — auf Wegen und auf Stegen.

Du Stolz des Bayerlandes, Max der Erste,
Der auch ein Vorbild Deutschlands Fürsten war,
Dem ihr Geblüth einst, in ernsten Tagen,
Stets unvergeßlich blieb — wie die Gefahr,
In welcher Volk und Fürsten lang gestanden
Im Vaterland, in allen Deutschen Landen.

Schon damals war's, wo König Max, der Erste,
So liebend seinem Volk entgegen kam,
Indem er Freiheit brachte ihm und Segen,
Die Fesseln harter Zeiten von ihm nahm;
Ein halb Jahrhundert ist seitdem verflossen
Und manche Wohlthat seinem Werk entsprossen.

Auch wir Bewohner des Sanct-Remigslandes —
Im grauer Vorzeit war es schon bekannt; —,
In dessen Gauen Heiden einst und Römer
Die ersten Christen Deutschlands sich genannt —
Wie an des Reiches fernsten Grenzen allen,
So lassen wir auch hier Sein Lob erschallen:

Ihm, ihm allein hat es die Pfalz zu danken,
Daß heute sie zum Bayerland gehört;
Es war die angeflammte Lieb' zum Volke,
Als er der Ahnherrn Sitz zurück begehrt';
Und wenn wir heute die Vereinigung feiern,
So thun wir nur die alte Treu' erneuern.

Wohl schläft er längst in stillen Fürstengrüften,
Doch stets auf Kindeskindern ruht sein Geist.
Ein edler Sproß' von ihm sitzt auf dem Throne,
Der uns dieselbe Lieb', wie er, erweist.
Drum Lieb' um Lieb' — mög' uns're Treue dauern
Selbst länger noch, als stehen Cosias Mauern.

Mag auch Burg-Lichtenberg in Trümmern liegen,
Wo Vater Max, der Erst', so oft geweilt,
Eh' harter Zeiten Stürme ihn bedrohten,
Und Wunden schlugen, die noch kaum geheilt —
Stets theuer bleibe uns sein edles Streben —
Auch aus Ruinen blühet neues Leben.

Und mögen selbst auf's Neue wilde Stürme
Die Gauen Deutschlands graun'haft überzieh'n —
Auch dennoch wird der Bayern Treu' nicht wanken,
Sie wird noch schöner als zuvor erblüh'n.
Die Pfalz, obgleich dem Mutterlande ferne,
Wird gleichen dann in Treu' dem Glanz der Sterne.

Vielleicht geh'n ernsten Zeiten wir entgegen,
Denn Kriegsgeschrei ertönt sich nah und fern'; —
Der Menschheit Geisel, Krieg, soll wieder walten,
Selbst Bruder-Krieg in Deutschlands Herz und Kern;
O möchte Jeder doch die Zeit bedenken
Und Gott der Fürsten Herz zur Eintracht lenken.

Und fragen wir: Wer ist's — wer will beschimpfen
Die Friedensfahn', die vor der Menschheit weht?
Wer will des Krieges Fackel leuchten lassen,
Der nur ein Blutstrom an der Seite geht?
Wer will der Völker Glück, den Frieden, stören?
O, deutsches Volk laß nur dich nicht bethören!

Nur Deutschlands Feinde sinnen Kriegesgreuel
Hervor zu rufen in dem Vaterland!
Doch soll es ihnen nimmermehr gelingen —
Das Volk schläft nicht, es wacht mit starker Hand;
Schon hören wir sein leises dumpfes Grollen
Gleich eines fernen Donnerwetters Rollen.

Wer könnte sagen, was nicht schon kann bringen
Die nächste Stund' in solcher ernsten Zeit!
Doch — wozu Krieg? Das Volk will Ruh und Frieden!
Doch ist es auch zu blut'gem Kampf bereit
Und Bayerns Volk wird wieder dann aufs Neue
Um seinen König steh'n mit Lieb' und Treue.

Ein Kuseler.

(* Für denjenigen Theil der Leser, welche mit der Geschichte Bayerns nicht genau bekannt sind, sei hier noch Folgendes zur Erläuterung des Geschichten bemerkt:

1. König Maximilian I. war auch der erste von den Fürsten Deutschlands, welcher seinem Lande die bei der Fürsten Versammlung verheißene Verfassung verliehen hat. (1818.)
2. Das eh. St. Remigsland, ein kleines Gebiet von etwa 10—12 Stunden Umfang, ist an der nordwestlichen Grenze der heutigen bayerischen Pfalz gelegen. Zu diesem Gebiete gehörte die Stadt Kusel mit Burchlichtenberg, das Kloster Remigiusberg und etwa 30 kleinere Orte. Durch eine Schenkung des Frankenkönigs Clodwig waren die ursprünglichen ersten Orte Cosla und Gleni (Kusel und Altenglan) dem Erzbischof Remigius von Rheims überkommen, (im Jahr 496.) Später kam St. Remigsland, über dessen nachherige Schicksale bis zur Zeit der Normannenzüge keine historische Kunde existirt, unter die Herrschaft der Churfürsten von Trier, dann unter jene der Grafen von Veldenz, von welchen St. Remigsland auf die Herzoge von Zweibrücken überging. Nachdem die Stadt Kusel durch franz. Truppen im Jahr 1794 niedergebrannt worden war, bildete bald darauf das eh. Herzogthum Zweibrücken einen Bestandtheil Frankreichs. Mit dem Aufhören der franz. Occupation und nachdem bei der darauf erfolgten Ländervertheilung (1816) die heutige Pfalz an Oesterreich kam, wurde selbe von König Maximilian dem I. mittelst Tausch erworben und Bayern einverleibt.

Digitized by Google

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

„Wollten Sie nicht einen Augenblick meine Kleine halten?“ fragte Barbara plötzlich.

Madame Vine sah sie mit starren Blicken an.

„Die Kleine hier!“ trat sie verwundert aus.

Barbara lachte.

„Da hier unter meinem Shawl liegt das kleine schlafende Ding.“

Madame Vine näherte sich ihr und nahm die schlafende Kleine auf ihren Arm. Wie konnte sie dieß abschlagen? Sie hatte noch nie das Kind auf ihren Armen gehabt, und bis jetzt kannt recht angesehen. Ein oder zwei Tage, nachdem die kleine Lady das Licht der Welt erblickt, hatte Lady Isabella eine Höflichkeitsvisite bei Mrs. Carlyle abgestattet, und ein über und über mit Spitzen bedecktes Gesichtchen in der Wiege liegend gesehen.

„Ich danke Ihnen, jetzt kann ich doch wieder aufstehen. Ich hätte die Kleine beinahe erstickt,“ setzte Barbara lachend fort. „Weiß wie gerade vom Erstickten die Kinder sprechen, welch' schreckliche Fälle sind da nicht in den Zeitungen darüber zu lesen. Da hörst es oft: In dieser Woche sind so und so viele Kinder im Bette erdrückt, und so und so viele Kinder erstickt worden. In mancher Woche sind acht bis zehn solcher Unglücksfälle verzeichnet und ich weiß mich einer Woche zu erinnern, in welcher sogar zwanzig vorgekommen sind. Mr. Carlyle sagt, die Kinder werden zumeist mit Absicht erdrückt.“

„Ach, Mrs. Carlyle, wie ist dies möglich!“

„Ich habe mich ganz so wie Sie darüber entsetzt. Mr. Carlyle aber lachte und meinte, ich wüßte noch sehr wenig, wie schlecht die Welt ist. Ich danke Ihnen,“ wiederholte Mrs. Carlyle, indem sie das Kind aus Lady Isabella's Armen nahm. „Ist sie nicht eine allerliebste Kleine? Gefällt Ihnen der Name: Anna?“

„Es ist ein sehr einfacher Name,“ antwortete Lady Isabella, „und einfache Namen sind immer am anziehendsten.“

„Das ist auch Archibald's Ansicht. Er wollte eigentlich dem Kinde den Namen Barbara geben, aber ich erinnerte mich, daß er sich vor langer Zeit über die langsilbigen Namen, bei denen man gleich den Mund voll nehmen muß, lustig machte, und seinen und seiner Schwester Name lächerlich zu machen suchte, und rief ihm daher diese Scene ins Gedächtniß zurück. Dann meinte er wieder, damals habe er den Namen Barbara nicht so gut leiden können, während er ihm jetzt lieb und werth geworden.

„Um diesem Streit ein Ende zu machen, gingen wir einen Vergleich ein. Die kleine Miß sollte Anna Barbara heißen, mit der Bedingung jedoch, daß der erste allein in Gebrauch, der andere bloß mit ins Register komme.“

„Es ist noch nicht getauft?“ sagte Lady Isabella.

„Es hat wohl eine Nothtaufe, aber noch keine kirchliche Taufe stattgefunden. Wir waren durch William's Tod daran verhindert, sie zur Zeit vor sich gehen zu lassen. Nicht etwa, daß wir einen großartigen Taufschmaus geben wollten, sondern ich wollte bloß die Schlußverhandlung abwarten, damit mein lieber Bruder Richard dem Kinde als Pathe zur Seite stehen könnte.“

„Mr. Carlyle ist kein Freund von großen Gastereien bei Kindstaufen,“ sprach Lady Isabella, in Erinnerungen an die Verganguheit versenkt.

„Wie so wissen Sie das?“ rief Barbara verwundert aus, indem sie ihre forschende Blicke auf sie richtete.

Die arme Madame Vine konnte in ihrer großen Verwirrung kaum die paar Worte hervorstammeln, daß sie es irgendwie gehört habe.

„Ja, es ist auch so, sagte Barbara, „er hat bei keiner seiner Kindestaufen Diners oder sonstige Schmausereien gegeben. Er bezeichnete die Analoge nicht, die zwischen der feierlichen, rein religiösen Zeremonie und dem darauf folgenden polternden Gelage bestehen kann.“

Als Lady Isabella das Zimmer verließ, stürmte der junge Vane in den Corridor und sich nach allen Seiten umblickend, rief er in einem Tone fort:

„Lucy! Wo ist Lucy?“

„Was wollen Sie von Lucy?“ fragte Madame Vine.

„Ich m'est impossible de vous le dire, Madame,“ antwortete er, das für einen Ersatz der Schule von Eton ziemlich viel französisch verstand, und nicht wußte wohl was, sich bei einer schicklichen Gelegenheit damit zeigen zu können.

„Lucy kann jetzt nicht zu Ihnen kommen, sie ist mit ihrer Kleidung beschäftigt.“

„Mais, il le faut. J'ai le droit de demander après elle. Elle m'appartient, vous comprenez, Madame, cette demoiselle-là.“

Madame Vine konnte ein feines Lächeln nicht verbergen.

„Sie hatten wahrhaftig besser,“ sagte sie, „ein geschriebe Englisch, als solch ein ungereimtes Französisch zu sprechen.

„Nun so sage ich Ihnen in geschriebem Englisch, daß ich Lucy brauche und sie haben muß. Ich will sie in dem Ponywagen spazieren fahren, wenn Sie es wissen wollen. Sie hat mir's zugesagt, daß sie kommt und John hat bereits angespannt.“

„Das kann ich unmöglich gestatten,“ antwortete Madame Vine, „Sie werden gewiß umwerfen.“

„Welche Idee!“ antwortete er, etwas piquirt. „Ich werde Lucy umwerfen! Wissen Sie, daß ich die beste Peitsche in Eton führe und überdieß die Lucy viel zu lieb habe, als daß ich sie durch allzu schnelles Fahren erschrecken sollte. Sie wird mein Weib werden, wissen Sie, ma bonne dame.“

In dem Momente stickten der Graf und Mr. Carlyle ihre Köpfe aus dem Bibliothekzimmer heraus.

Auch Barbara war durch dieses interessante Gespräch aus ihrem Toilettenzimmer auf den Corridor herausgelockt worden.

„Was gibt es denn hier von einer Frau zu reden?“ frug Mylord seinen Sohn.

Eine Scharlachröthe überzog plötzlich die jungen Edelmanns Wangen, als er sich umgewendet und dem Sprecher in's Auge sah. Aber er war ein ächter, Etoner Student ohne Furcht und Tadel, der Ehrgefühl im Leibe hatte und jede Zweideutigkeit haßte.

„Ich beabsichtige Lucy zu meinem Weibe zu machen, Papa. Ich meine dies ganz im Ernste, das heißt wenn wir Beide groß sein und Sie mir die Erlaubniß dazu geben werden, und auch natürlich Mr. Carlyle zustimmt.“

Der Graf machte ein ernstes und Mr. Carlyle ein heiteres Gesicht.

„Wir wär's denn,“ sagte Letzterer, wenn wir die Debatte hierüber auf heute zehn Jahre vertagten?“

„Wäre Lucy nicht gar so jung, so verdientest Du wahrlich eine scharfe Rüge, weil Du von einer jungen Dame solche Reden führst,“ sagte der Graf ernst. „Du hast übrigens noch nicht einmal das Recht, Lucys Namen in ein so lächerliches Gespräch hineinzuziehen.“

„Es ist mein aufrichtiger Wunsch, Papa. Sie werden sich davon überzeugen. Ich habe mir fest vorgenommen, mich vor allen tollen Streichen in Acht zu nehmen, damit Mr. Carlyle nicht die geringste Einwendung gegen mich zu machen haben soll. Ich habe mir ihn zum Vorbild genommen, und werde gleich ihm ein Mann von ehrenfestem Charakter werden. Ich bin ordentlich froh, daß Sie es jetzt erfahren haben, ich werde es auch in kürzester Zeit der Mama sagen.“

Die letzten Worte entlockten dem Grafen ein Lächeln.

„Wenn Du das thust, so läßt Du Dich in einen ungleichen Kampf ein.“

„Ich weiß das,“ lachte der junge Graf, „aber ich werde der Mama jetzt mit jedem Tag mehr gewachsen, und sie soll mit mir kein so leichtes Spiel mehr haben.“ Niemand hielt es für angemessen, dieses Thema noch weiter auszuspinnen, und somit wurde die Debatte geschlossen.

Barbara legte ihr Veto gegen die Ponyspazierfahrt ein, und verlangte, daß John wenigstens hinten aufsitzen sollte, um den jungen Rosselenker zu überwachen, ein Ansinnen, in welches Lord Vane nicht eingehen mochte.

Digitized by Google

Nachdem die übrige Gesellschaft sich aus dem Corridor zurückgezogen, faßte Madame Vine den Jüngling am Arme und zog ihn sanft zu sich in eine Fensternische.

„Indem Sie, mein junger Freund, in solcher Weise von Lucy Carlyle sprechen, scheinen Sie den unauslöschbaren Schandfleck außer Acht zu lassen, den ihre Mutter auf sie geladen."

„Ihre Mutter ist nicht Lucy."

„Aber bei Lord und Lady Mount-Severn dürfte doch Lucis Mutter das Haupthinderniß sein.

„Bei Seiner Lordschaft gewiß nicht, und mit meiner Mutter muß ich mich, wie Sie bereits gehört haben, auf einen kleinen Kampf gefaßt machen. Sie verstehen doch, Madame, ich meine einen geistigen Kampf, der damit endigt, daß der Feind zur Raison gebracht wird."

Madame Vine war sehr bewegt, und der junge Herr merkte, wie ihre Hände vor Aufregung zitterten.

„Ich habe Lucy sehr lieb gewonnen, und kommt es mir oft vor, als hätte ich während diesen einzigen Monaten, die ich in diesem Hause verlebt, ihr als Mutter zur Seite gestanden."

„William Vane," sagte sie im ernsten feierlichen Tone hinzu, indem sie ihn festhielt. „Ich werde bald dort sein, wo jede irdische Auszeichnung, aller Glanz verschwindet, wo Sünde und Leid aufhören. Sollte Lucy wirklich in späteren Jahren Ihr Weib werden, so lassen Sie sie das Vergehen ihrer Mutter ja nicht fühlen, und machen Sie ihr nicht den geringsten Vorwurf über das Betragen der unglücklichen Lady Isabella."

Lord Vane warf sein Haupt ganz stolz zurück, und seine ehrlichen Augen blitzten vor stolzem Unwillen.

„Für was halten Sie mich denn?"

„Es wäre dieß ein großes Unrecht gegen Lucy, das sie gewiß nicht verdiente. Die Sünde jener unglücklichen Lady war ihre eigene Schuld, lassen Sie diese mit ihr ausgestorben sein. Sprechen Sie mit ihr nie von ihrer Mutter."

Der edle Jüngling sühzte seine Hand nach seinen mit Thränen gefüllten Augen. „Ich werde, ja ich werde sehr oft mit ihr von ihrer Mutter sprechen, das heißt, wohlgemerkt, wenn sie einmal mein Weib sein wird. Ich werde ihr sagen, wie sehr ich Lady Isabella geliebt habe, und daß ich, außer Lucy, keinen Menschen auf der ganzen Erde so lieb hatte, als sie. Ich sollte der Lucy wegen ihrer Mutter einen Vorwurf machen?" sagte er in der Hitze seiner Rede hinzu. „Es ist ja nur wegen ihrer Mutter, daß ich sie so liebe. Sie begreifen das nicht, Madame."

„Achten und lieben Sie sie stets, wenn sie einmal die Ihrige wird," sagte Isabella, seine Hand festhaltend. „Ich verlange dieß von Ihnen, als eine, die dem Tode entgegengeht."

„Ich werde es thun, ich verspreche es, aber Madame." sagte er, indem er den leidenschaftlich erregten Ton ein wenig mäßigte. „Ich begreife nicht, was Sie damit sagen wollen? Fühlen Sie sich etwa schlechter?"

Madame Vine erwiderte nichts hierauf, und entfernte sich leise.

Als sie an demselben Abende im grauen Zimmer, trotz der heißen Sommerwitterung in seine dichten Shawl gehüllt, fröstelnd und zitternd saß, klopfte Jemand an die Thüre.

„Herein," rief sie im gleichgiltigen Tone.

Und Mr. Carlyle trat herein. Rasch sprang sie von ihrem Sitze auf, ihre Pulse schlugen, ihr Herz pochte gewaltig, und in ihrer entsetzlichen Verwirrung griff sie schnell nach einem Stuhl, um ihm einen Platz anzubieten. Mr. Carlyle, ihr zuvorkommend, nahm selbst einen Stuhl, und rückte ihn ganz nahe an den ihrigen.

Mrs. Carlyle sagte mir, daß Sie die Absicht haben, uns zu verlassen, weil Sie sich in Ihrer Gesundheit so angegriffen fühlten, daß es Ihnen unmöglich ist, länger bei uns verweilen zu können."

„Ja, Sir," antwortete sie mit schwacher Stimme.

„Was fehlt Ihnen denn?"

„Ich glaube es ist zum großen Theile Schwäche," stammelte sie mit Mühe hervor.

Ihr Gesicht war mittlerweile so aschfarbig, wie die Mauer geworden, und hatte fast eine solche Farbe angenommen, wie die Williams am Vorabende seines Todes. Auch ihre Stimme klang auf einmal so hohl, daß Mr. Carlyle, darüber entsetzt, sehr besorgt zu sein schien.

„Sie werden doch durch Ihre unaufgesetzte unmittelbare Berührung mit William nicht von seinem Uebel angesteckt worden sein," rief Mr. Carlyle. „Ich habe so was schon gehört."

„Ich sollte von ihm angesteckt worden sein!" erwiderte sie in ziemlicher Aufregung. „Es ist doch wahrscheinlicher, daß er . . ."

Sie hielt zur rechten Zeit inne und unterließ es klägliche Weise, den Satz mit den fehlenden Worten „es von mir geerbt" zu enden. In ihrer ängstlichen Verwirrung gelang es ihr soweit, Folgendes herauszustammeln: „Man möge sich über ihre Krankheit gar nicht wundern, nachdem dieß sozusagen ein Familienübel sei."

„In jedem Falle aber sind Sie in Ost-Lynne und zwar durch Ihre angestrengte Sorgfalt für meine Kinder krank geworden," erwiderte Mr. Carlyle im entschlossenen Tone. „Sie müssen mir daher gestatten, Sie nachdrücklichst zu bitten, daß Sie die anstrichtigen Bestredungen Ost-Lynne's, Ihnen zur Wiedererlangung Ihrer Gesundheit bedrücklich zu sein, nicht zurückweisen. Warum verschmähen Sie den Beistand eines Doktors?"

„Der Doktor kann mir nicht helfen."

„Gewiß nicht — in so lange Sie ihn nicht konsultiret haben."

„In der That, Sir! Doktoren können mich weder kurieren, noch, wie ich fest überzeugt bin, meine kurze Lebensfrist verlängern."

„Glauben Sie, daß Ihr Leben in Gefahr sei?" fragte Mr. Carlyle nach einer kleinen Pause.

„Nicht in augenblicklicher Gefahr, Sir! Nur in so weit, als ich überzeugt bin, daß ich an meinem Lebensende stehe."

„Und bei all' dem wollen Sie keine ärztliche Hülfe annehmen? Madame Vine! erlauben Sie mir, Ihnen ausdrücklich zu erklären, daß ich so Etwas in meinem Hause nicht angehen lassen kann. Gefährliche Krankheit und keinen ärztlichen Beistand."

Sie konnte ihm wohl nicht sagen: „Meine Krankheit steckt im Gemüth, es ist ein brechendes Herz, und kein Arzt ist im Stande, mein Uebel zu heilen," das ging nicht.

Sie saß während der Dauer ihres Gespräches mit Mr. Carlyle mit der Hand auf dem Gesichte, um die freie Stelle von den Augengläsern bis zu ihrem vermummten Kinn auch noch bedeckt zu halten.

Hätte Mr. Carlyle Argusaugen besessen, so würde er selbst bei dem heutigen Tageslicht auf ihren Gesichtszügen nichts entdeckt haben. Aber sie fühlte sich trotzdem nicht sicher genug. So oft sie in seiner Gegenwart gewesen war, überschlich sie ein unnennbares Angstgefühl und sie wünschte dabei auch, daß ihre jetzige Unterredung bald ein Ende nehmen möge.

„Ich werde Mr. Wainwright rufen lassen, wenn Sie es durchaus wollen, Sir."

„Madame Vine ich bin nur deßhalb hergekommen, um Ihnen zu sagen, daß Sie ihn konsultiren müssen, und sollte es nöthig sein, auch den Doktor Martin."

„O, Sir!" antwortete sie mit einem sonderbaren Lächeln. „Mr. Wainwright wird fast genügen, und es dürfte kaum ein Anderer nöthig sein. Ich werde ihm morgen einige Zeilen schreiben."

„Erlauben Sie sich die Mühe. Ich gehe nach Wes-Lynne und werde ihn selber hierherschicken. Ich erlaube mir, Ihnen nochmals dringend zu empfehlen, es nicht an der nöthigen Sorgfalt fehlen zu lassen, und auch meine Dienerschaft nicht zu schonen, um recht bald wieder in den Besitz Ihrer früheren Gesundheit zu gelangen. Mrs. Carlyle, sagt mir ja obendrein, daß die Frage wegen Ihres Austrittes bis zu ihrer Rückkunft in der Schwebe bleibt."

„Entschuldigen Sie, Sir. Mein Uebereinkommen mit Mrs. Carlyle lautet dahin, daß ich bis zu ihrer Rückkunft

Digitized by Google

hier bleibe, dann jedoch nach Belieben augenblicklich abreisen kann."

„Nichtig. Ganz dasselbe hat mir auch Mrs. Carlyle gesagt. Ich getraue mich aber dennoch der Hoffnung Raum zu geben, daß Sie mit der Zeit, wenn Sie sich so weit besser fühlen werden, um nur über Ihr Vorhaben mit mehr Muße nachdenken zu können, dennoch sich entschließen dürften, bei uns zu verbleiben. Im Interesse meiner Tochter hoffe ich, daß es so kommen wird."

Mr. Carlyle, der sich während er die letzten Worte gesprochen, von seinem Sitze erhoben hatte, reichte ihr jetzt die Hand. Was konnte sie anders thun, als auch aufstehen, um ihm die Hand zum Gegengruße zu reichen? Er behielt sie festdrückend in der seinigen und sagte:

„Wie soll ich's Ihnen vergelten und wie Ihnen für die Liebe danken, mit welcher Sie sich meinem seligen Kinde hingegeben?!"

Ein halblauter Schrei der Verzweiflung; ein glühendes Erröthen ihrer Wangen und sie griff hastig mit der losgewundenen Hand nach ihrer schwarzseidenen Schürze und bedeckte ihr Gesicht damit.

„Kränken Sie sich doch nicht seinethalben. Er ist in Frieden, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Sympathie."

Noch ein fester Handedruck und Mr. Carlyle war aus dem Zimmer verschwunden.

Sie ließ ihre Hände nachlässig auf dem Tische ruhen und dachte wie wohlthätig der Tod wäre, wenn er heute oder morgen bei ihr anklopfen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Homburg. 2. Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 2 kr. — Korn 3 fl. 55 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 3 fl. 31 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 8 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken 6 fl. — kr. Kartoffeln — fl. 48 kr. Kornbrod 19 kr.

Speyer, 1. Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 10 kr. Korn 4 fl. 10 kr. Gerste 4 fl. 12 kr. Spelz 3 fl. 39 kr. Hafer 4 fl. 11 kr.

Verpachtung.

Freitag den 11. Mai nächsthin, läßt Frau Wtb. **Louis Benzino** dahier, in der Wirthschaft von Carl Hirthes, Nachmittags 2 Uhr, folgende Wiesen und Kleeäcker zur diesjährigen Schur auf Zahlungstermin verpachten, nämlich:

Bann von Rammelsbach.

7 Morgen in der Tiefenbach in 3 Abtheilungen,

Bann von Diedelkopf.

1¼ Morg. Kaudel-Wese,
1¾ „ Morg. an der Ziegelhütte (von Andreas Seyfried.)
3¼ „ Morg. allda in 2 Abth.
3 Morg. ⅛ Viertel im unteren Dimschweiler in 2 Abth.
½ Morg. allda, (Erdlauf)
½ „ Morg. allda, am Wehr,
¾ „ Morg. allda,
½ „ Morg. an den Kornkästen,

Bann von Ruthweiler.

3¼ M. an der Mühle, in 4 Abth.

Bann von Kusel.

1¼ Morgen im Brühel,
2 Morg. allda, in 2 Abth.
1 Morg. allda,
1 Morg. allda,
1 Morgen 12 Ruthen im unteren Brühel,
1 Morg. Wahlenwiese,
1½ Morg. auf Seitzenacker, an der Kuseler Ziegelhütte,
2 Morg. in der Unter-Gallbach,
2¼ Morg. in der Obergailbach,
1½ Morg. 11 Ruthen allda,
2 M. 17 Ruthen auf dem Höllen,
3 M. 7 Ruthen auf dem Höllchen,
1 M. 15 Ruthen ober der Walkmühle, (Baumgaarten)
1½ M. 17 Ruthen im Weiberzgraben,
¾ M. 8 Ruth. auf der Hochwiese,
1 Morg. 13. Ruthen im Thälchen.

sodann ewigen Klee:

3½ Morgen auf der Hochwiese in 3 Abth.
1 Morg. auf dem Heerdchen.

Gleich nach dieser Verpachtung läßt **Jakob Weibel**, Rothgerber dahier, nachfolgende ewige Kleefelder verpachten:

1) 2½ Morgen auf den Beuch.
2) 1 Morg. ¾ auf den Sonnenkanz.
3) 1 Morg. ¼ auf den Holler.

Eine reichhaltige

Tapeten-Musterkarte

liegt stets zur gefälligen Einsicht bei

[228 ¾] **J. Wolf,** Buchbinder.

Ewiger Klee

30—40 Morgen zu verpachten bei

P. Binger von der Mühle.

Lohrinden-Versteigerung.

Bis Mittwoch den 9. Mai l. Jrs., Vormittags um 10 Uhr wird auf dem Bürgermeisteramte zu Altenglan das Lohrinden-Ergebniß der Gemeinde Mühlbach pro 18⁶⁵/₆₆ — geschätzt zu 170 Zentner, versteigert.

Altenglan, den 4. Mai 1866.

Das Bürgermeisteramt.

[262¼] **Cahel.**

Der untere Stock meines Hauses ist zu vermiethen und kann sogleich bezogen werden.

[254 ⅞] Abraham Leyser.

Loh-Versteigerung in Königl. Preuß. Forsten.

Am Freitag den 11. Mai c. Nachmittags 2 Uhr wird zu Sien in der Behausung der Frau Wtb. Schmelzer die diesjährige Lohausbeute in den nachbezeichneten Distrikten einer nochmaligen öffentlichen und meistbietenden Versteigerung ausgesetzt, und zwar:

a. aus dem Forste Erpweiler

Distr. Rotheuberg am großen Thal circa 70 Ctr.	Distr. Farschbach ca. 25 Ctr.
daselbst am Hasselrech und Laschiedswald ca. 135 Ctr.	„ Wattweilerberg 40 Ctr.
	„ Grasborn ca. 25 „

b. aus dem Forste Jeckenbach

Distr. Käsweilerhöh ca. 100 Ctr.	Distr. Stiefvater ca. 25 Ctr.
„ Wohler u. Hammelskopf 35 „	„ Burgwald „ 80 Ctr.

c. aus dem Forste Zien

Distr. Leegen, Jeckenbach und Schmalzbeck ca. 50 Ctr.	Distr. Breinert (Distr. 88) circa 40 Ctr.
„ Breinert (Distr. 88) 40 Ctr.	„ Zapfheck „ 100 Ctr.

d. aus dem Forste Frauenberg

Distr. Claushang, Maiwald und Hingenberg circa 25 Centner.

Im Ganzen 860 Centner.

Das Schälen und Aufarbeiten der Lohe geschieht durch die Forstverwaltung.

Baumholder, den 29. April 1866.

Der Königl. Oberförster,

[258] **Saalborn.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadfinder.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 19. Sonntag, den 13. Mai **1866.**

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Neunundfünfzigstes Kapitel.

Es wird nicht gehen, Asy!

Mr. Jiffin war in seiner ganzen Glorie. Auch sein Haus hatte einen gewissen grasjösen Anstrich. Beide, Herr und Haus, harrten mit Ungeduld Miß Asy Hall-john entgegen, die in ganz kürzester Zeit von Ihnen Besitz nehmen, und sich in Mrs. Jiffin verwandeln sollte.

Mr. Jiffin hatte Asy schon einige Tage nicht gesehen und war auch nicht im Stande gewesen, seit der Schlußverhandlung in Lynneburg auf irgend eine Weise mit ihr zusammen zu treffen. Jeden Abend tänzelte er von schwärmerischen Gedanken angeregt nach der Wohnung seiner Geliebten, ohne vorgelassen zu werden.

„Nicht zu Hause, nicht zu Hause,“ war immer und ewig die Antwort, die seiner an ihrer Thüre harrte; obgleich er sie zuweilen am Fenster stehen sah.

Mr. Jiffin bekämpfte bei solchen Anlässen mit bewundernswürdigem Heldenmuthe das momentane Gefühl der getäuschten Erwartung und schwelgte in Bewunderung ihrer Reize; denn sein wahrhaft liebendes Herz ließ ihn in dieser überaus sittsamen Zurückgezogenheit nichts Anderes, als das keusche Gefühl des herannahenden Hochzeittages erkennen.

„Und die Leute konnten es dennoch wagen, sie zu verläumden!“ rief er dann oft im Tone der Entrüstung aus.

Eines Nachmittags jedoch, als gerade Mr. Jiffin, sein Ladenbursche, sein Laden und alle seine Waaren in besonders vortheilhaftem Lichte standen, und letztere auch sehr appetitlich ausjahen, wagt der Besitzer alles dieser herrlichkeiten seine geschäftigen Blicke auf die gegenüberliegende Straße und erblickte seine Angebetete herausfegeln.

Sie sah an diesem Tage einem wandelnden Modejournal ähnlich. Sie trug ein malvenfarbenes seidenes Kleid mit achtzehn Volants besetzt, das noch zudem mit achtzehnhundert Stahlknöpfen, die mit ihrem glitzernden Schimmer das Auge zu blenden drohten, besetzt war und eine reich mit Gold bordirte Zuavenjacke. Ein schwarzer Strohhut, dessen Krämpe fast ganz aufrichtbar war, saß ihr ganz neckisch auf dem Kopfe.

Der Hut war mit einer — was die Kopfputzmacherinnen gewöhnlich „plum de coq“ zu nennen pflegen, was aber nach Umfang und Größe eher einem wirklichen „Hahn“ gleich sah, aufgeputzt, während eine große Straußenfeder rund herum befestigt war, um auch dem rückwärtigen Theile ihres Kopfes einen grasjösen Anstrich zu geben.

Fügen wir nur noch hinzu, daß ein flimmerndes Haarnetz auf ihren Nacken herabfiel und wir haben ein beiläufiges Bild von dem geandioten Anzug unserer Schönen. Hätte ich einen photographischen Apparat zur Hand, so würde ich meinen Lesern mit Vergnügen mit ihrem leibhaftigen Porträt aufzuwarten haben, und wäre die eheliche Zusinne gewiß in Ohnmacht gefallen, wenn sie ihr in diesem höchst auffallenden Anzuge begegnet sein würde.

Mr. Jiffin, seine Schürze bei Seite schiebend, trat ihr plötzlich in den Weg.

„Ah, Sie sind das?“ sagte Asy, nachdem sie nicht vermeiden konnte, ihn erkennen zu müssen, in seestigem Tone während sie aber seine dargereichte Hand mit Stolz zurückwies. „Wirklich, Mr. Jiffin, ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie nicht mehr so öffentlich und in der beleidigenden Weise, so wie jetzt, zu mir herauskämen.“

Den armen Mr. Jiffin überlief eine Gänsehaut.

„Beleidigend! Nicht mehr herauskommen! rief er ganz verstört.

„Ich glaube nicht, so unglücklich gewesen zu sein, Sie mit irgend Etwas beleidigt zu haben, Miß Asy.“

„Nun sehen Sie,“ sagte Asy, indem sie ihre ganze Unverschämtheit zu Hülfe nahm, um ihm das zu sagen, wozu sie sich eben entschlossen hatte. „Ich habe die Sache genau überlegt, Jiffin, und bin zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Verbindung wedee zu meinem, noch überhaupt zu unserm Glücke führen würde. Ich wollte Ihnen dieß schriftlich mittheilen, und nun, da Sie selbst herauskommen, haben Sie mir wohl die Mühe gänzlich erspart.“

Eiskalte Schweißtropfen rieselten von Jiffin's Stirne auf das vor Schreck und Angst bleiche Gesicht.

„Sie meinen doch nicht damit, daß Sie mich auf . . . aufgeben wollen, Miß Asy?“ stotterte er in seiner Angst hervor.

„Ja, ja, das werde ich,“ antwortete Asy, „es ist beste, ganz aufrichtig zu sein, um keinen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein. Jiffin, wir reichen uns jetzt zum letzten Male die Hand, und es thut mir sehr leid, daß wir uns Beide so mißverstanden haben.“

Der arme Jiffin blickte sie wehmüthig an, daß es ein Herz von Stein hätte rühren müssen.

„Miß Asy, Sie werden, Sie können das nicht thun. Sie werden doch nicht einem armen Menschen, dessen ganze Glückseligkeit Sie sind, zu Grunde richten wollen! Es gibt nichts auf Erden, was ich nicht gerne thun will, um mich Ihnen anzuehm zu machen. Ach, Sie waren der Lichtstrahl meines Daseins.“

„Gewiß,“ erwiderte Asy, die den Ausdruck „Lichtstrahl meines Daseins,“ ganz natürlich und nicht im Greingsten übertrieben gefunden hatte, mit stolzer Gleichgültigkeit. Aber es ist vorbei, es ist alles vorüber. Sie müssen das selbst einsehen, Jiffin, daß diese Stellung mir unmöglich zusagen kann. Ein Speck- und Käsehändler ist so etwas Eigenthümliches, daß ich mich nie damit befreunden könnte. Und darauf die entsetzlichen Schürzen.“

„Ich werde die Schürzen aufgeben, ganz beseitigen,“ sprach er in fieberhafter Aufregung. „Ich werde noch einen zweiten Ladendiener aufnehmen, ein elegantes Cabriolet kaufen und nichts Anders thun, als Sie den ganzen Tag spazieren fahren. Ich will überhaupt Alles thun, wenn Sie mich nur nicht verstoßen wollen, Miß Asy. Ich habe schon den Traurimg gekauft.“

„Ihre Absichten sind gewiß sehr freundlich, aber es ist eine Unmöglichkeit. Mein Entschluß ist gefaßt und ich bleibe fest dabei. Also leben Sie wohl, Jiffin, und ich wünschte, daß Sie bei Ihren künftigen Bewerbungen etwas glücklicher sein mögen.“

Da die Straßen gerade aufgespritzt worden waren, hob Asy ihr bauschiges und umfangreiches Kleid recht zierlich in die Höhe und trippelte davon. Und der arme Mr. Joe

Digitized by Google

Jiffin, sein von Schweiß triefendes Gesicht abtrocknend, verfolgte sie lange mit seinen wehmüthigen Blicken, und wünschte an die erste beste Tonne eingepökelten Schweinefleisches genagelt zu werden, damit sein Jammer und Herzeleid auf einmal ein Ende nehme.

„Gott sei Dank! Das wäre abgemacht," rief Aby, „ihn heirathen, nachdem Richard Hare so glänzend aus dem Prozesse hervorgegangen, als ob ich mich überhaupt nach um Jemand anderen, als um Dick kümmern könnte und ich werde ihn auch bekommen. Er hat es ja offen vor dem Gerichte bekannt, daß er die aufrichtige Absicht gehabt, mich zu heirathen. Ich wußte es immer, daß Dick Hare mich über Alles geliebt hat und auch jetzt mich noch liebt, sonst würde er es ja nicht vor Gericht gesagt haben. In einer glücklichen Stunde zur Welt gekommen, ist beinahe besser, als im Reichthum geboren zu sein. Wie West-Lynne mich begaffen und beneiden wird. Mrs. Richard Hare. Der alte Hare geht schon auf den letzten Füßen und Dick wird bald die Erbschaft antreten können.

„Mrs. Hare müßte auch ihren Wittwensitz außer dem Hause einnehmen, denn wir werden das „Wäldchen" selbst benöthigen. Ich bin doch wirklich neugierig, ob Madame Barbara sich so weit herablassen wird, mich als ihre Schwägerin anzuerkennen? Und die liebenswürdige Cornelia? Ich werde dann eine Art Cousine von Miß Corny sein. Ich möchte doch wissen, wie hoch Dick's Einkommen sein mag? Es dürfte sich auf drei bis viertausend Pfund jährlich belaufen. Und wenn ich bedenke, daß ich dadurch, daß ich mich diesen Affen von Jiffin an den Kopf werfen wollte, schon nahe daran war, dieses immense Glück zu verscherzen, so sehe ich erst recht ein, wie wir arglose Geschöpfe doch so oft im Leben den Schwindeleien der Abenteurer preisgegeben sind."

Aby schlenderte durch West-Lynne, bis sie in die Nähe von Richter Hare's Haus gekommen war. Sie hatte diesen Weg seit der Schlußverhandlung zu wiederholten Malen und jedesmal ohne Erfolg gemacht. Heute sollte sie indeß vom Glücke begünstigt werden, denn kaum hatte sie das Thor passirt, als Richard in der Richtung von Ost-Lynne gerade auf sie zukam. Es war dieß zum Erstenmal, wo es ihr gelungen war, mit ihm ein Gespräch anknüpfen zu können.

„Guten Tag, Mr. Richard. Wie, Sie denken doch nicht daran, auch einmal von einer alten Freundin vorüber zu kommen?"

„Ich habe so viele Freunde," antwortete Richard, „daß es mir durchaus unmöglich ist, jeden einzelnen zu berücksichtigen."

„Aber gegen mich könnten Sie schon die Rücksicht haben. Haben Sie die alten Tage schon ganz vergessen?" fragte sie, schmachtend und kokettirend.

„Nein, ich habe es nicht," antwortete Richard, „und es fällt mir gar nicht ein, daran zu vergessen," diese letzten Worte sprach er mit besonderem Nachdrucke aus.

„Ah, ich bin dessen gewiß. Mein Herz hat es mir immer gesagt. Als Sie mich damals an jener schrecklichen Nacht in Angst und peinlicher Ungewißheit zurückließen, da glaubte ich, ich müsse sterben und ich habe auch so zu sagen keinen vergnügten Augenblick gehabt bis jetzt, wo ich endlich so glücklich bin, mit Ihnen wieder zusammenzutreffen."

„Seien Sie doch keine solche Närrin, Aby!" war Richards galante Antwort. „Ich war damals jung und ganz unerfahren und Sie werden doch hoffentlich nicht glauben wollen, daß ich es heute auch noch bin. Wir wollen, wenn es Ihnen beliebt, die Vergangenheit ganz vergessen. Wie geht es dem Mr. Jiffin?"

„Oh, der Abscheuliche!" schrie Aby laut auf. „Ist es möglich, daß auch Sie das abscheuliche Geschwätz, welches über mich und Jiffin zirkulirt, glauben konnten? Sie sollten doch selbst wissen, daß ich mich nicht so sehr erniedrigen könne. Immer noch das alte West-Lynne. Von Woche zu Woche nichts als boshafte Erfindungen. Einen Mann heirathen, der mit Käse handelt und mit Speck umgiebt! Wirklich, ich kann mich nicht genug über Sie, Mr. Richard, wundern.

„Und ich dachte mir wieder, was das für ein Glück für Sie wäre, wenn Sie ihn bekämen," sagte Richard im gemessenen Tone. „Doch ist das Ihre und nicht meine Sache."

„Würden Sie es gleichgültig hinnehmen können, wenn ich mich zu ihm herabließe?"

„Sehen Sie, Aby, ich nehme mir nicht einmal die Mühe, den lächerlichen Unsinn, der in Ihrem Gehirne spukt, ernstehen zu wollen, aber so früher Sie von diesem „Wahne befreit werden, desto besser für Sie. Ich war einst so ein Einfaltspinsel, ich läugne es gar nicht, aber Sie haben mich vollkommen kurirt. Entschuldigen Sie daher, wenn ich Ihnen die vertrauliche Mittheilung mache, daß wir uns, von heute an, wie Fremde betrachten und zu behandeln haben. Ich habe meine frühere Stellung in der menschlichen Gesellschaft eingenommen, auf die ich dadurch, daß ich Ihnen nachgesonnt bin, lange Jahre verzichten mußte."

Aby war einer Ohnmacht nahe.

„Wie können Sie so grausam sein, mir so etwas zu sagen?"

„Sie haben es selbst hervorgerufen. Gestern schon erzählte man mir, daß Aby Hallijohn bis zur Karikatur aufgeputzt, mir überall nachstelle. Es wird nicht gehen, Aby, sage ich."

„O—o—o—o!" schluchzte Aby. „Ist das der Lohn dafür, daß ich mich so viele Jahre in Sehnsucht nach Ihnen abgehärmt, und Ihrentwillen die heute lebig geblieben bin?"

„Lohn! Wenn Sie durchaus darauf bestehen, so will ich meine Mutter überreden, daß sie dem Jiffin ihre Kundschaft zuwendet." Und mit einem schallenden Gelächter, welches, obwohl es gar nichts Maliziöses in sich hatte, dennoch deutlich genug bewies, daß er Aby's Vorwurf ganz nach Verdienst würdigte, wendete ihr Richard den Rücken und ging durch das offene Thor in sein Haus.

Das gab ihrer Eitelkeit den Todesstoß. Nie in ihrem ganzen Leben hatte Aby eine solche Züchtigung erfahren, und sie brauchte einige Zeit, um ihr gedrücktes Gemüth und die nicht minder gedrückten Federn am Hute aufzurichten und emporzuschwellen. Mit Einemmale eine geschickte Wendung machend, ergelte sie wieder rückwärts auf Mr. Jiffin's Laden los. Mit ihrem himmelanstrebenden Turban und den wolkendrohenden Blumen ging sie, ohne sich die Blicke aller Vorübergehenden auf sich, dabei aber auch jene scharf einschneidende Kritik, mit welcher Miß Carlyle sie von ihrem Fenster aus von Kopf bis Fuß gemustert. In Mr. Jiffin's Nähe angelangt stellte sich bei ihr eine kleine Ohnmacht ein, so daß man von Jiffin's Laden aus die mit ihr vorgegangene Veränderung ganz genau bemerken konnte. Sie schleppte sich mühsam wankenden und schwankenden Schrittes bis in Mr. Jiffin's Laden, wo sie ganz erschöpft zusammenbrach. Den Ladenpult und den verblüfften Gehilfen hinter sich lassend, stürzte Jiffin in ihre Nähe.

Was ist denn mit ihr vorgegangen? Was konnte er für sie thun?

„Ohnmacht — die große Sonnenhitze — zu schnell gegangen, erlaubt nur einige Minuten auszuruhen," waren ihre unzusammenhängend hervorgestammelten Worte.

Mr. Jiffin führte sie ganz behutsam und sanft durch den Laden in das anstoßende Sitzzimmer. Aby warf mit ihren nur halboffenen Augen verstohlene Blicke nach der sie auf das Angenehmste überraschenden, äußerst behaglichen Einrichtung desselben und die Symptome einer Ohnmacht wurden wieder stärker. Allerlei hysterische Zustände stellten sich ein. Mr. Jiffin war in peinlicher Verlegenheit, und stand wie auf Nadelspitzen da.

Sie würde sich hier schneller erholen, meinte Mr. Jiffin, als drinnen im Laden, wenn sie ihm nur verzeihen wollte, daß er es gewagt, sie hierherzubringen; und wenn sie sich noch dazu entschließen könnte, sich einige Minuten hier aufzuhalten. Es könne ihr da ja nichts Unanständiges oder Unschickliches widerfahren und die Klatschmäuler würden auch nichts darüber zu sagen haben. Er würde ja gerne ganz am entgegengesetzten Ende des Zimmers, recht weit von ihr entfernt, stehen bleiben, er würde sogar alle Thür- und Fensterflügel öffnen und zu noch größerer Sicherheit die Dienstmagd herbeirufen, kurz, er würde Alles thun, was sie

Digitized by Google

nur wünschte. Sollte er ihr vielleicht ein Glas Wein anbieten?

Aly lehnte sein letztes Anerbieten mit stillschweigender Miene ab, und saß in graziöser Nonchalance, sich selbst Luft fächelnd, in einem weichgepolsterten Lehnsessel. Mr. Jiffin, in der gemessensten ehrerbietigen Entfernung war ganz seitz, seine Blicke auf ihr ruhen und sie im Stillen bewundern zu dürfen. Nach und nach kam sie wieder zu sich. Je mehr sie aber zu sich kam, und an Muth gewann, desto mehr verlor Mr. Jiffin den seinigen und sein Selbstvertrauen. Es koſtete ihn große Ueberwindung, über den früher zwischen ihnen stattgefundenen Auftritt gänzlich schweigen zu müssen. Endlich ermannte er sich, und wagte es, ihr wegen ihres frühreren Benehmens gegen ihn einen leisen Vorwurf zu machen.

Aly brach in ein homerisches Gelächter aus: „Habe ich das nicht sein angestellt?“ rief sie aus. „Ich habe mir vorgenommen, Ihnen einen Possen zu spielen, ich ging zu dem Zwecke Nachmittags aus, und wie ich bemerke, ist es mir vortrefflich gelungen.“

Mr. Jiffin schlug die Hände zusammen.

„War das ein Scherz?“ erwiderte er, vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd, und schier zweifelnd, ob er noch auf Erden oder schon im Paradiese sei. Und Sie erlauben mir wirklich, Sie die Meinige nennen zu dürfen?“

„Natürlich war es bloß ein Scherz,“ sagte Aly. „Was für ein Schwackkopf Sie doch sein müssen, Mr. Jiffin, das nicht gleich durchblickt zu haben! Wenn junge Damen sich vermählen wollen, dann dürfen Sie ihnen doch nicht zumuthen, daß sie ein paar Tage vor der Hochzeit selbst zurücktreten werden!“

„O, Miß Aly!“ Und das kleine Männchen geriet in eine solch' übersetzte Stimmung, daß er wirklich in Freudenthränen ausbrach, und ihr Hand mit leidenschaftlicher Wärme drückte und küßte.

„Ein dummer Junge,“ dachte Aly bei sich selbst, ihm aber dennoch ein süßes Lächeln zunickend.

Zu Mr. Jiffin's Troſt war er zufällig nicht der einzige dumme Junge.

Mittlerweile hatte Richard Hare das Zimmer seiner Mutter betreten. Sie saß am offenen Fenster, ihr gegenüber der Richter in einem Krankenstuhle an den hereinſtrömenden Sonnenſtrahlen sich wärmend und erquickend.

Der letzte Schlaganfall hatte mehr seinen Geist als seinen Körper angegriffen. Er war körperlich so weit wieder hergestellt, daß man ihn zum ersten Male wieder in das Sitzzimmer bringen konnte, während für seinen gedrückten Geist nur sehr wenig Hoffnung übrig blieb. Das charakteristische Merkmal seines geschwächten Geistes bestand darin, daß er seinen früheren so scharf ausgeprägten Selbſt- und Eigenwillen ganz verloren, sich ohne Widerrede in Alles fügte, sich Jedem unterordnete und seiner Frau beinahe einen kindlichen Gehorsam leiſtete.

Er war von einer Art Blödſinn befallen.

Richard hatte sich bei seinem Eintritt gleich seiner Mutter genähert, sie umarmt und geküßt. Mrs. Hare ergriff seine Hand, und drückte sie mit innigen Zärtlichkeit. Die Veränderung die mit Richard vorgegangen, hatte sich auch an ihr wunderthätig bewiesen. Sie war faſt wieder eine glückliche Frau geworden.

„Barbara hat sich entſchloſſen, ein Seebad zu reiſen. Mr. Carlyle begleitet sie Montag dahin.“

„Ich bin froh, lieber Sohn, ich denke, es wird ihr gut thun,

„Richard“, sagte sie, sich über ihren Mann neigend, dabei aber die Hand ihres Sohnes feſthaltend. „Barbara hat eingewilligt, in ein Seebad zu gehen. Das wird sie wieder erfriſchen.“

„Ja, ja,“ nickte der Richter.

„Sie wieder erfriſchen! Seebad? Könnten wir nicht auch gehen?“

„Gewiß, liebſter Richard, wenn Du es wünſchest und Dich etwas kräftiger fühlen wieſt.“

„Ja, ja, nickte der Richter wieder.“ Es war das seine gewöhnliche Antwort. „Kräftiger. Wo iſt Barbara?“

„Sie reist Montag ab, aber nur auf 14 Tage. Sie wollen jedoch im Herbſte die Reiſe wiederholen und einen langen Aufenthalt im Seebade nehmen?“

„Könnte ich nicht mitgehen?“ wiederholte der Richter, und ſah dabei seinen Sohn Richard mit fragender Miene ins Geſicht.

„Gewiß. Sie ſollen auch gehen, lieber Vater. Wer weiß, ob nicht ein ein- oder zweimonatlicher Aufenthalt in der erfriſchenden Seeluft Sie wieder ganz herſtellen wird? Wir könnten Alle miteinander gehen; wir und die Carlyle's. Anna kommt nächſte Woche, und wie ich Barbara kenne, der Beſuch vorüber iſt, unſere Reiſe antreten.“

„Ja, ja, Alle miteinander gehen. Anna kommt?“

„Haſt Du vergeſſen, lieber Richard? Sie kommt nächſte Woche und wird einen Monat bei uns bleiben. Ihr Mann und die Kinder kommen auch. Ich fühle mich ganz glücklich darüber, daß ſie Dich wohler finden werden,“ fügte Mrs. Hare hinzu, indem ihre ſanften Augen ſich mit Thränen füllten.

„Mr. Wainwright ſagt, Du ſollteſt morgen ſchon eine kleine Spazierfahrt machen.“

„Und ich werde der Kutſcher ſein,“ fügte Richard lachend hinzu. „Erinnern ſie ſich noch, lieber Vater, wie ich bei einer Fahrt in heller Mondnacht die Axe gebrochen, und ſie mich zur Strafe dafür durch vier Wochen nicht kutſchiren ließen?“

Anſtatt einer Antwort, lachte der arme Richter ganz hell auf; er lachte ſo lange, bis ihm die Thränen über das Geſicht herabrollten, wahrſcheinlich wußte er ſelbſt nicht, warum er ſo entſetzlich lachte.

„Richard,“ ſagte Mrs. Hare beinahe in einem vorwurfsvollen Tone, dabei aber ſeine Hand in der ihrigen feſthaltend. „War das nicht Aly, mit der ich Dich kurz zuvor am Thore ſprechen ſah?“

„Haben Sie ſie geſehen? Welch' ein Aufſehen ſie erregte! Ich begreife nicht, wie ſie ſich nicht ſchämt, ſich in einer ſolch' auffallenden Toilette auf der Straße blicken zu laſſen, und wie ſie die Stirne haben kann, ſich überhaupt ſehen zu laſſen!“

„Richard. Du, Du wiſt Dich doch nicht wieder von ihrem Netz umgarnen laſſen?“ flüſterte Sie ihm leiſe ins Ohr.

„Mutter!“ Ein tief ernſter Ausdruck lag in ſeinen ſanften blauen Augen. In dieſem von keiner Sylbe begleiteten Blick lag die ſprechendſte Wiederlegung und es bedurfte keiner Worte mehr.

„Mutter, Theuere. Ich werde von nun an nur Ihnen allein und keinem Anderem ſonſt auf Erden angehören.

„Weſt-Lynne iſt, wie ich höre, ſchon eifrigſt bemüht, über mein künftiges Schickſal zu verfügen. Die einen glauben ich werde mein Votum mit Aly erneuern, währenddem die Andern meinen, ich werde ohne Weiteres mit Aly ganz brechen, und brechen, und bei Louiſe Dobede anknüpfen. Sie ſind aber Alle miteinander im Unklaren; mein Platz wird an meiner lieben und guten Mutter Seite ſein. Sie allein wird wenigſtens für eine Reihe von Jahren mein ganzes Herz ausfüllen.“

Sie drückte ſeine Hand in ſichtlich freudiger Aufregung.

„Es thut uns Beiden noth, dieſes Gefühl der Glückſeligkeit ſorgſamſt zu pflegen, denn wir haben noch Vieles von der Vergangenheit einzuholen, und keines wurde von den Schlägen des Schickſals empfindlicher getroffen, als ich und Sie. Wir werden gegenſeitig Glückſeligkeit genug empfinden, wenn wir ein ſtilles häusliches Leben führen, und uns beſtreben werden, den armen Vater zu zerſtreuen.

„Ja, ja,“ nickte der alte Richter hinzu.

Und ſo ſollte es auch ſein. Richard wurde bald Herr und Meiſter im Hauſe, denn der Richter war gänzlich unfähig, das Haus zu regieren. Richard hatte auch in ſozialer Beziehung ſeine frühere Stellung eingenommen und ſich die Liebe und Achtung von ganz Weſt-Lynne erworben.

Dieſes Weſt-Lynne, ſtets extrem in allen ſeinen Kundgebungen, überhäufte und erdrückte ihn faſt mit Ehrenbezeugungen und Aufmerkſamkeiten aller Art. So geſtaltete ſich das „Wäldchen“ zu dem ſchönſten Ideal glücklicher und be-

Digitized by Google

friedigender Häuslichkeit, und Mrs. Hare dankte ihrem Gotte aus tiefinnerster Seele für diese wunderbare Fügung. Auch Richards Herz dürfte von ähnlichen Gefühlen belebigt gewesen sein.

Jetzt nur noch ein Wort über den in der Gefängniß-zelle zu Lynneburg schmachtenden Verurtheilten. Das Todesurtheil wurde, wie dieß gleich vorauszusehen war, nicht vollzogen, sondern in lebenslängliche Kerkerstrafe verwandelt. In diesem gemilderten Urtheil hat Sir Francis eine noch größere Entwürdigung, so wie Lady Levison eine gräßliche Enttäuschung gefunden. Es wäre zwecklos, hier die Wahrheit ganz verschweigen oder auch nur im Geringsten daran wäckeln zu wollen. Nur noch ein schwacher Hoffnungsschimmer, durchzuckte Lady Levison's Seele, dieß war der Gedanke an den verhängnißvollen Moment, in welchem das irdische Band, das sie und ihr unglückliches Kind an den Elenden fesselte, für immer zerrissen würde und sie nach einem verborgenen Winkel der Erde sich zurückziehen, mit ihrem Kinde in stiller Einsamkeit leben und ihn, sein Verbrechen und sein Ende auf ewig vergessen könnte. Aber das böse Geschick hat es nicht so haben wollen; er sollte nicht für immer gehen, auf ewig vergessen und sie und ihr Kind sie sollten noch fort an ihn gebunden sein.

Und er, er beneidete den todten Hallisohn, so schauerlich kam ihm seine Zukunft vor. In der That eine sehr hübsche Aussicht! der galante Sir Francis Levison in Ketten gefesselt, in Gesellschaft seiner Kerkergenossen schwer arbeitend! Was sollte mit seinen Diamanten, was mit parfümirten Sacktüchern, und was mit seiner zarten blendend weißen Hand geschehen? Er könnte wohl mit der Zeit, wie ihm der Kerkermeister in Aussicht stellte, einen Auswanderungsschein erhalten und sich nach den Kolonien deportiren lassen.

Diese in Aussicht gestellte Erleichterung entzückte ihn jedoch so wenig, daß er es schier vorgezogen hätte, jetzt gleich gehängt zu werden.

Sechzigstes Kapitel.

Bis in die Ewigkeit.

Barbara war in einem Seebade und Lady Isabella auf ihrem Krankenlanger, mit dem Tode ringend.

Das alte Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt," sollte hier abermals seine Bewährung finden.

Lady Isabella hatte nur darum eingewilligt, während Mrs. Carlyle's Abwesenheit noch in Ost-Lynne zu bleiben, um noch länger bei ihren Kindern sein zu können. Dieser stille Wunsch ihres Herzens wurde durch Mr. Carlyle's Verfügung leider gänzlich vereitelt. Um sie in den angekündigten Genuß der für sie so nöthigen Ruhe zu lassen, hatte er nämlich angeordnet, daß Lucy und Archibald einstweilen bei Miß Cornelia untergebracht werden sollen, und sie, die arme Gouvernante, konnte und durfte natürlich nicht sagen: „Lasset sie bei mir hier". Lady Isabella hatte sich, wie wir wissen, vorgenommen, Ost-Lynne, noch bevor ihre letzte Stunde geschlagen, zu verlassen! aber das Schicksal hatte es anders gewollt. Der Tod war mit Riesenschritten herangerückt und hatte ihren Rückzugsplan ganz vereitelt. Gleich ihrer Mutter erlosch auch ihr Leben schnell und unerwartet, „wie ein verglimmendes Lichtstümpchen".

Wilson befand sich bei Mrs. Carlyle, während Justine bei ihr zu Hause geblieben war.

Barbara hatte den nächstgelegenen, kaum dreißig Meilen von Ost Lynne entfernten Badeort gewählt, und es auf diese Weise ihrem Gatten ermöglicht, sie häufig des Abends besuchen und des Morgens wieder zu seinen Geschäften zurückkehren zu können. Natürlich bekam er jede wenig von Ost Lynne zu sehen, wo er auch nur einige flüchtige Besuche machte. Von Sonnabend bis Mittwoch der zweitfolgenden Woche war Mr. Carlyle nicht ein einzigesmal in seinem Hause gewesen, und in diesem kleinen Zwischenraume hatte sich Lady Isabel-as Zustand bedeutend verschlimmert und einen sehr gefährlichen Charakter angenommen. Am Mittwoch sollte Mr. Carlyle zu Hause speisen und auch daselbst übernachten. (Fortsetzung folgt.)

Verpachtungen.

Freitags den 18. Mai 1866, Nachmittags 4 Uhr zu Kusel, in der Wirthschaft von Philipp Koch werden verpachtet: Auf Anstehen von:

a) der protest. Kirchschaffnei Kusel
1) 1 Tagw. 22 Dez. Wiese an der Anhöhe am Ritschweiher.
2) 1 Tagwerk Wiese in der unteren Rehrwies.
3) 1 Tagw. 6 Dez. Wies in der Haischdach.

b) Herrn **Carl Wolf**, Stadtschreiber dahier:
1) 83 Dez. Acker auf Holler, zweite Gewann mit ewigem Klee.
2) 1 Tagw. 27 Dez. Acker im Schafland mit Haser.
3) 2 Tagw. 42 Dez. Acker am Roßberg, zweite Gewann mit ewigem Klee.

A. A.

[270½] **Pasquay**, kgl. Notar.

Frankfurter Börsencourse
vom 5. Mai 1866.

Pistolen	fl.	9 45
Preuß. Friedrichsd'or .	fl.	9 54
Holl. 10 fl.-Stücke . .	fl.	9 51
Rand-Ducaten . . .	fl.	5 33½

Bekanntmachung.

Am Montag den 14. ſſd. Monats Mai, Vormittags 9 Uhr beginnend, werden zu Baumholder in der Markthalle, aus nachstehend genannten Gemeindewald-Distrikten der Gemeinde Baumholder folgende Holzsortimente zur meistbietenden öffentlichen Versteigerung gebracht, und zwar:

1) aus Distrikt Reichmannsdell

8½ Klafter Eichen-Scheit und Knüppel und zwar die Nummern 84, 90, 91, 97, 101, 102, 109 und 110,

2) aus Distrikt Stubennickel

3 Klafter Nadelholzreiser Nr. 263.

3) aus Distrikt Hahlfels

11 Klftr. Buchenscheitholz Nr. 65 bis 76 | 6 Klftr. Buchen-Knüppel Nr. 77 bis 82,

4) aus Distrikt Heimbach, an der Bezirksstraße nach Kusel

118½ Klftr. sehr schönes Buchenscheitholz Nr. 27, 31, 42, 99 bis 212 | 22½ Klftr. Buchen-Stempelholz Nr. 228 bis 249

279 Klftr. Buchen-Reiser Nr. 79 bis 274

5) aus den Distrikten Gärtel und Auersbach

1 Klafter Windfall von 12' lang, 9 Zoll Durchmesser		6½ Klafter Eichen	Buchenreiser
2½ Klafter Buchenknüppel		10½	Hainbuchenreiser
½ „ Hainbuchen „		1½	Eichenreiser.
		9	

Baumholder, den 4. Mai 1866.

Der Bürgermeister,

[269 ½] **Heil.**

Sommermäntel, Mantillen und Shwals

in schönster Auswahl angekommen bei

(271a) **Geschwister Binger.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 20. Sonntag, den 20. Mai 1866.

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Fortsetzung.)

Justine war vor Aufregung schier wahnsinnig oder wenigstens sehr nahe daran. Lady Isabella lag im Sterben, und was sollte aus dem Geheimniß werden, das sie bisher so sorgsam verschwiegen; die Ueberzeugung hatte sich ihr aufgedrängt, daß mit dem Tode Lady Isabella's Alles verrathen werden müßte, und wer weiß, ob ihre Herrschaft ihr nicht Vorwürfe darüber machen würde, daß sie das Geheimniß nicht zur rechten Zeit entdeckte. Und könnte sie am Ende nicht auch beschuldigt werden, dieses Complot entweder selbst angestiftet oder mindestens es vorsätzlich begünstigt zu haben? Unzählige Male hatte sie im Sinne, um Mrs Corny zu schicken und ihr Alles zu entdecken.

Die Nachmittagsstunden schwanden rasch dahin und mit ihnen auch Lady Isabellas Kräfte. Justine war zu ihrer Pflege im Zimmer. Lady Isabella, die den ganzen Tag über in Ohnmachten gelegen, befand sich zur Stunde etwas besser. Sie saß halb aufrecht im Bette, einen weißen Kaschmirshawl um die Schultter und die Nachthaube auf. Die Fenster standen weit offen, um frische Luft, welche Lady Isabella so gierig einathmete, hereinströmen zu lassen.

Die lautlose Stille der erquickenden Sommerluft wurde plötzlich durch das Rauschen herannahender Fußtritte gestört. Sie drangen sogar bis zu ihren Ohren, denn sie war noch im vollen Besitze ihrer ungeschwächten Sinne. Eine hektische Röthe überflog plötzlich ihre bleichen Wangen. Justine, welche am offenen Fenster stand, schaute hinaus. Es war Mr. Carlyle.

„Justine!“ klang es vom Bette in einem heftigen und ungestümen Tone herüber.

Justine wendete sich sogleich um.

„Mylady?“

„Ich würde ruhiger und zufriedener sterben, wenn ich ihn sehen könnte.“

„Ihn sehen!“ rief Justine ganz erstaunt aus, ihren eigenen Ohren kaum trauend. „Mylady! Ihn sehen? Mr. Carlyle?“

„Was liegt am Ende daran? Ich zähle ja ohnedieß schon zu den Todten. Glaubst Du, ich hätte es verlangt oder auch nur gewünscht, wenn mich noch sonst etwas an das irdische Leben gefesselt? Jahrelang nagt dieses sehnsüchtige Verlangen an meinem abtterdenden Herzen und verlängert meine Todesqualen, indem es nur den Tod hinhält.“

„Das kann nicht sein, Mylady,“ war ihre entschiedene Antwort, „Es darf nicht sein. Es ist etwas Unmögliches.“

Lady Isabella brach in einen Strom von Thränen aus.

„Ich kann vor Gram nicht sterben,“ jammerte sie, „Du hast mir meine Kinder vorenthalten, weil ich mich vergehen würde. Und nun hältst Du auch meinen Gatten zurück, Justine, Justine, laß mich ihn sehen!“

„Ihren Gatten! Armes Wesen!“ Justine war in einer peinlichen Lage, aber dennoch standhaft und fest entschlossen. Ihre Augen waren mit Thränen des Mitleides gefüllt, aber sie glaubte die Treue und den Gehorsam gegen ihre Gebieterin zu verletzen, wenn sie Mr. Carlyle in die Nähe seiner früheren Frau bringen würde. Und am Ende, dachte sie, würde es zu nichts führen, und nur Verwirrung im Hause stiften.

Plötzlich wurde an der Thüre geklopft. Justine rief „herein“, die beiden Dienstmädchen Hanny und Sara waren die einzigen, die in das Krankenzimmer zu kommen pflegten, aber keine von ihnen wußte, daß Madame Vine, früher Lady Isabella geheißen. Sara steckte ihren Kopf hervor.

„Der Herr verlangt nach Dir, Justine.“

„Ich werde gleich kommen.“

„Er ist im Speisesaal, ich habe eben Master Arthur zu ihm heruntergetragen.“

Als Justine im Speisesaal eintrat, traf Mr. Carlyle wirklich den kleinen Arthur auf dem Rücken herum. Master Arthur war, wie Watson sich auszudrücken pflegte, „ein kerniger, handfester Junge.“

„Was macht Madame Vine, Justine?“

Justine war in Verlegenheit und wußte nicht, was sie darauf antworten sollte.

„Sie ist krank.“ „Geht es ihr schlechter?“

„Herr ich fürchte, sie ist zum Sterben.“

Mr. Carlyle setzte in seiner Bestürzung den kleinen Jungen auf den Boden.

„Zum Sterben!“

„Ich glaube kaum, daß sie es noch bis morgen aushält.“

„Wie, was ist ihr geschehen?“ rief er etwas heftiger aus.

Justine gab gar keine Antwort. Sie war ganz blaß, und man konnte ihr die Verwirrung vom Gesichte herunterlesen.

„Hast Du den Doctor Martin holen lassen?“

„O mein, Herr, es würde nichts nützen.“

„Nichts nützen!“ wiederholte Mr. Carlyle mit scharfer Betonung. „Behandelt man in solcher Weise sterbende Leute? In der bloßen Voraussetzung, daß ärztlicher Rath nichts nützen würde, einen Menschen ruhig sterben zu lassen! Wenn Madame Vine wirklich so bedenklich krank ist, wie Du sagst, so muß augenblicklich eine telegraphische Depesche an Doctor Martin abgehen. Aber es ist besser, ich sehe sie früher an,“ sagte er, indem er eine Bewegung gegen die Thür machte.

In ihrer peinlichen Angst hatte Justine den Muth gewonnen, sich mit dem Rücken gegen die Thür zu stemmen.

„O, gnädiger Herr, ich bitte um Verzeihung, aber — aber es wäre nicht recht. Bitte, gehen Sie ja nicht in ihr Zimmer.“

Mr. Carlyle dachte, Justine habe dieß in einem Anfalle von Irrhederie gesprochen.

„Warum sollte ich nicht auf ihr Zimmer gehen?“ frug er.

„Mrs. Carlyle würde es nicht gerne sehen,“ stammelte sie plötzlich verdutzend hervor.

Mr. Carlyle stierte sie an.

„Was Ihr für sonderbare Begriffe habt. In Mrs. Carlyle's Abwesenheit ist es doch nöthig, daß sich Jemand Anderer um sie kümmert. Ich glaube Du bist von Sinnen, Justine. Ich werde nach dem Mittagsmahl hinaufkommen, gehe und bereite Madame Vine darauf vor.“

Der Mittagstisch wurde servirt. Justine hob den kleinen Arthur vom Boden auf und trug ihn zu Sara auf die Kinderstube. Ihre nervöse Aufregung hatte den höchsten Grad erreicht. Was sollte, was konnte sie thun?

Digitized by Google

Mr. Carlyle hatte noch kaum zu speisen begonnen, als seine Schwester eintrat. Sie hatte mit den Wohnparteien eines ihrer Häuser einen kleinen Verdruß gehabt, und wollte ihm einen Theil ihrer Sorgen erzählen. Bevor er sie noch anhören wollte, theilte er ihr mit, was ihm Justine so eben über Madame Bine gesagt, und bat sie dringend, sich sogleich zu ihr hinauf zu begeben.

„Zum Sterben!“ wiederholte Miß Cornelia mit ironischem Lächeln. „Diese Justine ist in der letzten Zeit so ein Einfaltspinsel geworden, daß sie sich jetzt nicht mehr ähnlich ist. Ich begreife nicht, was mit dem Weibsbild vorgegangen?“

Sie legte Hut und Mantel ab und eilte rasch in die Krankenstube. An der Thüre derselbe angelangt, pochte sie leise an. Justine, die darauf gewartet, wurde leichenblaß, als sie Miß Corny hereintreten sah.

„Oh, Madame! Sie dürfen nicht hereinkommen,“ plapte sie in ihrer Angst und Bewirrung heraus, indem sie ihr den Weg versperrte.

„Wer kann mich hier zurückhalten?“ fragte Miß Carlyle, nachdem sie eine gute Weile gebraucht hatte, um sich vor der Ueberraschung erholen und ihren gewöhnlichen gebieterischen Ton anschlagen zu können. „Weg da, thörigtes Ding! Justine, ich glaube Dein Gehirn muß sehr erweicht sein. Unterstehe Dich und wage es noch einmal!“

Justine, welcher es an physischer Kraft gebrach, ihr Widerstand zu leisten, gab nach und wich von ihrem eingenommenen Posten zurück. Als Miß Carlyle in das Zimmer eingetreten, hatte Justine es zitternd verlassen.

Ach! Da war an kein Verhüllen und Verbergen mehr zu denken. Hier lag das fahle blasse Gesicht Lady Isabella's ganz frei von aller entstellenden Vermummung. Die grauen sammtenen Bänder, die Augengläser, die künstliche Hülle um Hals und Kinn, die großmüthigliche Haube, Alles war beseitigt. Das silbergrau Haar fiel zu beiden Seiten ihres interessanten Gesichtes, wie einst ihre seidenweicher und glänzenden Locken herabflossen und ihre süßen schwermüthigen Augen, sie waren noch so interessant, wie in den guten glücklichen Tagen von ehemals.

Miß Carlyle stieß einen mächtigen Schrei aus und rief:

„Barmherziger Gott!“

Lange, lange starrten sich die beiden Frauergestalten mit pochendem Herzen und sichtlicher Aufregung einander an. Miß Corny hatte zwar bei einer Gelegenheit schon Verdacht geschöpft, daß Madame Bine und Lady Isabella ein und dieselbe Person sein müsse, allein obgleich sie diese Idee, in Folge der triftigen Beweisgründe, die Graf Mount-Severn über ihren unzweifelhaften Tod gegeben, damals nicht weiter verfolgte, so blieben ihre Sinne dennoch von einer unnennbaren Ahnung befangen und sie dachte oft über diese wunderbare Aehnlichkeit nach. Als ihr nun kein Zweifel übrig blieb, daß ihre frühere Ahnung sie nicht getäuscht, rief sie ja fast verwundtigem Tone:

„Aber, wie konnte Sie es auch nur wagen, wieder zurückzukommen?“

Lady Isabella kreuzte demuthsvoll ihre Arme über die Brust.

„Meine Kinder,“ flüsterte sie. „Wie sollte, wie konnte ich von ihnen entfernt leben? Haben Sie Mitleid mit mir, Miß Carlyle. Machen Sie mir keine Vorwürfe. Ich bin bereits auf dem Wege zu Gott, vor dessen Richterstuhl ich alle meine Sünden zu verantworten haben werde.

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe,“ sagte Miß Carlyle.

„Ich bin froh, aus dieser Welt scheiden zu können,“ lispelte sie, mit thränenden Augen. „Jesus kam nicht, wie Sie wohl wissen, um die guten Menschen gleich Ihnen zu retten, sondern um uns armer Sünder Willen. Ich habe es versucht, mit mein Kreuz aufzubürden, wie Er es geboten und es um Seinetwillen muthig und geduldig zu ertragen; aber seine schwere Last hat mich erdrückt und getödtet.“

Die Worte „Gute Menschen gleich Ihnen!“ thaten dem Ohr der alten Jungfrau fast wohl, doch mußte sie sich gestehen, daß die Strenge und Hartherzigkeit, mit welcher sie Lady Isabella im Leben behandelte, kaum geeignet sein dürfte, ihr jetzt auf dem Sterbebette den so nöthigen Seelenfrieden verschaffen zu können.

„Kind!“ sagte sie, indem sie näher trat und sich über Lady Isabella's Gestalt beugte. „Bin ich schuld daran, daß Sie Ost-Lynne verlassen mußten?“

Lady Isabella schlitterte ihr Haupt und lispelte mit tiefgesenkten Blicke: „Sie haben mich nicht verdrängt und haben auch nicht dazu beigetragen. Ich war zwar nicht sehr glücklich mit Ihnen, aber das war nicht die Ursache, die mich veranlaßt hat, fortzugehen. „Verzeihen Sie mir Miß Carlyle, verzeihen Sie mir!“

„Gott sei Dank,“ athmete Miß Corny frisch auf. „Verzeihen Sie mir,“ sagte sie mit lauter und aufgeregter Stimme, indem sie ihre Hand ergriff. „Ich hätte Ihr häusliches Leben viel angenehmer und glücklicher machen können. Wollte Gott, daß ich es gethan hätte. Ich habe es, nachdem Sie uns verlassen, aufrichtig gewünscht.“

Lady Isabella hielt Miß Corny's Hand krampfhaft in der ihrigen.

„Ich möchte Archibald sehen,“ lispelte sie, indem sie in Gedanken zu der guten alten Zeit und zu dem traulichen alten Namen zurückkehrte. „Ich habe Justinen gebeten, ihn zu mir hereinzubringen, und sie will es nicht. Nur auf eine Minute, gerade so lange, um aus seinem Munde seine Verzeihung vernehmen zu können. Welche Bedenken sollten jetzt, wo ich mit dieser Welt ganz abgeschlossen habe, noch dagegen erhoben werden können? Ich würde viel leichter sterben.“

Warum sich übrigens Miß Carlyle alsogleich willfährig zeigte, Lady Isabella's Wunsch gewähren zu wollen, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen. Möglich, daß sie die letzte Bitte einer Sterbenden nicht abschlagen wollte, möglich aber auch, daß sie dachte, die Sache könne jetzt nichts mehr auf sich haben.

Genug, sie ging entschlossenen Schritts auf die Thüre zu, um ihren Bruder zu holen. Justine stand im Corridor an die Wand gelehnt, und hielt ihre Schürze vor die Augen. Miß Carlyle winkte ihr.

„Wie lange weißt Du schon davon?“

„Seit jener Frühlingsnacht wo der blinde Feuerlärm entstanden ist. Ich sah sie damals in einem Momente, wo sie ihr Gesicht frei von aller Vermummung und Verhüllung trug, und ich habe sie sogleich erkannt, obwohl ich in dem ersten Augenblicke glaubte, es sei bloß ihr Schatten. Madame! seit jener Zeit wandle ich selbst, vor Angst und Bangen, wie ein Schatten im Hause umher.“

„Geh' und sage Deinem Herrn, er möchte zu mir heraufkommen.“

„O Madame! Ist es schicklich, ihm so etwas zu sagen?“ wendete Justine dagegen ein. „Ist es schicklich, daß er sie sieht?“

„Geh' und bitte Deinen Herrn, zu mir heraufzukommen,“ wiederholte Miß Carlyle in einem ungewöhnlichen Tone. „Bist Du aber bin ich die Gebieterin hier im Hause?“

Justine that, wie ihr befohlen, sie ging hinab und holte Mr. Carlyle vom Speisesaale ab.

„Ist Madame Bine schlechter, Cornelia? Will sie mich sehen?“

„Sie wünscht Dich zu sehen.“

Miß Carlyle hatte, während dem sie dieß gesprochen, die Thüre geöffnet. Er wollte sie vorangehen lassen, und schob sie sanft Vorwärts, sie lehnte es aber ab und sagte: „Du thätest besser, mit ihr ganz allein zu sein.“

In dem Augenblicke, als Mr. Carlyle sich anschickte, das Zimmer zu betreten, wurde er von Justinen hastig am Arme zurückgehalten.

„Gnädiger Herr! Sie sollten doch ein wenig auf das, was Sie erwartet, vorbereitet sein.“

„Madame, wollen sie ihm nicht früher sagen?“

Mr. Carlyle schaute sie ganz verwundert an und ging ins Zimmer hinein.

Die beiden Frauen sperrten rasch die Thür hinter ihm zu.

Er ging leisen Schrittes und in seiner gewohnten offenen Geradheit auf das Krankenlager zu. „Es schmerzt mich sehr, Madame Vine — —“,

Digitized by Google

Die Worte erstarrten auf seinen Lippen. Seine Zunge war plötzlich wie gelähmt. — Dachte er vielleicht ein Gespenst vor sich zu sehen? Gewiß ist, die Farbe seines Gesichtes und seiner Lippen waren die einer Leiche, und dabei er vor Schreck einige Schritte vom Bette zurückzaumelte. — Das herabwallende Haar, die süßen, lieblichen, traurergesenkten Augen, die hektische Röthe, die plötzlich bei Mrs. Carlyle's hervortrat, und ihre blassen Wangen färbte, ließen ihn keinen Augenblick mehr im Zweifel, daß er Lady Isabella vor sich habe.

„Archibald."

Sie streckte ihre zitternde Hand aus, und haschte nach ihm, bis es ihr gelang, ihn in ihr Bereich zu ziehen. Er stierte sie an, und sah sich verwundert im Zimmer um, wie einer, der von einem Traume erwacht.

„Isabella? Bist Du — sind Sie — warst Du Madame Vine?" rief er kaum selber wissend, was er gesprochen.

„O vergib, vergib mir! Ich bin nicht geboren. Ich kam von jenem Unfall mit dem Leben davon, aber es hat mich so entsetzlich verunstaltet, Niemand kannte mich und ich kam hierher als Madame Vine. Ich konnte nicht wegbleiben. Archibald, vergib mir!"

Seine Sinne geriethen in Verwirrung, seine Verstandesbegriffe schwankten. Der erste klare Gedanke, der wie ein Blitz sein Gehirn durchzuckte, war, daß er der Mann zweier lebender Frauen sein mußte. Sie schien dieß stillsinnige Schweigen verstanden zu haben.

„Ich konnte nicht von Dir und meinen Kindern wegbleiben. Das sehnsüchtige Verlangen nach Dir hat mich getödtet!" wiederholte sie im leidenschaftlich bewegten Tone.

„Seitdem ich jenen wahnsinnigen Schritt begangen, habe ich keinen Augenblick der Ruhe genossen. Kaum eine Stunde, nachdem ich Dich verlassen, erwachte schon die Reue in mir und ich würde auch dann noch umgekehrt sein, wenn ich nur gewußt hätte, wie ich dieß anzustellen hätte. Sieh', was das Elend aus mir gemacht hat," rief sie auf ihr graues Haar und ihre abgezehrten Arme hinweisend.

„O vergib, vergib mir! Meine Sünde war groß, meine Strafe aber noch größer. Sie war für mich eine ununterbrochene Kette von Todesqualen."

„Warum bist Du von hier weggegangen?" fragte Mr. Carlyle.

„Hast Du es nicht gewußt?"

„Nein, es blieb mir immer ein Räthsel."

„Ich ging aus Liebe zu Dir."

Ein gewisser höhnischer Zug umspielte seine Lippen. Wie konnte sie sich noch auf dem Todtenbette solche Zweideutigkeiten erlauben?

„Blick' nicht so verächtlich auf mich herab," jammerte sie. „Meine Kraft ist, wie Du siehst, ganz gebrochen und ich kann mich vielleicht nicht verständlich genug ausdrücken. Ich liebte Dich wahrhaft inniglich, und war argwöhnisch gegen Dich. Ich dachte, Du wärest falsch und herrschsüchtig gegen mich, und glaubte, daß Deine Liebe einer andern angehörte, tauschte ich den Verlockungen dieses Elendes, der mir Rache zuflüsterte. Er hatte Unrecht, nicht wahr?"

Mr. Carlyle hatte anscheinend seine äußere Ruhe wieder erlangt, und blickte auf die arme Dulderin.

„War es so," wiederholte sie in fieberhafter Aufregung. „Und Du kannst noch fragen? nachdem Du mich genau kanntest? Ich war nie falsch gegen Dich, weder in Gedanken, noch in Worten oder in Thaten."

„Ach, Archibald! ich war wahnsinnig, ich war wahnsinnig! Wie konnte ich denn anders, als im Wahnsinn so etwas begangen haben. Gewiß, Du wirst vergessen und vergeben.

„Vergessen kann ich nicht, vergeben habe ich schon."

„Versuche es doch, die schreckliche Zeit, die seit jener Nacht vergangen, zu vergessen," setzte sie mit thränenden Augen und mit zu ihm emporgehobene Händen fort. „Denke zurück an jene Tage, wo Du mich zum Erstenmale kennen lerntest, als ich noch Isabella Vane, ein glückliches Mädchen, mit meinem Vater in diesem Hause hier war. Rufe auch Dir im Geiste jene glückliche Zeit zurück, wie ich es in meinem Leben so oft gethan und in dieser Erinnerung so manchen beseligenden und tröstenden Moment gefunden habe. Erinnerst Du Dich noch, wie Dein Herz zum Erstenmale in Liebe für mich erwachte, und Du diese Regungen vor mir zu verbergen suchtest? Und wie liebevoll und zärtlich Du Dich gegen mich in jenem grauenvollen Momenten nach meines Vaters Tode benommen? Denkst Du noch an die Hundertpfundnote, die Du mir damals geschenkt hast? Erinnerst Du Dich noch, wie Du nach Schloß Marling kamst und von mir das Versprechen erhieltest, Dein Weib werden zu wollen? Denkst Du noch an den ersten Kuß, den Du auf meine Lippen drücktest? Und, o Archibald, erinnerst Du Dich noch der schönen Tage, die darauf gefolgt waren, nachdem ich Dein Weib geworden. Die glücklich wir miteinander waren? Erinnerst Du Dich noch, als Lucy zur Welt kam, und wie Beide glaubten, ich müßte den Tod davon haben und wie Du dann, als ich wieder genesen war, mit freudethränenden Augen und dankerfülltem Herzen zu Gott im Himmel emporsahst? Kannst Du Dich noch an all' Dieß erinnern?"

Ja wohl erinnerte er sich dessen. Er nahm die dargebotene Hand an und ließ die abgezehrten Finger in seiner Hand ruhen.

„Hast Du mir irgend einen Vorwurf zu machen?" fragte Mr. Carlyle in sanftem Tone, indem er sein Haupt ein wenig vorbeugte.

„Dir einen Vorwurf machen? Dir, der Du selbst in den Augen des Himmels ganz rein und makellos dastehst, Dir, des stets so liebevoll gegen mich und um mein wahres Wohl so besorgt war. Wenn ich bedenke, was Du mir warst und wie ich Dir dafür lohnte, ich könnte vor Scham und Reue in die Erde sinken. Meine eigene Sünde, die habe ich wahrlich abgebüßt, doch die Schande, die ich auf Dich und auf unsere Kinder gehäuft, die kann ich nicht mehr abwenden."

„Nein, nimmer." Er fühlte in dem Momente eben so bitter, als er es früher empfunden.

„Bedenke, was es für mich gewesen sein muß," fuhr sie in einem immer schwächer werdenden und kaum vernehmbaren Tone fort, so daß Mr. Carlyle genöthigt war, sich zu ihr herabzubeugen, um ihre Worte zu lauschen, „in diesem Hause mit Deinem Weibe zusammen zu leben, mit eigenen Augen ansehen zu müssen, wie Du ihr diese beneidenswerthe Liebe und Zärtlichkeit zuwendest, die einst mir allein gehörte. Bedenke was das heißt, Williams Lebenskräfte allmählich schwinden zu sehen, in seiner Sterbestunde mit Dir allein im Zimmer zu sein und nicht sagen zu dürfen, es ist auch mein Kind. Als er todt da gelegen, und sich die Nachricht davon im Hause verbreitet hatte, da war's ihr geringfügiger Schmerz, den Du zu besänftigen bemüht warst, nicht meinen, der Mutter Schmerz. Gott allein weiß es, wie ich das Alles durchmachen konnte. Es waren bittere Todesqualen."

„Und warum kamst Du denn zurück?" entgegnete Mr. Carlyle.

„Ich sagte es Dir ja, Ich konnte nicht leben, fern von Dir und meinen Kindern."

„Es war unrecht, unrecht in jedem Falle."

„Verabscheuungswerth war es, Du kannst nicht schlechter davon denken, als ich es selbst gethan. Aber die Folgen davon, so wie die Strafe dafür würden nur mich allein betroffen haben, in so lange ich mich vor jedem Wiedererkennen in Acht nehmen mußte. Ich hatte niemals die Idee gehabt, in diesem Hause hier meine letzten Stunden verleben zu wollen, aber es scheint, daß der Tod bei mir einen ebenso schnellen Anlauf genommen, als er einst bei meiner Mutter gethan."

Eine kleine Pause, welche durch Lady Isabella's Erschöpfung und Athmungsbeschwerden entstanden, wurde von Mr. Carlyle nicht unterbrochen.

„Alles ist unrecht, Alles ist unrecht," setzte sie wieder fort. „Diese letzte Unterredung mit Dir nicht ausgenommen. Und doch glaube ich kaum, daß es Deinen neu eingegangenen Bund auch nur im Geringsten verletzen könnte. Denn ich stehe schon am Rande des Grabes, und habe mit dieser Welt schon ganz abgeschlossen. Aber Du warst mein Gatte, Archibald, und in den letzten Tagen habe ich mich mit fieberhaftem Verlangen nach Deiner Verzeihung gesehnt.

Digitized by Google

O, daß die Vergangenheit vertilgt werden könnte, daß ich jetzt erwachen und finden würde, daß Alles nur ein böser Traum war und ich wieder in diesem Hause, wie in den vergangenen Tagen, in Gesundheit und häuslichem Glücke Dein ewig treu liebendes Weib wäre. Wünschtest Du es auch, daß die traurige Vergangenheit gar nicht stattgefunden hätte?"

Sie stellte diese Frage in einem solch heftigen und ungestümen Tone, und sah ihn dabei mit solch' ängstlich forschender Miene an, als erwartete sie in seiner Antwort eine Entscheidung über Leben und Tod.

„Um Deinetwillen wünsche ich es." Er sprach diese Worte mit der größten Ruhe aus.

Lady Isabella's Blick senkte sich noch tiefer und ein schwerer Seufzer entwand sich ihrer stöhnenden Brust.

„Ich gehe zu William, aber Lucy und Archibald werden zurückbleiben. O, sei immer liebevoll und zärtlich gegen sie! Wälze nicht der Mutter Sünde, der Mutter Schuld auf ihre Häupter. Entziehe ihnen Deine väterliche Sorgfalt und Liebe nicht, auf Liebe zu Deinen späteren Kindern!"

„Hast Du in meinem Betragen etwas bemerkt, das zu solchen Befürchtungen Anlaß geben könnte?" erwiderte er in einem nicht ganz vorwurfsfreien Tone, „die Kinder sind mir so lieb und theure, wie Du es mir einst warst."

„Wie ich es einst war. Ach!" Und wie ich es noch jetzt hätte sein können."

„In der That könntest Du es noch sein," sprach er mit sichtlicher Rührung.

„Archibald, ich stehe an der Schwelle des ewigen Lebens. Willst Du mich nicht segnen, willst Du nicht ein Wort der Liebe zu mir sprechen, bevor ich sie überschreite? Laß' das, was ich wirklich bin, nur auf einen Moment aus Deinem Gedächtnisse schwinden; denke, wenn Du kannst, nur an jenes unschuldige schüchterne Kind, das Du einst zu Deinem Weibe machtest. Nur ein Wort der Liebe! Mein brechendes Herz hängt nur noch mit diesem einzigen Wunsch zusammen."

Archibald lehnte sich über die Trauergestalt, strich ihr mit seiner zarten Hand ganz sanft die Haare von der Stirne auf die Seite und heiße Thränen tieffinniger Rührung fielen von seinen trauergesenkten Augen auf ihr Gesicht herab. „Möge Gott Dich segnen und Dich aufnehmen in seine ewige Ruhe im Himmel! Möge er einst mit mir so verfahren, wie ich Dir jetzt von Herzen Alles vergebe und verzeihe!"

Immer tiefer und tiefer senkte sich sein Haupt, bis sein Athem mit dem ihrigen sich vermischte. Aber plötzlich überflog eine Scharlachröthe sein Gesicht, und er erhob sich wieder. Hatte sich die Gestalt jenes Mannes bei der Verbrecherzelle schmachtete oder die seines abwesenden und angewohnten Weibes vor ihn hingestellt?

„In seiner ewigen Ruhe im Himmel," murmelte sie im röchelnden Tone eines Sterbenden.

„Ja, ja, ich weiß, daß Gott mir verzeihen hat. O, was war das für ein Kampf! Nichts als bittere Gefühle. Stürme, Kränkungen, Leiden und Neue, von dem Momente an, als ich wieder in das Haus zurückkommen. Aber Jesus betete für mich und hat mir auch meinen Röthen; und Du weißt wie gnadenvoll er sich an der leidenden und schwergeprüften Menschheit erwies. Wir werden wieder zusammentreffen, Archibald, und dann für immer und ewig zusammenleben. Ohne diese Hoffnung könnte ich kaum sterben. William sagte, Mama wird am jenseitigen Ufer des Flusses warten und auf ihn herüberschauen, aber es ist William, der auf die Mutter hinüberschauen wird."

Mr. Carlyle hatte eine seiner beiden Hände, die sie in der ihrigen krampfhaft festgehalten, fast losgewunden und mit seinem Taschentuch den Todesschweiß von ihrer Stirne abgetrocknet.

„Archibald, es ist keine Sünde, sich im Vorgeschmacke künftiger Glückseligkeit zu freuen, denn dort oben im Himmel werden keine Heirathen geschlossen und keine gelöst. Christus hat es so gesagt. Meiner Sünde wird dort nimmer gedacht und erwähnt werden, und wir werden mit unsern Kindern für immer und ewig zusammenleben, Archibald, behalte für Deine arme verlorene Isabella ein kleines Plätzchen in Deinem Herzen zurück!"

„Ja, ja," flüsterte er.

„Willst Du mich verlassen?" rief sie in einem wilden Schmerzensschrei aus.

„Du wirst ohnmächtig, ich merke es, und will Hülfe herbeirufen."

„So lebe denn wohl, lebe wohl bis in die Ewigkeit," seufzte sie schwer auf, indem auf ihren halberloschenen Augen die Thränen herabriesselten. „Ich glaube es ist der Tod und keine Ohnmacht. O! wie schwer und peinlich ist doch die Trennung! Lebewohl mein einstiger vielgeliebter Gatte!"

„Sie faßte sich noch einmal von ihrem Lager auf. Die innere Aufregung verließ ihr die Kraft dazu und sich fest an seinen Arm anklammernd, erhob sie ihr Antlitz zu ihm empor. Mr. Carlyle legte sie wieder sanft nieder und gestattete seinen Lippen, auf den ihrigen zu ruhen.

„Bis in die Ewigkeit," flüsterte er ihr zu.

Sie folgte ihm mit ihren Blicken, als er sich von ihr zurückgezogen, und behielt ihn fest im Auge, bis er das Zimmer verlassen hatte. Dann wendete sie sich mit dem Gesichte zur Wand um. „Alles ist vorüber, ich gehöre jetzt Gott allein an." —

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Klug wie die Schlange.) Ein Brautpaar in Frankreich kam zur Mairie, sich trauen zu lassen. Beim Hinaufsteigen trat der Bräutigam der Braut das Verstehen aufs Kleid; „Töpel!" versetzte die aufgebrachte junge Dame. Der Bräutigam verneigt sich, und Beide stiegen die Treppe weiter hinauf; der Maire ist auf dem Posten, öffnet den Code, setzt die Brille auf und sagt: „Herr B. sind Sie gewillt, Jeanne Marguerite A. zur Frau zu nehmen?" „Bin kein solcher Töpel!" antwortete der gewesene Zankünftige. Man kann sich die Wirkung des Wortes denken. Die Mütter werden ohnmächtig, die Väter gerathen an einander, der Maire nimmt die Brille ab und macht den Code wieder zu. Endlich verständigt man sich; der junge Mann erklärt, daß die Heftigkeit seiner Braut ihn wegen etwaiger künftiger Ungeschicklichkeit in Angst setzt, daß er nun als Hagestolz sterben, daß er aber galant sein wolle und ihr die Aufgabe zurücktreten, überlasse, damit sie sich künftig verheirathen könne. Man tritt also nach dieser Uebereinkunft wieder zum Maire, der seine Brille wieder aufsetzt, seinen Code noch einmal öffnet und von Neuem sagt: Herr B. sind Sie gewillt ꝛc. Diesmal sagt der Bräutigam lachend: „Ja!" Als aber die Reihe an die Braut kommt, sagt sie statt des verabredeten Nein laut „Ja!" Mitten im allgemeinen Erstaunen spricht der Maire: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verbunden!" „Aber das ist nicht möglich", ruft Herr B., „das ist gegen die Verabredung, das kann nicht ihr Ernst sein!" „Hier ist Alles Ernst", sagte der Maire, nimmt die Brille ab und schließt den Code: „Komödie wird hier nicht gespielt."

Nach einem amtlichen Kassistischen Nachweise zählt die deutsche Bevölkerung im Königreiche Polen gegenwärtig 282,000 Seelen. Dieselbe hat sich in den letzten 3 Jahren, ungeachtet der fortwährenden Auswanderung nach Podolien und Wolhynien um mehr als 30,000 Seelen vermehrt.

Aus Cadiz, im Staate Ohio, wird die Beraubung der Harrison National Bank in einem enormen Betrage mitgetheilt. Sechs Diebe drangen in die Wohnung des Kassiers ein, banden und knebelten ihn und zwangen seine Frau, die Schlüssel der Bank auszuliefern. Dort ohne große Schwierigkeit eingetreten, schlossen sie den Wächter ein, nahmen 300,000 Dollars in amerikanischen Bonds und 50,000 Dollars Depositen weg und bewerkstelligten ohne Hinderniß ihr Entkommen. Auf die Festnahme der Räuber ist eine Belohnung von 20,000 Dollars gesetzt worden.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadfinder.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 21. Sonntag, den 27. Mai **1866.**

East-Lynne, oder des Grafen Tochter.

(Schluß.)

Mr. Carlyle blieb auf der obersten Treppe einige Augenblicke nachsinnend stehen. Justine, seinem Winke gehorchend, hatte sich sogleich ins Krankenzimmer begeben; seine Schwester verbrannte noch in ihrer frühern Stellung neben der Thüre.

„Cornelia.“

Sie folgte ihm ins Speisezimmer hinab.

„Wißt Du heute Nacht hier bleiben? Mit ihr.“

Glaubst Du vielleicht, ich würde es nicht thun?“ entgegnete Miß Corny. „Wo wollt Du jetzt hin?“

„Nach dem Telegraphenamt, um Lord Mount-Severn hierher zu berufen.“

„Was kann er nützen?“

„Nichts, aber ich werde ihn doch kommen lassen.“

„Könnte nicht einer von den Dienern diesen Gang statt Dir besorgen? Du hast ja das Mittagsessen kaum angerührt.“

Seine Blicke schweiften gedankenlos umher. Sein Geist schien anderweitig beschäftigt zu sein. Und nachdem er wegen des Mittagstisches einige Bemerkungen gemacht hatte, auf die Miß Corny nicht weiter eingehen wollte, machte er sich auf den Weg.

Bei seiner Nachhausekunft begegnete ihm seine Schwester in der Vorhalle. Sie zog ihn mit sich in das Zimmer und verschloß es.

Lady Isabella war todt. Sie war nun schon seit ungefähr zehn Minuten todt.

„Sie sprach kein Wort mehr, nachdem Du sie verlassen, Archibald. Einen leichten Kampf, ein Ringen, nach Luft abgerechnet, entschlief sie ruhig und sanft. Ich sühlte es gleich, als ich sie heute Nachmittags gesehen, daß sie es kaum bis Mitternacht machen würde.

Einundsechszigstes Kapitel.

J. D. V.

Lord Mount-Severn, dem die dringende Aufforderung Mr. Carlyle's, sich schleunigst nach Ost Lynne zu verfügen, sehr auffiel, der keine Ahnung hatte, was dieselbe zu bedeuten habe, verlor indessen keinen Augenblick und entsprach sofort der an ihn ergangenen Aufforderung. Mit dem frühesten Morgen war er in Ost Lynne angelangt.

Mr. Carlyle, der auf der Bahnstation in einem geschlossenen Wagen seine Ankunft erwartete, nahm ihn zu sich in den Wagen und erzählte ihm während der Fahrt nach Ost-Lynne Alles, was vorgefallen.

Der Graf konnte es kam glauben. In seinem ganzen Leben war ihm nie etwas Ueberraschenderes widerfahren. Anfangs konnte er die Geschichte auch gar nicht begreifen.

„Ist sie — ist sie eigens in Ihr Haus zurückgekommen, um da zu sterben?“ stammelte er. „Sie haben sie ja nicht ins Haus aufgenommen? Ich verstehe gar nicht?“

Erst nachdem Mr. Carlyle sich deutlicher und etwas umständlicher erklärt hatte, fing der Graf an, die Geschichte zu begreifen, konnte sich aber trotzdem vor Erstaunen und Ueberraschung lange nicht fassen.

„Welch' ein toller Streich! Hierher unter dem Namen Madame Vine zurückzukommen. Aber wie um des Himmelswillen, konnte sie der Entdeckung entgehen?“

„Sie entging derselben dennoch,“ antwortete Mr. Carlyle. „Die auffallende Aehnlichkeit zwischen Madame Vine mit meiner ersten Frau, hat mich zwar gleich im ersten Momente meines Zusammentreffens mit ihr wunderbar überrascht und ich war, wie gesagt, sehr frappirt davon, aber ich hatte auch keine Ahnung von dem wahren Sachverhalte. Es war eine Aehnlichkeit und doch keine, denn jeder Theil ihres Gesichtes und ihrer Gestalt, war bis zur Unkenntlichkeit verändert. Ihre Augen ausgenommen, diese aber bekam ich die ganze Zeit über, der entstellenden blauen Brille wegen, nicht zu sehen.

Der Graf trocknete sich die Stirne ab. Die so eben empfangene Nachricht hatte ihm sehr heiß zugesetzt. Er verargte es Isabella sehr, trotzdem sie schon todt war und war im Herzen froh, daß Mrs. Carlyle bei diesem Vorfalle nicht zu Hause gewesen war.

„Wollen Sie sie sehen?“ flüsterte Mr. Carlyle ihm zu, als sie ins Haus traten.

„Ja.“

Sie gingen hinauf in das Todtenzimmer.. Mr. Carlyle mußte sich erst den Schlüssel dazu verschaffen. Sie sah sanft und mild aus, und ihre blassen Zügen waren unter der weißen Haube von einem ewigen Frieden umstrahlt und verklärt. Miß Carlyle und Justine hatten alles Nöthige selbst besorgt und außer ihnen Niemand sich ihr nähern lassen.

Lord Mount-Severn beugte sich über das bleiche Gesicht, um in Isabella's Zügen die Spuren ihrer frühern Geistesbildung zu suchen. Die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen und überraschte auch ihn außerordentlich.

„An was starb sie denn?“ fragte er.

„Sie sagte, am gebrochenen Herzen.“

„Ach,“ sagte der Graf, „es ist ein Wunder, daß ihr Herz nicht schon früher brach. Armes Wesen! Arme Isabella!“ fügte er hinzu, indem es ihre Hand ergriff. „Wie sie ihr Glück verscherzte! Carlyle, ich denke, dieß ist Ihr Trauring?“

„Höchst wahrscheinlich,“ sagte Mr. Carlyle, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen.

„Es ist merkwürdig, daß sie ihn nie abgelegt,“ bemerkte der Graf, indem er die kalte Hand wieder losließ. „In der That, ich kann die Geschichte noch jetzt nicht ganz begreifen.“

Nach diesen Worten wendete er sich um und verließ das Zimmer. Mr. Carlyle blieb noch in nachdenkender Stellung am Todtenbette zurück und schaute ernst in das Gesicht der Todten. Was seine Gefühle oder Gedanken in diesem Momente gewesen sein mochten, läßt sich kaum vermuthen. Nachdem er das Todtengesicht wieder verhüllt hatte, verließ auch er das Zimmer und folgte dem Grafen auf dem Fuße nach. Sie gingen schweigend die Treppe hinab in das Frühstückzimmer, wo Miß Cornelia sie bereits erwartete.

„Wo konnten denn nur Ihre Augen gewesen sein?“ rief der Graf verwundernd aus, nachdem sie die ersten Worte über diesen Vorfall gewechselt hatten.

„Gerade da, wo die Ihrigen waren,“ entgegnete Miß Corny mit einem Anflug von Bosheit. „Sie haben Madame Vine ebenso gut gesehen, als ich.

„Aber nicht so oft und so in einem fort wie Sie, im Ganzen vielleicht zwei- oder dreimal, und ich erinnere mich nicht, sie ein Einzigesmal ohne Hut und Schleier gesehen zu

Digitized by Google

haben, daß aber Carlyle sie nicht erkannt haben sollte, ist etwas, was kaum zu glauben ist."

„Es scheint so, wenn man oberflächlich darüber nachdenkt," antwortete Miß Corny. „Thatsachen jedoch beweisen mehr, als Reflexionen, und Thatsache ist's, daß sie nicht erkannt wurde. Zur Zeit, als sie dieses Haus verlassen, war sie noch ein junges, munteres Geschöpf, hatte eine wundervolle aufrechte Haltung, die glänzendes dunkles Haar fiel in dichten Locken auf ihren Nacken herab, ihre Wangen hatten eine feine zarte Röthe, und der Gesammteindruck ihrer Erscheinung war harmonisch und brauchbar schön. Madame Vine kam in dieses Haus als ein blasses, gebrechliches und gebücktes Wesen, dazu war sie noch auf einem Fuße lahm, daher auch im Wuchs viel kürzer als Lady Isabella. Ihre Taille war stets von weiten bauschigen Zeugs, von Jäckchen und Mantillen umhüllt. Ihr Kopf war in einer engen Haube eingezwängt, die Stirn theils von ihren eigenen grauen Haarsträhnen, theils aber von den vielen grauen Sammtbändern ganz verdeckt, Augen und Schläfe durch blaue Doppelgläser hinlänglich geschützt. Der ganze Hals und ein Theil ihres Kinns mit dicken Tüchern bedeckt. Ihr Mund war durch eine Narbe bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit verändert und verunstaltet, und der Wortlaut ihrer Sprache durch den Verlust einiger Vorderzähne in ein tiefes Gelispel verwandelt. Nehmen Sie nun Alles in Allem zusammen und Sie werden finden, daß Madame Vine eben so wenig der entführten Lady Isabella gleichgesehen, als ich eine Aehnlichkeit mit Adam besitze. Lassen Sie einmal Ihren intimsten Freund durch irgend einen Unglücksfall so entstellt, und noch dazu durch künstlicher Mittel so unkenntlich gemacht werden, wie es Lady Isabella war, und wir wollen sehen, ob sie ihn dennoch erkennen würden."

Diese Bemerkung verfehlte nicht, auf Lord Mount-Severn die gehörige Wirkung zu machen.

Ein Gentleman seiner intimsten Bekanntschaft hatte in ganz letzter Zeit bei einer furchtbaren Katastrophe eine solche Verstümmlung seiner Gliedmassen erlitten, daß man weder seine Aehnlichkeit noch sonst seine Spur seiner früheren Züge mehr auffinden konnte. Seine eigene Familie erkannte ihn nicht mehr und er hatte sich keiner weiteren Entstellungsmittel bedient. Da nun das von Miß Corny angeführte Argument in einem zufällig stattgehabten Falle seine Begründung gefunden, so kannst Du versichert sein, lieber Leser, daß ihr Sieg ein ganz entschiedener war.

„Aber eben diese bizarre Verkleidung, die hätte uns gleich auffallen sollen," bemerkte Mr. Carlyle im ruhigen Tone, „denn die Aehnlichkeit an und für sich war keineswegs so bedeutend, um einen Verdacht erregen zu können."

„Aber sie verstand es gleich bei ihrem Eintritte in dieses Haus, dem Verdachte vorzubeugen," wendete alsogleich Miß Corny ein, indem sie vorgab, daß gewisse nervöse Leiden es ihr zur strengen Aufgabe machen, seinen Theil ihres Kopfes der Einwirkung der äußern Luft aussetzen zu dürfen. Bedenken Sie, Mylord, daß die Ducies mit ihr in Deutschland beisammen waren und sie nicht erkannten. Erwägen Sie überdieß noch den Umstand, daß, wenn wir eine noch so auffallende Aehnlichkeit entdeckt hätten, wir dennoch Anstand genommen haben würden, uns gegenseitig dieses Bedenken mitzutheilen, denn der Name Lady Isabella war aus unserem Kreise verbannt und es wurde ihrer mit keiner Sylbe erwähnt."

„Wahr, Alles wahr," antwortete der Graf, und ließ den Gegenstand auf sich beruhen.

Am nächsten Freitag ging an Mrs. Carlyle ein Brief folgenden Inhalts ab:

„Meine Theure! Ich sehe, daß es mir nicht möglich sein wird, mein Versprechen halten und Sonnabend bei Dir eintreffen zu können. Ich werde mit dem Abendtrain an demselben Tag hier abreisen. Lord Mount-Severn, der seit einigen Tagen hier verweilt, läßt durch mich seinen Respekt vermelden.

„Und nun, Barbara, mache Dich gefaßt auf eine Neuigkeit, die Dich gewiß erschüttern wird. Madame Vine ist todt. Es ging ihr, wie mir die Leute sagen, gleich nach unserer Abreise mit jeder Minute schlechter, und ist vergangenen Mittwoch Abends verschieden. Ich bin herzlich froh, daß Du nicht zu Hause weilt.

„Viele Grüße und Küsse von den Kindern. Lucy und Archie sind noch immer bei Cornella und Arthurs Erbhaftigkeit macht der Sara in der Kinderstube viel zu schaffen.

„Meine Theure, ewig der Deine, Archibald Carlyle."

Nichts war natürlicher, als daß Mr. Carlyle, nachdem Madame Vine als Gouvernante in seinem Hause gestorben, sie auch Höflichkeitshalber zu Grabe geleiten mußte. Und da Lord Mount-Severn gerade auf Besuch da war, so ging auch er mit, um Carlyle Gesellschaft zu leisten. Es ist das von Seiten Seiner Lordschaft sehr herablassend gewesen.

West Lynne erinnerte sich bei dieser Gelegenheit vielleicht noch eines Leichenbegängnisses, bei welchem dieselben zwei Männer als die allernächsten Trauernden dem Sarge gefolgt waren. Es war dieß das Leichenbegängniß des verstorbenen Grafen Mount-Severn. Zufällig mochte es nun auch sein, daß die svangösische Gouvernante dicht neben der Ruhestätte des Grafen begraben wurde. Sie konnte eben so gut auf einem andern Fleck begraben werden, aber es war zufällig ein leerer Raum da.

Das Leichenbegängniß fand Sonnabend Morgens statt. Es war ein einfaches, aber sehr respektables Leichenbegängniß. Ein zweispänniger Leichenwagen, ein zweispänniger Trauerwagen und eine Halbkutsche für Se. Ehrwürdrn D. Little.

Der Graf und Mr. Carlyle verließen die Grabstätte und stiegen in den Trauerwagen ein, um nach Ost-Lynne zurückzukehren.

„Einen mittelgroßen, ungefähr zwei Fuß hohen und anderthalb Fuß breiten weißen Marmorstein," bemerkte der Graf, indem sie auf ihrem Rückwege noch immer von dieser traurigen Katastrophe sprachen, „mit den Anfangsbuchstaben J. V., dem Sterbetag und der Jahreszahl. Sonst nichts. Was glauben Sie?"

„J. V. V.", korrigirte Mr. Carlyle, „ganz recht."

In demselben Momente ließen die Glocken einer andern Kirche, nicht dir von St. Judä, heitrer Klänge erschallen.

Der Graf neigte sein Ohr nach der Richtung und lauschte.

„Was hat dieses Geläute zu bedeuten?" frug er.

Es war ein Hochzeitsgeläute. Asy Hallisohn wurde in dieser Stunde durch den Beistand zweier Geistlichen und sechs Kanzeljungfrrn, unter welchen, wie die Leser versichert sein mögen, Justine sich nicht befand, in Mitkreb Joe Jiffin verwandelt. Wenn Asy sich etwas in den Kopf setzte, so führte sie es auch durch. Mr. Jiffin war endlich der Beglückte.

Nachmittags verließ der Graf Ost-Lynne und ganz kurz darauf kam Barbara ganz unerwartet an.

Billson hatte solche Eile, daß sie kaum ihrer Gebieterin den Vorrang im Hause gestattete, und das Kind beinahe in der Hausflur zurückgelassen hätte. Sie war entsetzlich neugierig, und konnte es kaum erwarten, zu erfahren, wie es gekommen, daß die französische Gouvernante so unverhofft gestorben.

Mr. Carlyle war über die schnelle unerwartete Ankunft Barbara's sehr erstaunt.

„Wie konnte ich wegbleiben, Archibald, und wäre es auch nur bis Montag, nachdem Du mir solch' eine traurige Nachricht mittheiltest, sprach Barbara.

„Woran starb sie denn? Es muß doch entsetzlich schnell gegangen sein."

„Ich glaube," erwiderte er, halb zerstreut, halb träumerisch. Eine Frage, die seit Mittwoch schon ihm sehr viel zu schaffen und zu denken gab, stand noch in dem Momente unentschieden vor ihm. Die Frage, ob er diesen Vorfall seines Frau mittheilen oder verschweigen sollte? Er würde es vorgezogen haben, darüber stillschweigend hinwegzugehen, und wäre er der alleinige Besitzer dieses schauderhaften Geheimnisses gewesen, er würde es gewiß fest in seiner Brust verschlossen, mit ins Grab hinüber genommen haben. So aber waren außer ihm noch drei Personen in dieses Geheimniß eingeweiht: Miß Carlyle, Lord Mount-Severn und Justine. Zwar lauter ehrbare Charaktere und keiner von ihnen einer Indiskretion fähig, aber wer konnte dafür bürgen, daß nicht

Digitized by Google

durch legend ein unvorsichtiges Wort die ganze Geschichte verrathen würde, und wenn Mrs. Carlyle es schon erfahren sollte, so wäre es viel besser, wenn sie es aus seinem Munde und das allzugleich erführt.

„Bist Du unwohl, Archibald?“ fragte sie, indem sie sein blasses, trübseliges Gesicht betrachtete.

„Ich habe Dir etwas mitzutheilen, Barbara,“ antwortete er, ihr gegenüberstehend und ihre Hand ergreifend. Sie befanden sich in ihrem Toilettezimmer, wo sie ihre Reisekleider ablegte. „Mittwoch Nachmittags, als ich zum Speisen nach Hause kam, sagte mir Justine, daß es mit der Gouvernante schlecht stehe, und daß sie vielleicht gar zum Sterben sei. Ich fand es daher ihr recht und angemessen, sie auf ihrem Zimmer zu besuchen.“

„Gewiß,“ entgegnete Barbara, „ganz recht.“

„Ich ging auf ihr Zimmer und fand sie wirklich sterbenskrank. Aber ich fand noch etwas anders. Barbara. Es war nicht Madame Vine.“

„Nicht Madame Vine!“ wiederholte Barbara.

„Es war meine erste Frau, Isabella Vane.“

Barbara, deren Wangen eine Scheelachrothe überflog und im nächsten Moment wieder eine Todtenblässe annahmen, entwand schnell ihre Hand aus der seinigen. Mr. Carlyle, der sich mit seinem Ellbogen auf das Kaminsims gestützt, schien ihre innere Erregung nicht wahrgenommen zu haben, und erzählte ihr, wenn auch nicht die genauesten Details, so doch den Inhalt seiner letzten Unterredung mit ihr.

„Sie konnte nicht fern von den Kindern leben,“ sagte er „und kam daher als Madame Vine zurück. Die körperlichen Verletzungen, die sie bei dem Eisenbahnunfall in Frankreich erlitten, dann diese blauen Augengläser, die sie trug, die bizarre Verkleidung und Vermummung und ihr vorzeitig graues Haar schützten sie vor der Gefahr, wieder erkannt zu werden. Und doch wundere ich mich noch jetzt, wie es möglich war, daß sie unerkannt geblieben. Wenn ich es nicht selbst miterlebt hätte und es mir erzählt worden wäre, ich hätte nie daran glauben können.“

Barbara's Herz fühlte sich tief gekränkt und verletzt und sie wendete ihr Antlitz von dem ihres Mannes weg. Ihr erster Gedanke war, daß sie mit noch einem Weibe ihres Mannes in einem Hause zusammen gelebt habe.

„Hattest Du sie in Verdacht gehalten?“ frug sie endlich mit zitternder, kaum vernehmbarer Stimme.

„Barbara! Würde ich, wenn ich sie im Verdacht gehabt hätte, es zugegeben haben? Sie hat mich so ängstlich, daß ich die Vergangenheit vergessen und ihre Zurückkunft in dieses Haus verzeihen möge, daß ich ihr Alles von Herzen vergeben habe. Ich ging nach West-Lynne um den Grafen Mount-Severn telegraphisch hierher zu berufen, und als ich zurückkam, war sie bereits eine Leiche. Sie sagte, ihr Herz sei vor Gram gebrochen. Wir dürfen uns gar nicht wundern, Barbara.“

Es entstand eine lange anhaltende, äußerst peinliche Pause, während welcher Mr. Carlyle erst die Bemerkung machen konnte, daß Barbara ihr Angesicht von ihm abgewendet habe.

Das unheimliche Stillschweigen wurde noch immer von keinem von Beiden unterbrochen. Mr. Carlyle zog seinen Arm vom Kaminsims zurück und nahm Barbara gegenüber eine solche Stellung ein, daß er ihr ins Gesicht sehen mußte. Ach es war ein trauriges, bleiches und tiefbekümmertes Gesicht.

Er legte seine Hand auf ihre Schulter und veranlaßte sie, ihre Blicke auf ihn zu richten.

„Meine Theure, was soll das?“

„O, Archibald!“ rief sie endlich, ihren zurückgedrängten Gefühlen freien Lauf lassend und den lang verhaltenen Schmerz durch einen Strom heißer Thränen erleichternd. Hat dieser Vorfall Deine Liebe zu mir vermindert?“

Er faßte mit der einen Hand ihre beiden Hände und mit der andern umschlang er ihre Taille und schaute sie mit seinen seelenvollen ehrlichen Augen an. Wer konnte in dieses redliche, treuherzige und bittere Gesicht mit dem unverkennbaren Zug von Sanftmuth und Milde um den süßen Lippen hinschauen und noch Zweifel hegen? Gewiß Niemand und Barbara am allerwenigsten.

Ich dachte, mein Weib habe unbedingtes Vertrauen zu mir.“

O. Ich habe es, Du weißt, ich habe es. Verzeihe mir, Archibald.

„Ich habe es für gut befunden, Die dieß mitzutheilen, Barbara, mein vielgeliebtes Weib, ich habe es Die in Liebe und Treuherzigkeit mitgetheilt.“

Sie lehnte sich, frei aufathmend, und mit ihrem reuevollen Gesichte gegen ihn gewendet, an seine Brust.

„Mein süßes, theures Weib,“ sprach er endlich, für jetzt und für immer.“

„Es war ein thörichtes Gefühl, das mein Herz beschlichen, Archibald. Es ist vorüber auf ewig vorüber.“

„Laß' es nie wiederkehren, Barbara. Auch soll ihr Name nicht mehr zwischen uns genannt werden. Ihr Name war bis jetzt ausgeschlossen aus unserer Mitte und soll es auch hinfür bleiben.“

„Alles, was Du wünschest. Mein sehnlichstes Verlangen ist nur Dir zu gefallen, Deiner Liebe und Achtung stets würdig zu sein, Archibald.“

„Es war immer ein gewisses Gefühl in meinem Herzen, das mich von Deinen Kindern fern hielt, ein Gefühl der Eifersucht — verstehst Du — weil sie ihr gehörten, weil sie einst Dein Weib gewesen. Ich wußte, daß es unrecht sei und ich habe mich ernstlich bestrebt, dieses Gefühl zu unterdrücken. Ich glaube, es ist mir gelungen, es für immer aus meinem Herzen zu entbannen. Ich,“ ihre Stimme wurde immer bewegter, „bete im Stillen zu Gott, daß er mich in meinem Vorsatze bestärken und unterstützen möge, damit ich ihnen meine Liebe und Sorgfalt eben so, wie meinen eigenen Kindern zuwenden könnte. Ich hoffe, es wird mit der Zeit so kommen.“

„Alles Gute kommt mit der Zeit, wenn wir es nur wirklich anstreben,“ sagte Mr. Carlyle. „O, Barbara, vergiß nicht — vergiß niemals, daß der einzige Weg den Frieden hienieden Lis an unser Lebensende zu wahren nur der ist, sich jederzeit zu bestreben, recht zu handeln, und Alles, was wir thun und unternehmen, im festen unerschütterlichen Vertrauen auf Gott.“

Eine entsetzliche Nacht.

Es sind nun schon zwölf Jahre her, erzählt ein französischer Gendarmerie-Brigadier in seinen Memoiren, daß ich meinen Militärdienst beendete und beantragte, in die Gendarmerie eingetreten. Man theilte mir der in den Kolonien zu und ich wurde nach Martinique geschickt, was mir ganz wohl gefiel, denn, wie man mir sagte, sollte dieß ein herrliches Land und das Leben dort sehr angenehm sein. Ich kam nach Fort-de-France; das erste Wort, mit dem mich die Kameraden begrüßten, war: „Nimm Dich vor Schlangen in Acht!“ Und sie hatten auch Recht.

Diesen Reptilien begegnet man dort überall, selbst in den Häusern und Zimmern, so daß auf dieser kleinen Insel von 190,000 Seelen jährlich über 100 am Schlangenbiß sterben. Der Biß tödtet übrigens eben so schnell als eine Pistolenkugel. Die ersten Tage glaubte ich wenig daran; ich meinte, die Kameraden wollten sich über mich lustig machen, — ach, nur zu bald erfuhr ich, daß dieß keine Scherze waren, die man zur Einschüchterung der neuen Ankömmlinge ersonnen.

Ich war ungefähr seit 14 Tagen dort, als ich den Befehl erhielt, mit einem Brigadier aufzubrechen und eine Runde im Innern der Insel abzumachen. Morgens 5 Uhr brachen wir von Fort-de-France auf, um die große Hitze zu vermeiden. Wir ritten gute Pferde, das Wetter war prächtig — es war eine wahre Lust, so zu reisen, zuerst mitten in Zuckerrohrfeldern, die zu reifen begannen, und dann in einem Walde, dessen Zweige das schönste schattige Dach über uns bildeten. Als gegen 10 Uhr die Hitze zu stark wurde und unsere Pferde

Digitized by Google

zu ermatten anfingen, wendete sich der Brigadier nach einer Wohnung, die wir in der Nähe sahen.

Das ganze Haus war froh und vergnügt, die Ernte ließ sich gut an, und wir wurden prächtig aufgenommen. Ehe wir fortgingen, wollte uns der Besitzer noch den Besuch zu kosten geben, was etwa süßen Zuckerrohrwein bedeutet; es ist der nun einmal aufgekochte Saft, und die Eingebornen halten ihn für einen Göttertrank. Wir folgten dem Manne nach seiner Siederei; der Boden war mit zerquetschten Rohre bedeckt, auf dem man ausglitt. „Nimm doch das Zeug fort", sagte der Pflanzer zu einem Neger, der sich beeilte, eine Hacke von der Mauer zu nehmen. Ich weiß nicht, wie er es anfing, aber das Instrument fiel ihm aus der Hand, und zwischen die Mauer und eine Reihe von leeren Fässern, in welche der Zucker kommen sollte. Der Unglückliche steckte den Arm zwischen zwei Tonnen, um seine Hacke wieder zu nehmen, als plötzlich ein heftiger, entsetzlicher Schrei sich seiner Brust entrang: „Serpent!" Und indem er auf ein Bündel Rohr fiel, zeigte er uns seinen Arm, wo aus zwei Stichen unterhalb der Armbiege zwei schmale Streifen Blut hervordrangen.

Man bemühte sich um ihn, man lief zur Apotheke, man versuchte die Wunde auszubrennen. — Alles war vergebens, der Biß hatte eine Vene getroffen und das Gift sich im Nu durch den ganzen Körper verbreitet. Als wir eine Stunde darauf zu Pferde stiegen, war der arme Teufel schon todt!

Wir ritten im Galop davon, um die verlorne Zeit wieder einzubringen; Zum Glück war Vollmond, und da in diesen Ländern der Mondschein vollkommen tageshelle ist, kamen wir ohne Unfall auf dem Posten der „beiden Kohlpalmen" an. Eine kleine hölzerne Hütte gehörte dem Sergeanten, der hier commandirte. Gekocht wurde auf Ziegelsteinen unter freiem Himmel. Aber ich hatte keine Lust zum Essen; der Tod des armen Negers hatte mich aus meiner Ruhe gebracht, und auf dem ganzen Wege machte das geringste Geräusch im Grase, die mindeste Bewegung der Blätter mich erzittern. Ich konnte nicht recht einschlafen, und obwohl ich mich zuerst gelegt, warf ich mich doch immer noch auf meinem Feldbette hin und her, als meine Kameraden schon längst schnarchten; ich glaube, ich hatte etwas Fieber und sprang alle Augenblicke auf: ich sah überall Schlangen. Endlich gegen Mitternacht fühlte ich, daß der Schlaf kam, aber es wäre besser gewesen, wach zu bleiben.

Ein schrecklicher Alp drückte mich: ich träumte, eine ungeheure Schlange habe sich in den Posten eingeschlichen, sei zu mir herangekrochen und habe sich, von der Wärme angezogen, auf mir zusammengekauert. Ich fühlte sie auf meiner Brust in sich zusammen gerollt, love, wie man in den Kolonien sagt, d. h. zum Sprunge bereit. Ich wagte nicht, mich zu rühren, und doch erstickte mich diese Last. Einen Augenblick war dieß Gefühl sogar so stark, daß ich davon erwachte. Möge der liebe Gott Sie vor einem ähnlichen Erwachen bewahren! Es war kein Traum; da lag die Schlange auf meiner Bettdecke; eine Bewegung, die ich machte, als ich die Augen öffnete, mußte sie selbst aufgeweckt haben, denn ihr Kopf hatte sich etwas an der Spirallinie ihres Körpers erhoben und schaukelte sich nach Rechts und links, als ob sie den Feind suchte der sie gestört.

Der Mond schien hell, und ich unterschied genau die schwarzen Augen des Thieres. Einen Augenblick lang bebeteten sie sich auf die meinigen — das Entsetzen dieses Gefühls kann ich nicht schildern. Endlich wendete der Kopf sich wieder fort, fiel nach einigen Schwingungen wieder auf den Körper zurück und unbeweglich, meinem Gesichte gegenüber. Wie lange ich so mit offenen Augen blieb, ohne zu wagen, mich zu bewegen oder zu schreien, ja, ohne es auch nur zu können, weiß ich nicht. Aber mit Tagesanbruch begann die Schlange sich zu rühren. Ich fühlte, wie sie sich dehnte und streckte, und wie sie, allmählig leise sich aufrollend, ruhig sich nach der offenen Thür wendete und den Posten verließ. Da sprang ich auf, nahm ein Gewehr vom Ständer und, das Thier, das langsam auf dem Wege weiter kroch, visirend, gab ich Feuer. Das Ungeheuer sprang hoch auf, dann fiel es unbeweglich zurück. Die Kameraden waren erwacht und eilten herzu, die Schlange war todt, und ich war ohnmächtig umgefallen. — Als ich wieder zu mir kam und mich in einem kleinen Spiegel betrachtete, glaubte ich, daß man mir Mehl auf den Kopf gestreut, wie man es mit denen zu thun pflegt, welche den Sonnenstich haben. — Meine Haare waren weiß geworden.

Eingesandt.

In dem Artikel in Nr. 41 d. Bl. trat ich nur als Mehrheit auf, weil ich mir bewußt war, in der Aussprache meines Urtheils das aller Verunstaltigen wiederzugeben. — Die späte Entgegnung findet ihren Grund darin, daß ich mich nur schwer entschließen konnte, entweder das mehrerwähnter Kritik gebührende Wort der Derbheit zu entgegnen, oder dieselbe, wie Andere, verachtend mit Stillschweigen zu übergehen; ich wählte ersteres, aber nicht von Eigenliebe beseelt, da ich bei den Stücken nur als Hörer zugegen war und Ort und Umstände in Erwägung zu ziehen wußte, was nicht umgangen werden kann; auch ist eine Kritik nur wahr, wenn sie das Gepräge der Unei genmäßigkeit birgt, sobald aber die Ueberschätzung des Schwärmers in die Wagschale fällt, so muß sich dieselbe nach dem Egoismus neigen, und der hat sich auch zur Genüge darin gefreiet, aus diesen Gründen verwerfe ich die Kritik als eine irrige und unstatthafte. —

Y. Z.

Eingesandt.

Auf die in Nr. 39 und 42 d. Bl. erschienenen Recensionen erlaubt sich der Unterzeichnete zu erwiedern, daß eine Widerlegung des Besagten mir unzulässig erscheint, da Verfasser nicht bloß von einseitigem Standpunkte, mit Beiseitesetzung aller localen Verhältnisse geurtheilt, sondern auch sich ganz und gar nicht als Sachverständiger legitimirt hat; deswegen muß ich die besagte Kritik, so weit sie mich betrifft, als sehr anmaßend, vielleicht aus persönlichen Motiven entsprungen, von mir weisen.

Was die Vielinsolos betrifft, so sind dieselben von Herrn B. so wie von mir nach unsern Kräften so gut wie möglich gespielt worden, würden uns aber nicht herbeigelassen haben, wenn wir die Nähe eines solchen Feinschmeckers auch nur im Entferntesten geahnt hätten.

Schließlich ersuche ich den Hrn. Recensenten seinen Namen zu veröffentlichen, damit, falls er doch eine Musikcelebrität wäre, mir das Vergnügen geeigneter Belehrung und die aufmerksame Darnachtung bei einschlägigen Fällen zu Theil werde. —

C. Römmig.

Ansbach, 15. Mai. Bei der heutigen Serienziehung des Ansbach-Gunzenhäuser Eisenbahnanlehens sind die nachstehenden Serien nummern: 136, 299, 331, 417, 423, 505, 644, 703, 774, 1094, 1197, 1388, 1567, 1809, 1839, 2941, 3061, 3128, 3310, 3709, 3724, 4007, 4178, 4357, 4973, 4989 erschienen.

Homburg, 23. Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 6 kr. Korn 4 fl. 5 kr. Spelzkern — fl. — kr. Spelz 3 fl. 40 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 27 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 48 kr. Kornbrod 19 kr.

Zweibrücken, 24. Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 14 kr. Korn 4 fl. 10 kr., Gerste zweizeilige — fl. — kr., vierzeilige — fl. — kr., Spelz — fl. — kr., Hafer 4 fl. 21 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffeln — fl. 56 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 3 fl. — kr. Stroh 2 fl. 24 kr. Weißbrod 3 Pfd. 14 kr. Kornbrod 6 Pfd. 20 kr.

Neustadt, 22 Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 25 kr. Korn 4 fl. 16 kr. Spelz 4 fl. 22 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer — fl. — kr.

Speyer, 22. Mai. Der Centner Weizen 5 fl. 7 kr. Korn 4 fl. 12 kr. Gerste — fl. — kr. Spelz 3 fl. 39 kr. Hafer 4 fl. 18 kr.

Birkenfeld, 23. Mai. Korn 2 Thlr. 20 Sgr, — Pfg. Gerste — Thlr. — Sgr. — Pfg. Hafer 2 Thl. 25 Sgr. — Pfg. Spelz — Thlr. — Sgr. — Pfg.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Königl. Hof- u. St.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 22. Sonntag, den 3. Juni **1866.**

MÜNCHEN JUN 1866

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Müßelburg.

Erstes Kapitel.

Der Baron Hugo von Winterfeld saß vor seinem Schreibtische, in einer Stimmung, die durchaus nicht zu den angenehmsten gehörte. Seine finstere Stirn, seine zusammengepreßten Lippen verkündeten, daß irgend etwas ihn in eine heftige Unruhe versetzt hatte.

Er war einer der bekanntesten Lebemänner der Residenz gewesen. Sein Vater, der vor drei Jahren gestorben, hatte ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen, dessen Verwaltung der junge Baron sogleich antrat, da er nach alter Familienbestimmung schon mit zweiundzwanzig Jahren majorenn geworden. Lebenslustig indessen, wie er war, jung, angenehm, überall beliebt, hatte er sich um diese Verwaltung wenig Sorge gemacht und für's Erste nur die günstige Gelegenheit benutzt, so viel als möglich zu leben. Gute Freunde hatten ihm redlich dabei geholfen, und das war ihnen leicht geworden, da es keinen vertrauenderen und großmüthigeren Charakter geben konnte, als den des jungen Barons. Genug, ohne zu wissen, was er ausgab, hatte er drei Jahre lang ein Leben voller Lust und Freudigkeit geführt, ein Leben, das ihn überall beliebt machte, aber sonst in jeder Beziehung verloren war — und heut saß er zum ersten Mal an seinem Schreibtisch, um seine Finanzen zu ordnen, eine höchst mühselige Arbeit, namentlich, wenn sie zu so trüben Resultaten führt, wie jetzt die Berechnung des Barons.

Er rechnete und rechnete, er zerbiß die Feder und zerknitterte das Papier. Aber das Facit wollte kein anderes werden. Links neben ihm lag die Berechnung des Banquiers, bei dem sein ganzes Vermögen deponirt gewesen, und aus welcher klar hervorging, daß Hugo von Winterfeld dort nur noch zweihundert dreiundzwanzig Thaler vierzehn Silbergroschen zu fordern hatte. Summen hatte der junge Mann genug ausgeliehen, aber er wußte recht gut, daß er sie nie zurückerhalten würde. Er selbst aber schuldete dem Traiteur, dem Weinhändler, dem Schneider und manchen andern ähnlichen Gläubiger nicht weniger als dreitausend Thaler. Genug, wie er auch nachsinnen mochte, die Thatsache stand fest: Zweimalhunderttausend Thaler waren in drei Jahren verschwendet, und nichts dafür gewonnen, als ein Kreis zweideutiger Freunde. Nichts war ihm geblieben: als dreitausend Thaler Schulden, jene zweihundert dreiundzwanzig Thaler bei dem Banquier und ein gutes, ehrliches unverdorbenes Herz, das er aber in jenem Augenblicke des Mißmuths gern für zehntausend Thaler hingegeben hätte.

„Es wird nicht anders, und wenn ich mir auch den Kopf, zerbreche! rief er endlich aufstehend und schwer athmend. „Es ist vorbei mit mir. Ich habe Schulden — Schulden! Und nichts, womit ich sie bezahlen kann! Keine Aussicht, keine Zukunft — ich bin ruinirt!“

Er glaubte das in vollem Ernste, denn bis jetzt war Leben und Geldhaben für ihn gleichbedeutend gewesen. Sein erster Gedanke war ein Pistol und ein Loth Blei. Glücklicherweise fiel sein Blick auf das Portrait eines noch jugendlichen Mannes, das neben dem Bilde seines Vaters an der Wand hing — das Porträt seines Onkels.

„Himmel!“ rief er. „Das ist ein Gedanke! Ich gehe nach Amerika. Hier bin ich ein Lump, dort bin ich reich. Guter Onkel, Du hast mich manchmal gerettet, wenn mein Leichtsinn mich mit meinem Vater entzweite. Du bist auch mein Schutzengel. Nach Amerika!“

Sein Onkel lebte nicht etwa dort, wie man aus diesen Worten hätte schließen können. Er war schon seit einigen Jahren gestorben, in Amerika, wohin er gereist, um Ländereien anzukaufen und urbar zu machen, da seinem thätigen Geiste das Leben in Europa nicht zusagte. Jene Ländereien hatte er in seinem Testamente dem Neffen, Hugo von Winterfeld, vermacht, und sie waren es, deren sich der junge Mann jetzt erinnerte.

„Dort bin ich noch reich!“ wiederholte er, während er mit großen Schritten durch das Zimmer ging. „So viel ich damals hörte, sollen es enorme Strecken Landes sein, so groß wie die Mark Brandenburg. Desto besser — dann lehr ich eines Tags als ein Millionär zurück.“

Hugo gehörte zu jenen sanguinischen Temperamenten, die von der größten Niedergeschlagenheit leicht zu neuen und lebhaften Hoffnungen übergehen. Vor wenigen Minuten hatte er an das Pistol gedacht — jetzt lächelte ihm schon eine glänzende Zukunft in Amerika. Die Vergangenheit lag weiter hinter ihm, eine thatenreiche Zukunft breitete sich verlockend vor ihm aus.

„Es war im Grunde genommen ein langweiliges Leben hier, und ich hatte es zuletzt herzlich satt!“ sprach er vor sich hin. „Nichts als Tietz und Kroll und Borchardt, Renz, Theater und Wettrennen — ein Ewiges Einerlei. Amerika — dort kann man zeigen, daß Kraft und Muth im Herzen und im Arm ruhen. Es ist ein Glück, daß es so gekommen. Jetzt erst werde ich mich prüfen lernen, jetzt erst werde ich wissen, ob ich ein tüchtiger Bursche bin!“

Er sagte das nicht ganz so leicht hin, wie es vielleicht scheinen mag. Es dämmerte eine Ahnung in ihm auf, daß sein Leben zu stürmisch gewesen und daß die besseren Kräfte, die in ihm schlummerten, einer Prüfung werth seien. Der Gedanke, in Amerika nach Thaten und Abenteuern zu ringen, bemächtigte sich seiner mit zauberischer Gewalt. Er überlegte, ob er nicht recht bald abreisen könne, und wurde erst dann wieder mißmuthig, als er sich sagen mußte, daß er seine Schulden vorerst nicht bezahlen könne. Aber er war ja immer noch der reiche Mann. Von Amerika aus wollte er seine Gläubiger befriedigen. Was war denn auch am Ende so Schlimmes dabei, ein paar tausend Thaler Schulden bei den Leuten zurücklassen, die ohnehin schon genug an ihm verdient hatten!

Nach einer Stunde war er mit sich selbst im Reinen. Er wollte ohne Abschied abreisen, er wollte „verschwinden“, wie es die Berliner nennen. Nur einem einzigen Freunde, der sein ganzes Vertrauen besaß, wollte er sich entdecken und ihn bitten, sein Mobiliar und seine Pferde zu verkaufen und mit dem Erlöse die Schulden zu decken. Er selbst hatte an demselben Tage noch eine Spielschuld von dreihundert Louisd'ors zu empfangen. Das schien ihm genügend, um nach Amerika zu reisen und dort seine Besitzungen zu übernehmen. Genug, Alles gestaltete sich freundlicher vor seinen Augen, sobald der Entschluß, Berlin und Europa zu verlassen, ein-

Digitized by Google

mal gefaßt war, und daran gewöhnt, schnell zu handeln, verlor er keine Minute, seinen Plan auszuführen.

Er schrieb an jenen Freund, er schrieb auch an einige Damen seiner Bekanntschaft und nahm zärtlichen Abschied von ihnen. Daß ihnen das Herz vor Kummer nicht brechen werde, wußte er recht gut, denn die Berlinerinnen verstehen es, sich zu trösten. Dann ordnete er seine Effekten, sagte zu seinen Dienern, daß er eine kleine Reise mache und daß sie sich für den Fall seines längeren Ausbleibens an Herrn v. H., seinen Freund wenden sollte und verließ an einem angenehmen Aprilabend mit dem Hamburger Zuge die preußische Residenz.

Zweites Kapitel.

Als unser junger Held nach ungefähr drei Wochen den Kai von Newyork hinanstieg, mit der Besitz-Urkunde seiner ausgedehnten Ländereien in Illinois in der Tasche, war er äußerst erschöpft und abgespannt und durchaus nicht aufgelegt zu heroischen Abenteuern. Es war seine erste Seereise gewesen und die Langeweile auf dem Dampfschiffe hatte in mancher Beziehung lähmend auf ihn eingewirkt. Er hatte während dieser einförmigen Ueberfahrt Zeit und Gelegenheit genug gehabt, ein Wort mit sich selbst zu sprechen, und das Resultat dieser stillen Unterhaltung war kein befriedigendes gewesen. Hugo grollte mit sich und seiner Vergangenheit. Er bereute seine Verschwendung an Geld und Zeit, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen, und die Reue nagte an seinem Herzen, das so brav, gut und ehrlich gewesen war, wie nur je bei einem unverdorbenen Menschenkinde. Er mochte sich noch häufig sagen, daß er nur leichtsinnig, nicht schlecht gewesen — die Wolke des Kummers blieb doch auf seinem Gesichte und auf seinem Gemüthe. Genug, die Seekrankheit und die Reue hatten das Ihrige gethan, ihn vollkommen umzuwandeln und seine Hoffnungen waren um ein Bedeutendes herabgestimmt, als der Mastenwald von Newyork vor ihm emporstieg und die freundlichen Häuser von Brooklyn aus der Ferne herüberschimmerten.

Das Gewühl am Hafen riß ihn jedoch bald mit fort. Er mußte auf seinen Koffer achten und daran denken, für's Erste ein Unterkommen zu finden. In seiner Haft, Berlin zu verlassen, hatte er nicht einmal daran gedacht, sich Empfehlungen für Newyork zu verschaffen, und seine ohnehin etwas trübselige Stimmung wurde nicht gehoben durch den Gedanken, daß er tausend Meilen entfernt von seiner Vaterstadt ganz allein in einem fremden Erdheil stehe. Augenblicke hatte er auf dem Dampfboot so viel Schlechtes über Amerika gehört, daß selbst sein muthiges Herz bei der Aussicht erbebte, von Schwindlern und Betrügern übervortheilt, von rohen und wüsten Gesellen beleidigt zu werden. Mit einem Gefühl, das dem Heimweh sehr ähnlich war, folgte er seinem Kofferträger nach Astor-House, einem der ersten Hotels in Newyork.

Aber noch ehe er es erreichte, erwartete ihn das erste Abenteuer. Ohne viel auf das lebendige Treiben des Broadway, der Hauptstraße von Newyork, zu achten, nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt und ärgerlich über die Wehmuth, die in wider Willen beschlichen, ging er mit gesenktem Kopf vor sich hin, bis er plötzlich heftig an die Schulter einer anderen Person stieß, daß er zurücktaumelte.

„Teufel!“ rief er, ganz vergessend, daß er in Newyork und daß der Zusammenstoß zum Theil seine eigene Schuld sei, „Teufel, das war grob!“

„Nicht grober als Du selbst, Spillerbein!“ lautete die Antwort, die aus einem Munde kam, den ein mächtiger schwarzer Bart verbarg und zu dem eine kolossale Figur gehörte, die sich jetzt drohend in ihrer ganzen Höhe vor dem Baron aufrichtete.

Mochte nun die Anspielung auf seine schlanke Figur, die übrigens nebenbei gesagt anmuthig und sehr regelmäßig war, den Baron beleidigt haben, oder gefiel es ihm nicht, daß sein Gegner sich so trotzig vor ihm aufrichtete — genug, er dachte nicht daran, daß er hier einen Landsmann, einen Deutschen getroffen, sondern war entschlossen, dem Manne zu zeigen, daß er sich derartiges nicht ungestraft bieten lasse. Vielleicht stieg auch etwas von dem alten aristokratischen Hochmuth des Vaterlandes in ihm auf und ließ ihn vergessen, daß Berlin tausend Meilen weit entfernt sei.

„Was soll das heißen, Schlingel?“ rief er. „Glaubst Du, weil Du in Amerika, der Heimath der Grobiane bist, dürftest Du einen Fremden ungestraft beleidigen?“

„Schlingel? Grobian?“ rief der Athlet lachend. „Aha, ich merke schon, Du bist so ein frisches Bürschchen, das heute erst über die See gekommen. Laß doch sehen, wie es bei Dir hinter den Ohren aussieht.“

Damit griff er dem Baron nach dem Kopf, als wollte er in aller Gutmüthigkeit den groben Scherz zum Ernst machen. Aber ein Schlag Hugo's brachte ihn, wenn auch nicht zum Wanken, doch zum Stehen.

„Verdammt!“ rief der Deutsch-Amerikaner. „Du schlägst einen freien Mann? Das wirst Du büßen.“

Und nun zum ersten Male sah Hugo von Winterfeld etwas in der Hand des Amerikaners, das er vorher noch nicht gesehen, ein dickes, mehrere Zoll langes, breites Messer, oben ein wenig gebogen. Es glänzte dicht vor ihm, und ertrübe ihm im nächsten Augenblick im Herzen oder sonst an einer empfindlichen Stelle gesessen haben, wäre nicht blitzschnell etwas zwischen ihn und seinem Gegner getreten.

„Ludwig, hast Du schon wieder Streit?“ rief eine jugendliche Stimme.

Hugo, dessen Blick durch die Bestürzung und durch den Glanz des Messers für eine Secunde geblendet war, sah jetzt, daß eine weibliche Gestalt, wie es schien eine junge Dame aus den höheren Ständen, sich zwischen ihn und den Angreifenden geworfen und den Arm des Letzteren ergriffen hatte. Bis jetzt sah er nur ihre schlanken, graciösen Formen, nicht ihr Gesicht, wohl aber die langen blonden Locken, die üppig und ungekünstelt auf den Nacken niederfielen. Ihre Toilette war fein, ohne reich oder überladen zu sein.

„Liebes Fräulein,“ sagte der Deutsch-Amerikaner fast verlegen, während er mit seiner Linken an der Mütze faßte, „dieser Grünschnabel nennt mich einen Schlingel!“

„Nun, Du siehst, daß es ein Fremder ist,“ rief die junge Dame. „Ich kenne Dich, Du bist immer zum Streit aufgelegt. Und wer wird denn das Messer nehmen? Schäme Dich, Ludwig. Ich fürchte, Du hast getrunken.“

„O, nein, mein Fräulein!“ rief Ludwig. „Aber ich konnte doch nicht —.“

„Geh nur, geh!“ rief die Dame, ihn fortdrängend. „Du versperrst den Leuten den Weg. Fort, fort!“

Sie drängte ihn mit ihren zarten Händen fort und der Athlet gehorchte widerstrebend, noch einen letzten Blick geheimen Grolles auf den Baron werfend. Dieser sah jetzt zum ersten Male seine Retterin, aber nur flüchtig. Er sah ein allerliebstes Gesicht mit glänzenden Augen und dem kleinsten, lieblichsten Mund von der Welt. Er wollte auf ihr zutreten und ihr danken, denn, daß er ohne ihre Dazwischenkunft verloren gewesen, sah er wohl ein.

Aber die Dame erwartete seinen Dank nicht. Erröthend erwiderte sie nur flüchtig seinen Gruß, eilte zu einer älteren Dame, die mit ihr gekommen, ergriff den Arm derselben und entfernte sich so schnell, daß der Baron es für unhöflich hielt, ihr nachzufolgen und zu danken.

„Das wäre ja ein erstes Abenteuer,“ sagte er langsam weiter gehend zu sich selbst. „Beinahe hätte ich weiter nichts von Amerika gesehen, als den Kai und die Straße. Aber es war ein allerliebstes Gesicht, so deutsch — und sie sprach auch deutsch. Ich möchte darauf schwören, sie gesehen zu haben, wenn das nicht eine Unmöglichkeit wäre. In welcher Verbindung mag sie wohl mit dem rohen Burschen stehen?“

Er sah sich um, weil er glaubte, sie noch einmal sehen zu können. Aber sie war bereits im Getümmel verschwunden.

„Kennen Sie zufällig diese Dame?“ fragte er seinen Führer auf Englisch.

„Nein, Sir,“ antwortete dieser. „Es war eine Deutsche.“

„Das weiß ich selbst,“ antwortete Hugo. „Was ist das für ein Haus?“

Er zeigte auf ein schönes Gebäude mit Marmorsäulen, vor dem er jetzt stand.

Digitized by Google

„Das ist Astor-House, das Hotel, nach dem ich Sie führen soll," antwortete der Führer.

„Gut, so bringen Sie meinen Koffer hinauf," sagte Hugo und trat ein.

Drittes Kapitel.

Es war ungefähr um die Zeit des amerikanischen Mittagessens, als Baron Hugo in ein kleines bescheidenes Zimmer geführt wurde, das zu dem weltbekannten Rufe des Hotels im schneidendsten Gegensatze stand. Er machte so schnell als möglich Toilette, und als ihm das Frembenbuch vorgelegt wurde, schrieb er sich mit seinem vollen Namen, Hugo Baron von Winterfeld ein, obgleich er früher während der Reise den Entschluß gefaßt hatte, in dem neuen Erdtheile mit aller Bescheidenheit eines einfachen Weltbürgers aufzutreten und sich nur auf seine Kräfte, nicht aber auf seinen Namen zu verlassen, der ihm ebnehin in Amerika wenig nützen konnte. Dann ging er nach dem gemeinsamen Salon, der Salon, in dem gespeist wurde.

Jetzt erst, als er den komfortablen Luxus dieses Salons sah, an den eine Reihe gemeinsamer Gesellschaftszimmer stießen, begriff er die eigenthümliche Einrichtung der amerikanischen Hotels, die dem öffentlichen Leben jenes Landes ganz entsprechend ist. Der Einzelne erhält nur ein enges bescheidenes Stübchen, in dem er nichts findet, das ihn fesseln könnte. Für das Ganze aber, für sämmtliche Gäste stehen die geräumigen Gesellschaftssäle geöffnet, in denen der Fremde den bequemen Luxus seiner reichen Wohnung findet und sich mit der größten Freiheit bewegen kann. Diese Einrichtung ist nicht so unpraktisch; sie befördert die Geselligkeit, und gesellige Leute pflegen stets mehr Geld auszugeben, als einfache Reisende, die melancholisch in ihrem Zimmer sitzen.

So traf denn auch der Baron hier eine äußerst elegante und zahlreiche Gesellschaft, die ihm mit ihrer Lebendigkeit und Ungeniirtheit im Anfang freilich sehr seltsam erschien, an die er sich jedoch bald zu gewöhnen dachte Die Säle schimmerten in Gold und Bronze; Plüsch und Seide leuchteten in den prächtigsten Farben überall vor. Aber auf den schwellenden Sopha's saßen lange Amerikaner im Frack und weißer Kravate, mit den Hüten auf dem Kopf und stocherten in den Zähnen, während die Damen ebenfalls in fast vollständiger Balltoilette hin und hergingen, mit derselben Freiheit wie die Männer, eben so laut und ungenirt sprechend und handelnd. Keiner kümmert sich um den Andern. Neugierde schien Niemand zu kennen, denn kein einziger fragender Blick richtete sich auf den jungen Baron, der in ausgesuchter Toilette eintrat. Hugo empfand fast ein Gefühl von Beschämung darüber. Er erinnerte sich des Aufsehens, das sein Auftreten in einem Soal oder in dem Theater in Berlin früher gemacht hatte. Zum ersten Mal sah er ein, daß der äußere Eindruck in Amerika wenig gilt.

Etwas weniger zuversichtlich, als er eingetreten, nahm er den Platz ein, den ihm der Kellner anwies und sah, wie die Herren und Damen sich an die Tafel stürzten. Die Ersteren hatten ihre Hüte, die Damen ihre Mantillen abgelegt. Die Tafel bot also einen angenehmen Eindrück, Hugo glaubte eine Gesellschaft von eingeladenen Gästen und keinen zusammengewürfelten Haufen von Gasthausfremden zu sehen. Aber es war eben nur äußerer Schein. Keiner kümmert sich um den Anderen, Alle stürzten sich auf die Teller, wie hungrige Wölfe. Dem Baron verging beinahe der Appetit.

Aber bald athmete er auf. Ihm gegenüber nahm eine junge Dame Platz — nicht jene, die er auf der Straße gesehen und die sein Leben gerettet — nein, eine Andere, nicht weniger schön und doch sehr verschieden. Sie mochte wenig über zwanzig Jahre alt sein und ihren Bewegungen sowie ihrer Toilette nach von bester Herkunft. Sie war eine Schönheit im vollsten Sinne des Wortes; vielleicht zu regelmäßig schön, um dauernd zu fesseln, aber auf den ersten Blick verschwanden alle anderen Damen neben ihr und der Baron sah nichts weiter mehr, als ihr blasses Gesicht mit den zarten Wangen, den dunklen Augen und dem einfach gescheitelten schwarzbraunen Haar und dem feinen Mund, der sich so aristokratisch fein zuspitzte, daß es fast verwegen schien, zu denken, man könne ihm je einen Kuß rauben. Hals und Schultern, die sein Vis-à-vis frei trug, waren von vollendeter Schönheit, die Figur untadelhaft, die Hand fast lächerlich klein, genug, der Baron hatte seine frühere Begegnung auf der Straße schon in der ersten Minute vergessen und brannte vor Begierde, eine Unterhaltung mit seinem Vis-à-vis anzuknüpfen. Aber er fand keine Worte, gerade weil sein Wunsch zu lebhaft war und weil die Schönheit der Dame ihn verwirrte. Er erröthete, als sie ihn ansah und vergaß Essen und Trinken. Auch wußte er nicht in welcher Sprache er sie anreden solle. Englisch sprach er sehr schlecht, und ob die Dame französisch sprach, konnte er nicht wissen.

„Sie scheinen ein Fremder zu sein?" redete die Dame ihn endlich in letzterer Sprache an, wahrscheinlich, weil sie längst begriffen hatte, daß der Baron eine solche Gelegenheit erwarte.

Hugo war in der That außer sich vor Freude über ein solches Zuvorkommen und nahm die Unterhaltung mit einem Feuer auf, das auffällig genug von den kalten Manieren der anderen Amerikaner abstach. Er erfuhr bald, daß die Dame die Tochter eines reichen Kaufmannes sei, der sich jetzt im Staate Illinois aufhalte, daß sie während dessen in Newyork gleichsam als eine Fremde lebe und im Gasthaus dinire, und daß sie so unabhängig sei, als es nur irgendwie für die Anknüpfung eines Verhältnisses wünschenswerth erscheine. Sie war gnädig genug, ein Glas Champagner anzunehmen, das Hugo ihr anzubieten wagte, und wurde sogar nicht böse, als der junge Mann allmählich seine erste Schüchternheit ganz vergaß und sie um eine Fortsetzung dieser so angenehm begonnenen Bekanntschaft bat. Er erschrack freilich beinahe, als die Dame ihn in Folge dieser Bitte für den Abend zum Thee in ihre Wohnung einlud, aber dieses Erschrecken war doch ein freudiges. Wann hatte der junge Baron, je ein Abenteuer und nun gar ein solches von sich gewiesen! Voll Entzücken geleitete er die schöne Amerikanerin bis vor die Thür ihrer Wohnung, die ganz in der Nähe lag und kehrte berauscht von Wein und Liebe nach Astor-House zurück, wenig darum bekümmert, wer sie sei und weßhalb sie ihm so freundlich entgegengekommen. Sie war schön, liebenswürdig, wie es schien von guter Familie — wäre es nicht eine Thorheit gewesen, ein Glück zurückzuweisen, das ihm der Zufall so günstig entgegenführte?

— Mag Amerika sein wie es will, sagte er zu sich selbst, als er in der behaglichsten Stimmung im Salon saß und seinen Kaffee trank. Eins steht fest: die Frauen sind hier sehr liebenswürdig und schön, und mit der Liebe scheint es hier eben so schnell zu gehen, wie mit allen anderen Dingen. Es leben die Amerikanerinnen! Wenn mir Alles so glückt, so kann ich zufrieden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Ob Deutschland auch zerschellen mag!

Ob Deutschland auch zerschellen mag
Im wüsten Bruderkriege, —
Wenn nur im Bruderblutgelag
Die eig'ne Herrschsucht siege!

So denkt der gottvergeff'ne Mann,
Germania's Ritenäter; —
Gerechter Himmel, wann o wann
Trifft Du den Hochverräther!?

Ihn, der im gleißenden Gewand
Aus argen Truggewoben
Den König trennt von seinem Land,
Dem Fluch ihn preisgegeben!

Ihn, der mit leckem Uebermuth
Die Freiheit strebt zu tödten,
Der Deutschland jagt in Haß und Wuth
Ohn' jedes Schamerröthen!

Der, schmeichelnd einem eilen Thron,
Hohnlacht des Volkes Rechten,

Digitized by Google

Hinweisend auf den Sündenlohn
Aus blutigen Gefechten!

O Deutschland, kann der Eine Mann
So blutig dich entzweien!
Heran! Aus Nord und Süd heran,
Um sein Euch zu befreien!

O Austria, Borussia!
O lasset euch verrathen!
Noch hofft auf euch Germania,
O wollt' ihr sie verrathen!?

Bekennet frei, bekennet laut;
„Wir wollen und nicht morden!"
Es lauern ringsum — seht und schaut, —
Die tück'gen Feindeshorden.

Sie harren auf den Bruderkrieg,
Den Jener will entzünden, —
Doch euer ist noch heut' der Sieg,
So Ihr euch wollt' verbünden.

Darum, Ihr Völker, stammverwandt,
O mahnet eure Kronen,
Daß sie das Große Vaterland,
Vor Bürgerkrieg verschonen!

O einigt euch zur Friedensthat
Annoch in letzter Stunde!
Der Freiheit Erzfeind streut die Saat,
Sie geh' mit ihm zu Grunde!

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

II. Quartal 1866.

(Schluß.) Derselbe schrieb ihr am 14. Januar und kam am 16. Januar selbst zu ihr, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Allein sie konnte sich nicht dazu entschließen. Im Verlaufe bemerkte Neuschwanger dem Polizeidiener in voller Wuth: „Es gibt noch Neuigkeiten, wenn meine Frau nicht nach Hasslech zieht;" worauf Letztere durch die vorhergegangenen Mißhandlungen geängstigt, ihre Mutter bat, die Nächte bei ihr zuzubringen, was diese auch that. Am 24. Januar, Morgens 1/27 Uhr, als die Ehefrau Neuschwanger bereits aufgestanden war und ihre Mutter sich schon entfernt hatte, kam der Angeklagte, der sich in den Hof eingeschlichen hatte, verlangte Einlaß und sprengte, als seine gewaltsame Frau nicht öffnete, die von Innen verriegelte Thüre. Derselbe stürzte sich auf seine Frau, faßte und drückte sie mit einer Hand am Hals, während er mit der andern auf sie schlug. Sie riß sich jedoch los und eilte die Treppe hinunter, sah aber noch unter der Thüre, wie ihr Mann mit dem offenen Messer in der Hand die Schlafkammer betrat, wo ihre Kinder schliefen, daher sie ausrief: „Ach Gott, der bringt meine Kinder um." Der auf den Hilferuf herbeigeeilte Hausherr traf den Angeklagten, wie er vor seinem Bübchen kauerte und es am Kopfe hielt, als wolle er es umbringen, weßhalb er ihn zurückrief, ihn aus dem Hause schaffte und ihm noch ein Stück Holz nachwarf. Nun erst bemerkte man, daß dessen Ebenrau, über und über mit Blut bedeckt war und sich allenthalben im ganzen Hause, wo dieselbe hingekommen war, Blutspuren befanden. Auf dem Platze, wo der Angeklagte, kurz vorher sein Bübchen am Kopf gehalten, fand man das blutige Messer. Die Verwundete wurde auf erfolgte Anzeige sofort gerichtsärztlich untersucht und hatte am Rücken eine und im Gesicht und auf dem Kopfe 7 Stich- und Schnittwunden, die jedoch glücklicher Weise nicht lebensgefährlich waren. Einige Zeit später fand man im Feld, wohin von der Wohnung der Frau des Angeklagten Blutspuren führten, den Letzteren in seinem Blute, der dann in das Spital zu Neustadt verbracht wurde. Er hatte eine Schnittwunde im Hals, einen Theil der vorderen Gurgel durchdrungen, so daß man die Luftröhre sah. Anfangs leugnete er den Mordanfall auf seine Frau und gab an, von den Angehörigen derselben verwundet worden zu sein. Später machte er jedoch Geständnisse und zwar auch bezüglich des Selbstmordversuches. Betrunken soll der Angeklagte jenen Morgen nicht gewesen sein und das gerichtsärztliche Gutachten spricht sich auch für volle Zurechnungsfähigkeit desselben zur Zeit der That aus. Die Anklage hat 42 Zeugen vorgeführt. Die Vernehmung der Zeugen nahm den ganzen 28. und den Vormittag des 29. Mai in Anspruch, so daß erst am Nachmittage des 29. das Plaidoyer beginnen konnte. Die Vertheidigung suchte darzuthun, daß der Angeklagte im Momente der That nicht zurechnungsfähig gewesen sei, was aus seinen Antecedentien und aus den Umständen vor, während und nach derselben hervorgehe, in welchem Falle der Angeklagte freizusprechen sei. Sollten die Geschworenen jedoch denselben nicht für vollständig unzurechnungsfähig halten, so habe er doch weder die Absicht zu tödten gehabt, noch die That mit überlegtem Entschlusse vollführt, sondern es liege blos eine vorsätzliche Körperverletzung vor, bei welcher die Zurechnungsfähigkeit des Angeklagten wenigstens erheblich gemindert gewesen sei. Die Geschworenen sprachen den Neuschwanger in der Hauptsache schuldig, erklärten, daß er die That ohne überlegten Entschluß verübt habe und verneinten die Frage, ob dessen Zurechnungsfähigkeit hiebei erheblich gemindert gewesen. Auf den Grund dieses Wahrspruchs der Geschworenen wurde der Angeklagte zu einer Zuchthausstrafe von 6 Jahren verurtheilt.

Verschiedenes.

Aus Gleiwitz schreibt man der Berliner „Börsenzeitung" vom 20. ds. Mts. von einem Vorfall, der ohne die traurige Ursache tragi-komisch wäre. Für die einberufenen Landwehrmänner stand die Eisenbahn bereit, sie sollte gerade abfahren, aber ihre Frauen widersetzten sich und warfen sich in der Verzweiflung auf die Schienen vor der Lokomotive. Gewalt darf nicht angewandt werden, was also zu machen? Endlich willigten die Frauen in einen Vorschlag; sie sollen mitfahren aber in besonderen Wagen; sie stiegen ein, die Damensalons waren abgeeist und blieben zurück. Die Frauen wollten dem Inspektor das Loos des Orpheus bereiten und es kostete viele Mühe, die erzürnten Weiber zu beruhigen.

In Sidney starb vor kurzem der Krösus aller nach Australien deportirten Verbrecher und hinterließ nicht weniger als eine Million Pfund Sterling. Mr. Terry, so hieß der Mensch, hatte in seiner Jugend ein paar Gänse gestohlen und war darum deportirt worden; drüben legte er ein Pfandleihgeschäft an und gewann in 20 Jahren sein kolossales Vermögen. Dabei war er geizig und hart; einen jungen Diener, der ihn bestohlen, lieferte er an den Galgen, und obwohl er zuletzt 300,000 L. zu 10 Prozent umsetzte und sich seine Einnahme aus der Miethe seiner Häuser, deren er eine ganze Straße zu Sidney besaß, auf 70,000 L. belief, gab er doch jährlich nicht mehr als 5—600 L. aus.

Wiesenverpachtung.

Montag den 4. Juni 1866, Nachmittags 3 Uhr zu Altenglan in der Wirthschaft von Jakob Klink läßt Herr Pfarrer Müller die Pfarrwiesen mit etwa 9 Tagwerken verpachten.

A. A.

[290²/₃] **Paquay**, kgl. Notar.

Jagd-Verpachtung.

Montag den 4. Juni l. Jrs., des Vormittags 11 Uhr, wird vor dem unterfertigten Bürgermeisteramte dahier die erledigte Feld- und Waldjagd der Gemarkung von Körborn, auf mehrere Jahre verpachtet.

Kusel, den 30. Mai 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[291¹/₃] **Schleip.**

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfälzische Volkshalle.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 23. Sonntag, den 10. Juni **1866.**

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mützelburg.

Viertes Kapitel.

Während der Baron sich auf diese Weise selbst Glück wünschte, hatte ihn ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, mit verbranntem Teint und wie ein Landmann oder Farmer (Ackerbauer) gekleidet, aufmerksam betrachtet und näherte sich ihm jetzt mit ungewisser Miene.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sagte er in deutscher Sprache. „Habe ich die Ehre, den Baron von Winterfeld zu sehen, den Sohn des Herrn von Winterfeld, dessen Güter in der Nähe von Preuzlau liegen?“

Hugo blickte schnell auf. Das Gesicht des Fremden, nicht unschön, obgleich es ein dichter röthliger Bart bedeckte, und von Gesundheit und Kraft strotzend, war ihm ganz unbekannt.

„Ja wohl,“ sagte er, sich erhebend, „die Güter meines Vaters lagen dort.“

„Bitte, bleiben Sie nur sitzen,“ sagte der Fremde und nahm einen Stuhl, „dann sind wir alte Bekannte. Mein Name ist Platen und ich wohnte selbst dort früher in der Gegend.“

„Alle Wetter!“ rief der Baron freudig überrascht, „dann bist Du August Platen.“

„Der bin ich,“ antwortete Platen. „Willkommen in Amerika! Was führt Dich hierher?“

Sie schüttelten sich männlich die Hände und die freudige Erregung des Barons zeigte, daß es ihm wirklich angenehm war, in der Fremde einen so guten Bekannten zu treffen. Denn August von Platen war einer seiner intimsten Jugendfreunde gewesen, hatte indeß noch vor dem Tode des alten Herrn von Winterfeld sein Gut verkauft, um nach Amerika zu gehen und zu erproben, was ein deutscher Landwirth hier erreichen und wirken könne. Seitdem hatten Beide nichts von einander gehört.

„Du hast mich also wieder erkannt, lieber Junge?“ rief der Baron mit warmer Herzlichkeit. „Ich hätte Dich wahrhaftig nicht für den glatten August Platen gehalten, der damals sich mit seinen Nachbarn nicht vertragen konnte und überall als eigensinnig verschrieen war.

„Nun, ein Bischen war ich's wohl auch,“ antwortete August. „Aber die ewigen Grenzstreitigkeiten und Processe verbitterten mir das Leben, ich hielt's nicht mehr aus, ich mußte fort. Jetzt lebe ich anders aus als damals. Hier hat man keine Zeit zum Raisiren. Und was das Erkennen anbetrifft — nun ja, Du kannst mir bekannt vor, aber ich wußte nicht recht, wohin ich Dich bringen sollte. Deßhalb fragte ich den Kellner. Er nannte mir Deinen Namen und nun wußte ich, woran ich war.“

„Wohnst Du denn hier in Newyork?“ fragte der Baron.

„Der Himmel bewahre mich!“ rief Platen mit komischem Entsetzen. „Mit den Kaufleuten und Beutelschneidern in dieser gelobten Stadt will ich nichts zu thun haben. Ich bin nur mit meiner Schwester hier.“

„Du hast eine Schwester?“ unterbrach ihn der Baron. „Ja richtig, ich besinne mich, sie war damals noch ein Kind, vielleicht dreizehn Jahr alt. Hieß sie nicht Sarah?“

„Ja wohl,“ antwortete Platen. „Jetzt ist sie kein Kind mehr und sie hilft mir wacker auf meiner Farm, bis die Zeit kommen wird, wo sie einen Mann glücklich macht. Sie ist brav durch und durch, man lernt das erst einsehen, wenn man diese blassen, putzsüchtigen, oberflächlichen Amerikanerinnen kennen gelernt hat. Aber Du wolltest wissen, wo ich wohne. Im Staate Wisconsin, hinter dem Staat von Illinois. Dort habe ich meine Farm, oder vielmehr meine Farme, denn einige werden von Pächtern bewirthschaftet. Ich bin einer der bedeutendsten Grundeigenthümer von Wisconsin.“

„Prächtig,“ rief Hugo, „dann werden wir Nachbarn sein.“

„Nachbarn? Willst Du Dich denn in Wisconsin anbauen?“ fragte Platen.

„Das nicht, aber ich will meine Besitzungen in Illinois übernehmen,“ antwortete der Baron. „Mein Onkel hat mir eine tüchtige Strecke Landes hinterlassen.“

Und nun erzählte er seinem Freunde, weßhalb er Berlin verlassen und nach Amerika gekommen.

Platen machte ein etwas bedenkliches Gesicht.

„Wo sollen Deine Besitzungen Liegen?“ fragte er. „Beschreibe mir das genauer.“

„Das genauste wird sein, wenn Du einen Blick auf diese Karte werfen willst, die den Urkunden beigefügt ist,“ antwortete Hugo und reichte ihm die Papiere. Platen prüfte sie einige Minuten lang.

„Wir ist das Gebiet des Ohio ziemlich genau bekannt,“ sagte er dann. „Aber ich wüßte nicht, daß in jener Gegend, am Zusammenfluß des Nordflusses und des weißen Baches, eine so bedeutende Besitzung noch ohne Herrn wäre. Diese Urkunde ist ausgestellt vom Jahre 1849. Seitdem sind sieben Jahre vergangen. Ich fürchte, lieber Winterfeld, daß Dir Andere zuvorgekommen.“

„Wie meinst Du das? erwiederte der Baron unruhig.

„Ganz einfach so, daß Andere von jenem Gebiet, das sie herrenlos glaubten, Besitz genommen,“ antwortete August von Platen. Das kommt alle Tage vor und Du wirst einen schweren Stand haben. Laß nur für's Erste Deine Documente hier gerichtlich beglaubigen, sonst nützen sie Dir gar nichts, und verspriche mir, nachher nichts zu thun, ohne mich um Rath zu fragen, sonst verdirbst Du Alles. Amerika ist ein Land, in dem Dir alle europäische Weisheit nichts nützen kann und außerdem bist Du selbst mit dieser nicht übereich gelegnet, wie Dein Lebenslauf mich gelehrt hat. Ich würde Dir überhaupt rathen, mit mir auf meine Farm zu kommen. Ich reise in der Nacht ab. Geh, laß Deine Documente beglaubigen und komm mit mir. Dann wollen wir gemeinsam handeln. Willst Du das nicht, so findest Du mich bald in Platen-Town, in der Nähe der Eisenbahn, die nach Dubuque führt.“

„Ich danke Dir herzlich,“ antwortete Winterfeld. „Aber für's Erste möchte ich mich noch einige Tage in Newyork aufhalten. Später suche ich Dich jedenfalls auf. Du hast also eine Stadt nach Deinem Namen genannt?“

„Das ist hier so Sitte,“ meinte Platen. „Uebrigens kann ich errathen, weßhalb Du hier bleiben willst. Fräulein Maikäfer hat Dir wahrscheinlich ein Rendezvous gegeben. Nimm Dich in Acht vor ihr, Du kennst unsere amerikanischen Sitten nicht. Laß Dich nicht fangen!“

„Fräulein Maikäfer? Zum Teufel, was soll ich denn mit der? fragte Hugo lachend.

Digitized by Google

„Nun, so heißt die Dame, mit der Du Dich bei Tische so lebhaft unterhieltest," sagte Platen, „Dein vis-à-vis."

„Sie heißt Maikäfer?" rief Hugo mit langem Gesicht. „Der Name ist zwar sehr poetisch, aber es wäre mir wirklich lieber sie hieße Müller oder Schulz oder Schmidt. Heißt sie wirklich so?"

„Gewiß, ihr Vater ist ein Franzose und heißt Gasparin Hannoton, auf Deutsch Maikäfer," antwortete Platen. „Er hat einen liebenswürdigen Sohn, Namens Francois, mit dem er unten in Illinois sein Wesen treibt und Fräulein Amelie ist die Tochter des würdigen Mannes."

„Du scheinst die Familie ziemlich genau zu kennen," meinte Hugo.

„Gewiß, wer kennt sie nicht?" antwortete sein Freund. „Der alte Maikäfer ist ein Landschacher, kauft und verkauft Land und gilt für den zweitgrößten Spitzbuben in Newyork, denn sein Sohn ist der erste und größte. Natürlich ist er trotz dessen ein sehr geachteter Mann und gehörte sogar zu den Vertretern von Newyork im Staatrath. Er hält sich jetzt dort unten in Illinois auf, in der Gegend, wo Deine Ländereien liegen. Du wirst also in der Nähe Deines Schwiegervaters wohnen."

„Meines Schwiegervaters?" rief Winterfeld. „Was spricht Du da für Zeug?"

„Nun, Amelie Maikäfer hat es ohne Zweifel darauf abgesehen, Dich zu heirathen," erwiderte Platen ziemlich ernst, „und Du bist auf dem besten Wege, ihre Absichten verwirklichen zu helfen."

„Ich verstehe Dich wirklich nicht," sagte Winterfeld. „Glaubst Du, ich könne ein Mädchen heirathen, das mir auf solche Weise entgegenkommt und mir am ersten Tage unserer Bekanntschaft ein Rendezvous in ihrer eigenen Wohnung gibt?"

„Warum nicht? Darin ist gar nichts Auffälliges," antwortete Platen. „Die Amerikanerinnen empfangen Besuche, von wem und wie und wann sie wollen. Ihre Sitten sind darin weit freier, als die der Französinnen, Spanierinnen und Italienerinnen. Wenn Du aber glaubst, daß Du irgend etwas Anderes erreichen könntest, als eine Heirath, wenn Du mit deutschen Liebesideen oder gar mit der Hoffnung hierher gekommen bist, Verhältnisse mit jungen Mädchen anknüpfen zu können, wie wir es früher in Berlin gethan, so irrst Du gewaltig. Fräulein Amelie Maikäfer wird Dich zärtlich empfangen, wird sich nach Deinen Verhältnissen erkundigen und wenn Du ihr nicht als Mann anstehst oder sie nicht heirathen willst, so wird sie Dir die Thüre zeigen, mit eben so großer Ruhe, als ob Du ein Bettler wärst."

„Das Frauenzimmer wird sich doch nicht eingebildet haben, ich werde sie heirathen?" rief Hugo.

„Natürlich, und warum nicht? Ich sage Dir ja, sie ist die Tochter eines reichen und geachteten Mannes und ein durchaus anständiges Mädchen. Stirbt ihr Vater, so ist sie eine reiche Erbin. Bis dahin hat er aber keine Lust, ihr mehr zu geben, als tausend Dollars jährlich. Mit diesem Taschengelde lebt Fräulein Maikäfer in Newyork und sucht einen reichen Mann. Wer das ist, bekommt sie. Wenn er nur Geld hat — dann mag er ein Schwindler, Abenteurer, blind, krumm oder lahm sein! Wir haben freilich in Europa auch dergleichen Exemplare, aber so allgemein wie hier ist das System doch nicht verbreitet, so leicht wie hier wird es nirgends einem Mädchen gemacht, einen Mann zu ergattern. Nimm Dich in Acht, Winterfeld. Ein Wort zu viel und namentlich vor Zeugen, gilt hier als ein Eheversprechen, und Fräulein Amelie Maikäfer läßt Dich nicht so leicht wieder los, darauf kannst Du Dich verlassen."

„Wir wollen sehen," meinte Hugo. „So lasse ich mich nicht fangen. Und meinetwegen mag sie heißen, wie sie will und denken was sie will, ich gehe doch zum Rendezvous. Es wird wohl auch einzelne unter den Amerikanerinnen geben, die nicht gleich an's Heirathen denken."

„Thue wie Du willst," sagte Platen. „Ich habe Dich gewarnt und das ist genug. Du wirst nun vorsichtig sein. Meine Zeit ist um. Lebe wohl, Hugo! In acht Tagen hoffe ich Dich auf meiner Farm zu sehen. Vergiß nicht: Platen-Town, in der Nähe von Golena, an der Eisenbahn. Du wirst mir stets willkommen sein und ich werde mich herzlich freuen, wenn ich Dir irgendwie nützen kann.

Die beiden Freunde nahmen herzlichen Abschied, und Hugo ging auf sein Zimmer, um abermals Toilette zu machen, denn das Rendezvous wollte er nicht aufgeben. Erstens glaubte er, daß Platen etwas übertrieben habe, und zweitens war er von Berlin her gewöhnt, zu siegen. Wenn es ihm gelungen, das Herz so mancher Gräfin und Baronesse zu unterjochen — wie sollte er dann vor dem Kampf mit einer simplen Amerikanerin zurückschrecken! Und schließlich war es ja nur ein Versuch. Gelang er oder gelang er nicht, weitere Folgen konnte er nicht haben.

Fünftes Kapitel.

Der elegante Miethswagen, den der Baron bestellt, fuhr vor und Hugo begab sich für's Erste zu einem Advokaten, um Platens Rath zu befolgen und seine Dokumente verificiren zu lassen. Der Advokat fand sie ganz vortrefflich, wünschte dem jungen Baron Glück zu so ausgedehnten und schönen Besitzungen und strich die Dollars, die er für seine wenige Minuten Arbeit empfing, vergnügt ein. Hugo zweifelte jetzt nicht mehr daran, daß Platen ihm die amerikanischen Zustände in einem so grellen Lichte geschildert und gab dem Kutscher die Adresse seiner schönen Freundin, des Fräulein Amelie Maikäfer.

Amelie empfing ihn in einem kleinen, sehr comfortablen Zimmer, und begrüßte von ihrem amerikanischen Schaukelstuhl aus den jungen Mann mit einer solchen Sicherheit, daß Hugo beinahe den Muth verlor. Ohne das Schaukeln im Mindesten zu unterbrechen, bat sie ihn, Platz zu nehmen, was er ganz in ihrer Nähe that, um so mehr, da das Zimmer sehr klein war. Eine Dienerin servirte den Thee und die beiden blieben allein. Amelie war noch schöner, als am Nachmittage. Hoffnung und Unruhe bewegten ihr Herz und ihre Züge. Der junge Baron hatte Eindruck auf sie gemacht, das heißt nicht auf ihr Herz, wohl aber auf ihren berechnenden Verstand. Es schien ihr eine äußerst angenehme Partie — sobald er natürlich die nöthigen Dollars besaß, um sie zu seiner reichen Frau zu machen. Und bis jetzt schien dies der Fall zu sein. Sie erröthete, als er ihr die Hand küßte, und Hugo gewann seinen Muth wieder. Was bei ihr nur bange Erwartung war, endlich das zu erlangen, was sie so lange ersehnte — einen reichen Mann, das erschien ihm als Neigung, als aufkeimende Liebe und Hingebung. Er nahm das Gespräch wieder auf, wo es am Nachmittage stehen geblieben — er erneuerte die Versicherungen seiner Liebe und Beständigkeit. Amelie lauschte mit glänzenden Augen und wogendem Busen — und bald kniete der schöne junge Mann vor ihr, begeistert und berauscht von der Gewißheit seines nahen Triumphes. Hätte er Zeit gehabt, daran zu denken, so würde er über die Ermahnungen Platens gelächelt haben. Er war in der That hingerissen. Er heuchelte keine Liebe, er fühlte sie. Ein junger Mann in einer solchen Lage, gegenüber einem der schönsten Mädchen von Newyork, kannte nicht anders als aufrichtig sein, wenn er von ewiger Liebe und Hingebung sprach.

Hugo hatte es eben gewagt, den zweiten und dieses Mal längeren Kuß auf die kleine Hand zu drücken, die Amelie ihm ohne Widerstreben überließ, als sie geschickt einen anderen Ton anschlug und eine kühlere Frage in das Feuer seiner Beredtsamkeit warf.

„Bleiben Sie in Amerika?" fragte sie. „Wollen Sie sich hier niederlassen? Haben Sie Mittel, um es mit unseren großen Kaufleuten aufzunehmen? Ich kenne Sie so wenig und ich habe Ihnen ein so großes Vertrauen bewiesen, daß Sie mir die Frage nicht verargen, welches eigentlich Ihr Stand ist und was sie hierher geführt hat?"

Hugo war nicht recht einverstanden mit dieser Unterbrechung, aber im Ganzen ließ sich nichts gegen eine solche Frage einwenden.

„Meinen Namen kennen Sie," sagte er. „Ich bin in meinem Vaterlande Baron, bei Ihnen gilt ein solcher Titel nichts, aber er kann Ihnen wenigstens Bürgschaft leisten für ein gutes Herkommen und eine leidliche Erziehung. Im

Digitized by Google

Uebrigen besitze ich fünftausend Acker Wald in Illinois, die ich zum Theil niederschlagen lassen will. Genügt Ihnen diese Auskunft, meine theuere Amelie, um Sie zu überzeugen, daß Sie ihre Neigung an keinen Unwürdigen verschwenden?"

„Nicht ganz," antwortete Amelie lächelnd. „Besitzen Sie außerdem Nichts, kein Land, kein Haus, kein Geschäft."

„Nichts, als meine Liebe für Sie," antwortete Hugo.

„Ist das nicht genug?"

„Sehr schmeichelhaft für mich," antwortete Amelie, „aber genug? Nein, ich habe noch nie gehört, daß man nach der Heirath von der Liebe gelebt hätte, und auch die Bibel kennt diese nicht, nur die Heirath. Jacob heirathete Rebekka. In der Bibel ist nicht von Liebhabern sondern nur von Männern die Rede."

Hugo war nicht darauf gefaßt gewesen, die Bibel citiren zu hören und blieb im ersten Augenblick die Antwort schuldig. Es kränkte seine Eitelkeit, daß seine Person der jungen Amerikanerin gar nichts gelte und er begann bereits etwas für sie zu fühlen, was der Verachtung ziemlich nahe kam. Um so heftiger entbrannte der Wunsch in ihm, diese heirathslustige Dame zu täuschen oder wenigstens zum Besten zu haben. Niemals ist ein jünger und angenehmer Mann gefährlicher, als wenn seine Eitelkeit beleidigt ist und er durchaus siegen will. Das haben die Männer mit den Frauen gemein.

„Mein Fräulein," sagte er endlich, nachdem er ihr scherzend vorgeworfen, daß sie sogar die Bibel gegen ihn anrufe, „mein Fräulein, wie sie wissen, bin ich nicht ganz ohne Besitzungen in Amerika. Ich habe fünftausend Acker Waldland in Illinois und ich dächte, das wäre für den Anfang genug?"

„Möglich, aber ich fürchte, für mich wird es nicht ausreichen," antwortete Amelie mit ihrem lieblichsten Lächeln. „Wo liegt denn diese Besitzung — in welchem Theile von Illinois, meine ich?"

„Am Zusammenfluß des Nordflusses und des weißen Baches, die später vereinigt in den Illinois fließen," antwortete Hugo. „Der Advokat, bei dem ich meine Documente vorhin verificiren ließ, sagte mir, es müsse herrliches Land sein und gratulirte mir."

„Am Zusammenflusse des Nordflusses und des weißen Baches?" fragte Amelie mit verwundertem Blick.

„Ja, mein Fräulein," sagte Hugo. „Hier ist der Plan der Besitzung und eine Karte von Illinois. Wenn Sie sich dafür interessiren, können Sie die Karte einsehen."

Er reichte der Dame die Papiere und diese prüfte sie mit einer Aufmerksamkeit, wie sie bei einem Advokaten oder Geographen nicht größer hätte sein können. Plötzlich brach sie in ein lautes Lachen aus.

„Haben Sie wirklich weiter nichts, als diese Besitzung, Herr Baron?" fragte sie.

„Nichts, mein Fräulein," antwortete Hugo befremdet.

„Dann kehren Sie so bald als möglich nach Europa zurück," sagte Amelie. „Auf diesem Grund und Boden, demselben, der auf dieser Karte verzeichnet ist, steht kein Wald mehr, sondern eine Stadt. Der Wald ist seit fünf Jahren niedergehauen."

Hugo sprang auf, als hätte ihn eine Feder emporgeschnellt.

„Niedergehauen? Der Wald? Eine Stadt steht dort?" stotterte er verwirrt.

„Wie ich Ihnen sage, Herr Baron," sagte Amalie. „Ich ahnte es, sobald sie vom Zusammenflusse der beiden Bäche sprachen. Hanne-Town so heißt nämlich die Stadt, zu Ehren meines Vaters, der die meisten Häuser in derselben besitzt, ist eine ganz bedeutende Stadt von beinahe zwanzigtausend Einwohnern. Mein Vater und mein Bruder befinden sich jetzt dort."

„Aber wie ist das möglich?" rief Hugo ganz außer sich. „Wie hat man sich ohne mein Wissen meines Eigenthums bemächtigen, meinen Wald niederschlagen können?"

„Sehr einfach," antwortete Fräulein Maikäfer. „Arbeitslustige Amerikaner kamen nach jener Gegend, fanden den Boden fruchtbar, die Lage vortheilhaft und haben keinen Besitzer. Ein Land ohne Herrn gehört Jedem. Sie schlugen die Bäume nieder und bauten eine Stadt. Gratuliren sie sich, Herr Baron, daß ihrem Besitzthum diese Ehre erzeigt wurde, die Stätte einer blühenden Colonie zu werden."

„Ich werde diese arbeitslustigen Herren Amerikaner zur Rechenschaft ziehen und danke bestens für die Ehre die sie mir angethan," rief Hugo heftig. „So viel Gerechtigkeit gibt es hoffentlich selbst in Amerika, um Diebe und Räuber zur Rechenschaft ziehen zu können."

„Ihre Worte sind ein wenig scharf Herr Baron," sagte Amelie höflich, aber sehr kalt. „Mit der Zeit werden Sie lernen, sich gemäßigter auszudrücken. Bis dahin habe ich die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Ich rathe Ihnen nochmal, kehren Sie nach Europa zurück!"

Bei diesen Worten hatte sie sich erhoben, machte jetzt eine ceremoniöse Verbeugung und verschwand aus dem kleinen Zimmer.

Wüthend griff Hugo nach seinem Hut und rannte die Treppe hinab auf die Straße.

„Verwünschtes Land," rief er laut vor sich hin. „Der zweite Mensch, den man hier trifft, ist ein Raufbold oder Betrüger. Aber ich werde Euch Hallunken zeigen, was ein Mann vermag, der gerade und ehrlich seinen Weg geht. Wartet nur!"

Er streckte die geballte Hand aus, als ob er ganz Amerika sich gegenüber sähe, und wollte dann, gar nicht mehr an seinen Wagen denkend, seinen Weg fortsetzen, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte, und eine helle scharfe Stimme auf französisch sagte:

„Nicht so schnell, mein Herr! Wir müssen uns schlagen auf Leben und Tod!"

Zornig wie Hugo in diesem Augenblicke war, schüttelte er die Hand, die auf seiner Schulter lag, heftig ab und wandte sich um, mit dem Entschlusse, sich seines Gegners mit Gewalt zu entledigen. Der Gedanke zuckte ihm durch den Kopf, daß irgend ein Amerikaner seine laut ausgesprochene Drohung gehört habe und ihn dafür zur Rechenschaft ziehen wolle.

Eine baumlange Gestalt, schmal und schlank wie eine Tanne, stand vor ihm, ihn mindestens um zwei Kopflängen überragend.

„Was wollen Sie, Herr!" rief der Baron ebenfalls in französischer Sprache. „Was fällt Ihnen ein, hier auf offener Straße die Hand an mich zu legen?"

„Verzeihen Sie!" sagte der Baumlange, „aber Sie müssen sich mit mir schlagen auf Leben oder Tod!"

„Gehen Sie zum Teufel, wenn Sie Ihres Lebens überdrüssig sind," rief Hugo. „Weßhalb soll ich mich mit Ihnen schlagen? Ich kenne Sie nicht, wer sind Sie?"

„Ich bin der Lord George Gordon Killern Butzmassel," antwortete der Andere. „Wenn Sie je in England gewesen sind, so werden Sie wissen, daß die Butzmassels eine der ersten Familien des Landes sind."

„Ich war nie in England und kenne ihre Familie nicht," antwortete Hugo. „Was wollen Sie?"

„Dann haben Sie hier meine Karte," sagte der Lord. „Sie lieben Lady Amelie Hanneton, Sie sind von ihr begünstigt, Sie kommen von ihr, sogleich schlagen wir uns auf Leben und Tod!"

„Herr," rief Hugo, der nicht wußte ob er lachen oder schimpfen sollte, der aber immer noch in einer sehr aufgeregten Stimmung war, „Herr, ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Ihnen hier auf offener Straße Rede zu stehen. Aber ich will Ihnen antworten, damit ich Sie los werde. Ich liebe Fräulein Hanneton nicht, ich bin nicht von ihr begünstigt, ich komme allerdings von ihr, aber mit dem festen Entschluß, sie nie wieder zu sehen und deßhalb fällt es mir nicht im Traum ein, mich ihretwegen zu schlagen."

„Sprechen Sie die Wahrheit" rief der Lord. „Sind Sie ein Gentlemann?"

„Herr, ich bin ein preußischer Baron und das will eben so viel heißen, wie ein englischer Lord", rief Hugo. „Und nun lassen Sie mich in Ruhe. Ich will nach Hause gehen."

„Wo wohnen Sie?" fragte Lord Killern Butzmassel.

„In Astor-House", antwortete Hugo, der unterdessen das Gesicht und den Anzug seines neuen Bekannten gemustert hatte

Digitized by Google

und sich allmälig zu erinnern begann, daß ihm ein englischer Lord dieses Namens früher einmal in Berlin vorgestellt worden, und daß derselbe dort, wo er sich auf einer Reise durch den Continent einige Zeit aufhielt, wegen seines Reichthums und seiner Größe Aufsehen gemacht hatte.

„Ich wohne ebenfalls dort," sagte der Engländer. „Nennen Sie mir Ihren Namen und erlauben Sie mir dann, daß ich Sie begleite."

Da Hugo nach und nach anfing zu glauben, er habe es mit einem halb verrückten, aber sonst respektablen Engländer zu thun und nicht mit einem amerikanischen Betrüger oder Raubvolk, wie er Anfangs gefürchtet, so nannte er seinen Namen und nahm die Begleitung des Lords an.

(Fortsetzung folgt.)

Mein Sehnen.

Oft lehnt ich mich in stiller Nacht
Ans Kammerfenster hin;
Und habe bei mir nachgedacht,
Warum ich traurig bin.

Ich kühlte an den Scheiben mir
Die Stirne brennend heiß,
Und aus der Brust drängt sich herfür
Ein Seufzer, dann und treis!

Du blickst umsonst so hell und klar,
O Mond, ins Fensterlein,
Ich bin ja nimmer, wie ich war,
Kann mich nicht Deiner freu'n.

Im Freundeskreise heiter sein
Füllt mir das Herz nicht aus,
Ich bin so gerne ganz allein
Und sehne mich hinaus.

Ja schauen, wie die Wolken flieh'n
Am nacht'gen Himmel weit,
Und möchte mit den Sternen zieh'n
Durch die Unendlichkeit!

Doch wär auch dieser Wunsch erfüllt —
Jetzt bin ich's mir bewußt,
Das Sehnen bliebe ungestillt
Zurück in meiner Brust.

Was ist's, was bange mich erfüllt,
Mit unnennbarem Weh?
Im Wachen müßte ich das Bild,
Das ich im Traume seh.

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

II. Quartal 1866.

Sitzung vom 1. und 2. Juni.

Anklage gegen Jacob Kölsch, 33 Jahre alt, Steinhauer zu Winnschied, Gemeinde Kröppen im Kanton Pirmasens, wegen Todtschlags, vertheidigt durch Herrn Rechtscandidaten Petri.

Der Angeklagte ist dem Trunke ergeben, arbeitet großentheils auswärts, verschwendet seinen Verdienst und kehrt mit leeren Taschen heim, wodurch er oft Anlaß zu Streitigkeiten gegeben. So blieb es seinem Schwiegervater, dem alten Waldhüter Klein, bei dem er mit seiner Familie in einer einstöckigen Waldhütte auf dem sogenannten Windscheid wohnt, überlassen, auch noch für seine Tochter und deren Kinder zu sorgen, weßhalb dieser auch sein Möglichstes that. Anstatt dies anzuerkennen, verläumdete und demunzirte der Angeklagte seinen Schwiegervater und machte gegen denselben die drohendsten Aeußerungen. So kam er am 15. Februar letzthin des Morgens auf den Staufteinerhof, wo er mehreren Personen erklärte, er gehe jetzt heim, und wenn ihm seine Frau nicht in 5 Minuten gekocht habe, so bringe er sie um, schleife den Alten an seinem grauen Kopfe aus der Hütte und haue ihm mit der Axt den Kopf ab. Dies wiederholte er, selbst nachdem er auf dem Staufteinerhofe bei einem Bekannten eine Tasse Kaffee und ein vollständiges Mittagessen erhalten hatte, noch einige Male und begab sich von da auch direkt nach Hause. Ueber das, was nun dort vorfiel, ist seine Ehefrau die alleinige Zeugin. Dieselbe erzählt: Ihr Mann sei etwas angetrunken zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags, als sie, seit 7 Tagen Wöchnerin, im Begriff stand, sich gerade zu Bett zu legen, nach Hause gekommen mit der Frage: „Hast Du gekocht?" Auf ihre verneinende Antwort habe er ihr einen Stoß versetzt und mit den Worten: „Kochst Du bald?" sie in die Küche geschoben. Ihr anwesender Vater habe ihn nun abgemahnt, worauf ihr Mann ihr mit den Worten: „Dich alten Hund werd' ich fragen" einen neuen Stoß versetzt und auf die beruhigende Bemerkung ihres Vaters: „Sei nur ruhig, draußen steht ein Hafen voll Kartoffeln über, wenn sie gut sind, kannst Du Dich d'ran machen," diesen am Halse gepackt und mit einem vom Ofen herbeigeholten Stück Holz auf denselben und auf seine Frau geschlagen habe. Beide Angegriffene hätten sich gewehrt, seien aber dem kräftigen Manne gegenüber zu schwach gewesen. Als aber nun der Angeklagte seine Frau an den Haaren gefaßt und an denselben in die Küche geschleift, so daß ihm die sämmtlichen Haare der linken vorderen Kopfseite mit den Wurzeln in den Händen geblieben seien, habe ihr Vater sich nicht mehr zu helfen gewußt und nach seinem geladenen Gewehre gelangt, was ihm der Angeklagte jedoch aus den Händen zu entreißen gesucht habe. Nun sei ein kurzes, aber fürchterliches Ringen entstanden, das damit geendet, daß der alte Mann unterlegen sei und sich in die Stube zurückgeflüchtet habe; ihrem Versuch die Stubenthüre zu schließen, sei ihr Mann zuvorgekommen und habe auf ihren Vater geschossen und demselben durch den Schuß das linke Ohr und den Backenknochen zerschmettert. Ihr Vater sei sogleich zusammengesunken, worauf ihm der Angeklagte, der unterdessen die Flinte auf dem Boden zerschlagen, mit dem eisernen Lauf 3 oder 4 Schläge auf den linken Arm und auf den Kopf versetzt habe, sie aber hinausgelaufen sei, um bei den Holzhauern Hilfe zu suchen. So weit die Erzählung der Ehefrau Kölsch, welche sich in ihren Angaben immer gleich blieb und als ruhige und rechtschaffene Frau geschildert wird. — Einer der herbeigeeilten Holzhauer, der in der Nähe der Waldhütte arbeitete, hatte vorher gesehen, wie der Angeklagte und Klein bis vor die Hausthüre gekommen waren und einige Minuten lang aufeinander schlugen, und später bemerkt, wie Ersterer auf der Schwelle die Flinte zerschlug. Zeugen, denen der Angeklagte gleich nach der That von derselben Mittheilung gemacht hatte, versichern, von ihm gehört zu haben, daß er nach seinem Schwiegervater gezielt und auch losgedrückt habe. Später jedoch verfuchte er, sich als den angegriffenen Theil und den Schuß als beim Ringen zufällig losgegangen darzustellen, worin ihm aber seine Ehefrau ausdrücklich und wiederholt widerspricht. Einige Tage nach dem Vorfalle starb der verletzte Klein. Außer vielen kleineren Verletzungen, einem Armbruche und der Schußwunde, welche nach dem gerichtsärztlichen Gutachten in ihrem Zusammenwirken wohl auch hätten den Tod herbeiführen können, wurde noch über dem rechten Stirnbögen eine äußerlich als Hautkontusion mit Bluterguß unter der Haut erscheinende Verletzung konstatirt, der die Zertrümmerung eines Theils des rechten Hinterlappens des großen Gehirns mit Bluterguß entsprach, die als wirkende Todesursache erscheint. Die Beschädigungen der Ehefrau Kölsch hatten keine dauernden Nachtheile zur Folge. — Die Vertheidigung bestritt den Vorfall nicht, suchte jedoch darzuthun, daß der Angeklagte nicht die Absicht zu tödten gehabt habe und dadurch, daß sich der Getödtete in den Streit mit seiner Ehefrau gelegt und ihn zuerst angegriffen habe, gereizt worden sei. Die Geschworenen erklärten den Angeklagten des Todtschlags für schuldig, nahmen aber Reiz an. Der Gerichtshof verurtheilte ihn zu 8 Jahren Zuchthaus.

Aus dem Schuldgefängnisse in Berlin hat die Mobilmachung in den letzten Tagen ein Drittheil der Schuldgefangenen durch Einberufung befreit.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadeskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 24. Sonntag, den 17. Juni **1866.**

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mühlberg.

„Ich habe Sie heute nicht beim Tisch gesehen,“ sagte Hugo, um seinen Begleiter etwas zu prüfen.

„Das ist wahr“, antwortete Lord Butzmaffel. Man hatte mir gesagt, Fräulein Hanneton werde heute eine Partie nach Brooklyn machen und deßhalb war ich nach dem Kai gegangen, um sie dort zu erwarten. Aber sie kam nicht. Sie muß einen anderen Entschluß gefaßt haben.“

In der That hatte Fräulein Amelie zu Hugo ebenfalls davon gesprochen, sie habe nach Brooklyn fahren wollen, sei aber durch eine Kleinigkeit daran verhindert worden.

„Dann scheinen Sie weit mehr als ich ein begünstigter Liebhaber der Dame zu sein“, sagte er zu dem Lord. „Jedenfalls wollten Sie die Dame begleiten?“

„O nein, nein,“ erwiderte der Lord in klägl ichem Tone, „ich habe noch nie ein Wort mit ihr gesprochen.“

„Das ist seltsam in der That!“ meinte Hugo. „Was veranlaßt Sie denn, mich so plötzlich und so rauh anzusprechen?“

„Meine Eifersucht, meine wüthende Eifersucht!“ rief Lord Killfery Butzmaffel. „Ich liebe Fräulein Amelie unaussprechlich, ich kann nicht leben, ohne sie zu sehen. Ich würde Jeden tödten, den sie begünstigte.“

„Aber, mein werthester Lord“, warf Hugo ein, was hindert Sie denn, sich gegen Fräulein Hanneton aussusprechen? So viel ich gehört habe, wünscht sie einen Mann, und zwar einen reichen Mann. Ich glaube, sie wird Ihnen keine abschlägliche Antwort geben!“

„Meinen Sie?“ fragte der Lord schnell, aber mit unglaubigem Ausdruck. „Ich habe nicht den Muth, ihr einen Antrag zu machen. Und was kann einer solchen Dame an Reichthum liegen? Die reichsten Männer in Newyork machen ihr den Hof.“

Hugo war verwundert, den Lord so sprechen zu hören. Fräulein Amelie war ihm sehr freundlich entgegengekommen und wie es schien, hatte sie gar nicht so sehr bedeutende Ansprüche gemacht. Weßhalb sollte also eine heirathslustige Dame einen englischen Lord mit einem prächtigen Titel und einigen hunderttausend Pfund ausschlagen, um so mehr, da sie es so gut verstand, diejenigen selbst in's Gespräch und in ihr Netz zu ziehen, die ihr zu schüchtern schienen? entweder war der Baron oder der Lord im Irrthum? entweder war Amelie wirklich eine sehr gesuchte, aber kokette wählerische Dame, oder der Engländer hatte die Gelegenheit verstumt, sich ihr verständlich zu machen. Das Letztere schien dem Baron das Wahrscheinlichste. Er hatte nie einen Mann gesehen, dessen Sprache und Bewegungen unbeholfener gewesen wären. Ein solcher Mann konnte allerdings Jahre lang nach einem geliebten Wesen schmachten, ohne auch nur durch ein Zeichen anzudeuten, was er fühle, und die Worte auszusprechen, die ihn vielleicht glücklich machten.

„Woher wußten Sie denn, daß ich bei der Dame war?“ fragte Hugo.

„O, Herr Baron, ich weiß Alles, ich weiß genau, wer bei ihr ist und wohin sie geht!“ rief der Lord. „Ich habe meine Diener, meine Spione. Sie macht keinen Schritt, den ich nicht kenne. Ich hörte, daß ein junger Mann eben bei ihr sei, ein Fremder, ein deutscher Baron und ich war entschlossen, Ihnen eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Gebdam, das war ich!“

„Beruhigen Sie sich nur!“ rief Hugo lachend, und er erzählte dem Lord so genau, als seine Eitelkeit ihm gestattete, wie ihr kokettes Wesen ihn erst angezogen, dann beleidigt habe und daß er fest entschlossen sei, sich nicht mehr um sie zu kümmern.

„Ach, Herr Baron, wenn ich nur den zehnten Theil Ihres Muthes hätte!“ rief der Lord mit klägl icher Offenherzigkeit. „Dem stärksten Manne will ich mich gegenüber stellen, mit den Fäusten, mit dem Degen, selbst mit dem Bowiemesser. Tausend Wetten, bei denen es sich um Muth und Kraft handelt, habe ich gewonnen. Aber wenn ich in eine Frau verliebt bin, so kann ich kein Wort sagen. Es ist mir unmöglich — ich kann kein Wort sprechen. Und wenn ich spreche, so lachen die Damen über mich — ich werde wüthend, und Alles ist vorbei. Es macht mich toll. Aber zu Lady Hanneton muß ich sprechen, ich kann nicht leben ohne sie. Sie muß meine Frau werden.“

„Nun, wenn ich hier in Newyork bleiben sollte — was aber wohl kaum der Fall sein dürfte — so will ich ihr Fürsprecher bei der Donna sein“, sagte Hugo.

„O, wenn Sie das sein wollen!“ rief der Lord enthusiastisch. „Meine Bitte und meine Person stehen Ihnen dann zu Befehl. Schon viele Freunde haben mir gesagt, sie wollten bei Lady Hannetown für mich sprechen, aber Keiner hat es gethan. Sie sagen immer, ich sollte selber reden, sie wollten nicht dazu beitragen, daß ein so schönes Mädchen meine Frau würde und daß ich in's Unglück ginge. Das sind Thorheiten. Aber genug — Keiner hat gesprochen. Bleiben Sie doch in Newyork!“

Hugo mußte innerlich lachen. Diese Naivität und Offenherzigkeit war nur bei einem Engländer zu finden. Aber auch er dachte schon jetzt daran, daß es Unrecht sein würde, den Lord, der jedenfalls gutmüthig war, mit einem so berechneuden Wesen, wie Miß Hannetown zu verbinden, und daß die Freunde des Lords nicht so unrecht daran gethan, eine solche Heirath zu verhindern. Nur darüber wunderte er sich immer noch, daß Miß Amelie nichts von der leidenschaftlichen Verehrung des Lords für sie erfahren und daß sie die Gelegenheit noch nicht wahrgenommen, ihre Netze nach ihm auszuwerfen.

Inzwischen waren sie an der Thür des Hotels angelangt und gingen Beide in das Gesellschaftszimmer, das von Herren und Damen belebt war. Dort erneuerten Beide im Licht der Gasflammen ihre Bekanntschaft, die sie auf der Straße angeknüpft, und Hugo erkannte in dem Lord Butzmaffel wirklich jenen Engländer, der ihm damals in Berlin vorgestellt worden. Der Lord zeigte sich hier in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, stolz, unbeholfen, gutmüthig, wettsüchtig, ein richtiger Lord, vom Kopf bis zur Zehe. Hugo mußte bald über ihn lachen, bald ihn bedauern, manchmal auch seine Gutmüthigkeit bewundern. Auf die Bitten des Lords, in Newyork zu bleiben und seine Bekanntschaft mit Lady Amelie Hanneton zu vermitteln, konnte er freilich nicht eingehen. Doch versprach er ihm, sobald als möglich nach Newyork zurückzukehren und dann den Brautwerber für den Lord zu machen, während dieser ihm versicherte, daß er auf jeden Fall Astor-House und Newyork nicht verlassen werde, so lange Lady

Digitized by Google

Amelie die Stadt und das Hotel mit ihrer huldreichen Gegenwart beglücke.

Siebentes Kapitel.

Der Baron von Winterfeld war, nachdem er dem Lord die Hand geschüttelt, auf sein Zimmer gegangen. Das kleine Abenteuer hatte wenigstens das eine Gute gehabt, seine Gedanken von der Nachricht abzuziehen, die ihm Fräulein Amelie gegeben. Aber in der Einsamkeit des kleinen unbehaglichen Zimmers kehrte ihm das Bewußtsein seiner angeblichen Lage um so lebhafter zurück, und in einer höchst verdrießlichen Stimmung warf er sich in das kleine Sopha.

Was war zu thun? Der Rath, den ihm Amelie gegeben, nach Europa zurückzukehren, war nicht so übel. Hugo selbst wußte kaum etwas Besseres. Wenn er auch in der ersten Aufwallung ganz Amerika den Krieg erklärt und geschworen, sich an den spitzbübischen Gaunern, die sein Eigenthum in Besitz genommen, zu rächen, so sah er jetzt, als er allein und sein Zorn verraucht war, recht gut ein, wie schwer es sein würde, sich in einem fremden Lande, ohne Freunde, ohne Geldmittel Recht zu verschaffen gegen geborene Amerikaner, die übrigens außer ihrer Kenntniß aller Ränke und Schliche noch den Vortheil des Reichthums hatten. Selbst sein Freund Platen, bei dem er sich Rath hätte holen können, war abgereist; es blieb ihm nichts, als sein eigener Scharfsinn und Jugendmuth. Um Beiden war es aber in diesem Augenblicke schlecht bestellt. Den Kopf in die Hände gestützt und tief niedergebeugt, saß er grübelnd da und dachte wehmüthig an Berlin und das sorglose Leben, das er dort geführt, und ob es nicht besser sei, ohne viel Besinnen derthin zurückzukehren und die Güte irgend eines Freundes in Anspruch zu nehmen, um eine Stellung in der Armee oder in der Verwaltung zu erhalten. Aber es waren Gedanken, die nur schattenhaft vorüberzogen und deren Unausführbarkeit er einsah. Die Wirklichkeit kehrte ihm immer wieder zurück; sein Besitzthum war ihm entrissen, er mußte versuchen, es wieder zu erlangen, er mußte sich in tausend Wiederwärtigkeiten wagen, jetzt galt es, den Muth zeigen, der ihm auf dem Schiffe, während der Ueberfahrt vorangeschwebt und ihm als Leitstern hatte dienen sollen. Aber gerade jetzt fühlte er sich schwächer als je. Ein verunglücktes Liebesabenteuer, die Nachricht, daß ein anderer der Besitzer seines Eigenthume geworden und ein kleines unheimliches Zimmer in einem fremden Welttheil hätten auch Männer niederdrücken können, die mehr erfahren und gelebt, als der Baron von Winterfeld.

Er hörte, daß die Thür aufging und das riß ihn aus seinen düsteren Träumereien. Er blickte auf und sprang empor, als ob ihn ein elektrischer Schlag getroffen, denn vor ihm stand eine Gestalt, die einem Gespenste oder einem Teufel ähnlicher sah, als irgend etwas Anderem in der Welt.

Der Leser denke sich eine große atlethische Figur von einem so dunklen Kupferbraun, daß sie des Abends beinahe schwarz erschien, mit langen bunten Federn auf dem Kopfe, das Gesicht blau, grün und roth, eine wollene Decke von schreienden Roth übergeschlagen, mit einer mächtigen Streitaxt in der Linken, die glänzenden Augen starr auf den Baron gerichtet, und er wird begreifen, daß dem jungen Mann seltsam dabei zu Muthe wurde, als diese höchst seltsame Erscheinung vor ihm stand.

Wer in aller Welt war dies und was wollte dieses Wesen von ihm? Hugo hatte genug seltsame Dinge an diesem ersten Tage seiner Ankunft in Newyork erlebt, doch alle waren im Bereich des Möglichen und Menschlichen geblieben. Dies aber war zu viel! Allerdings sagte Hugo sogleich nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, daß es ein Indianer sein müsse. Aber was wollte diese Rothhaut in seinem Zimmer? Und wie kam ein solcher Indianer in dieser Tracht nach Newyork? Hugo hatte doch gehört und gelesen, daß Indianer sich selten in die Hauptstadt Nordamerika's wagten.

So standen sie Beide und starrten sich an, der Indianer ebenso ruhig und scheinbar verwundert wie der Baron. Endlich erschien eine dritte Person in Gestalt eines gut gekleideten jungen Mannes in Frack und Hut, der laut lachend in der Thür stehen blieb und einige Worte in englischer Sprache rief, worauf ihm Hugo erwiderte, er verstehe ihn nicht.

„Ah so," fuhr der Andere in französischer Sprache fort. „Sie sind ein Fremder. Nun, ich wollte Sie nur um Entschuldigung dieses Mißverständnisses bitten. Hier dieser höchst ehrenwerthe Herr Squinanbosch hatte sich beim Hinaufsteigen nach seinem Zimmer um eine Treppe geirrt, hat die fünfte Thür hier gezählt und geöffnet. Er scheint aber eben so verwundert, wie Sie."

Dem Baron machte dieses Abenteuer Spaß.

„Wer ist denn dieser Squinanbosch? fragte er den Amerikaner. „Wie kommt er hierher?"

„Er ist der Fürst, der Oberste, der Sachem eines indianischen Stammes, der Winnebagos, antwortete der Andere, und seine Landsleute haben ihn nach langen und vergeblichen Unterhandlungen hierher gesandt, um einige Streitigkeiten zu schlichten. Ich bin ihm als sein Begleiter und Dolmetscher beigegeben, während er sich in Newyork aufhält. Früher habe ich in jenen Gegenden gelebt und aus Liebhaberei die Sprache jener Indianer studirt. Unser Präsident wünscht, daß der Winnebago die Stadt kennen lerne, um später seinen Brüdern von unserer Macht und unserem Luxus zu erzählen. So eben komme ich mit ihm aus dem Theater und aus einer Privatgesellschaft. Entschuldigen Sie die Störung mein Herr. Ich kann mir Ihre Ueberraschung denken."

„In der That, ich war fast erschreckt," sagte Hugo. „Also dieser Indianer, wenn ich recht verstehe, wohnt auf Kosten des Staates in Astor-House und besieht sich Newyork?"

Ganz recht," erwiederte der Amerikaner. „Er ist höchlichst über Alles verwundert. Denn einen größeren Gegensatz, als die Wälder von Illinois und die Paläste von Newyork kann man sich wohl kaum denken."

„Illinois?" rief Hugo, den jetzt Alles interessirte, was den Staat anbetraf, in dem seine Besitzungen lagen. „Ist dieser Indianer aus Illinois?"

„Ja wohl," antwortete der Amerikaner. „Die Winnebagos sind weit zerstreut und sehr zurückgedrängt. Ihre Hauptstämme leben im Norden von Wisconsin, aber einzelne Abtheilungen hausen auch noch in den Wäldern von Illinois, und zu diesen gehört mein Freund Squinanbosch, der übrigens ein sehr tapferer Krieger ist und wahrscheinlich mehr Skalps in seinem Wigwam hängen hat, als mancher Farmer Hirsche geschossen."

„Und was führt ihn jetzt nach Newyork?" fragte Hugo. „Entschuldigen Sie, daß ich Sie aufhalte, aber da ich ein Fremder bin, so interessirt mich natürlich alles, was dieses Land betrifft."

„O, ich bitte, ich gebe Ihnen gerne Auskunft," antwortete der Amerikaner, die Cigarre annehmend, die ihm Hugo präsentirte. „Er ist mit dem Stadtrath von Hanne-Town, einer Stadt in Illinois, in Streit gerathen, weil einige Bürger dieser Stadt einen Stamm der Winnebagos angegriffen und aus ihren Dörfern vertrieben haben, mit der Behauptung, der Wald gehöre ihnen. Nun besitzen die Indianer freilich dort ein Stück freies Land, aber wer will die Grenzen bestimmen und wer will entscheiden, ob die Winnebagos oder die Bürger von Hanne-Town recht haben? Schließlich behält der Stärkere die Oberhand. Vorher werden einige Dutzend Weiße und Rothhäute im Kampfe geldtet, dann ziehen sich endlich die Indianer weiter zurück. So geht es überall."

Was Hugo hier hörte, beschäftigte ihn ungemein. Der Zufall hatte ihn mit Personen in Berührung gebracht, die zu ihm und seinen Wäldern in Beziehung standen.

„Höchst seltsam," sagte er. „Dann werde auch ich wahrscheinlich mit diesem Indianer in Conflikt kommen. Denn ich gehe nach Hanne-Town, um mein Recht in Anspruch zu nehmen."

Und er erzählte dem Amerikaner, was er über seine Besitzung und die Gründung der Stadt Hanne-Town gehört; der junge Mann hörte ihm lächelnd zu.

„Sie gehen einem schweren Schicksal entgegen," sagte er dann. „Es wird Ihnen nicht leicht werden Ihr Recht zu behaupten. Aber da ich selbst von deutschen Eltern stamme,

Digitized by Google

so betrachte ich Sie gewissermaßen als Landsmann und will Ihnen einige Rathschläge geben."

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein," sagte Hugo. „Bitte sprechen Sie."

„Für's Erste," fuhr der Amerikaner fort, hoffen Sie nicht, irgend etwas durch Güte, Milde und Vernunftgründe auszurichten, treten Sie stark und gewaltsam auf, mit dem Revolver und dem Bowie-Messer in der Hand. Suchen Sie Ihre Gegner einzuschüchtern. Denn vergessen Sie nicht, Sie gehen in eine Stadt, die Ihnen feindlich ist und deren Bürger durchaus keine Lust haben werden, Sie zu entschädigen. Vergessen Sie nicht, daß es unter diesen Bürgern eine Menge Leute gibt, denen ein Menschenleben nicht mehr werth ist, als das Leben eines Hirsches. Es ist viel bequemer, Jemand durch einen Schuß oder einen Stoß zu beseitigen, als ihm Tausende von Dollars zu zahlen, umsomehr, wenn dieser Jemand ein Fremder ist, nachdem weder Huhn noch Hahn kräht. Master Hannetown, der an der Spitze der Stadt steht, ist ein schlauer Fuchs. Wenn Sie nicht Ihr Leben verlieren, so können Sie doch gewiß sein, betrogen zu werden, am allerschlausten dann, wenn Sie zaghaft auftreten und von Recht, Gesetz und anderen schönen Dingen reden.

„Das sind freundliche Aussichten," meinte Hugo mit einem Seufzer.

„Ja, ja", fuhr der Amerikaner fort, „Sie machen keine Vergnügungspartie, wenn Sie nach Hanne-Town reisen. Auch müßte ich lügen, wenn ich Ihnen irgend welchen Erfolg in Aussicht stellen wollte, es müßte denn sein, daß ganz besondere Umstände Sie begünstigten und erfahrene Freunde Sie unterstützen. Vor allen Dingen vergessen Sie nicht, mit Gewalt aufzutreten. Sie müssen thun, als hätten Sie den Präsidenten zum Vetter. Dann lassen sich die Hauptspitzbuben vielleicht einschüchtern und zahlen Ihnen eine Entschädigung, denn von einer solchen kann doch nur die Rede sein. Ich sage Ihnen, Sie würden leichter und schneller mit meinem Freunde Squinandosch, dem Winnebago-Indianer, einig werden, als mit Master Hannetown und seinem Sohne."

„Die Familie scheint ja überall bekannt zu sein," seufzte Hugo mit schwerem Herzen. „Aber glauben Sie denn, mein Herr, daß auch die obersten Behörden von Hanne-Town Schurken und Spitzbuben sind?"

„Die Antwort können Sie sich selbst geben, wenn ich Ihnen sage, daß Master Hannetown wahrscheinlich der erste Beamte der Stadt ist," erwiderte der Amerikaner. „Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es."

Hugo sah wehmüthig vor sich hin.

„Nun," sagte er dann, „ich will mir Kopf und Herz nicht vor der Zeit schwer machen. Auch dürfte Ihrem Freunde Squinandosch die Zeit lang werden, obgleich er so ruhig dasteht, wie eine Bronze-Statue."

„Er versteht kein Wort Englisch," sagte der Amerikaner. „Aber er würde die ganze Nacht auf derselben Stelle bleiben, wenn wir so lange mit einander plauderten. Sie haben keine Ahnung davon, welche Geduld ein solcher Indianer hat. Wollen Sie mit ihm reden? Ich will Ihr Dolmetscher sein."

„Ich wüßte nicht, was ich ihm sagen sollte," antwortete Hugo. „Doch gut, sagen Sie ihm, ich wäre der rechtmäßige Besitzer seiner Wälder und würde bald nach seiner Gegend kommen, um mit ihm in Frieden und Freundschaft zu leben."

„Gut, das werde ich ihm sagen," antwortete der Amerikaner. „Ueberhaupt, mein Herr, fällt es mir im Augenblick ein, daß es gar keine so üble Idee wäre, sich für jeden Fall mit dem Indianer auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Squinandosch kehrt in den nächsten Tagen nach Illinois zurück, und die Bürger von Hanne-Town, obgleich sie eigensinnig sind wie Esel, leben doch lieber in Frieden als in Feindschaft mit den Indianern. Vielleicht können Sie also Ihr Bündniß mit Squinandosch benutzen, um den Herrn von Hanne-Town den Daumen aufs Auge zu setzen."

„Vortrefflich!" rief Hugo. „Die Idee ist nicht übel — ich ein Verbündeter der Winnebagos im Kampfe gegen die Amerikaner, um mein Eigenthum wieder zu gewinnen — das wäre ja himmlisch!"

„Aus dem Scherz kann Ernst werden, wenn Sie ihn nur recht zu brauchen verstehen," sagte der Amerikaner. „Da wir uns indessen nun einmal kennen gelernt haben, so möchte ich Sie um ihren Namen bitten. Hier ist meine Karte."

Hugo nahm sie und las: „Arthur Follenius, Dr. med."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor", sagte er. „Ihr Name ist mir nicht unbekannt. Auf dem Gute meines Vaters lebte früher ein Pastor Follenius, der auswanderte, weil er mit dem Konsistorium in Streitigkeiten gerieth. Mein Vater erzählte öfter von ihm als einem Jugendfreunde, den er sehr ungern verloren, den er aber nicht habe zurückhalten können, da Follenius zu erbittert über die Schwierigkeiten gewesen sei, die man ihm überall in den Weg gelegt."

„Dann müssen Sie ein Baron von Winterfeld sein!" rief der Amerikaner, auf ihn zutretend. „Denn auf dem Gute eines Winterfeld war mein Vater Pfarrer."

„Das bin ich auch", erwiderte Hugo, „also sind wir alte Freunde. Seien Sie mir doppelt willkommen, deshalb, Herr Doktor. Sie sehen, wie noth es mir thut, Freunde zu gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

II. Quartal 1866.

Sitzung vom 4. und 5. Juni.

(Schluß.) Bezüglich dieser Gegenstände gibt Frau Jacobi jedoch eine andere Quelle an: Sie sei Belgierin und nach dem Tode ihres Vaters mit 16 Jahren nach Paris gegangen, wo sie im Theater einen alten reichen Amerikaner kennen gelernt, der ihr eine sehr schöne möblirte Wohnung am Basiliusplatze gemiethet, monatlich 1500 Franken an Geld gegeben und außerdem an Silberzeug, Schmuck und Kleider gekauft habe, was sie nur gewünscht. Dies habe einige Zeit gedauert, bis auf einmal dessen Frau nach Paris gekommen sei, wo er sie zwar nicht mehr gesehen, ihr aber geschrieben und erlaubt habe, die ganze reiche Einrichtung zu behalten. Diese habe sie verkauft, Schmuck und Kleider aber mitgenommen und sei nach Courbevoie gezogen, wo sie ihren Mann kennen gelernt, 4 Jahre mit ihm Bekanntschaft gehabt und ihn dann im Januar 1865 geheirathet habe. Auch beim Tode ihrer Mutter habe sie einiges Silberzeug geerbt, habe aber ihrem Manne gesagt, Alles rühre von ihren Eltern her, da sie sich geschämt habe, ihm die Wahrheit zu gestehen. Es wurden nun über den Erwerb Erhebungen angestellt, wobei sich ergab, daß am 17. Juni 1865 des Nachts in der Behausung der Rentnerin Elisabetha Wanderschied in Rueil bei Paris eingestiegen und aus verschiedenen erbrochenen Behältern eine ganze Menge Gold-, Silber- und sonstige Schmuck- und Werthgegenstände, sowie eine Creditobligation von 500 Fr. gestohlen worden war. Sämmtliche von den Eigenthümern als gestohlen angegebenen Gegenstände waren theils im Besitz der Ehelente Jacobi und wurden von den Eigenthümern anerkannt, theils wurde konstatirt, daß sie bereits verkauft und manche schon eingeschmolzen waren, nur zwei Korallenknöpfe mit Goldkette und Diamantennsternchen und 4 kleinere Korallenknöpfen, die ebenfalls gestohlen waren, konnten nicht mehr ermittelt werden. Am 17. Juni fand der Diebstahl statt, am 19. Juni Abends kamen Ehelente Jacobi in Waldmohr an. Beide hatten bereits in Frankreich wegen Prellerei Gefängnißstrafe erlitten, der Angeklagte eine von 6 Jahren, deßen Ehefrau eine solche von 3 Jahren. Nach vielen Widersprüchen in ihren verschiedenen Verhören stimmten Ehelente Jacobi, die, wie sich ergeben, im Gefängniß dahier Gelegenheit gefunden hatten, sich zu verständigen, in der Angabe überein, sämmtliche Gegenstände hätten sie bei ihrer letzten Reise in Paris von einem unbekannten jungen Manne um 300 Franken gekauft. Einem Mitgefangenen hat Jacobi jedoch theilweise Geständnisse gemacht. Die Photographieen der Angeklagten wurden nach Rueil geschickt, aber weder die Bestohlenen, noch deren Nachbarn konnten sich entsinnen, je diese Persönlichkeiten gesehen zu haben. Dagegen will ein Mann von Waldmohr, der in Courbevoie wohnt, den Angeklagten Mitte Juni dorten getroffen haben. Für die Verhandlung, zu der auch Die Bestohlenen als Zeugen geladen sind und Herr Profes-

Digitized by Google

for Koch als Dolmetscher beigezogen wird, ist noch der 5. Juni anberaumt. — Der Wahrspruch der Geschworenen lautete schuldig, worauf der Gerichtshof den Angeklagten zu einer Zuchthausstrafe von 7 Jahren, dessen Ehefrau zu einer Gefängnißstrafe von zwei Jahren und Beide in die Kosten des Verfahrens verurtheilte und die Restitution der zu Gerichtshanden genommenen gestohlenen Gegenstände an deren Eigenthümerin Elisabetha Wanderschied zu Rueil verordnet.

Sitzung vom 6. und 7. Juni.

Verhandlung gegen Michael Schönung, 37 Jahre alt, Schullehrer in Lingenfeld, des Betrugs im Verbrechensgrade angeklagt und Vertheidigt durch Herrn Rechtskandidaten Sauter.

Elisabetha Winkler, Wittwe von Jakob Rieger und geschiedene Ehefrau von Christian Kilian in Lingenfeld, welche früher ihre Geschäfte durch den Gemeindeschreiber Fix allda hatte besorgen lassen, übertrug, nachdem Letzterer von Lingenfeld weggezogen war, die Verwaltung ihres Vermögens dem Angeklagten, der zwar persönlich vermögenslos, aber als solider und verläßiger Mann bekannt war. Ehefrau Kilian wohnte früher in Mechtersheim, wo sie Haus und Güter veräußerte. Den Erlös zog der Angeklagte ein und rieth ihr, er wolle denselben in kleinen Beträgen gegen Handschrift ausleihen, sie möge aber nicht mit den Schuldnern, persönlich verkehren, weil dies den Leuten unangenehm sei. So verwaltete Schönung das Vermögen einige Zeit, indem er die betreffenden Schuldscheine, die von ihm geschrieben wurden nachdem dieselben unterschrieben waren, der Ehefrau Kilian zum Aufbewahren übergab und ihr dann hie u. da kleine Geldbeträge, angeblich eingegangenen Zins, einhändigte. Da diese Ablieferungen im Laufe des letzten Jahres jedoch selten kamen und nur geringe Beträge ausmachten, so gerieth Ehefrau Kilian in förmliche Geldnoth und sprach einige ihrer angeblichen Schuldner, deren Namen sie aus den in ihren Händen befindlichen Schuldscheinen kannte, um Zahlung an. Wie erstaunte Sie aber, als sie von denselben vernahm, daß sie ihr gar nichts schulden, und von Schönung, den sie hierüber zur Rede stellte, das Geständniß erhielt, daß er auf 17 Schuldscheinen die Unterschriften gefälscht und das Geld für sich behalten habe. Der Angeklagte bat sie hiebei dringend, die Sache zu verschweigen und erbot sich zur Ausstellung eines Schuldscheines für 2486 fl., den ungefähren Betrag der fraglichen 17 Handschriften, den er auch ausstellte und mit seiner Frau unterschrieb. Trotzdem wurde die Sache ruchbar, eine Untersuchung eingeleitet und 16 der Schuldscheine — einen hatte Schönung zu vernichten gewußt — wurden zu den Akten genommen. Schönung gestand auch in den ersten Verhören und die Experten konstatiren als gewiß, daß derselbe die Unterschriften auf dreien — und als wahrscheinlich, daß er sie auf allen Schuldscheinen gefälscht, und ebenso als gewiß, daß die Unterschriften von keinem der angeblichen Schuldner herrühren. Später gab Schönung an, Ehefrau Kilian habe ihm versprochen, ihn zum Erben einzusetzen, das Geld sei ihm eigentlich geschenkt gewesen gegen die Verpflichtung, gehörig Zins zu zahlen, und die Ausstellung der falschen Scheine sei mit deren Wissen geschehen, um den Argwohn ihrer Verwandten ferne zu halten.

Die Verhandlung endete damit, daß die Geschworenen den Angeklagten Michael Schönung von Lingenfeld des Betrugs im Verbrechensgrade, jedoch mit dem mildernden Umstande, daß derselbe vor der gerichtlichen Verfolgung die Ehefrau Kilian bereits für den erlittenen Schaden entschädigt hatte, für schuldig erklärten, worauf das Gericht gegen denselben eine Zuchthausstrafe von 4 Jahren erkannte.

Sitzung vom 8. Juni.

Verhandlung gegen Ludwig Kern, 54 Jahre alt, Oekonom, zu Böchingen wohnhaft, der Rothzucht, verübt am 1. Dezember 1865 in der Gemeinde Lug, angeklagt.

Diese Sache war schon in die Schwurgerichts-Session des vorigen Quartals verwiesen worden, konnte jedoch nicht zur Verhandlung kommen, da sich der Angeklagte nach dem Verweisungsurtheile seiner Verhaftung durch die Flucht entzogen hatte. Zu der gegenwärtigen Session hat sich derselbe freiwillig wieder sistirt. Da die für den erkrankten Schwurgerichtspräsidenten Herrn Rath Hecht ernannten Räthe Herren Schmidt und Kiefer bei dem früheren Verweisungsurtheile mitgewirkt haben, so führte Herr Rath Duy in gegenwärtiger Sache das Präsidium. Der Angeklagte wurde durch Herrn Rechtscandidaten Rosenberger vertheidigt. Nach stattgehabter Berathung erklärten die Geschworenen den Angeklagten für nicht schuldig, worauf derselbe freigelassen, jedoch in die durch sein Ausbleiben in der vorigen Session verursachten Kosten verurtheilt wurde. Unter letztere wurden mit Zustimmung des Angeklagten auch die des Sequesters und der Verwaltung seines Vermögens während seiner Abwesenheit, deren Betrag derselbe nicht beanstandete, aufgenommen.

Sitzung vom 9. Juni.

Contumazialsache gegen Jacob Pabst, Adjunkt und Rechner der protestantischen Kirche zu Albisheim, vermalen flüchtig und der Amtsuntreue angeklagt.

Derselbe genoß seither eines guten Rufes und galt als vermögender Mann, bis vor einiger Zeit verlautete, er käme durch schlechte Speculationen in Rückgang und sei oft genöthigt, Gelder aufzunehmen. Auf einmal ging das Gerücht, er habe sich schon seit einigen Tagen von Hause entfernt und komme nicht wieder, worauf der kgl. Bezirksamtsassessor von Kirchheim am 30. November v. J. eine außerordentliche Untersuchung der Kassa und des Rechnungswesens vornahm und hiebei in der Kirchenkasse ein Defizit von 427 fl. 17 kr. und in der Armenkasse ein solches von 64 fl. 56 kr. vorfand. An Geld war in dem Hause des Angeklagten nicht das Geringste mehr vorhanden und sämmtliche Hausmobilien waren durch Notariatsakt vom 23. November vorher an dessen Schwiegersohn zur Deckung für übernommene Bürgschaften verkauft worden. Bei den für die Kirche eingenommenen Geldern hatte der Angeklagte, um seine seit einiger Zeit fortgesetzten Veruntreuungen zu verbergen, Rechnungen, Register und Bücher unrichtig geführt und gefälscht. Derselbe wurde in contumaciam zu einer Zuchthausstrafe von 4 Jahren verurtheilt.

Zweibrücken, 15. Juni. Der Beginn der Schwurgerichtssitzungen für das III. Quartal 1866 ist auf den 27. August festgesetzt und zum Assisenpräsidenten der kgl. Appellationsgerichtsrath Johann Nicolaus Duy ernannt. Pfz. Ztg.

Bekanntmachung.

Am 2. Juli d. Jrs., Vormittags 9 Uhr, läßt der Unterzeichnete im Herrenwald bei Eckersweiler

100 Klafter buchen Scheit- und Prügelholz

versteigern.

Joh. Wack.

Bekanntmachung.

Vom 19. Juni an wird jeden Tag Milch vom Königreicher Hof nach Kusel geliefert, die Maas zu 8 kr. Niederlage bei Herrn Lammert zur Post.

Königreicher Hof, den 16. Juni 1866.

Guts-Verwalter Bauer.

Speyer, 12. Juni. Der Centner Waizen 5 fl. 13 kr. Korn 4 fl. 31 kr. Gerste 4 fl. — kr. Spelz 3 fl. 56 kr. Haser 4 fl. 44 kr.

Baumholder, 12. Juni. Der Centner: Spelz 2 Thlr. 4 Sgr. 6 pf. Korn 2 Thlr. 10 Sgr. — pf. Gerste 2 Thlr. 5 Sgr. — pf. Haser 2 Thlr. 20 Sgr. — pf. Kartoffel 10 Sgr. — pf. Erbsen 2 Thlr. 6 Sgr. — pf. Linsen — Thlr. — Sgr. pf. Butter per Pfd. 6 Sgr. — pf. Eier per Dtz. 3 Sgr. — pf. Kornbrod 5 Sgr. 6 pf. Rindfleisch 4 Sgr. — pf. Kalbfleisch 3 Sgr. — pf. Schweinefleisch 5 Sgr. — pf.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Königl. Hof
N.S.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 25. Sonntag, den 24. Juni 1866.

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mühldorg.

(Fortsetzung.)

Eine Viertelstunde verging nun mit schnellen Erklärungen und Auseinandersetzungen, bei denen sich auch herausstellte, daß der Doktor Follenius mit Herrn von Platen bekannt sei. Hugo bestellte Wein auf sein Zimmer und auf des Doktors Anrathen verdünnten Rum für den Indianer, der immer noch unbeweglich auf derselben Stelle stand. Follenius gab ihm ein Glas davon, das er mit blitzenden Augen annahm und langsam, aber fast in einem Zuge austrank.

„Lassen Sie uns nun mit Squinandosch in Unterhandlungen treten," sagte der Doktor dann. „Wir sehen uns zwar morgen wieder, denn morgen müssen Sie mein Gast sein, und außerdem haben Sie noch Einkäufe zu besorgen. Aber wer weiß, ob Sie morgen mit Squinandosch zusammen kommen. Das Bündniß muß heute geschlossen werden, und wir wollen eine vollständige Unterhandlung anknüpfen. Reden Sie zu Squinandosch, denn so ist es Sitte. Er wird zu Ihnen sprechen und ich werde der Dolmetsch sein."

Hugo der einige Gläser Wein getrunken, und den das zufällige Finden eines Freundes angenehm erregt hatte, war in der besten Laune und hielt das ganze für einen prächtigen Scherz, aus dem wohl niemals Ernst werden könne.

„Großer Krieger", sagte er aufstehend und auf Squinandosch zutretend, „großer Häuptling der Winnebagos, ich habe gehört, daß Du nach dieser Stadt gekommen, um gegen die weißen Männer von Hanne-Town zu klagen. Auch ich bin ein Feind jener Weißen, denn deren Wälder, um derentwillen Du mit ihnen streitest, gehören mir und sie verweigern sie mir."

Follenius übersetzte die Worte dem Indianer in einer Sprache, die halb wie Hundegebell, halb wie das Gurgeln eines Enterichs klang. Squinandosch hörte unbeweglich zu. Dann sprach auch er.

„Squinandosch, der Sachem der Krieger von Illinois, läßt dem weißen Manne seinen Gruß anbieten" — verdolmetschte der Doktor — „und läßt ihm sagen, daß er hören wird, was sein weißer Freund spricht."

„Ich will jetzt nach Hanne-Town gehen," fuhr Hugo zu dem Indianer gewendet fort, „und will den Räubern mein Eigenthum entreißen. Mit den Kriegern von Illinois aber will ich in Frieden und Freundschaft leben. Squinandosch und seine Gefährten sollen frei auf ihren Jagdgründen wohnen und jagen. Ich werde nie der Feind eines rothen Mannes sein."

Squinandosch hörte mit sichtlicher Befriedigung zu, als der Doktor ihm die Worte übersetzte.

„Die Freundschaft des weißen Mannes wird dem Häuptling der rothen Krieger willkommen sein," ließ er dann antworten. „Squinandosch hofft, daß der große Vater (der Präsident der Vereinigten Staaten) den Söhnen der Wälder ihr Recht lassen wird. Wenn aber das Ohr des großen Vaters sich den Söhnen des Waldes verschließt, so werden die rothen Krieger den Tomahawk erheben und für ihre Jagdgründe kämpfen. Jeder Bundesgenosse wird ihnen dann willkommen sein und wenn der weiße Mann an dem Kriegszuge Theil nehmen will, so kann er in dem Wigwan Squinandoschs wohnen und neben ihm den Kriegsruf anstimmen."

„Dies ist ein vollständiger Antrag zu einem Bündniß," ergänzte der Doktor. „Nehmen Sie ihn an und benutzen Sie später die Gelegenheit. Lassen Sie sich jedoch ein Unterpfand geben."

„Ich danke dem großen Krieger für sein Anerbieten," sagte Hugo zu Squinandosch. „Vielleicht in wenigen Tagen schon werde ich in den Wäldern von Illinois und in Deinem Wigwam sein. Aber ich bitte Dich, mir zum Zeichen Deiner Freundschaft ein Pfand zu geben."

Der Häuptling neigte sein Haupt und löste eine von den rothen Muscheln, die er wie ein Halsband trug, von der Schnur ab und reichte sie dem Baron.

„Nimm dies als ein Zeichen der Freundschaft des Squinandosch," sagte er. „Squinandosch aber bittet um ein Gegenpfand, damit er auf die Treue des weißen Mannes bauen kann."

„Wohlan," erwiderte Hugo, „Du hast gesehen, großer Krieger, wie mein Freund mir ein weißes Blättchen mit schwarzen Zeichen als Pfand seiner Freundschaft gab. Hier gebe ich Dir ein anderes Blättchen. Wer es mir bringt, wird mir willkommen sein als Freund des großen Häuptlings der Winnebagos von Illinois."

Hugo konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, als er seine Karte herausnahm. Aber der Ernst des Doktors und des Indianers zwang ihn ebenfalls ernst zu bleiben. Er machte ein Zeichen auf seine Karte, zeigte sie dem Indianer und wickelte sie vorsichtig in ein Stückchen weißes Papier. Squinandosch nahm sie wie ein Heiligthum und verbarg sie vorsichtig in einem Täschchen an seinem Gürtel. Dann auf des Doktors Anrathen, reichte ihm Hugo abermals ein Glas Rum und trank selbst vorher davon. Auf diese Weise war das Bündniß zwischen dem Indianer und dem Baron geschlossen und, wie der Doktor meinte, die Flinten und Tomahawks von Tausend Indianern ständen jetzt zu Hugo's Disposition.

„Nun gute Nacht, Herr Baron", sagte Follenius dann. „Jetzt muß ich meinen Freund Squinandosch nach seinem Zimmer bringen, denn der Kopf wird ihm schwer sein von den beiden Gläsern Rum. Auf der Karte ist die Adresse meiner Wohnung. Morgen erwarte ich Sie bei mir, Herr Baron. Kommen Sie so früh als Sie wollen. Ich bin bereit."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, Hugo nahm ceremoniösen Abschied von dem Indianer-Häuptling, dessen Augen jetzt ganz verklärt leuchteten, und müde und abgespannt, aber nicht mehr so traurig und verlassen, wie vor einigen Stunden, warf er sich auf das Bett und schlief sogleich ein.

Achtes Kapitel.

Hugo von Winterfeld blieb noch einige Tage in Newyork, zum Theil auf die Bitten des Doktor Follenius, an dem er einen so liebenswürdigen als aufrichtigen Freund fand, zum Theil auch weil er einsah, daß er sich nicht in seinem modernen Berliner Anzuge in die Wälder Amerika's wagen dürfe. Er mußte sich ganz neu equipiren und der Revolver, sogar das Bowie-Messer durfte nicht fehlen. Auch rieth ihm Follenius, sich mit Macht auf die englische Sprache zu werfen, da ohne diese kein Fortkommen in Amerika möglich sei,

Digitized by Google

und Hugo nahm sich fest vor, diesen Rath zu befolgen. Außerdem gab ihm der Doktor eine Zusammenstellung von einigen Hundert Wörtern der Winnebagos Sprache, die er selbst gemacht, als er sich in Illinois aufhielt. Beide lächelten, als Hugo es nahm, und doch sollte dieses kleine Wörterbuch für den Baron einst von Bedeutung werden.

So ausgerüstet mit Waffen, passenden Kleidern und gutem Rath stieg Hugo, von Follenius bis auf den Bahnhof begleitet, in einen Waggon der großen Eisenbahn, die nach dem Westen führt. Er versprach dem Doktor, ihm sobald als möglich Nachricht über seine Erfolge in Hanno-Town zu senden, und andererseits gab ihm Follenius einen Empfehlungsbrief an eine bedeutende Person in jener Stadt. Seinen neuen Freund und Landsgenossen Squirnanbosch hatte der junge Baron nicht wiedergesehen.

Zu Anfang fand der Baron seine Fahrt auf der Eisenbahn sehr amüsant. Die Bahn war gut, es wurde rasend schnell gefahren und die Gesellschaft war dem jungen Manne neu und interessant. Er konnte sich zwar mit Wenigen unterhalten, da er nicht der englischen Sprache und am allerwenigsten des verdorbenen Yankee-Englisch, wie es in Amerika gesprochen wird, mächtig war. Aber die verschiedenen Physiognomien, die Art und Weise, sich zu begegnen, die Manieren der Amerikaner beschäftigten und unterhielten ihn.

Bald sollte das anders werden. Schon am folgenden Tage verließen die Kaufleute und Newyorker, die zum Vergnügen oder der Gesundheit wegen nach dem Westen oder Norden reisen, den Zug und die Waggons füllten sich mit rohen und ungeschlachten Gesellen, Farmern, Jägern, Einwanderern und mancherlei Leuten, die vorsichtig behandelt werden mußten, wenn man einen Streit vermeiden wollte.

Doch hätte Hugo das noch am ersten ertragen. Bedenklicher kam ihm die Bahn und das schnelle Fahren vor. Er hatte es für unmöglich gehalten, daß auf solchen Schienen überhaupt ein Versuch zum Fahren gemacht werden könne. Auf den einzelnen Stationen, auf denen er, ausstieg sah er, wie leicht die Schienen lagen, wie schlecht sie aneinandergefügt waren und wie ungleich die Schwellen lagen, auf denen sich die Schienen befanden. Jeder Europäer hätte geglaubt, das sei eine erst im Bau begriffene Eisenbahn. Und doch sauste der Zug mit einer Schnelligkeit dahin, welche diejenige der europäischen, selbst der englischen Züge fast um das Doppelte übertraf. Der Baron, so furchtlos und muthig er sonst auch war, konnte sich einer Anwandlung von Besorgniß nicht erwehren. Bald schwankten die Wagen und neigten sich, daß er glaubte, sie müßten umstürzen, bald stießen sie krachend aneinander. Ein immerwährendes Knattern, Krachen und Klirren begleitete das Schnauben der Maschine, die ihre feurigen Funken in den dichten Wäldern so unbesorgt und so reichlich ausspie, als ob ein Waldbrand in Amerika eine Unmöglichkeit sei. Genug, der Baron gerieth zuletzt wirklich in eine Art von fieberhafter Aufregung und war fest entschlossen, die Bahn zu verlassen und ein Dampfboot zu benutzen, das von einer bestimmten Station aus, ebenfalls nach dem Staate Illinois fuhr. Wenn auch langsamer, so hoffte er doch sicherer sein Ziel zu erreichen. Tagelang allein zu sitzen mit dem fortwährenden Gedanken, daß im nächsten Augenblick ein Unglück geschehen müsse — das war nicht zu ertragen.

Kurz vor jener Station, auf der er die Bahn verlassen wollte, wechselte der Baron den Waggon, weil er glaubte, daß der seinige schlechter als alle anderen sei. Er sah freilich bald ein, daß er sich darin geirrt; die Waggons waren alle gleich schlecht. Aber er fand hier wenigstens eine Gesellschaft, mit der er sich unterhalten konnte, und das war ein Trost.

Die Reisegefährten, die er hier fand, waren nämlich ein alter silberhaariger Herr mit einer Tochter von neunzehn Jahren, und beide gefielen dem Baron auf den ersten Blick. Er hörte, wie sie Deutsch mit einander sprachen und das bewog ihn, den alten Herrn anzureden. Auf diese Weise wurde ein Gespräch eingeleitet, das den jungen Mann schnell über die nächsten Stunden hinwegführte. Der Vater war ein Deutscher, der schon in seiner Jugend als Kaufmann nach Amerika gegangen war und dort sein Glück gemacht hatte. Jetzt lebte er als Rentier in Newyork. Die Tochter war sein jüngstes aber auch einziges Kind, da die älteste Tochter gestorben. Hugo hatte kaum jemals etwas Lieblicheres, Schöneres und Anmuthigeres gesehen. Ein größerer Gegensatz als zwischen ihr und Fräulein Amelie Hannetown ließ sich kaum denken. In ihrer Sprache, ihrer Denkweise, selbst in ihrem Wesen glich sie so sehr einem deutschen Mädchen von feiner Bildung und guter Familie, daß Hugo, wenn er mit ihr sprach, beinahe vergessen haben würde, daß er in Amerika sei, hätte nicht das bedenkliche Schwanken und Krachen des Waggons ihn von Zeit zu Zeit daran erinnert.

Und doch — so eigenthümlich ist das Herz junger Leute! — empfand Hugo nichts für dieses reizende junge Mädchen, was einer ausstrebenden Neigung oder jenem überhitzte ähnlich gewesen wäre, das ihm Amelie Hannetown eingeflößt hatte. Nicht einmal jene plötzliche Regung empfand er für sie, die in ihm aufgestammt war, als er die allerliebste Blondine gesehen, die ihn in den Straßen von Newyork vor dem Bowiemesser des wilden Ludwig gerettet. Er saß neben dieser neuen Reisegefährtin, wie ein Bruder neben der Schwester und plauderte mit ihr so harmlos und so ohne alle Nebengedanken, als sei er längst mit ihr bekannt. Freilich erfuhr er, daß sie Braut sei. Aber in einem andern Falle würde das unseren galanten jungen Helden kaum abgehalten haben, einer so schönen Dame den Hof zu machen. Er fragte sich sogar selbst, warum ihm so angenehm wohl sei in der Nähe dieser Dame, ohne daß er im geringsten daran denke, ihr irgend eine Schmeichelei oder etwas von jenen Kleinigkeiten zu sagen, die als Tirailleure vorausgeschickt werden, um ein weibliches Herz zu prüfen. Aber er empfand nicht die geringste Neigung, ein solches kleines Vorpostengefecht anzuknüpfen. Für's Erste lag etwas in der heiteren und anmuthigen Ruhe dieses jungen Mädchens, das ihn davon abhielt, und dann kam jenes erwähnte brüderliche Gefühl hinzu, das ihn bewog, sie mit rein freundschaftlichen Blicken zu betrachten. Wenn sich Hugo eine Schwester gewünscht, so hätte sie so sein müssen, wie dieses freundliche und unbefangene Mädchen.

Daß sie Braut sei, hatte sie ihm selbst gesagt, und sie sprach mit ungeheuchelter Liebe und Hochachtung von ihrem Bräutigam, der sie vor Kurzem in Newyork besucht. Sie hatte ihn mit ihrem Vater nach Wisconsin, wo seine Besitzungen lagen, zurückbegleiten wollen, der Vater war jedoch einige Tage durch Geschäfte aufgehalten worden, und nun reiste sie dem Bräutigam nach, um einen Theil des Sommers in Wisconsin zu verleben und dann im Herbst seine Gattin zu werden.

Das und noch manches Andere — den Namen des Vaters und des Bräutigams ausgenommen — hatte Hugo bis jetzt erfahren und sich vorgenommen, nun doch, da er eine so angenehme Begleitung gefunden, die Eisenbahn bis zu seinem Ziele zu benützen, als plötzlich ein furchtbarer Stoß den Bahnzug erschütterte und der Baron sich auf die Seite geschleudert fühlte — wohin, das wußte er nicht.

Fast hätte er gewünscht, er wäre nie wieder aufgewacht — so entsetzlich war der Anblick, der sich ihm darbot, als die Besinnung ihm zurückgekehrt war. Er sah nichts als einen Haufen von Trümmern, von Leichen und Verwundeten — und an sein Ohr drang nichts, als das Stöhnen von Sterbenden, das Gewimmer der Verwundeten und dazwischen das furchtbare Schnauben der Lokomotive, die sich tiefer und tiefer in die Erde einwühlte, Stück für Stück dabei zersprang und eine Säule von Gluth und Feuer ausspie.

Das Unglück, das der Baron so lange gefürchtet und zuletzt doch beinahe vergessen, war wirklich geschehen. Der Zug war von den Schienen abgewichen und die kleine Erhöhung des Eisenbahndammes herabgestürzt. Einige Waggons waren über die Lokomotive hinweggegangen und hatten Feuer gefangen. Sie begannen zu brennen, um so schneller, da die Maschine sie mit ihrem Feuerregen überschüttete und von ihnen her kam das wildeste Geschrei. Nicht ein einziger Wagen war auf den Schienen geblieben.

Ein großes Unglück, wenn es auch für den ersten Augenblick die Besinnung lähmt, wirft doch im nächsten anfeuernd auf eine kräftige und muthige Natur. So auch auf Hugo.

Digitized by Google

Nachdem der erste betäubende Eindruck vorüber war, der ihn nichts deutlich unterscheiden und hören ließ, raffte er sich auf. Er glaubte Hülfegeschrei zu vernehmen und das rüthelet ihn ganz wach. Er versuchte aufzustehen, und fand, daß er nicht verwundet war. Er war nur aus dem gebrochenen Waggon eine Strecke weit fortgeschleudert worden — ein seltenes Glück für ihn bei einem so entsetzlichen Unglück. Denn rings um sich sah er nur Leichen. Er sprang auf. Freilich schwankte er und es war ihm, als müsse er wieder zusammenstürzen. Aber das war nur eine vorübergehende Schwäche. Er warf den Blick um sich, mit Entsetzen sah er den alten Herrn todtenblaß auf der Erde liegen, neben ihm das junge, schöne Mädchen, ebenfalls entweder todt oder besinnungslos.

Dieser Anblick drohte freilich seine kaum wiedergewonnene Fassung von neuem zu lähmen. Ihm schwindelte. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß die beiden vortrefflichen Menschen, mit denen er vor wenigen Minuten so heiter und freundlich geplaudert, jetzt nichts als starre Leichen seien. Aber auch dieses Mal riß ihn der schrille Hülferuf, der von den vordersten Wagen herüberdrang, aus dieser Erstarrung, die ihm leicht hätte gefährlich werden können — denn der Baron war an solche Ereignisse nicht gewöhnt, seine Nerven waren noch nicht auf die Probe gestellt. Er riß sich los und eilte dahin, wo Hülfe am nöthigsten war.

Wir wollen die nächste halbe Stunde, die der Baron verlebte, nicht genau beschreiben, die meisten unserer Leser werden derartige Unglücksfälle, wie sie in Amerika leider zu häufig sind, bereits aus andern und ausführlicheren Beschreibungen kennen. Wir wollen nur mittheilen, daß der Baron bei der Rettung derer, die noch zu retten waren, einen Eifer, eine Todesverachtung, eine Kraft entfaltete, die an das Unglaubliche grenzte.

Ohne daran zu denken, daß er einem fast sichern Tode entging, kletterte er in die Waggons, die fortwährend vom Feuer überschüttet wurden und halb brannten. Er kehrte stets dahin zurück, wo er noch eine Spur von Leben bemerkt hatte. Wie viel Personen ihm ihr Leben danken — Niemand kann es jemals wissen, den Niemand zählte die, die Hugo rettete, bis auch er endlich erschöpft niedersank.

Als er nun wieder zu sich kam, hatten herbeigeeilte Farmer das Feuer gelöscht und die Verwundeten in den Schatten des nahen Waldes getragen, denn es war Mittag und die Sonne brannte glühend vom wolkenlosen Himmel. Mit schwerem Herzen tief bekümmert und doch mit einem Gefühl ernster und feierlicher Erhebung in seinem Herzen, mit dem Gefühl, der Retter so vieler Menschenleben gewesen zu sein, ging Hugo, um seine beiden Reisegefährten aufzusuchen.

Er fand sie noch auf derselben Stelle, und schon von fern sah er, daß die Tochter lebte, während der Vater noch nicht zur Besinnung zurückgekehrt war. Als er näher kam, erstaunte er über den staaren Blick und das thränenlose Auge des jungen Mädchens, das mit beiden Armen den Vater umfaßt hielt und ihn halb mit ihrem Körper bedeckte. Er fühlte, wie schwer es sei, iher Trost zu sprechen oder unsägliches Leid zu lindern. Und doch war es seine Pflicht, doch mußte er sich dieses Mädchens annehmen. Tief betrübt trat er an sie heran.

„Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Ihren Vater nach dem Schatten jenes Waldes trage," sagte er. „Dort scheint eine Quelle zu sein. Dort wird er eher zur Besinnung zurückkehren."

Sie antwortete nicht, sie starrte ihn mit demselben Blicke an.

Ein jäher Schreck durchzuckte den jungen Baron. Er glaubte, sie sei wahnsinnig geworden.

„Mein liebes Fräulein," sagte er sanft, „stehen Sie auf, damit ich den Vater in meine Arme nehmen kann."

Sie verstand ihn und löste ihre Hände von dem Halse ihres Vaters. Hugo beugte sich nieder. Aber als er ihn berührte und näher anblickte, sah er, daß ihm die Brust zerschmettert war und daß der alte freundliche Mann eine Leiche sei. Mit einem Seufzer ließ er von seinem vergeblichen Bemühen ab.

„Ich fürchte, Ihr Vater ist schwer verwundet," sagte er leise und mit gepreßter Stimme.

Sie schien ihn zu verstehen, sie schien ihr ganzes Unglück zu begreifen, denn heftig schlang sie abermals die Arme um die Leiche des Vaters. Aber sie sprach noch kein Wort.

„Mein Fräulein," rief Hugo ernst und feierlich, „ertragen Sie dieses Unglück als eine Schickung Gottes und lassen Sie ihr Herz nicht brechen! Es gehört nicht allein ihrem Vater, es gehört auch Ihrem Verlobten, Ihrem Bräutigam. Denken Sie an ihn und erhalten Sie sich ihm!

Auch dieses Mal verstand sie ihn. Ihr Auge leuchtete und schien ihm zu danken.

„Nennen Sie mir den Namen Ihres Bräutigams und seinen Wohnort," sagte Hugo. „Ich werde Sie sicher zu ihm begleiten. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

Sie wollte sprechen. Dann fuhr es wie ein Blitz über ihr Gesicht und sie brach in ein unverständliches Lallen aus, das von Thränen und Schluchzen erstickt wurde.

Sie hatte die Sprache verloren.

Neuntes Kapitel.

Es ist möglich, daß viele junge Leute es für das Beste gehalten haben würden, die Unglückliche ihrem eigenen Schicksale zu überlassen. Denn heiter und angenehm konnte es nicht sein, ein Wesen, das den Tod des Vaters und den Verlust eines der edelsten Güter beklagte, zu begleiten, um so mehr, wenn das eigene Schicksal selbst Manches darbot, was zum Ernst aufforderte. Aber Hugo dachte nicht so. Er fühlte, was alle junge Leute, deren Herz unverdorben ist, fühlen müssen. Wenn er auch leichtsinnig war, wo ihm Leichtsinn und Koketterie entgegenkam, wenn er auch manche Frauen für nichts weiter hielt, als Spielzeug und Zeitvertreib, so ruhte doch in seiner Brust eine tiefe Achtung und Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte, eine heilige Scheu vor dem, was sich ihm als wahre und edle Weiblichkeit offenbarte. Sein Herz war ritterlich durch und durch, obgleich er die preußischen Aristokraten fast vergessen hatte. Er fühlte, wie der Adelige fühlen muß, und in jedem Stande, in jedem Alter gibt es einen Adel: der Adel des unverdorbenen, rein fühlenden Herzens — jenen Adel, den man oft leider am wenigsten da findet, wo er sein sollte, bei dem Adel der Geburt.

Es wäre Hugo unmöglich gewesen, dieses junge Mädchen zu verlassen, an das ihn zwar nur wenige Stunden flüchtiger Bekanntschaft, aber die Gefühle wahrer, aufrichtiger Achtung fesselten. Einige Minuten lang überlegte er, von tiefster Trauer erfüllt, was er nun zu thun habe. Das Schwierigste schien ihm, die Tochter von der Leiche ihres Vaters zu trennen, und da er einsah, daß ihm dies allein nicht gelingen und daß es ihm auch schmerzlich sein würde, einen solchen Versuch zu wagen, so ging er zu den Farmern, die mit den Verwundeten beschäftigt waren.

Nach einer kurzen Musterung entdeckte er einige unter ihnen, deren Mienen Gefühl genug verriethen, um ihn zu ermuthigen, sie anzusprechen. Er theilte ihnen kurz das Schicksal des jungen Mädchens mit, sagte auch, daß er entschlossen sei, sie zu ihrem Bräutigam zu führen, sobald er den Wohnort desselben erfahren hatte und bat sie, ihn zu begleiten. Die einfachen Leute, erschüttert von all' dem Unglück, das sie heute erlebt hatten, waren sogleich bereit dazu. Noch während Hugo mit Ihnen sprach, erschien auch der Geistliche eines benachbarten Städtchens, und auch an diesen wandte sich der Baron.

Als sie zu dem jungen Mädchen zurückkehrten, fanden sie dasselbe unverändert in derselben Stellung, die Arme um den todten Vater geschlungen, Hugo fürchtete, es werde große Mühe kosten, sie von der Leiche zu trennen; aber nachdem der Geistliche eine Zeit lang in englischer Sprache mit ihr gesprochen, verwandelte sich das tiefe, qualvolle Schluchzen, das sie bisher gefoltert hatte, in ein heftiges Weinen und sie machte einen Versuch, sich zu erheben. Hugo trat sogleich auf sie zu, und sie stützend, als wäre sie seine Schwester, sprach er mit ihr von alledem, was der Augenblick und das mitleidswerthe Schicksal des schönen Mädchens ihm eingeben konnte, namentlich aber von ihrem Geliebten. Sie hörte ihm weinend zu und schien auch zuweilen sprechen zu wollen. Je-

Digitized by Google

des Mal aber, wenn sie diesen Versuch machte, hielt sie erschreckt inne. Dennoch fühlte sie den zweiten schweren Verlust, der sie betroffen, noch nicht in seiner ganzen Härte. Noch war der Schmerz um den Tod des Vaters zu heftig in ihr, als daß sie etwas Anderes hätte empfinden können.

(Fortsetzung folgt.)

Irrfahrten eines Kaiserjägers.

Man wird, schreibt die Illinoiser Staatszeitung, unter einer Million Menschen Niemanden finden, der in einem kurzem Zeitraum von 17 bis 18 Jahren ein so bewegtes Leben führte, wie der Kavallerist in der Bundesarmee, Andreas Bachmann aus Botzen in Tyrol. Er machte im Jahre 1848 im zweiten Kaiser-Jäger-Bataillon alle Schlachten unter Radetzky in Italien mit. Im Jahre 1849 kämpfte Bachmann unter Haynau in Ungarn. In den Jahren von 1849 bis 1852 verfah er mit seinem Bataillon Garnisonsdienste in verschiedenen Städten in Oberitalien und Illyrien. Im Jahre 1852 ging er von Livorno nach Rom, diente ungefähr 6 Monate in der päpstlichen Armee und fuhr dann von Ankona nach Alexandria in Egypten. Von dort ging er als Schiffsloch nach Port Adelaide in Australien, dann nach Van-Diemens-Land und von da nach Rio Janeiro in Brasilien, wo er sich kurze Zeit in einem Benediktinerkloster aufhielt. Von Brasilien reiste er nach Chili, von Chili nach Peru und von dort über Panama nach Newyorkeans, wo er im Jahre 1853 ankam und sich in das zweite reguläre Vereinigten-Staaten-Cavallerieregiment anwerben ließ. Von Newerleans wurde er mit anderen Rekruten nach den Baraken der regulären Cavallerie in Carlisle, Pennsylvanien, und von dort über Texas und Neu-Mexico nach dem Territorium Utah geschickt, als der Krieg mit den Mormonen auszubrechen drohte. Bachmann kannte Brigham Young sehr gut, da er oft Gelegenheit hatte, ihn zu sehen und zu hören. Von Utah wurden sie nach Californien geschickt, wo Bachmann, als er bei einem Tanzvergnügen die Zither spielte, die Bekanntschaft einer jungen Indianerin machte und dieselbe bald nachher heirathete. Die Frau begleitete ihn nach den Territorien Washington und Nevada, wohin die Compagnie geschickt wurde und endlich gelangten sie nach Minnesota, wo Bachmann sich in der Nähe von Neunlm 320 Acker Land aussuchte, die er als Prämie von der Regierung zu bekommen hatte. Dort hielt er sich mit seiner Familie, welche jetzt aus Frau und fünf Kindern besteht, längere Zeit in Urlaub auf. Dieselben blieben während der darauffolgenden Züge Bachmann's auch dort, und derselbe ist jetzt auf der Reise zu ihnen. Es ist unmöglich, alle Schlachten und Gefechte anzuführen, an welchen Bachmann theilnahm. Vor Petersburg erhielt er sieben Schußwunden und einen Bajonettstich in die Brust. Eine Kugel traf ihm im Munde, und riß ein Stück von der Zunge ab und fuhr ohne das Gebiß zu verletzen, zum Hinterkopf wieder hinaus. (?) Der linke Arm wurde durch einen Schuß in die Schulter gelähmt und unbrauchbar, und zwei andere Kugeln zerschmetterten und verstümmelten die linke Hand. Eine fünfte traf ihn am Unterleibe und verursachte eine schreckliche Wunde. Noch zwei andere Kugeln trafen ihn in den linken Fuß. Mit diesen schrecklichen Wunden wurde er von den Rebellen hinweggenommen und als Gefangener in das berüchtigte Libby-Gefängniß in Richmond gesteckt, wo er 8 Monate lang blieb. Er sagte, daß er dort so gut behandelt und verpflegt wurde, als man es unter den Umständen habe erwarten können. Endlich wurde er ausgewechselt und in das Lincoln-Hospital nach Washington geschickt, und befindet sich jetzt auf einer Urlaubsreise nach seiner Heimath in Minnesota. Bachmann versteht und spricht folgende Sprachen: Deutsch, Englisch, Italienisch, Portugiesisch, Spanisch, Ungarisch, und einige Dialekte der slavischen Sprache. Ferner noch folgende drei ganz verschiedene Indianer Sprachen: Chereoquessisch, Blackfeet und Snake.

Verschiedenes.

In Zweibrücken haben die Bürger den Wachedienst an den Gefängnissen übernommen, da auch die letzte Compagnie Jäger dort abgezogen ist.

Speyer, 20. Juni. Steinkohlen aus den Saarkohlengruben werden nach einer Bekanntmachung in der Karlsruher Ztg. von der preuß. Bergwerksdirektion an die Bewohner Badens abgegeben, jedoch darf der Transport nicht durch die Pfalz, sondern nur über Forbach-Straßburg-Kehl gehen.

Aufruf.

Pfälzer! Bayerns Heer steht unter den Waffen, um gehorsam dem Befehle seines Kriegsherrn für des Vaterlandes Ehre und Recht in blutigen Kampf zu treten. Jede Stunde kann uns Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten bringen, und wer denkt nicht jetzt schon an das harte Loos der Verwundeten? Wir, die wir zurückgeblieben, wollen der braven Armee unsere Theilnahme durch die That bezeugen, und können dies nicht besser thun, als daß wir für die Verwundeten und die Hinterlassenen der Gebliebenen nach Kräften zu sorgen suchen. Wenn wir auch überzeugt sind, daß von Seiten der Armeeverwaltung das Möglichste für dieselben gethan werden wird, so wollen wir doch nicht vergessen, daß nie genug oder gar zu viel geschehen kann.

Die Unterzeichneten haben daher in der Voraussetzung, nicht mißverstanden zu werden, die Ermächtigung königl. Regierung zur Sammlung in der Pfalz für die Verwundeten der bayerischen Armee nachzusucht und erhalten, und wenden sich nunmehr getrost an Eure Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit mit der Bitte um milde Gaben, sei es an Geld oder an brauchbaren Lagerstheggenständen, als da sind: reine Leinwand, Charpie, Binden, Kleidungsstücke, dürres Obst, Wein, Tabak, Cigarren ꝛc. ꝛc. Die königl. Direktion der Verkehrsanstalten, sowie die Direktion der pfälzer Eisenbahnen haben wir um Bewilligung der Porto- und Frachtfreiheit gebeten, die uns in bekannter Liberalität gewiß nicht verweigert werden wird. Wir ersuchen alle Vaterlandsfreunde an den verschiedenen Orten, durch Bildung von Localcomités die Sammlung zu betreiben und das Ergebniß an uns gelangen zu lassen. Von Zeit zu Zeit werden wir ein Verzeichniß der eingegangenen Gaben veröffentlichen und zum Schlusse öffentlich Rechenschaftsbericht erstatten.

Pfälzer! Zeiget, daß den Gefühlen, denen Ihr am 6. Mai so einmüthig und erhebend Ausdruck gegeben habt, die echte Weihe der Werkthätigkeit nicht fehle. Erst in jüngstvergangener Zeit hat sich Euere Opferwilligkeit für die armen Verwundeten so glänzend bewährt. Heute werdet Ihr sicherlich nicht zurückstehen.

Speyer, den 20. Juni 1866.

D. **Geil,**	**Stempel,**	**Munzinger,**
prakt. Arzt.	k. Regierungsassessor.	k. Consistorialrath.

Mit Bezugnahme auf das Vorstehende werden die Bewohner von Kusel und der Umgegend freundlichst ersucht, gleich mit dem edlen Werke zu beginnen und sich durch Zusendung von Leinwand oder durch Reichung sonstiger Gaben an dem Liebeswerke zu betheiligen und so ihren bekannten, vaterlandsliebenden, ächt deutschen Sinn bewähren. Das Bürgermeisteramt Kusel ist bereit, solche in Empfang zu nehmen und an das betreffende Comité abzuliefern.

Für Schweißfüße.

Leinen Strickgarn und fertige leinene Socken angekommen bei

M. Kirrn.

Logis-Vermiethung.

3 Zimmer im dritten Stock bis Michaeli zu vermiethen; näheres bei **Geschwister Binger.**

Speyer, 19. Juni. Der Centner Waizen 5 fl. 21 kr. Korn 4 fl. 30 kr. Gerste 4 fl. 12 kr. Spelz 3 fl. 42 kr. Haser 4 fl. 44 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 26. Sonntag, den 1. Juli **1866.**

MÜNCHEN 1866 X

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Müßelburg.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatten die Farmer, von dem Geistlichen unterstützt, alles was sich von Papieren und Werthgegenständen bei dem alten Herrn befand, an sich genommen, und der Geistliche kam, um dem Mädchen den Arm zu reichen. Auch bat er Hugo um seine Legitimation; er fragte die Dame, ob sie die Begleitung des jungen Mannes annehmen wolle, in welchem Fall man diesem die Gegenstände ausliefern wolle, die bei dem Todten gefunden worden. Sie gab durch Zeichen ihre Einwilligung und der Baron nahm die Papiere und Werthsachen in Empfang, die ihm die Farmer aushändigten, welche dann die Leiche zu den übrigen nach dem Walde trugen.

Das junge Mädchen schien inzwischen in eine Art geistiger Betäubung verfallen zu sein, wie sie häufig auf derartige gewaltsame Schmerzen zu folgen pflegt und Hugo hielt es für gut, diesen Zustand zu benutzen, um sie von dem Orte des Unglücks zu entfernen. Dieser hatte sich inzwischen mit einer Menge von Leuten gefüllt, die theils um zu sehen, theils um zu helfen kamen. Hugo erkundigte sich bei Ihnen nach dem Wege, den er einzuschlagen habe, denn er war fest entschlossen, die Eisenbahn nicht weiter zu benutzen, um im Nothfall lieber zu Fuß zu wandern, sobald er seine Schutzbefohlene glücklich zu ihrem Verlobten begleitet.

Um den Aufenthalt desselben kennen zu lernen, durchblätterte er die Briefstasche des alten Herrn und gab einigen Eisenbahnbeamten, die hinzu gekommen waren, den Auftrag, ihm die Effekten der beiden Reisenden auszuliefern. Der Name des Herrn stand vorn in dem Portefeuille, er war Eduard Stilling. Seine Theilnahme wuchs jedoch plötzlich, als ihm ein offener Brief in die Augen fiel, der mit August Platen unterzeichnet und von Platen-Town datirt war. Hastig durchlief Hugo denselben, und zu seiner halb freudigen, halb schmerzlichen Ueberraschung erlangte er in wenigen Minuten die Gewißheit, Fräulein Clare Stilling sei die Braut seines Freundes und sei auf der Reise nach Platen-Town begriffen gewesen.

Er eilte sogleich zu Clare, die auf dem Rasen saß, den Kopf in beide Hände gestützt und theilte ihr mit, was er erfahren. Ob sie ihn anhörte und verstand, konnte er nicht bestimmt wissen. Zuweilen zeigte sich etwas wie ein halb freundliches, halb wehmüthiges Zucken in ihren Zügen. Aber er erstarb sogleich. Ihre Schwäche war zu groß.

Der junge Mann eilte zu den Farmern und bat sie, den Begräbnißplatz des alten Mannes mit dem Namen desselben zu bezeichnen, damit man ihn später wieder finden könne. Dann erkundigte er sich, ob nicht ein oder zwei Pferde zu kaufen seien und ein Farmer, der in den nächsten Tagen die Gegend verlassen wollte, um nach dem fernen Westen zu ziehen, bot ihm zwei Pferde zum Verkauf an. Seine Farm war die nächste. Er erbot sich das Gepäck des alten Herrn und Clare's bis dahin zu schaffen und Hugo bat nun das junge Mädchen, ihm zu folgen. Auf ihn gestützt schritt sie neben ihm her, bis sie die Farm erreicht hatten.

Während dessen dachte Hugo über den merkwürdigen Zufall nach, der ihm in diesem jungen Mädchen, das ihm eine so aufrichtige Theilnahme und Achtung eingeflößt hatte, die Braut seines Freundes zugeführt. Er hatte ohnehin daran gedacht, Platen aufzusuchen, ehe er nach Hanne-Town ging, um sich vorher Rath bei ihm zu holen. Er sah jetzt schon den Schmerz Platens voraus. Andererseits mußte sein Freund dennoch dem Geschick danken, daß es Clare in einem solchen Zustande, allein, schutzlos, der Sprache beraubt, verzweifelnd über den Tod des Vaters, in Hugo einen Beschützer und Retter gegeben. Auch zweifelte der Baron nicht daran, daß dem jungen Mädchen die Sprache zurückkehren werde, sobald sie wieder im Besitz ihrer ganzen geistigen und körperlichen Kraft sei.

Hugo besichtigte die Pferde, und nachdem er dem Farmer, so gut er mit seinem schlechten Englisch vermochte, erklärt, daß er selbst nicht reich sei und die Pferde nur der Dame wegen kaufe, erhielt er sie für einen mäßigen Preis. Mit einiger Mühe wurde ein Damensattel mit einer Lehne zurecht gemacht, der freilich roh genug aussah, aber dennoch seinen Zweck erfüllte, dem Clare saß sicher und bequem in demselben. Dann ließ sich Hugo noch einmal genau den Weg beschreiben, den er zu nehmen hatte. Er war ungefähr dreißig bis vierzig Meilen von Hanne-Town entfernt und die Besitzungen Platens lagen noch hinter dieser Stadt. Im besten Falle konnte also der Baron seinen Freund nicht vor fünf oder sechs Tagen sehen. Er kaufte dem Farmer einigen Mundvorrath ab, legte sein Gepäck und dasjenige, was er von dem Gepäck Clare's für durchaus nothwendig hielt, auf die beiden Pferde und trat dann seine Reise an.

Der Baron hatte keine Ahnung davon, wie kühn und gewagt sein Unternehmen sei. Selbst eingeborne Amerikaner pflegen derartige Reisen nur in größerer Gesellschaft oder mit einem sicheren Führer zu machen. Hätte Hugo der Eisenbahn folgen können, so wäre es allerdings ein Leichtes gewesen, Dubuque und Platen-Town, das in der Nähe liegen sollte, zu erreichen. Aber der Farmer hatte ihm gesagt, das sei rein unmöglich, da die Eisenbahn über Flüsse durch Felsen und Schluchten führe, die ein Reiter nicht passiren könne, ohne in Gefahr zu gerathen, von einem daher brausenden Zuge zermalmt zu werden, abgesehen davon, daß die Eisenbahnbrücken überhaupt für Pferde nicht zu passiren seien. Hugo hatte keinen anderen Wegweiser, als die Sonne. Der Farmer sagte ihm, er solle so reisen, daß er sie um sechs Uhr Abends gerade vor sich habe, dann werde er Wisconsin erreichen und sich dort nach Platen-Town erkundigen können. Verliere er dennoch den Weg, so möge er sich nach der Eisenbahn wenden und sie wo möglich benutzen, da sie in Wisconsin besser und sicherer angelegt sei.

Wir haben schon erwähnt, daß unser Held seine Jugend in Berlin verlebt hatte. Er war dort erzogen worden und hatte die Stadt selten verlassen. Auch war er nie ein leidenschaftlicher Jäger gewesen und er trieb die Jagd nur, wie jeder Gutsbesitzer, um sich im Winter einige Tage die Langeweile zu verscheuchen. Abenteuer hatte er nie bestanden; die märkischen Wälder bieten wenig oder gar keine Gelegenheit dazu. So sah er sich nun plötzlich in den amerikanischen Urwäldern, ohne andere Führer, als die Sonne und den Taschencompaß, den er sich glücklicher Weise in Newyork auf

Digitized by Google

den Rath Rollentus gekauft. Wer indessen nicht an diese Führer gewöhnt ist, dem nützen sie sehr wenig. Sie verwirren ihn sogar oft.

Mit einem eigenthümlichen Gefühle tritt der junge Mann, unter prächtigen alten Bäumen, die ihre undurchdringliche Laubmasse über ihm wölbten, wie ein Dach, und keinen Sonnenstrahl hindurchließen. Es war angenehm kühl und schauerlich dunkel unter dieser grünen Kuppel. Eine Todtenstille herrschte und soweit das Auge reichte, sah es immer nur dieselbe Laubmasse. Nicht einmal den Schall der Art des Holzfällers oder das ferne Knarren eines Wagens hörte Hugo in dieser Einsamkeit und gleichsam, um ihn die Stille und Oede dieser Natur noch mehr empfinden zu lassen, riet neben ihm seine zweigsame, bleiche Begleiterin, das umschleierte, vom Weinen gerötheten Auge stets vor sich hingerichtet. Hugo sprach zuweilen mit ihr. Er suchte Alles auf, was sie vielleicht trösten und ihre Gedanken von dem traurigen Ereigniß abziehen konnte. Er erzählte ihr von seiner Jugendfreundschaft von August Platen, von den tollen Streichen, die sie als Knaben verübt. Er sah auch, wie sie aufmerksam zuhörte; aber Alles, was ihm danken konnte, war nur ein stummer und schmerzlicher Blick, der dem jungen Baron tief in's Herz drang.

Der Abend kam bald heran und das erste Nachtlager mußte im Felde aufgeschlagen werden, da Hugo keine Farm erreicht hatte. Der Baron bereitete mit der Herzlichkeit und dem Eifer einer Mutter ein Lager für Clare Stilling, breitete, als sie sich auf dasselbe niedergelegt hatte, eine große wollene Decke, die er für sich selbst gekauft, über sie, band dann seine Pferde fest und suchte sich selbst etwas entfernt ein Lager. Er war so ermüdet, daß er einschlief, ehe er seinen Revolver und seine Büchse neben sich hatte legen können. Aber sie wären auch überflüssig gewesen. Niemand störte die nächtliche Ruhe der beiden Reisenden und Hugo erwachte am andern Morgen frisch und munter, sah jedoch leider schon beim ersten Morgengrauen, daß kein Schlaf in den Augen seiner Begleitung gekommen.

Nun ging es weiter, theils durch Wald, theils über weite Wiesen, dann über Hügel und Felsen. Einige breite Bäche mußten passirt werden und Hugo begann sich allmälig an den amerikanischen Wald zu gewöhnen, der hier schon etwas gelichtet ist und nicht in der ganzen Wildheit auftritt, in der man ihn im fernen Westen findet. Zuweilen war es freilich schwierig, sich einen Weg zu bahnen. Aber noch war es nicht unmöglich und Hugo brauchte keine Umwege zu machen, oder gar zurückzukehren. Zuweilen traf er auf Umzäunungen, welcher die Nähe einer Farm andeuteten. Dann suchte er dieselbe auf, um für seine Begleiterin und sich einen frischen Trunk Bier oder Milch und Fleisch zu erhalten, das man ihm nie verjagte. Auch nach dem Weg erkundigte er sich dann und erfuhr zu seiner Freude, daß er noch immer die Richtung eingehalten.

So ging es zwei Tage fort. Clare Stilling war unverändert geblieben. Ihr Gesicht behielt dieselbe Blässe, ihr Auge denselben Ausdruck der Melancholie. Hugo wußte wenig mehr zu sprechen. Auch ihn drückte die Einsamkeit der Wälder nieder und die Mühseligkeiten des Weges erschöpften seine Kräfte. Der Wald wurde dichter und unwegsamer. Hugo mußte zuweilen mit vieler Mühe Bahn für sich und seine Begleiterin durch das Gebüsch brechen. Die verlorene Zeit suchte er dann durch schnelles Reiten auf den Wiesen wieder auszuholen. Aber er war an diese Art des Reisens nicht gewöhnt. Sie schlafferte ihn ein und stumpfte ihn ab. Auch der Zustand seiner Begleiterin trug viel dazu bei, seinen Geist niederzudrücken. Er wurde selbst melancholisch.

Dennoch war die Zeit so wenig für ihn verloren, wie die Ueberfahrt auf dem Dampfschiffe. Hier in der Einsamkeit der Wälder lernte er manchen Blick in sein Herz thun und dachte er mehr über das Leben nach. Es erschien ihm bedeutungsvoll, daß das Geschick ihn in eine solche Lage versetzt, und er sah ein, daß derjenige ungewöhnliche Kräfte aufbieten müsse, den das Schicksal in ungewöhnliche Verhältnisse geschleudert. Er fragte sich ernstlich, ob ihm wohl die Kraft zu Gebote stehen werde, die ihm für die Zukunft nothwendig war. Er ging einem schweren Kampf entgegen, einem Kampfe, der entscheidend für sein ganzes Leben werden mußte, denn seine Existenz hing von dem ab, was er in Hanne-Town ausrichtete. Würde er im Stande sein, den Muth, die Energie, die Umsicht und Festigkeit zu entwickeln, die zu einem solchen Kampfe erforderlich waren?

Auch die Hitze bereitete den Reisenden große Beschwerlichkeiten, namentlich als sie die Laubwälder, die Regionen des harten Holzes, wie die Amerikaner sie nennen, verließen, und durch weiches Holz, durch Nadelhölzer reisten. In diesen brannte die Sonne auf eine fast unerträgliche Weise und selbst der Harzgeruch, sonst so angenehm, belästigte die Reisenden durch sein Uebermaß.

In einem solchen Nadelwalde traf Hugo auf einige Theeröfen und fand bei ihnen zwei deutsche Ansiedler, die ihm gaben was sie hatten und ihm sagten, daß er den Weg verloren habe, und weit nach dem Süden geraden sei. Sie gaben ihm das Geleit bis zu einer Stelle, von der aus er seinen Weg in gerader Linie fortsetzen sollte, und überließen den Baron dann von neuem der Einsamkeit und seinem guten Glück.

Aber dieses Glück sollte eine entsetzliche Probe bestehen.

Es war Nachmittag und Hugo wollte nach einer kurzen Reise, die er gemacht, seinen Weg fortsetzen, als der Wind, der sich ziemlich stark erhoben hatte, ihm einen eigenthümlichen Geruch zutrieb. Auch beim Athmen war es ihm, als sei die Luft schwerer. Er sah sich rings um und glaubte ein seltsammes Flimmern der Luft zu bemerken. Auch hörte er in der Ferne ein dumpfes Stöhnen. Die Pferde schienen ebenfalls etwas Ungewöhnliches zu bemerken. Sie schnupperten mit weitgeöffneten Nüstern und mit gesträubten Mähnen in die Luft und wurden sehr unruhig. „Was mag das sein?“ wandte sich Hugo an seine Begleiterin, die ebenfalls aufmerksam geworden war. „Hoffentlich kein Waldbrand. Es riecht nach brennendem Holze.“

Clare Stilling machte ein bejahendes Zeichen und dann streckte sie die Hand nach der entgegengesetzten Richtung, und winkte hastig. Es war das erste Zeichen von Theilnahme, das Hugo an ihr bemerkte.

„Ein Waldbrand?“ rief er erbleichend. Sie glauben es wirklich? Dann sind wir verloren. Bei dieser Hitze, in diesem Walde ist keine Flucht möglich.“

Etwas, das in der Nähe rauschte, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er sah mächtige Hirsche, auch kleinere Thiere, Wölfe, wilde Katzen in der Nähe und Ferne in wildester Hast vorübereilen. Die Vögel in der Luft erhoben einen entsetzlichen Lärm, die Pferde begannen von selbst die entgegengesetzte Richtung einzuschlagen, erst langsam, dann schneller, bis sie zuletzt im heftigsten Galopp davon jagten.

Hugo fiel es nicht ein, sie aufzuhalten. Wenn überhaupt eine Rettung möglich war, so lag sie nur in der Schnelligkeit der Pferde. Er hatte glücklicherweise die Zügel von Clare's Pferd ergriffen, und die Fichtenbäume standen hier vereinzelt genug, um zu gestatten, das die Pferde beieinander blieben. Dennoch war die Gefahr groß, daß die Pferde oder Hugo und Clare von den einzelnen hervorstehenden Zweigen verletzt würden. Aber jedes derartige Bedenken schwand vor der entsetzlichen Gefahr des Brandes, dessen Rauschen schon näher herüberdrang.

Selbst die heißere Luft fühlte Hugo schon und das Athmen war sehr beschwerlich. Er hatte keine Hoffnung, gerettet zu werden. Nicht nur aus allgemeinen Berichten, sondern auch aus Erzählungen von Männern, die es selbst erlebt hatten, kannte er die rasende Schnelligkeit, mit der solche Waldbrände sich fortzupflanzen pflegen, namentlich im Sommer und solchen Nadelwäldern. Glücklicher Weise ließ die stürmische Flucht der Pferde dieses Gedanken nicht in seiner ganzen Gräßlichkeit vor ihm aufsteigen. Er war wie betäubt, wie im Traum. Er hörte nur das dumpfe Wehen hinter sich und dachte, daß es in kurzer Zeit mit ihm vorbei sein werde.

Dennoch kamen die Flammen langsamer heran, als Hugo geglaubt hatte, oder vielleicht war auch die Schnelligkeit der Pferde, die mager und schlecht gehalten, aber von guter Race waren, größer, als die der gewöhnlichen schwerfälligen Thiere

Digitized by Google

Amerika's. Eine Stunde war beinahe verflossen, Hugo fühlte sich im Schweiß gebadet. Da unterbrach eine Eichenreihe mit dichtem Unterholz den Nadelwald. Er mußte die Zügel von Clares Pferd aus der Hand lassen. So getrennt arbeiteten sich die Rosse schnaufend und mit allen Zeichen der steigenden Angst durch das Gestrüpp des Gebüsches und durch einen kleinen Bach, dessen Rand jene Eichen begrenzten. Hinter denselben erhob sich abermals Nadelholz; der Eichenwald setzte sich nicht fort, wie Hugo gewünscht und gehofft hatte. Wieder jagten die Pferde davon. Aber das Thier Clare's war muthiger und kräftiger, als das Pferd des Barons. Es hatte bereits einen Vorsprung von zwanzig Schritten erreicht. Clare war nicht im Stande, es zu zügeln, und vergebens bot Hugo seine ganze Geschicklichkeit auf, um das Pferd wieder zu erreichen. Es blieb nicht nur im Vorsprung, sondern eilte mehr und mehr voraus. Hugo war nicht unzufrieden darüber, so leid es ihn auch that, von seiner Begleiterin getrennt zu werden. Vielleicht wurde sie wenigstens gerettet. Was ihn selbst anbetraf, so hoffte er nichts mehr, denn als er sich einmal rückhalt umsah, bemerkte er, daß jene Reihe Eichen den Brand nicht aufgehalten habe, und daß er demselben näher war als je. Auch begann sein Thier zu ermatten. Der Galopp desselben wurde kürzer.

Noch verstrich eine Viertelstunde, dann hatte Hugo das Pferd Clare's und mit ihm die Reiterin aus dem Gesicht verloren. Er war ganz allein. Das Wild war ihm längst voraus geeilt, der Lärm der fliehenden Vögel längst verstummt, er war das einzige lebende Wesen, auf das die brennende Gluth Jagd machte, und näher und näher hörte er ihr Zischen und Brausen, heißer, immer heißer wurde die Luft, schon hüllten ihn Rauchwolken ein, die der Wind zuweilen lüftete, und Feuerfunken zischten über ihn hin, die jeden Augenblick den Brand in seiner unmittelbaren Nähe entzünden konnten. Der Gedanke, daß er in wenigen Minuten den gräßlichsten Tod sterben werde, ergriff ihn mit wilder Gewalt. Er trieb sein Pferd wie wahnsinnig an. Vielleicht — gab es noch eine Rettung, vielleicht hörte der Wald auf. Fast im letzten und entscheidenden Momente kehrte die Besonnenheit in ihm zurück. Er wollte noch nicht sterben, wenigstens nicht auf diese Weise.

Sein Pferd sprengte jetzt einen Abhang hinab und der Brand rauschte hinter ihm her. Schon hatte das Feuer das Gras zu seinen Füßen ergriffen. Weithin geschleuderte Funken entzündeten das dürre Haidekraut, und die kleinen Flammen züngelten lustig auf, wie Herolde des nahenden großen Brandes. Hugo fühlte eine unendliche Gluth, jeder Tropfen in seinen Adern schien zu sieden, sein Gaumen, seine Kehle waren schmerzhaft trocken. Er sah nichts mehr, ihn schwindelte. Da hörte er ein Plätschern zu seinen Füßen.

Der eigentliche Ton riß ihn aus den Fieberphantasieen des Todeskampfes. Er trieb sein Pferd an, er suchte zu unterscheiden, wo er sei, und er bemerkte, daß das Pferd langsam im Wasser verschreite und daß er sich allmälig bis über die Knie im Wasser befand. Weiter aber konnte er nichts sehen. Bald dunkle, bald rothglühende Wolken umgaben ihn von allen Seiten, und ein Donnern und Dröhnen, mächtiger als das Geräusch der sturmbewegten See, umwogte ihn. Er streckte mechanisch die Hand aus und griff in das Wasser, benetzte sich den Mund und die Stirn damit, fühlte aber keine Erleichterung. Im Gegentheil glühenher wurden seine Adern, schwerer sein Kopf und heftiger der Schmerz in seinen Augen. Er hatte nichts als das eine Gefühl unsäglichen Schmerzes überall. Dann ließ er den Kopf sinken, kraftlos, ohnmächtig.

Als er wieder etwas fühlte, war es ein dumpfer, schmerzlicher Druck im Kopfe und ein Zittern in den Gliedern. Es war ihm, als habe er die Augen geöffnet, aber er sah nichts, als einen dunklen Flor um sich her, der sich zu bewegen schien. Ganz langsam, ganz allmälig kam er zu sich. Er konnte noch immer kaum athmen. Es war ihm, als ob er statt der Luft heiße Asche einziehe und statt des Blutes schien er warmes Blei in den Adern zu haben. Dennoch vermochte er sich nach und nach zu erinnern, was mit ihm geschehen, und der Gedanke, daß er vielleicht dem gewissen Tode entgangen, daß der Brand vorüber sei, dämmerte in ihm auf. Aber selbst dieses freudige Gefühl vermochte die Schwere, die Lähmung nicht zu beseitigen, die auf seinem Geiste lastete. Auch jetzt war ihm, als müsse er sterben, als sei keine Rettung vorhanden, und als sei der Tod das Beste für ihn. Er versank abermals in eine Art von starrem Hinbrüten, und Stunden mochten darüber hingegangen sein, ehe er seinen Kopf etwas leichter fühlte und das Athmen ihm nicht mehr so beschwerlich wurde. Aber jetzt war es wirklich Nacht um ihn. Rings um sich her sah er nichts als dieselbe Dunkelheit, hin und wieder unterbrochen von rothen Linien, die nach und nach prasselnd und Funken stäubend verschwanden. Es waren die Fichten, die zusammenstürzten.

Jetzt erst kamen ihm auch die ersten Ideen über das, was zu thun sei. Jedenfalls durfte er den Zufluchtsort den er gefunden, noch nicht verlassen. Unmöglich konnte er die Erde betreten, die ohne Zweifel mit glühender Asche bedeckt war. Er griff wieder in's Wasser und bemerkte jetzt, daß er mit dem Kopf auf dem Rücken seines Pferdes lag. Es wurde ihm unsäglich schwer sich zu erheben; alle Muskeln und Sehnen waren ihm wie gelähmt und er erstaunte selbst darüber, daß ihn der plötzliche Wechsel der glühenden Hitze und des kalten Wassers nicht getödtet. Allmälig aber richtete er sich auf, und wollte sich mit einem Lederbecher, den in er der Tasche trug, Wasser zum Trinken schöpfen. Der salzige Geschmack desselben und der Geruch belehrte ihn jedoch, daß das Wasser mit Asche bedeckt sei und er tiefer greifen mußte, um reineres Wasser zu finden.

Aber was sollte aus ihm werden, wenn er nun auch wirklich von dem Brande gerettet war? Ehe der Boden sich abkühlte, ehe er mit Sicherheit die Erde betreten konnte, mußten noch viele Stunden vergehen. Sein Pferd war ermattet, er selbst fühlte sich vollständig erschöpft und die wenigen Lebensmittel, die er sich mitgenommen, hatten sich auf dem Pferde Clare's befunden. Nur ein einziger Gedanke hielt seinen Muth noch aufrecht. Auch vorher, als der gierige Brand über ihn herjagte und ihn hetzte, wie ein Wild, auch vorher hatte er an Rettung verzweifelt, und doch war er dem Flammenbett entgangen. Sollte nicht jetzt Rettung möglich sein? Hatte ihn die Vorsehung aus der einen Gefahr gerettet, die doch viel größer war — weßhalb sollte sich nicht dieselbe Hand seiner erbarmen und ihn jetzt vor einem langsamen, aber vielleicht noch qualvolleren Ende, dem Hungertode, schützen? der Mensch schöpft stets neue Kraft aus überstandenen Gefahren. Er sieht ein, daß wenn er selbst auch keine Rettung hofft, eine höhere Hand dennoch Mittel und Wege zu seinem Heil zu finden weiß, er lernt dieser höheren Hand vertrauen und verzweifelt nicht mehr so leicht, wie vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Ludwig v. Benedek.

Ludwig v. Benedek, geboren im Jahre 1804 zu Odenburg in Ungarn, ist der Sohn eines Arztes. Er wählte die kriegerische Laufbahn, wurde in der kaiserlichen Militärbildungsanstalt zu Neustadt erzogen und trat 1822 als Cadet ins Heer ein. 1824 war er Unterlieutenant, 1831 rückte er zum nächsten Grade auf und wurde nach Italien zum Generalstabe versetzt. 1835 zum Hauptmann ernannt, ging er 1840 als Major und Adjutant des Generalcommando's nach Galizien, wo er wegen ausgezeichneter Dienstleistungen 1843 seine Beförderung zum Oberstlieutenant und 1846 zum Obersten erhielt. In dem letztern Jahre machten die Polen ihren Aufstand, der eine so verwichtende Wendung gegen den Adel nahm. Die wenigen österreichischen Truppen hätten nicht hingereicht, die Verschwörer niederzuwerfen und zugleich der Wuth der Bauern Schranken zu setzen, wenn der Mangel an Zahl nicht durch die Energie und Gewandtheit der Führer ersetzt worden wäre. Durch beide Eigenschaften zeichnete sich Benedek aus, und bereitete durch den Sieg, den er bei Gdow über die Polen erfocht, die Entscheidung vor, die dann durch das Vorücken des Generals Collin gegen Krakau gegeben wurde. Für diese Waffenthat wurde er mit dem Leopoldskreuze beschenkt. Die Zurückführung des östlichen Theils der

Digitized by Google

Provinz zur Ruhe und Ordnung war besonders sein Werk. Der Erzherzog Ferdinand von Este lernte ihn damals hochschätzen und berichtete sehr günstig über ihn an den Hof. Als Oberst des aus Ungarn bestehenden Regiments Gyulai-Infanterie erhielt er 1847 den Befehl, zur Armee in Italien zu stoßen. Im Feldzuge von 1848 bewies er bei dem Rückzuge aus Mailand und auf dem ganzen Marsche nach Verona eine seltene Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart. Glänzende Dienste leistete er bei dem ewig denkwürdigen Angriffe auf die doppelte, von Geschützen starrenden Linie von Curtatone, welche ihre Vertheidiger für uneinnehmbar hielten und die dennoch nach zwei vergeblichen Stürmen mit dem Bajonnet genommen wurde. Radetzky lobte ihn im nächsten Tagesbefehl mit den wärmsten Ausdrücken und empfahl ihn wiederholt sam für den Maria-Theresia-Orden. Als die Sardinier im nächsten Jahre einen Krieg hervorriefen, drang Benedek an der Spitze seines Regiments in Mortara ein, warf die Feinde hinaus und nahm im Umkehren eine ganze Brigade gefangen. Durch diesen Erfolg hatte er eigentlich den Feldzug zur Entscheidung gebracht, indem die Feinde jetzt strategisch geschlagen waren. Auch bei Novara griff er kräftig in den Gang der Schlacht ein. Von Aspre's Heerkörper, zu dem er bisher gehört hatte, wurde er als Generalmajor und Befehlshaber einer Brigade zu Haynau's Donauarmee versetzt. Bei Raab beförderte er den Vortrab, dessen Hinausbringen über die Stellung der Ungarn diese zum Rückzuge zwang, und die Schlacht bei Gomoren (11. Juli) hielt er die Pußte Harkaly so hartnäckig fest, daß Görgey mit allen seinen Angriffen auf diese Stellung scheiterte und schließlich in die Festung zurückgeworfen wurde. In dem Treffen von Szegedin erzwang er den Uebergang über die Theiß im Verein mit einer andern Brigade. Er wurde hier leicht und in einem der spätern Treffen durch eine springende Bombe erheblicher verwundet. Nach dem Frieden stand er in Italien an der Spitze des Generalstabes für den zweiten Heerkörper und galt für Radetzky's rechte Hand. Die Maßregeln, welche gegen die Italiener in der ersten Zeit ergriffen wurden, verknüpften seinen Namen mit mancher Handlung, die in einer andern Zeit den Charakter der Härte angenommen hätte, und Benedek wurde daher entfernt, als man den Versuch machte, die Herzen der Italiener durch Milde und Nachgiebigkeit zu gewinnen. Er wurde als Oberbefehlshaber nach Krakau versetzt, von wo man ihn im April 1859 nach Italien zurückrief. Seine Verwendung während des italienischen Krieges war aber weder seinen hohen Fähigkeiten noch seinem ausgezeichneten Rufe beim Heere angemessen. Man übertrug ihm die Deckung des Rückzugs von Mailand bis zum Mincio und gab ihm bei Solferino den Oberbefehl über den rechten Flügel bei San Martino, mit dem er die Sardinier und Franzosen des feindseligen Flügels weit zurückwarf. Als ihm der Befehl zukam, seinen Sieg nicht weiter zu verfolgen, sondern der rückgängigen Bewegung des Heeres zu folgen, soll er Thränen vergossen und seinem Unmuthe in bittern Worten über die oberste Armeeleitung Luft gemacht haben. Nach der Beendigung des Feldzugs suchte er im Bade Täffers in Untersteiermark Erholung und ward, nachdem es schon geheißen, daß er seinen Abschied nehmen werde, zum Feldzeugmeister ad honores, d. h. ohne den Gehalt des Ranges, ernannt. Der allgemeine Wunsch des Heeres, ihn in Italien an der Spitze zu sehen, fand keine Erfüllung, doch wurde er an Feldzeugmeister Heß' Stelle zum General-Quartiermeister der Armee ernannt, im April 1860 aber ersetzte er den Erzherzog Albrecht als Generalgouverneur von Ungarn und Leiter der politischen Angelegenheiten dieses Landes. Doch weder seine ungarische Abstammung, noch die Energie seines Wesens ließen es ihm gelingen, den Stimmführern unter den ungarischen Magnaten das Uebergewicht abzugewinnen. Mit dem im October 1860 den Ungarn gewährten politischen Freiheiten wurde er abberufen und unter dem Jubel der Armee als Armee- und Landesgeneralcommandant in Venetien angestellt. Im gegenwärtigen Krieg ist Benedek bekanntlich zum Obercommandanten der Nordarmee ernannt.

Aufruf.

Pfälzer! Bayerns Heer steht unter den Waffen, um gehorsam dem Befehle seines Kriegsherrn für des Vaterlandes Ehre und Recht in blutigen Kampf zu treten. Jede Stunde kann uns Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten bringen, und wer denkt nicht jetzt schon an das harte Loos der Verwundeten? Wir, die wir zurückgeblieben, wollen der braven Armee unsere Theilnahme durch die That bezeugen, und können dies nicht besser thun, als daß wir für die Verwundeten und die Hinterlassenen der Gebliebenen nach Kräften zu sorgen suchen. Wenn wir auch überzeugt sind, daß von Seiten der Armeeverwaltung das Möglichste für dieselben gethan werden wird, so wollen wir doch nicht vergessen, daß nie genug oder gar zu viel geschehen kann.

Die Unterzeichneten haben daher in der Voraussetzung, nicht mißverstanden zu werden, die Ermächtigung königl. Regierung zur Sammlung in der Pfalz für die Verwundeten der bayerischen Armee nachgesucht und erhalten, und wenden sich nunmehr getrost an Eure Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit mit der Bitte um milde Gaben, sei es an Geld oder an brauchbaren Lagerethgegenständen, als da sind: reine Leinwand, Charpie, Binden, Kleidungsstücke, dürres Obst, Wein, Tabak, Cigarren ꝛc. ꝛc. Die königl. Direktion der Verkehrsanstalten, sowie die Direktion der pfälzer Eisenbahnen haben wir um Bewilligung der Porto- und Frachtfreiheit gebeten, die uns in bekannter Liberalität gewiß nicht verweigert werden wird. Wir ersuchen alle Vaterlandsfreunde an den verschiedenen Orten durch Bildung von Localcomités die Sammlung zu betreiben und das Ergebniß an uns gelangen zu lassen. Von Zeit zu Zeit werden wir ein Verzeichniß der eingegangenen Gaben veröffentlichen und zum Schlusse öffentlich Rechenschaftsbericht erstatten.

Pfälzer! Zeiget, daß den Gefühlen, denen Ihr am 6. Mai so einmüthig und erhebend Ausdruck gegeben habt, die echte Weihe der Werkthätigkeit nicht fehle. Erst in jüngstvergangener Zeit hat sich Euere Opferwilligkeit für die armen Verwundeten so glänzend bewährt. Heute werdet Ihr sicherlich nicht zurückstehen.

Speyer, den 20. Juni 1866.

D. **Geil**, praft. Arzt. — **Stempel**, k. Regierungsassessor. — **Munzinger**, k. Consistorialrath.

Kusel, 1. Juli. Vorstehenden Aufruf hat auch in Kusel den wärmsten Anklang gefunden, und es hat sich hier rasch ein Verein zu demselben Zwecke gebildet. Frauen und Jungfrauen treten unverweilt zusammen und veranstalten von Haus zu Haus Sammlungen, um die Gaben an das unterzeichnete Comité abzuliefern, eingedenk des Spruches, wer rasch gibt, gibt doppelt. Aber auch die Bewohner der umliegenden Ortschaften werden ersucht sich unserem Vereine anzuschließen und reichliche Gaben besonders an gebrauchter Leinwand und sonstige Gegenstände an das hiesige Comité abzuliefern.

Mögen sich die Herren Ortsvorstände und die Herrn Lehrer dieser Sache recht warm annehmen.

Cannstatt, Eb. Dick, Dan. Zöllner.

Zweibrücken, 28. Juni. Der Centner Waizen 5 fl. 57 kr. Korn 4 fl. 45 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige — fl. — kr. Spelz — fl. — kr. Hafer 4 fl. 51 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl 56 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 3 fl. — kr. Stroh 2 fl. 24 kr. Weißbrod 3 Pfd. — l. — Kornbrod 6 Pfd. 22 kr.

Homburg, 27. Juni. Der Centner Waizen 5 fl. 5 kr. Korn 4 fl. 46 kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 44 kr. Mischfrucht 4 fl. 50 kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 48 kr. Kornbrod 22 kr.

Speyer, 26. Juni. Der Centner Waizen 5 fl. 27 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Gerste — fl. — kr. Spelz 4 fl. 2 kr. Hafer 4 fl. 40 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

und Staatsbibliothek in München.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 27. Sonntag, den 8. Juli **1866.**

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mützelburg.

(Fortsetzung.)

Eines war vor allem nothwendig, und da er es nicht ändern konnte, so fügte er sich mit ruhiger Ergebenheit darein: er mußte den Anbruch des Tages erwarten. Selbst den Versuch zu machen, sein Pferd ein wenig dem Lande zu nähern, damit er nicht mehr halb im Wasser sei, war unmöglich, da er nicht genau wissen konnte, in welcher Richtung sich das Ufer befand und er fürchten mußte, noch tiefer in den See zu gerathen. Denn daß es ein See sei, errieth er aus dem Stillstehen des Wassers. So ließ er denn Minute auf Minute vergehen, und aus den Minuten wurden allmälig Stunden. Aber es war eine entsetzliche Qual, so in tiefster Dunkelheit, in einer glühenden schwoeren Luft auszuharren, ohne frei Athem schöpfen zu können. Sein einziges Mittel war immer noch, von Zeit zu Zeit die Stirn und Augen mit Wasser zu besenchten, denn das verschaffte ihm einige Erleichterung. Das Wasser zu trinken und sein heißes Blut ein wenig zu beruhigen, war unmöglich. Es brannte ihm auf der Zunge wie Feuer, die Asche hatte es salzig und scharf gemacht.

Eine Wohlthat gewährte es ihm deßhalb, als sich nach einiger Zeit der Wind erhob, der sich vorher ganz gelegt hatte. Zwar wühlte derselbe Anfangs den Rauch und die Asche auf, aber allmälig reinigte er doch die Luft. Die letzten Baumstämme verglühten und stürzten prasselnd nieder. Nach und nach dämmerte auch der Morgen und die Sonne erhob sich.

Nie hatte Hugo sie mit solcher inneren Freude begrüßt, nie war er so entzückt gewesen über das Erscheinen des alles belebenden Gestirnes. Thränen traten ihm ins Auge und aus tiefster Brust sprach er ein Dankgebet. Aber welchen Anblick zeigte ihm der helle Tag, welche Oede, welche grauenvolle Umgebung! Alles schwarz und grau, verkohlt, mit Asche bedeckt. Der Blick frei, so weit das Auge reichte, nichts auf der Erde als niedrige Baumstümpfe, die langsam verkohlten. Wenn jetzt wenigstens der Himmel sich bewölkt hätte, wenn ein Regen gefallen wäre! Aber die Sonne strahlte mit derselben Gluth, wie am vergangenen Tage, der Himmel glänzte in demselben Blau. Hugo sah auf sein Pferd. Den Kopf tief niedergebeugt und zum Theil im Wasser, stand es regungslos da, als wäre es versteinert. Die ersten Bewegungen, die Hugo machte, um zu sehen, ob es noch Kraft und Gelenkigkeit besitze, beachtete es nicht. Erst als er schärfer an Zügel zog, erschrack es und zitterte, so daß Hugo glaubte es würde umstürzen. Nun streichelte er den Hals des Thieres und sprach ihm zu. Aber seine eigene Stimme klang ihm seltsam hohl, bis er endlich frischen Muth schöpfte und mit einer gewaltigen Anstrengung seine Schwäche zu überwinden suchte. Als er lauter sprach, schien auch das Pferd sich zu besinnen; es wandte den Kopf und sah nach dem Ufer. Langsam, Zügel und Hand gebrauchend brachte Hugo das Thier endlich dahin, sich zu wenden und dem Ufer zuzuschreiten. Aber es schien unendlich matt zu sein. Hugo schöpfte aus der Tiefe reines Wasser und gab es dem Pferde zu trinken. Es zog das klare Getränk gierig ein, und athmete lang, fast als ob es seufze. Dann, am Ufer angelangt, stieg Hugo ab überall Schmerzen fühlend und stets seiner ganzen Kraft bedürfend, um nicht zusammenzubrechen. Endlich aber stand er wieder auf der Erde und reinigte den Fußboden, der sich bereits abgekühlt hatte, von der Asche. Das Pferd legte sich ermattet nieder und Hugo der zu seiner Freude ein Fläschchen mit Cognac in der einen Satteltasche fühlte, rieb ihm damit die Glieder und den Kopf. Er selbst trank einige Tropfen, um sich zu erfrischen. Aber eine unbeschreibliche Müdigkeit bemächtigte sich seiner. Er konnte nicht widerstehen. Neben dem Pferd sank er nieder und seinen Kopf auf den Leib desselben legend, schlief er augenblicklich ein.

Zehntes Kapitel.

Hugo erwachte nicht von selbst, sondern in Folge einer Bewegung, eines Zerrens, das er an seiner Schulter fühlte und als er die Augen aufschlug, sah er einige dunkle Gestalten über sich gebeugt, die wie es schien, die Absicht hatten, ihm seine Büchse zu nehmen, die er über die Schulter gehängt und nicht abgenommen hatte, als er einschlief.

Er sprang schnell auf. Von der frühern Lähmung in seinen Gliedern fühlte er nichts mehr. Er war entschlossen, sich zu vertheidigen, sich nicht so ohne Widerstand berauben zu lassen. Aber schon bei dem ersten Blick, den er um sich warf, sah er ein, daß das unmöglich sein würde, denn er war von zugefähr dreißig Männern umringt.

Sie trugen dieselben Farben und dieselben Waffen, wie sein Freund und Bundesgenosse Squinandosch, Flinte und Tomahawk, Einzelne auch Bogen und Pfeile. Mit ihren Federbüschen auf dem Kopf und ihren buntfarbigen Mänteln, sahen sie aus wie eine Schaar von Teufeln, und Hugo erinnerte sich, früher etwas Aehnliches im Ballet gesehen zu haben, nur mit dem nicht unbedeutenden Unterschiede, daß er damals bequem in seiner Loge gesessen und zugeschaut, während er sich jetzt unter leibhaftigen Indianern befand, die wenig Umstände gemacht haben würden, ihn zu tödten und seinen Skalp in einen Wigwam aufzuhängen, wenn seine Büchse ihnen gefiel und sie dieselbe gerne nehmen wollten.

Dennoch hatte sein schnelles Aufspringen und sein gewaltsames Abschütteln der Näschsten bewirkt, daß die Anderen etwas zurücktraten und einen weiteren Kreis um ihn schlossen. Mit finsteren Blicken starrten sie ihn an, unter einander in ihren dumpfen Gurgeltönen sprechend und offenbar berathend, was sie mit ihm beginnen sollten.

Da erinnerte sich Hugo jenes Vokabulariums der Winnebagos-Sprache, das ihm Arthur Follenius gegeben. Er griff in die Tasche und nahm es heraus.

Es enthielt einige hundert Worte und unter diesen natürlich die gebräuchlichsten. Hugo, der ein vortreffliches Gedächtniß besaß, hatte es schon zuweilen durchlesen und sogar einzelne Worte behalten. Die seltsamen Ausdrücke und Zusammenstellungen hatten ihm gefallen. Aber er hatte nicht geahnt, daß er sobald eine Gelegenheit haben werde, sie zu gebrauchen.

Er suchte die Worte Frieden und Freundschaft, Freund des Häuptlings Squinanbosch, und sagte dieselben langsam den Indianern. Dann erinnerte er sich auch des Unterpfands, das ihm der große Häuptling der Winnebagos gegeben, und da er sah, daß seine Worte Eindruck auf die Indianer

Digitized by Google

machten, die ihn jetzt nicht mehr so starr ansahen, so nahm er die kleine rothe Muschel, die ihm Squirrendosch gegeben und zeigte sie behutsam aus der Ferne den Indianern.

Sogleich trat einer von diesen auf ihn zu, besichtigte die Muschel genau und sagte einige Worte.

Hugo suchte das Wort: langsam — langsam sprechen, und der Indianer, mit der bekannten Schwatzhaft seines Volkes begabt, verstand ihn sogleich und wiederholte langsam seine Worte, die Hugo auch nach einigem Suchen in seinem Wörterbuche fand. Der Indianer meinte, Hugo sei nun ein Freund der rothen Männer und wenn er es verlange, wollten sie ihn zu Squirrendosch, ihrem Sachem (Häuptling) führen.

Das war nun Hugos Absicht nicht, aber es lag ihm daran einige Lebensmittel zu erhalten und auf den rechten Weg zu gelangen. Mit einiger Mühe machte er sich den Indianern verständlich, und diese, auf welche jene rothe Muschel wie ein Zauber gewirkt hatte, waren nun die Bereitwilligkeit und Freundlichkeit selbst. Was sie ihm an Lebensmitteln geben konnten, war freilich gering und nicht schmackhaft. Aber Hugo würzte das einfache Mahl mit einem kräftigen Trunk aus seiner Cognac-Flasche, und als er sah, wie gierig die Blicke des Indianers, der den Zug anzuführen schien, an derselben ruhten, bot er ihm die Flasche an, und nachdem der Indianer sie genommen und einen tüchtigen Zug aus derselben gethan, war das Bündniß zwischen ihnen vollkommen besiegelt und Hugo bemerkte, wie die Indianer sich bemühten, ihm alle seine Wünsche an den Augen abzusehen. Sie halfen ihm aufs Pferd, genug, sie waren so dienstfertig, als es er der Sachen selber wäre. Hugo war nicht unzufrieden damit. Er war nun wenigstens der Gefahr entgangen, sich in den Wäldern zu verirren oder vor Hunger oder Durst zu verschmachten. Auch mußte er nun jedenfalls in die Nähe von Hanne-Town gelangen und von dort aus ließ sich sein Freund Platen leicht erreichen oder benachrichtigen.

Hugo erkundigte sich auch vermittelst seines Wörterbuchs bei den Indianern, ob sie nicht ein Pferd mit einer Reiterin gesehen, oder davon gehört hätten. Aber sie verneinten es. Sie gaben ihm durch Zeichen und einzelne Worte zu verstehen, daß der Brand zu Ende sei. Dann fragten sie, ob Hugo sie begleiten wolle. Er willigte ein, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Indianer waren sämmtlich zu Fuß. Dennoch blieben sie stets an der Seite Hugo's, selbst wenn dieser sein Pferd in Trab setzte.

Der Baron sah zu seiner Freude, daß das Thier sich vollständig von den Anstrengungen der letzten vier und zwanzig Stunden erholt hatte. Es war eben so frisch und munter wie vorher. Hugo hatte sich in der Race des Thieres nicht getäuscht; es gehörte zu denen, die ebenso schnell als ausdauernd sind, ohne gerade durch ein schönes Aeußere zu gefallen. Er beschloß, sich wo möglich nicht von dem Thiere zu trennen, das ihm lieb und werth geworden war, und er hoffte, wenn es gut gepflegt und in Obdach genommen würde, auch sein Aussehen zu veredeln.

Der Zug der Indianer ging für's Erste durch den niedergebrannten Wald und Hugo hatte Muße genug, die entsetzliche Oede und Verwüstung, die ein solcher Brand zurücklässt, zu beobachten. Asche und niedergebrannte Baumstümpfe waren Alles, was von dem stattlichen Walde übrig geblieben. Er kam auch über das Flüßchen, das von Eichen beträngt gewesen, und bei welchem sich Clarus Pferd von dem seinigen getrennt hatte. Aber auch die Eichen waren niedergebrannt und die Stämme zum Theil verkohlt. Das Flüßchen zog sich wie ein schwarzer Streifen durch die ganze Masse — es war ein trüber trauriger Anblick!

Allmälig erfuhr nun übrigens Hugo, daß die Indianer sich auf einem Kriegszuge gegen die Lippeway's, einen anderen Stamm von rothen Männern, befänden, deren Gebiet ebenfalls im Staate Illinois lag. Er hörte, daß es die letzten Reste eines Stammes seien, der mit ihnen stets in Feindschaft gelebt und daß die Winnebagos entschlossen seien, diesen Rest vollständig zu vertilgen, damit sie im unbestrittenen Sitz ihres Gebietes seien. So begriff den auch Hugo jetzt schon, wie sehr die Indianer dazu beitrugen, durch Fehden, die sie unter sich selbst führten, den Europäern in die Hände zu arbeiten. Anstatt einig zu sein und zusammen zu halten und auf diese Weise den Europäern eine Macht gegenüberzustellen, die nicht verächtlich war und einen ernsten Kampf führen konnte, zersplitterten sie sich untereinander, ließen sich einzeln aufreiben und bereiteten auf diese Weise ihrem Geschlechte ein trauriges Ende.

Dieser Kriegszug war Hugo nicht eben angenehm. Er mußte sicherlich in den Kampf verwickelt zu werden, und da ihm vor allen Dingen daran lag, schnell seinen Freund Platen zu erreichen, so erschien ihm alles, was ihn davon abhielt, als ein Hinderniß. Doch konnte er sich zu jeden Augenblick von den Indianern trennen, und er beschloß, es zu thun, sobald man ihm einen sicheren Weg nach Hanne-Town oder Platen-Town angegeben.

Die Indianer hatten inzwischen die Region des Brandes verlassen und kühle erquickende Laubwälder erreicht. Hier erst lebte Hugo wieder auf und konnte sich frei dem seligen Gefühle hingeben, so großen Gefahren glücklich entgangen zu sein, nur der Gedanke an Clare bekümmerte ihn. Wäre sie wenigstens der Sprache mächtig gewesen — aber ohne einen Laut von sich geben zu können, allein und schutzlos unter Indianern, vielleicht gar unter rothen Ansiedlern, das war ein Schicksal, gegen welches der Tod in den Flammen vielleicht noch eine Gnade und eine milde Fügung des Himmels gewesen wäre. Immer klarer wurde es ihm, daß es seine erste Pflicht sei, Platen aufzusuchen und ihn von dem traurigen Schicksal seiner Braut zu benachrichtigen, damit möglichst schnell Nachforschungen angestellt werden könnten.

Aber das Geschick des Barons schien es anders zu wollen. Es schien, als sei er dazu bestimmt schon bei seinem ersten Auftreten in Amerika all die Wiederwärtigkeiten zu erfahren, die andere nur im Lauf von Jahren oder nie zu ertragen haben. Er gehörte zu den Lieblingen des Glückes. Denn so wie man diejenigen auf die Probe stellt, mit denen man es gut meint, damit sie erstarken und sich bewähren lernen, so sendet auch das Schicksal denen Prüfungen, die es zu tüchtigen und thatkräftigen Männern erziehen will.

Es ist bereits erwähnt worden, daß die Schaar aus ungefähr dreißig Indianern bestand. Sie bildete eine Art von Rekognoszirungs-Corps, das abgelendet worden, um die Stärke der feindlichen Indianer auszuforschen und ihre Schlupfwinkel zu entdecken. Aber selbst diese kleine Schaar blieb nicht immer beisammen. Zehn oder zwölf waren stets vorausgeeilt, um den Weg freizuhalten und falls eine Gefahr im Anzuge sei, die größere Schaar zu benachrichtigen. Doch fanden sie sich zu einer bestimmten Zeit des Tages immer zusammen, um ihre Mahlzeit zu halten.

Es war am Nachmittage des zweiten Tages dieses Herumstreichens durch die Wälder, das dem Baron bereits sehr langweilig zu werden begann, da er sich mit seinen Gefährten nur sehr nothdürftig unterhalten konnte als die Winnebagos sich sammelten, um gemeinschaftlich ihr Mahl zu verzehren. Aber kaum hatten sie es begonnen, kaum war Hugo vom Pferde gestiegen, als ein entsetzliches Geheul den Wald erschütterte und von allen Seiten feindliche Indianer auf die kleine Schaar stürzten. Es nahten ihrer Hunderte, und die Niederlage der Winnebagos ließ sich so bestimmt voraussehen, daß sich diese keinen Augenblick besannen, sondern sogleich die Flucht ergriffen. Wie wilde Katzen sprangen sie auf und stürzten sich in das Dickicht der Wälder, um ihren Feinden — den Lippeway's — zu entgehen, denn ihre Pflicht war es weniger zu kämpfen, als die Lippeway's auszuspioniren. Nur Hugo blieb bestürzt und überrascht zurück, und daß sich im Nu von einer Menge Indianer umringt, während ihre Genossen beim fliehenden Winnebagos nacheilten.

Der Baron war in peinlicher Verlegenheit, und das alte Sprichwort: Mitgefangen, mitgehangen! drängte sich ihm sehr bedenklich auf. Die Lippeway's schienen auch nicht geneigt, einem Weißen, der in Gesellschaft ihrer Feinde, der Winnebagos, gefangen worden, Gnade angedeihen zu lassen. Da fiel es Hugo ein, daß er den Versuch machen könne, sich als einen Gefangenen der Winnebagos auszugeben, und während die Lippeway's auf eine entsetzliche Weise durcheinander gurgelten und ihre Tomahawks drohend schwangen, demonstrirte

Digitized by Google

er seinerseits lebhaft mit Händen und Füßen, und suchte ihnen begreiflich zu machen, er selbst sei ein Feind jener Indianer und von ihnen gefangen und fortgeschleppt worden.

Es mochte ihm auch gelungen sein, sich zu erklären, denn sie ließen ihre Tomahawks sinken und begannen eine Adeit, die zwar nicht so lebensgefährlich, aber immer doch äußerst unangenehm war. Sie nahmen Alles, was sich auf dem Pferd befand, und was Hugo bei sich trug. Er mußte sich ruhig gefallen lassen, seine Büchse, seine Pistolen, sein Messer in die Hände der Indianer wandern zu sehen. Eben so erging es seinem Gepäck und dem Sattelzeug des Pferdes. Hugo fürchtete schon, man werde ihn entkleiden und ihm sein Geld nehmen. Aber die Indianer mochten vermuthen, daß ihnen die Gegenstände die er bei sich trage, wenig nützen würden, und er sahlte plötzlich aufrechten, so schnellwie sie gekommen waren.

Allein und tief niedergeschlagen stand Hugo nun inmitten des dunklen Waldes und dachte wehmüthig an Robinson Crusoe, dessen Schicksale ihm schon öfter in den Sinn gekommen. Nichts war ihm geblieben, als sein einfacher Anzug, sein Geld, seine Uhr, sein Compaß, die rothe Muschel des Häuptlings Squinandosch und das Wörterbuch des Dr. Follenius, lauter Gegenstände, die inmitten eines Urwaldes nicht so viel Werth hatten, als ein einziges Taschenpistol. Sein Pferd stand mit gesenktem Kopf daneben und schien im Gegensatz zu seinem Herrn ganz munter und vergnügt darüber, daß ihm Sattel und Zaum abgenommen worden. Es wieherte lustig und warf den Kopf, daß sich auch nach verschiedenen Seiten um, als habe es nicht übel Lust, seine Freiheit zu benutzen und sich davon zu machen. Aber als Hugo herantrat und es schmeichelte, schmiegte es sich vertraulich an ihn und schien den unvernünftigen Gedanken, seinen Herrn in einer solchen Wildniß ohne alle Gesellschaft zu lassen, aufzugeben. Im Gegentheil, es drängte sich an ihn und stellte sich, als solle er es besteigen und sich davon machen.

Das that denn auch Hugo und da es ihm ganz gleichgültig war, wohin er kam, so sah er nur ungefähr nach dem Stand der Sonne und ritt ihr entgegen, nach Westen zu. Er hoffte irgend eine Farm zu treffen und sich dann Rath erholen zu können. Aber es wurde Abend und wieder mußte er sich im Walde niederlegen, mit dem Kopf auf dem Leib des Pferdes und ohne jede Decke. Doch war es glücklicher Weise eine warme und angenehme Nacht, und sehr bedeutenden Appetit ausgenommen, spürte Hugo bei seinem Erwachen weiter keine Unbequemlichkeiten.

Zu seiner großen Freude traf er jetzt auf eine Fenz (Einzäunung) und dieser nachgehend, fand er ein kleines Dorf von nur deutschen Kolonisten. Dort hörte er, daß er sich im Staate Wisconsin befinde, daß Platen-Town nur ungefähr fünfzehn deutsche Meilen entfernt sei und daß man den Eisenbahnunfall schon kenne. Also mußte auch Platen von dem traurigen Ereigniß wissen, freilich ohne zu ahnen, wie tief und schmerzlich er selbst davon betroffen sei.

Hier kaufte sich Hugo Sattelzeug; Waffen aber wollte man ihm nicht verkaufen, weil die Ansiedler selbst keinen Ueberfluß daran hatten. Mit vieler Mühe erhielt er ein altes Terzerol, nebst Pulver und Blei für einige Schüsse. Man gab ihm auch den Rath, die Eisenbahn zu benutzen, die nur tausend Schritt von dem Dorf entfernt vorbeiführte und hier ganz sicher sei. Hugo erwartete also den nächsten Zug, der ungefähr um die Mittagszeit kam, ließ sein Pferd auf einem Gepäckwagen anbinden und fuhr bis Dubuque. Von dort aus hätte er noch zwei Stunden zu reiten, wie man ihm sagte. Den Weg könne er gar nicht verlieren, da eine ganz bequeme und sichere Straße bis nach Platen-Town führe.

So bestieg denn der Baron abermals sein treues Pferd und schlug den Weg zu seinem Freunde ein.

Elftes Kapitel.

Aber er ritt langsam, langsamer als je. Es drängte ihn nicht, seinen Freund zu sehen, so sehr er auch wünschte, ihm die Mittheilung zu machen. Er hätte viel darum gegeben, wenn ein Anderer ihm die traurige Botschaft abgenommen, und doch wieder war es eine Pflicht, wenn auch eine schwere, die er zu erfüllen hatte. Aus dem Munde des Freundes mußte eine solche Nachricht weniger niederschmetternd sein, als wenn sie rücksichtslos von einem Fremden gegeben wurde. Aber es lastete schwer auf seinem Herzen, so eine glückliche Familie zu treiben, in der man täglich die Ankunft Clare's erwartete, und das zu wissen, was er wußte. Unwillkürlich ritt er immer langsamer, zuweilen hielt das Pferd sogar still.

Er ließ sich auch vollkommen Zeit und Muße, die Schönheit des Waldes zu beobachten, durch den er jetzt ritt. Er war zum Theil schon ausgeroddet und vom Unterholz befreit und glich den schönen Wäldern, die Hugo in seinem Vaterlande gesehen, nur war das Grün frischer, saftiger und dunkler. Auch einige heimische Vögel glaubte Hugo wieder zu erkennen, dazwischen aber schillernden Wesen, die er noch nicht gesehen, glänzend wie Juwelen, in allen Farben schillernd, und nur wenn sie sich setzten und auf den Blüthenkelch einer Blume oder eines Baumes schwebten, sah er, daß es Vögel seien und zwar Colibris, diese leichtfertigsten, schönsten und sorgfosesten Bewohner der Luft.

Auch die Pracht der Blumen, die üppig aus dem wuchernden Grase hervorschossen, war hier unbeschreiblich und Hugo fand alles bestätigt, was er früher über die verschwenderisch treibende Kraft der amerikanischen Natur, selbst in der gemäßigten Zone, gehört und gelesen. Da er so langsam ritt, so konnte er alles bemerken und beobachten, und mit einer gewissen Genugthuung sagte er sich, daß dieser schöne Wald einem Deutschen und einem Freunde gehöre. Er schöpfte daraus Hoffnungen für sich selbst und für seine Zukunft.

Obgleich man ihm aber in Dubuque gesagt hatte, daß nur ein Weg nach Platen-Town führe, so theilte sich doch, nachdem Hugo eine Stunde geritten war, die Straße, und zwei verschiedene, gleich breite und gleich betretene Wege führten nach entgegengesetzten Richtungen. Es befand sich zwar an einem Baume ein Wegweiser, aber der Wegen hatte die Schrift so verblicht, daß es unmöglich zu lesen war. Selbst einzelne Buchstaben konnte er nicht mehr erkennen; er mußte also aufs Geradewohl einen Weg einschlagen, oder warten, bis Jemand kam. Da das Letztere aber sehr unwahrscheinlich war und der Abend nahte, so wählte Hugo auf gut Glück den Weg zur Rechten, der ihm etwas, wenn auch nur wenig befahren schien und sporute nun sein Pferd an, um die Verlorne Zeit nachzuholen.

Bald sah er jedoch, daß er sich geirrt. Der Weg theilte sich wieder, und ein Wegweiser belehrte den jungen Mann, daß keiner von diesen beiden Wegen nach Platen-Town führe. Er mußte entweder umkehren oder den Wald in gerader Richtung durchschneiden, um auf jenen anderen Weg zu gelangen, der nun ohne Zweifel der richtige war.

Er wählte das Letztere, um so mehr, da der Boden ganz eben war und ließ sein Pferd ganz gemächlich über den sammetweichen mooigen Grund dahinschreiten. Aber er war noch nicht hundert Schritt geritten, als er etwas hörte, wie einen schwachen Hülferuf. Er stutzte, glaubte aber sich geirrt zu haben, blickte sich jedoch schärfer um und ritt schneller nach der Richtung, aus welcher der Ruf ertönt war.

Lange Zeit sah er nichts, bis endlich durch das Gebüsch etwas Helles, ähnlich einer Lichtung oder dem Schimmer des Wassers blitzte, das aber sogleich verschwand. Er setzte jetzt sein Pferd in Galopp und sprengte durch den Wald. Zuweilen sah er denselben hellen Gegenstand herüberleuchten. Es schien ein Gewand zu sein, und nach einigen Minuten sah er deutlich einen Mann, der ein weibliches Wesen in seinen Armen trug und so schnell als ihm seine Bürde erlaubte, mit ihr durch den Wald eilte.

Im Zusammenhang mit jenem Hülferuf, den er vorher gehört hatte, erschien ihm dieser Vorgang auffällig. Sein ritterliches Gefühl regte sich in ihm. Er glaubte an eine Gewaltthat und vergessend, daß er ohne alle Waffen sei, das alte Terzerol ausgenommen, trieb er sein Pferd zu noch schärferen Galopp an und rief:

— Halt, halt da! Was ist das? Was geht da vor?

Der Mann stand still und wandte ihm das Gesicht zu. Hugo starrte ihn an — und erkannte augenblicklich jenen Ludwig, der ihn in Newyork so unsanft begegnet war und vor dessen Bowie-Messer er nur durch die Dazwischenkunft der reizenden Blondine gerettet worden, deren Bild trotz der

Digitized by Google

flüchtigen Neigung für Amelie in seiner Erinnerung noch nicht verloschen war. Das bärtige Gesicht, die athletische Gestalt des Mannes waren nicht zu verkennen und Hugo zweifelte keinen Augenblick daran, daß er es sei und hier im Begriff stehe, eine Gewaltthat auszuüben.

Doch schien sich Ludwig nicht viel um die Dazwischenkunft eines Dritten zu kümmern. Er eilte weiter, einer Stelle zu, an der Hugo jetzt zwei Pferde bemerkte, die an einen Baum gebunden waren. Es war klar, daß Ludwig auf ihnen fliehen wollte. Aber wer mochte die Dame in dem hellen Gewand sein, die er fortrug?

Auch darüber erhielt Hugo in der nächsten Minute Auskunft. Er hatte sein Terzerol hervorgezogen und rief dem Fliehenden zu, stehen zu bleiben, wenn er nicht den Schuß erhalten wolle. Einige rauhe Worte, die Hugo nicht verstand, waren die Antwort des Räubers. Die Dame aber schien verzweifelte Versuche zu machen, sich loszureißen. Es gelang ihr, den Kopf, den Ludwig mit dem linken Arm niederhielt, aufzurichten, und mit Erstaunen und Schrecken erkannte Hugo jene Blondine, dieselbe, die sich damals zwischen ihn und den wilden Ludwig geworfen.

Einige Augenblicke war der Baron starr über dieses seltsame Zusammentreffen. Damals hatte das junge Mädchen einen so großen Einfluß auf den rohen Deutschen geübt und jetzt schleppte er sie gewaltsam mit sich. Das war unerklärlich! Aber Hugo sah ein, daß ihm nur Energie Aufschluß verschaffen könne und daß er hier nicht lange grübeln dürfe, denn Ludwig war schon beschäftigt, die beiden Pferde loszubinden.

„Halt!“ rief er dem Räuber noch einmal zu. „Halt, oder ich schieße dich nieder!“

„Wer Sie auch sein mögen, retten Sie mich,“ rief das junge Mädchen verzweifelnd, „ich bin —“

Ludwig verschieß ihr den Mund und schleuderte sie mit wilder Gewalt auf das Pferd, auf das er sich im nächsten Moment ebenfalls schwang. Aber schon war Hugo dicht bei ihm. Er feuerte sein Terzerol ab. Es zersprang ihm in der Hand, glücklicherweise ohne ihn zu verwunden. Nun gab Hugo seinem Pferde einen gewaltigen Anlauf, um sich auf den Räuber zu stürzen und mit ihm zu ringen. Ludwig aber kam ihm zuvor. Hugo erhielt einen gewaltigen Schlag, er wußte nicht, ob mit einem Knüttel oder mit der Scheide eines Hirschfängers oder Degens, und betäubt stürzte er vom Pferde. Als er wieder zu sich kam und sich nach dem Gesicht faßte, sah er, daß seine Hand blutig war und fühlte, daß er eine schmerzhafte Wunde an der Stirn erhalten haben müsse, die aber nicht gefährlich sein konnte, da sie ihm den freien und vollkommenen Gebrauch seiner Sinne ließ. Sein Pferd stand ruhig neben ihm und wieherte, als er sich aufrichtete, um es zu besteigen. Von dem Räuber war natürlich nichts mehr zu sehen oder zu hören, und mit mannichfachen Gedanken über diesen eigenthümlichen Vorfall stieg der Baron in den Sattel und trabte weiter. Bald fühlte er jedoch eine unangenehme Schwere im Kopfe und sah das Blut auf seine Brust niederträufeln. Zuweilen drang es ihm auch in die Augen und hinderte ihn am Sehen. Doch erreichte er bald jenen Weg, der nach Platen-Town führen mußte und er ließ sein Pferd ausgreifen, denn er fürchtete, von neuem besinnungslos zu werden. In der That fühlte er auch das warme Blut wie einen Strom über sein Gesicht rinnen und bald konnte er die Augen nicht mehr mit dem Taschentuch schützen — er sah nichts mehr.

Da hörte er Stimmen.

„Wer in aller Welt ist denn das mit dem blutenden Gesicht?“ sagte Jemand.

„Platen, um Himmelswillen, bist Du es?“ rief Hugo.

„Ja, ich bin Platen — und mein Gott, ist das nicht Winkfield?„ rief der Farmer.

„Ja, wohl, nehme mich nur vom Pferde“, antwortete Hugo. „Das Blut ist mir in die Augen gedrungen, sonst ist es nicht schlimm.“

„Nicht schlimm? Nun wir wollen es hoffen!“ sagte Platen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Zweibrücken, 18. Juni. Das Regierungsblatt Nr. 32 enthält folgende kgl. Verordnung vom 4. l. Mts., das Verbot des Einfangens, Tödtens und Verkaufes von Vögeln betreffend.

§. 1. Das Einfangen, Tödten und der Verkauf nachgenannter Vögel ist verboten: der Spechte, Wendehälse, Baumläufer, Mandelkrähen, (Blauracken), Heher, (Eichel- oder Holz-, Ruß- oder Tannenheher,) Saat- und Alpenkrähen, Kukuke, Wiedehopfe, Ammer, Finken, (mit Ausnahme der sogenannten Böhmer,) Meisen, Staare, Goldamseln, Fliegenschnapper, Goldhähnchen, Zaunkönige, Nachtigallen, Haide- oder Baumlerchen, Roth-, Blau-, Braun- und Schwarzkehlchen, Grasmücken, Schwarzplättchen, Bachstelzen, Laub- und Rohrsänger, Braunnellen, Pieper, Steinschmätzer, Schwalben, Nachtschwalben, Eisvögel, Stärche, Bessarde, (Maufer oder Mausefalken,) und der Eulen mit Ausnahme des Schuhu.

§. 2. Niemand darf Nester, Eier, oder Nestbrut der vorgenannten Vögel außerhalb seiner Anwesensgebäude und umschlossenen Gärten ausnehmen oder zerstören.

§. 3. Vorstehende Bestimmungen sind auch bei der Jagdausübung zu beobachten.

Nach §. 4 können die Kreisregierungen, Kammer des Innern, auf Ansuchen zu wissenschaftlichen oder Unterrichtszwecken eine Ausnahme vom Verbote in §§. 1 und 2, auch im Interesse der Landwirthschaft bezüglich einzelner Vogelarten für einen bestimmten Zeitraum eine Ausnahme vom Verbote in §. 1 gestatten.

Der Ortsvorstand von Rodheim im Kreise Vilbel, bei Frankfurt, hat beschlossen, jedem in's Feld rückenden Soldaten aus dieser Gemeinde eine Unterstützung, im Betrage von vorläufig 5 Gulden auszubezahlen.

In Anbetracht des Bedürfnisses einheitlichen Zusammenwirkens zum gemeinsamen Zwecke und der an ihn von auswärts mehrfach ergangenen Aufforderung entsprechend, ersucht der unterzeichnete Vorstand die betreffenden Comites der benachbarten deutschen Bundesstaaten, sich mit ihm wegen Errichtung eines Centraldepots von Vorräthen und Bildung freiwilliger Hülfs-Sanitätscorps ohne Verzug in Verbindung zu setzen. Sofort nach Eingang der nöthigen Mittheilungen wird derselbe die einzelnen Comite's zu einer gemeinsamen Berathung einladen.

Frankfurt, a. Main den 1. Juli 1866.

Der Vorstand des Hülfsvereins
für Kranke und Verwundete Krieger.
Dr. med. **G. A. Spieß**, Vorsitzender.
Dr. jur. **W. Auerbach**, Schriftführer.

(Betriebsergebniß der pfälzischen Ludwigsbahn im Monat Mai 1866.) Summa der Betriebseinnahmen: 200,389 fl. 47 kr. Der Monat Mai 1865 hat ertragen: 199,267 fl. 51 kr.; mithin Mehreinnahme im Mai 1866: 1,121 fl. 56 kr. Gesammteinnahme in den verflossenen 8 Monaten des Jahres $18^{65}/_{66}$: 1,650,151 fl. 22 kr. In den gleichen Monaten des Jahres $18^{64}/_{65}$: 1,497,969 fl. 56 kr. Mehreinnahme im laufenden Jahre: 152,181 fl. 26 kr. —

(Betriebsergebniß der pfälzischen Maximilianbahn im Monat Mai 1866.) Die Betriebseinnahmen ertrugen in Summa: 57,765 fl. 20 kr.; Der Monat Mai 1865 hat ertragen: 42,308 fl. 27 kr.; sonach fand im Mai 1866 eine Mehreinnahme von 15,456 fl. 53 kr. statt. Gesammteinnahme in den verflossenen 8 Monaten des Jahres $18^{65}/_{66}$: 393,784 fl. 31 kr. In den gleichen Monaten des $18^{64}/_{65}$: 294,656 fl. 49 kr. Mehreinnahme im laufenden Jahre: 99,127 fl. 42 kr.

(Betriebsergebniß der Neustadt-Dürkheimer Bahn im Monat Mai 1866.) Summa der Betriebseinnahmen: 5745 fl. 8 kr. Gesammteinnahme in den verflossenen 8 Monaten des Jahres $18^{65}/_{66}$: 43,446 fl. 24 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 28. Sonntag, den 15. Juli **1866.**

Faune-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mützelburg.

(Fortsetzung.)

Hugo fühlte, wie er vom Pferde gehoben und dann eine Strecke weit getragen wurde. Aber er wußte nicht genau, was mit ihm vorging. Es war ihm dumpf und schwer im Kopfe. Es war ihm als beschäftige man sich mit seiner Stirn und lege ihm einen Verband auf, aber er glaubte es nur zu träumen, und erst nach geraumer Zeit schlug er die Augen auf und gelangte zu einem klaren Bewußtsein, wo er sei und was mit ihm vorgegangen. Draußen mußte es Nacht sein, denn es brannte Licht in den Zimmer und zuerst glaubte Hugo, daß er allein sei. Dann aber sah er, daß Jemand in einem Lehnstuhl in der Nähe des Bettes saß und er glaubte seinen Freund zu erkennen.

„Bist Du es Platen?“ fragte er leise.

Der Angeredete fuhr auf.

„Ja ich bin es“, sagte er. „Nun wie ist Dir? Schmerzt es sehr?“

„O nein, ich hoffe, Du bist nicht meinetwegen wach geblieben,“ sagte Hugo.

„Wehthalt nicht?“ erwiederte Platen. „Derartige Wunden verlangen Aufmerksamkeit. Anderdem mußte ich meiner Schwester wegen wach bleiben. Sie scheint sich verirrt zu haben, denn sie ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Ich habe Leute ausgeschickt, sie zu suchen und hoffe, daß ihr nichts Schlimmeres zugestoßen ist. Es gibt hier zwar wenig wilde Thiere, aber genug Indianer.“

„Deine Schwester hat sich verirrt?“ rief Hugo. „Was für ein Kleid trug sie.“

„Ein hellblaues“, antwortete Platen schnell. Hast Du sie etwa gesehen?“

„Sie ist nicht verirrt, mein theurer Freund!“ rief Hugo schmerzlich. „Ein Kerl mit langem Bart, den ich früher einmal in Newyork gesehen, hat sie gewaltsam fortgeschleppt. Ich wollte ihn daran hindern und er gab mir den Schlag über das Gesicht.

August von Platen war aufgesprungen und an das Bett Hugo's getreten.

„Du fieberst, mein armer Junge!“ sagte er. „Was sprichst Du von Newyork?“

„Ich fibere nicht,“ rief Hugo. „Laß Dir erzählen!“

Nur in abgebrochenen Sätzen erzählte er ihm dieses Zusammentreffen mit dem wilden Ludwig in Newyork und seine Rettung durch Sarah.

„Das ist die Wahrheit!“ rief Platen aufgeregt. „Sarah hat mir selbst damals das Abenteuer erzählt, aber ich hatte keine Ahnung, daß Du es gewesen, und Sarah hat Dich damals in Newyork nicht wieder gesehen. Nun weiter!“

Hugo berichtete ihm kurz, was auf seinem Ritt nach Platen-Town vorgefallen.

„Es ist so, bei Gott, es ist so, wie Du erzählst!“ rief Platen außer sich. „Ludwig hat sie entführt. Er ist einer von meinen Pächtern, ein wilder trotziger Gesell, dem ich längst den Laufpaß geben wollte. Er hatte uns damals nach Newyork begleitet und ich erinnere mich, daß er mir Andeutungen gemacht, ob ich ihm Sarah zur Frau geben wolle. Erst jetzt ist mir das ganz klar. Damals verstand ich ihn nicht recht und sagte nur im Allgemeinen, Sarah könne nach ihrem Willen heirathen, wen sie wolle, ich werde ihr nie ein Hinderniß in den Weg legen. Gewiß hat der Schurke sie gefragt — es ist mir jetzt alles deutlich — sie war neulich so verlegen, als er eintrat — sie hat ihn abgewiesen und nun — — Herr im Himmel, es ist ein wilder Bursche! Gott stehe Sarah bei! Und was soll ich nun thun?“

Er stand bleich und starr da. Was sollte er beginnen? Welche Möglichkeit gab es in einem Lande wie Amerika, einen solchen Entführer zu erreichen?

„Hast Du denn keine Ahnung, wohin er sie geführt haben könnte?“ fragte Hugo.

„Keine, keine!“ antwortete Platen. „Aber wir müssen ihm nachjagen. Du sagst, er habe Pferde gehabt? Dann läßt sich die Spur leicht verfolgen. Wenn es nicht anders geht, so müssen wir Indianer zu Hülfe nehmen und unsere ganze Polizei aufbieten. Großer Gott — auch das noch! Ich bin ohnehin in der entsetzlichsten Angst um meine Braut, sie wollte mit ihrem Vater hierher kommen, und ihre Abreise von Newyork kann möglicher Weise mit dem Zuge erfolgt sein, der verunglückt ist. Ich habe nach Newyork geschrieben und warte in Todesangst auf Antwort.“

„Beruhige Dich!“ sagte Hugo. „Sie lebt.“

„Sie lebt, und woher weißt Du das?“ rief Platen. „Sprich Winterfeld! Du hast keine Ahnung von den Qualen, die mich foltern. Mir ahnt ein Unglück seit dem Tage, an dem ich das traurige Ereigniß in unserer Zeitung las. Was weißt Du von meiner Braut?“

„Bist Du im Stande, mich ruhig anzuhören?“ fragte Hugo. „Oder willst Du vorher Anordnungen wegen Deiner Schwester treffen? Denn hier scheint mir Eile doch noch nothwendiger zu sein.“

„Noch nothwendiger?“ wiederholte Platen bestürzt. Mein Gott, was soll ich denn hören? Aber Du hast Recht. Sarah darf wegen Clare nicht vergessen werden.“

Er klingelte. Ein Diener trat ein.

„Laß die Völker abschießen“, rief Platen ihm zu. „Es ist das Zeichen, daß die ausgeschickten Boten zurückkehren sollen, wir müssen den Tag abwarten, um etwas für Sarah unternehmen zu können. Schicke auch nach dem nächsten Indianer-Dorf und laß den Sachem bitten, mit einigen seiner Rothhäute zu mir zu kommen. Er soll mir einen Dienst erweisen. Schnell! schnell!“

Der Diener verschwand.

„Und nun — nun sage, was Du von Clare weißt!“ wandte sich Platen an Hugo, und der Baron sah, wie die Augen seines Freundes ihn anstarrten und wie ihm das Blut aus dem Gesicht gewichen war.

„Noch einmal,“ sagte Hugo, „kannst Du mich ruhig anhören? Sie ist nicht todt — aber —“

„Foltere mich nicht,“ rief Platen verzweifelnd. „Sprich!“

Der Baron sprach. Er erzählte alles getreu, wie es geschehen. Platen stand vor ihm und sah ihn mit unverwandtem Gesicht an. Erst als Hugo berichtete, wie Clare auf dem schnellsten Pferde seinen Blicken entschwunden, griff Platen unwillkürlich nach einem Sessel und setzte sich. Er sprach kein Wort, nachdem Hugo längst geschwiegen. Dann

Digitized by Google

legte er die Hände vor das Gesicht und blieb lange in dieser Stellung.

„Sie ist verloren! verloren!“ sagte endlich mit tonloser Stimme. „Ich danke Gott, daß Du als Freund bei ihr warst in jenen Augenblicken — ich werde es Dir nie vergessen! Aber für mich ist sie verloren. Wenn Gott nicht ein Wunder gethan, bin ich ein elender Mensch. Ich verliere die beiden Wesen, an denen meine ganze Seele hängt. Es ist zu viel!“

Er senkte den Kopf und Hugo hörte ihn tief und qualvoll athmen.

„August!“ rief Winterfeld. „August, denke an meine Rettung. Kann es Wunderbareres geben? Verzweifelte ich nicht selbst? Vielleicht ist Clare in Sicherheit bei einem Farmer, vielleicht bringt man Dir morgen die Nachricht, daß sie irgendwo gerettet weilt.“

„Vielleicht, vielleicht!“ murmelte Platen. „Aber an wen wollen wir denken, wen wollen wir suchen?“

„Beide, beide!“ rief Hugo. „Ich eile Deiner Schwester nach, Du magst der Spur Clares folgen. Der Himmel wird uns gnädig sein.“

„Es ist jetzt schon eine Gnade, daß ein Freund in meiner Nähe ist,“ sagte Platen tief und schwer. „Nun gut, ich fühle, daß ich jetzt zeigen muß, ob Energie in mir ist und ob ich die Schläge des Schicksals ertragen kann. Ich werde meine Anordnungen treffen. In einer Stunde bin ich zurück. Schlafe, Hugo! Erhole Dich, mein Freund! Wir werden beide unsere ganze Kraft brauchen!“

Er drückte dem Freunde die Hand und verließ das Zimmer.

Zwölftes Kapitel.

Der Morgen dämmerte als Hugo aus dem Halbschlafe erwachte, in den er während der Abwesenheit Platens versunken war, und als er aufblickte, stand August vor ihm.

„Nun, wie geht es Dir?“ fragte Platen. „Schmerzt Deine Wunde noch?“

Hugo faßte sich nach der Stirn.

„Nicht sehr,“ antwortete er. „Ich glaube, ich kann thun, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Hast Du Deine Dispositionen getroffen?“

„So viel oder so wenig als ich treffen konnte, ja,“ antwortete August von Platen. „Und Du glaubst, Du wärest im Stande, Sarah's Spur zu folgen?“

„Ohne Zweifel,“ rief Hugo. „Nur müßte ich Dich bitten, mich mit einigen Waffen und Kleidern zu versehen, denn die Schurken von Lippeway's Indianern haben mich total ausgeplündert.“

„Ich stelle alles, was ich besitze, zu Deiner Verfügung,“ sagte Platen. „Du magst suchen und nehmen, was Du willst, zuvörderst aber gib mir eine genaue Beschreibung von Clare's Anzuge, von dem Aussehen ihres Pferdes, von Allem, was sie bei sich trug. Der geringfügigste Gegenstand kann oft zu einer wichtigen Entdeckung führen.“

Hugo erfüllte den Wunsch seines Freundes, und Platen machte sich genau Notizen in seiner Brieftasche. Inzwischen wurde es ganz hell und die Sonne ging auf.

„Nun sage mir, bist Du schon in Hanne-Town gewesen?“ fragte Platen dann.

Hugo antwortete verneinend und erzählte sein Zusammentreffen mit Fellenius und dem Winnebago-Häuptling Squinandesch.

„Was Du da sagst, ist nicht so unwichtig, als Du vielleicht glaubst,“ meinte August. „Nun aber höre mich an. Die Nachforschungen nach Sarah werden vergebend sein, bis eine Spur von ihr gefunden. Ich werde Dir also zwei von meinen Leuten und zwei Indianer zur Begleitung geben. Sie verstehen sich auf das Spuren finden, und Du wirst nichts zu thun haben, als sie zu controlliren, zu überwachen und stets zu neuer Thätigkeit anzutreiben. Möglicherweise hat Sarah auch eine Gelegenheit zur Flucht gefunden. Genug, wir müssen es der Vorsehung überlassen, ob sie Dir eine Spur von meiner armen Schwester entdecken will. Deshalb ist es auch ziemlich gleichgiltig, wohin Du gehst. Ludwig kann nach dem Osten geflohen sein, kann sich aber auch möglicherweise in der Nähe der Berge aufhalten. Ich würde Dir also rathen, wenn Du die Spur verlierst, — und das halte ich leider für wahrscheinlich! — nach Hanne-Town zu reiten und dort für's Erste Deine Ansprüche geltend zu machen. Meine Flinten und Revolver stehen zu Deiner Disposition; Du wirst sie wahrscheinlich gebrauchen. Kannst weiß ich auch, wo Du Dich befindest und kann Dir Nachricht geben, falls ich meinerseits eine Spur von Sarah entdecke. Findest Du selbst aber die Spur meiner Schwester, so bin ich wohl überzeugt, daß Du Dich für's Erste nicht um Hanne-Town kümmern, sondern dem armen Mädchen folgen wirst.“

„Gewiß,“ rief Hugo, sich erhebend. „Mit Hanne-Town und meinen Ansprüchen dort hat es immer noch Zeit. Gib mir nur Waffen und wollene Decken. Dann breche ich sogleich auf.“

Er ordnete seinen Anzug und untersuchte seine Wunde, während August für ihn aus dem Gewehrschrank eine Doppelbüchse, zwei Revolver und einen Hirschfänger herausſuchte. Hugo sah wohl, wie August sich bemühte, ruhig und gefaßt zu erscheinen. Aber der Farmer konnte das tiefe Seelenleiden, das ihn bedrückte, dennoch nicht verbergen. Zuweilen zogen sich seine Lippen schmerzlich zusammen und er seufzte tief und schwer. Doch gelang es ihm, wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen.

„Hast Du auch genügend Geld?“ fragte er den Baron.

„O ja,“ antwortete Hugo. „Die Lippeway's haben mir glücklicherweise meine Dollars und Banknoten gelassen. Außerdem habe ich ja für die Zukunft die Hundertausende, die mir die guten Bürger von Hanne-Town schulden!“

„O weh, wenn das Dein einziger Trost ist!“ sagte Platen achselzuckend. Kein Amerikaner würde Dir hundert Pfund auf diese Ansprüche leihen. Nimm Dich nur in Acht. Du wirst in ein Wespennest stören. Der Himmel behüte Dich!“

Es verging einige Zeit, ehe Hugo alles erhalten, was August für ihn herausſuchte. Dann setzten sich Beide zu einem tüchtigen Frühstück, von dem jedoch Platen wenig genoß, und gestärkt, munter als wäre nichts vorgefallen, stand Hugo auf, um seine Reise zu beginnen.

„So geh mit Gott, lieber Freund!“ sagte Platen mit schwerer Stimme, ihm ernst die Hand schüttelnd. „Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du Dich meiner in dieser Trübsal angenommen und halte es für eine gute Vorbedeutung, daß der Himmel Dich geschickt, um mir Nachricht über die beiden Mädchen zu geben, die mir so theuer sind und über deren Schicksal ich sonst in einer noch gräßlicheren Ungewißheit wäre. Ich weiß, daß ich auf Dich bauen kann. Vertraue Du auch auf mich; ich will Dir in Allem, so viel ich nur kann, ein Freund und Helfer sein. Wenn Du nach Hanne-town kommst, so sei keck, muthig und zuversichtlich, wie es sich für einen Mann mit gerechten Ansprüchen ziemt. Vergiß nicht, daß es eine Thorheit wäre, um einiger elenden Dollars willen ein kostbares Leben zu wagen. Lebe wohl, der Himmel schütze Dich, wie er es bisher gethan!“

Er umarmte ihn innig und führte ihn hinaus auf den Platz vor dem Wohnhause, wo sich das Pferd Hugo's und außerdem vier Reiter befanden. Zwei von ihnen waren Dienstleute Platens, der ihnen den Baron vorstellte und sagte, sie möchten ihm in allen Dingen gehorchen, als ob er es selbst wäre. Die beiden anderen Reiter waren Indianer, mit denen Platen ebenfalls sprach. Hugo sollte sich, da er ihre Sprache nicht kannte, mit ihnen durch die beiden Diener verständigen, die genügend in die Wort- und Zeichensprache der Indianer eingeweiht waren. Gepäck und Waffen waren in hinreichendem Maße auf die Pferde vertheilt.

„Führe nun die Leute nach der Stelle, an der Ludwig die Pferde angebunden,“ sagte Platen. „Die Indianer werden ihren Weg von selbst finden, so weit er sich finden läßt.“

Noch einmal schüttelten sie sich die Hände und Hugo brach auf.

Platen hatte den Dienern schon vorher ungefähr die Stelle beschrieben, an der Hugo den Pächter Ludwig getroffen; der Baron hatte also nicht nöthig, den Weg erst zu suchen; die Diener führten ihn. Erst als sie auf dem Schauplatz

Digitized by Google

des kurzen Kampfes zwischen Hugo und Ludwig angelangt waren, begann der Baron seine Untersuchungen. Noch ehe er selbst aber die Bäume entdeckt, an denen die Pferde des Pächters angebunden, hatten die Indianer sie schon gefunden und zeigten die Spuren der Hufeisen den Dienern. Sie stiegen jetzt von ihren Pferden, die von den Dienern geführt wurden und gingen voran, stets den Boden beobachtend und lange Strecken weit wie Thiere auf allen Vieren kriechend, aber nicht langsam, sondern so schnell, daß Hugo sein Pferd in scharfem Schritt, manchmal auch im Trab gehen lassen mußte, um ihnen zu folgen. Der Baron hatte hier zum ersten Mal Gelegenheit, die wunderbare Geschicklichkeit der Indianer im Verfolgen und Auffinden von Spuren kennen zu lernen. Sie hatte früher vieles darüber gelesen. Jetzt aber sah er ein, daß diese Geschicklichkeit viel größer sei, als er je geglaubt. Er selbst sah auf dem weichen elastischen Moosgrunde nicht das geringste Zeichen einer Spur, nicht den schwächsten Eindruck. Die Indianer aber schienen ihrer Sache vollkommen sicher zu sein. Sie zögerten nicht einen Augenblick.

Erst als sie an eine breite Straße kamen, die vielfach betreten und befahren schien, hielten sie inne und untersuchten vorsichtig ringsum das Terrain. Sie entdeckten bald, daß der Pächter hier den Wald verlassen und die Straße eingeschlagen hatte. Um so schwieriger war es, die Spuren der Pferdehufe zwischen so vielen anderen zu verfolgen. Aber auch jetzt gingen die Indianer nicht langsam. Hugo und die Diener mußten auf beiden Seiten des Weges reiten, um nicht mit ihren Pferden die andern Spuren zu verwischen, falls man etwa die unrechte Spur verfolgt habe und umkehren müsse. Aber bis jetzt, wie Hugo von den Dienern erfuhr, die zuweilen mit den Indianern sprachen, waren die Letzteren keinen Augenblick zweifelhaft, und bald gelangten sie an eine Stelle, von welcher die Spuren wieder in den Wald führten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht im Nordbahnhofe zu Wien.

Die Hand, die diese Zeilen niederschreibt, zittert in fieberhafter Aufregung, rascher fliegen die Pulse, das brennende Auge schmerzt und zuweilen heftet sich während des Schreibens eine Thräne an die Wimper — ich habe eine Nacht im Nordbahnhofe zugebracht.

Kennt der Leser den Nordbahnhof in seiner neuesten Phase? Der Abteigperron, auf dem sonst die Ankommenden von den Freunden begrüßt und herzlich bewillkommt werden, ist in ein riesiges Lazareth verwandelt worden — hier ist der große Verbandplatz, den das patriotische Hilfs-Comite für die bejammernswerthen Verwundeten der Nordarmee errichtet hat.

— „Wollen Sie den langen Jammer, das unermeßliche, grenzenlose Elend sehen, das der Krieg über uns gebracht", sagte mir ein Mitglied des Hilfs-Comite's, „so bleiben Sie eine Nacht bei uns auf dem Nordbahnhofe, da werden Sie einen Jammer miterleben, wie ihn keine Feder schildern, kein Mund nacherzählen kann." Ich folgte der Einladung — der Mann hat die Wahrheit gesprochen. Welches Elend, welcher Jammer!

Mitternacht war's — der Zug mit dem ersten Nachttransport von 300 Verwundeten war für 1 Uhr angekündigt und schon herrschte die regste Thätigkeit am Perron und in den Wartesälen. Die Sanitätsmannschaft schleppte Matratzen herbei und breitete sie an der Mauer längs der ganzen Halle und in den Seitennischen aus, in den Wartesälen werden die Betten für die Schwerverwundeten und die Offiziere gerichtet, die Aerzte ordnen ihr Verbandzeug, von allen Seiten werden Bandagen, Charpie, Leinwandfetzen, Pflaster und all die entsetzlichen Behelfe der Operateure herbeigeschleppt. Die Mitglieder des patriotischen Hilfscomites, den unermüdlichen, mit bewundernswürdiger Aufopferung rastlos thätigen Boschan obenan, dann Graf Wickenburg jun., Baron Kraus, Landgraf Fürstenberg, Hotelbesitzer Franz Hauptmann, Baron Gorup, Ritter v. Suttner u. s. w. eilen ab und zu und ertheilen die nöthigen Befehle. Dort werden die Cigarren — Cubas und Virginias — in Paketen aufgeschichtet, hier die Wasserkrüge, Hundert Gläser mit Wein oder Himbeersaft gefüllt, Brod und Semmeln in riesigen Massen in die Körbe geworfen, ganze Labungen von Kälbernem zurechtgeschnitten — auf einem Tische wird die warme Suppe in großen Näpfen bereit gehalten, dort wieder weißer und schwarzer Kaffee warm gemacht — der Hilfsverein sorgt für Alles — sein Wirken ist der einzige Lichtpunkt in diesem Chaos des Jammers.

Nach und nach füllt sich der Bahnhof mit freiwilligen Krankenwärtern und Wärterinnen, Jeder will helfen, pflegen, Hand anlegen, um den Verwundeten beizustehen. Männer und Frauen, Schwestern und Brüder, Mütter und Bräute, Freunde und Verwandte stehen überall in Gruppen, Jeder erwartet ein theures Haupt. Lebt der Erwartete noch — ist er schwer oder leicht verwundet oder vielleicht gar unverletzt? Alle diese Fragen, die so tief eingreifen in das süß-schmerzliche Geheimniß der Familie, werden debattirt und erwogen, Jeder blickt nach der rothen Signallaterne, die der Wächter weit draußen im äußeren Bahnhofe aufgestellt, als käme von dort ein Hoffnungsstrahl.

Dort in jener Ecke kauert eine Frau mit einem Säugling auf den Armen, sie wartet schon achtundvierzig Stunden und rührt sich nicht von der Stelle. Ihr einziger Sohn steht bei der Nordarmee — seit vierzehn Tagen hat sie kein Lebenszeichen von ihm erhalten. So oft ein Train ankommt, drängt sie sich vor — jedem Soldat hält sie an und fragt nach ihrem Sohn, keiner weiß ihr Antwort zu geben. Sind die Verwundeten alle aus dem Wagen gehoben, kehrt sie wieder auf ihren alten Platz zurück und weint still fort. — Das junge Mädchen mit den kurzen, schwarzen Haaren erwartet ihren Bruder; daß er verwundet ist, weiß sie, aber wo er ist, weiß sie nicht. Sie möchte ihn pflegen, verbinden, warten, wie nur eine Schwester warten kann und er — kommt nicht. Drei Transporte sind schon da, und er ist noch immer nicht mitgekommen. Wie das Auge des Mädchens in düsterem Feuer glüht, das arme Kind kann nicht mehr weinen und hat noch nicht geschlafen. — Die elegante Dame dort auf deren Gesicht alle Martern der Verzweiflung ausgeprägt sind, Martern wie sie nur ein Mutterherz empfinden kann, ist die Fürstin Khevenhüller — sie hat einen Sohn bei der Nordarmee und weiß nicht, ob er lebt, oder verlassen, fern von der Mutter, auf dem öden, grauenvollen Schlachtfelde liegt; die Fürstinnen Taxis, die mit ihr die ganze Nacht auf dem Bahnhofe zubringen, versuchen vergebens sie zu trösten, zittern sie doch selbst für ein theueres Familienglied. . . Der alte Mann in jener Ecke sucht seiner Gattin und zwei jungen Mädchen durch alle möglichen Gründe begreiflich zu machen, daß der Carl gesund sein müsse, sonst hätte er gewiß telegraphirt, und doch rinnen dem alten Mann — ein Spott für seine Beweise — die schweren Thränen über die gefurchten Wangen. . .

Jetzt schlägt es 1 Uhr, — die Bahnhofglocke läutet — der Zug rollt langsam in die Halle. Alles eilt, drängt zu den Waggons.

Wohin zuerst sich wenden — der Zug zählt 48 Waggons und der letzte steht weit draußen nach der Brücke. Die Conducteure riegeln die Gepäckwagen auf — entsetzliches Bild! da liegen sie durcheinander die Helden von Trautenau, Nachod, Gitschin und Königgrätz. Die Leichtverwundeten in Gepäckswagen und offenen Kohlenwagen, die Schwerverwundeten auf Bahren, in Waggons zweiter und auch erster Classe; rückwärts, in den besten Waggons, die aufzutreiben waren, die Offiziere. Alle Branchen bunt durcheinander, der Husar neben dem Artilleristen, der Jäger beim Infanteristen, der Dragoner und die Pionniere, Oesterreicher und Sachsen, wie sie der Zufall und die wilde regellose Flucht zusammenführte. Jetzt beginnt die eigentliche Wirksamkeit des Hilfs-Comite's. „Boschan, Boschan", tönt es von allen Seiten. „Wo bringen wir die Offiziere hin?" „Ins Hotel Munsch", lautet die Antwort, „der Besitzer verlangt schon seit zwei Tagen nach seinen Verwundeten." — „Die Herren nehme ich mir," ruft der Besitzer des Goldenen Lamm, „ich habe zwar schon sechs, aber die vier Herren müssen noch mein sein"; — Herr Heydner vom Oesterreichischen Hof will auch seine Verwundeten

Digitized by Google

haben, er wartet ja schon stundenlang mit dem Wagen. — So wetteifert Einer mit den Andern. — Wein, Himbeerwasser, Kalbfleisch, Brod, Bier und Cigarren! commandirt Herr Boschan, und im Nu eilt, wer Hände hat, herbei, um den Verwundeten einen Imbiß, einen Trunk — viele der Armen haben seit 24 Stunden keinen Tropfen Wasser erhalten — zu bringen. Frauen — sie sind überall die helfenden, rettenden Engel — liegen mit Suppentellern beladen zu den Waggons, Dienstmänner serviren auf großen Brettern Wein. — Landgraf Fürstenberg vertheilt Kälbernes und Graf Wiedenburg wird von den Soldaten, die noch schreien können, mit Hurrah's begrüßt; Er bringt Cigarren.

Die jungen Herrn aus den besten Häusern, der Sohn des Bankiers, Springer, Baron Kraus, Dr. v. Bivenot und Hundert Andere engagiren sich als freiwillige Kellner. Und wie wird ihre geringe Mühe reichlich belohnt. Wie das den armen Teufeln schmeckt, die neun Meilen in schauerlicher Flucht ohne Rast retiriren mußten, um in Pardubitz auf die Bahn zu gelangen und nach Wien ins Spital zu fahren. Wie sie mit gierigen Zügen den Wein schlürfen, wie ihre Hand nach den Semmeln greift — und mit welcher Wollust sie die Virginia fassen — Rauchen können, heißt eine Viertelstunde die Schmerzen vergessen. — Die Sanitätsmannschaft hat indessen die Leitern an die Waggons angelegt und hilft den Verwundeten aufsteigen, mit größter Vorsicht werden die Schwerbleßirten auf die Tragbahren gehoben und zum Doktor gebracht. Alles legt Hand an, der Major hilft den gemeinen Soldaten, der Hauptmann nimmt den Dragoner unterm Arm und schleppt ihn fort — die willigen Dienstmänner laden sich die Soldaten huckepack auf und legen sie sorgfältig und mit aller Behutsamkeit auf die Matratzen. Jetzt beginnt das Geschäft der Aerzte. Es ist eine ganze Legion anwesend.

Jedem Verwundeten wird so schnell als möglich der Verband abgenommen und ein neuer aufgelegt, Jeder wird gelabt, gestärkt, nach allen Regeln der Heilkunst für ihn gesorgt. Das ist die Lichtseite des Bildes — aber welches jammervolle entsetzliche Schauspiel bieten die Verwundeten selbst dar! Schüsse in Kopf und Füßen, Schüsse in Brust und Händen — das halbe Gesicht weggerissen, verstümmelte Füße und Hände — alle mit Blut bedeckt, mit zerfetzten Uniformen — genug — das kann keine Feder schildern!

Plötzlich ertönt ein Freudenschrei durch den Bahnhof, der junge Graf Waldstein ist leicht verwundet angekommen und bringt die Botschaft, der junge Khevenhüller sei frisch und gesund in Pardubitz. Der Freudenschrei kam vom Mutterherzen; mit vor Aufregung zitternder Stimme, unter heißen Thränen dankte die Fürstin für die freudige Nachricht. Und jetzt, nachdem ihr Sohn gerettet, wollte sie Gott durch ein Liebesopfer danken, das auf die ganze Umgebung erhebend wirkte. Wo ein Soldat nach Erfrischung verlangte, brachte sie die Fürstin ihm, sie war überall, auf dem Verbandplatz, in den Waggons, auf den Perron, Suppe, Wein, Brod, Alles schleppte sie herbei, sie brachte Charpie und Verbandzeug und half rastlos bis zum Tagesgrauen. Ihr Sohn war gerettet, jetzt mußte sie allen Soldaten helfen, es konnte ja vielleicht einer darunter sein, den die Kugel getroffen, die ihrem Sohn gegolten. . .

Nicht oft genug kann man es wiederholen, in welch' splendider, großmüthiger Weise von Seite des Hälfscomite's für die Verwundeten gesorgt wird. Da haben die Wiener einmal ihr Geld gut und vermünftig angelegt. Möge man mit den Gaben nur fortfahren, der Verwundeten sind viele und nirgends ist Hülfe zu dringend, so wohlthuend, wie hier. Auch für Spitäller muß gesorgt werden, heute Nachts begann es bereits an Unterkunft für die Verwundeten zu mangeln.

Mit dem ersten Nachtzuge war auch FZM. Wolimari angelangt, er verschmähte ärztliche Hülfe, da seine Wunde leicht sei, und bat, sie lieber den Soldaten zuzuwenden. General Ruckstuhl begrüßte den Waffenbruder, der ihm die erste verläßliche Kunde von dem Unglücke der Armee brachte.

Nachdem die Verwundeten untergebracht und verbunden waren, begann erst die Nachfrage nach deren Schicksal. Die Civilisten und Militärs setzten sich zu ihnen auf die Matratzen und ließen sich erzählen. Und was erzählten die Verwundeten nicht Alles?!

(Schluß folgt.)

Um den Maßstab für eine „Entscheidungsschlacht" ins Gedächtniß zurückzurufen, erinnern wir an die Verluste in der Schlacht von Solferino: die Oesterreicher verloren 630 Offiziere und 19,311 Mann; die Italiener 216 Offiziere und 5305 Mann; die Franzosen 926 Offiziere und 17,305 Mann. Also 1782 Offiziere und 41,911 Mann kostete der 24. Juni 1859.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 11. Juli. Der Centner Weizen 5 fl. 45 kr. Korn 4 fl. 26 kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 4 fl. 37 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 48 kr. Kornbrod 20 kr.

Speyer, 10. Juli. Der Centner Waizen 6 fl. — kr. Korn 4 fl. 28 kr. Gerste 4 fl. 30 kr. Spelz 4 fl. 35 kr. Hafer 4 fl. 34 kr.

Neustadt, 10. Juli. Der Centner Weizen 6 fl. 22 kr. Korn 4 fl. 25 kr. Spelz 4 fl. 50 kr. Gerste 4 fl. 30 kr. Hafer — fl. — kr.

Versteigerung von Früchten auf dem Halm.

Dienstag den 17. Juli nächsthin, des Nachmittags 4 Uhr, zu Kusel in der Grub'schen Bierwirthschaft, läßt Herr Jakob Grub senior, Oekonom allda, die Früchte auf nachbeschriebenen Aeckern, Kuseler Bannes, auf Zahlungstermin versteigern, nämlich:

1) Das Korn von 1 Morgen, 1 Viertel in Dimschweiler, neben Friedrich Ehrenspeck;
2) das Korn von 2 Morgen, 1 Viertel an der Rödelkaut, neben Jacob Weibel;
3) das Korn von 1 Morgen, 1 Viertel am Katzenbrünnchen, neben Jacob Rind;
4) die Spelz von 1 Morgen, 3 Viertel in der Schifferfelbach, neben der Chaussee;
5) die Spelz von 1 Morgen, 1 Viertel am Frister Weg, neben Gottfried Bell;
6) den Hafer von 2 Morgen, 1 Viertel am Hafchbacher Weg, neben dem Weg;
7) den Hafer von 3 Morgen, am Katzenbrünnchen, neben Jacob Schardt;
8) den Hafer von 4 Morgen, an Reiseichen, neben August Reis.

Kusel, den 10. Juli 1866.

[330²/₂] **J. Kier**, k. Notär.

Holzversteigerung

in Schellweiler auf Dienstag den 17. Juli 1866, Nachmittags 3 Uhr, aus dem Gemeindewalde von da, Schlag Birkenstück:

3½ Klafter Eichen Prügelholz, 539 gemischte Wellen, 527 Eichen Schälwellen.

Kusel, den 9. Juli 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[328²/₂] **Schleip**.

Zwei Soldaten mit guten Zeugnissen suchen auf sechs Jahre einzustehen. Näheres bei A. Lipp, Kaufmann in Speyer.

[325]

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfälzeria.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 29. Sonntag, den 22. Juli **1866.**

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mützelburg.

(Fortsetzung.)

So ging es bis zum Mittag. Bis jetzt, wie die Indianer sagten, deuteten die Spuren darauf hin, daß Ludwig im Galopp geritten. Von nun an aber zeigte sich, daß die Pferde nur im Trab gegangen. An sonnigen Stellen sah Hugo selbst die Spur. Aber diese Stellen waren selten, und bald gelangten die Verfolgenden an einen breiten Bach, in dessen Bett Ludwig weitergeritten zu sein schien, da sich wohl Spuren fanden, die hinein, aber keine, die hinausführten. Jetzt verdoppelten die Indianer ihre Aufmerksamkeit. Sie gingen langsam im Wasser weiter, das Ufer genau beobachtend und an vielen Stellen untersuchend. Aber der Abend kam, ohne daß sie die Stelle gefunden, an welcher Ludwig den Bach wieder verlassen, und das Nachtlager mußte am Ufer desselben aufgeschlagen werden.

Bis jetzt war die Richtung, die Ludwig genommen, eine südwestliche gewesen. Sie führte genau nach der Gegend, in welcher Hanne-Town lag. Auf jeden Fall hatte Hugo also nichts verfäumt. Er beschloß sich schon jetzt näher an Hanne-Town, als an Platen-Town, und die Diener meinten, es sei nicht unmöglich, daß der wilde Ludwig, so wurde er allgemein genannt, sich nach ersterer Stadt gewendet, da dort Freunde oder Verwandte von ihm wohnten.

Am folgenden Morgen wurden die Nachforschungen mit demselben Eifer aufgenommen und schon nach wenigen Minuten fanden die Indianer eine Stelle, auf der Ludwigs Roß gehalten. Der Ort wurde genau untersucht, ob sich nicht ein Zeichen finde, das genauere Aufschlüsse geben könnte. Aber man fand nichts. Ludwig war später wieder in den Bach geritten, wie die Spuren andeuteten, und die beiden Indianer setzten ihre Nachforschungen auf die, selbe Weise, wie am vergangenen Tage fort. Der Bach wurde allmählich tiefer, da er einige kleine Nebenquellen in sich aufgenommen, und endlich gelangte man an eine Stelle, an der er sich mit einem ebenso breiten Bache vereinigte und nun so tief und reißend wurde, daß es fast unmöglich schien, Ludwig sei in demselben weitergeritten. Die Indianer untersuchten diese Stelle sehr genau, und endlich zeigten dieselben triumphirend ein Stückchen Zeug, das sie an einem Strauche hängend gefunden. Auch Hugo besah es, und entdeckte, wie die Indianer, daß es ein Stückchen Zeug von dem Kleide Sarah's sei. Es war an dem Ufer desjenigen Baches gefunden worden, der sich mit dem vereinigte, in welchem Ludwig bisher geritten, daraus ging deutlich hervor, daß der Pächter das Bett des ersten Baches verlassen hatte und in dem des anderen weiter geritten war. Die Indianer verfolgten nun in diesem die Spur und bald fanden sie die Stelle, an welchem Ludwigs Pferd aus dem Bache herausgetreten.

Jetzt ließ sich die Fährte leicht verfolgen und die Indianer eilten mit derselben unermüdlichen Geschwindigkeit vorwärts, mit der sie am Tage vorher ihre Nachforschungen begonnen. Wie Hugo von den Dienern hörte, befand man sich jetzt nur einige Meilen von Hynne-Town entfernt. Der Baron ritt auf dem Gebiete, das ihm selber gehörte.

Nun aber trat ein Umstand ein, der die Nachforschungen sehr erschwerte. Die Pferdespuren führten zu einer Farm, die an einer sehr befahrenen Straße lag. Dort hörten sie auf. Ludwig mußte sich also entweder in dieser Farm befinden oder dieselbe in irgend einer Weise, vielleicht in einem Wagen verlassen haben. Erkundigungen liefen sich hier schwer einziehen, denn möglicher Weise war der Besitzer der Farm ein Freund des schwarzen Ludwig. Während also Hugo und die beiden Diener mit den Pferden an einer Stelle blieben, die von der Farm aus nicht gesehen werden konnte, untersuchten die beiden Indianer mehrere Stunden lang die Umgegend der Farm mit der äußersten Sorgfalt. Als sie zurückkehrten sprachen sie lange mit den Dienern.

Von diesen erfuhr Hugo dann, daß die Indianer folgende Entdeckung gemacht hätten. Ludwig hatte in einiger Entfernung von der Farm Halt gemacht, hatte Sarah wahrscheinlich gebunden und geknebelt, dort auf der Erde liegend zurückgelassen und war mit den Pferden auf die Farm geritten. Aus der Farm war er mit einem Wagen zurückgekehrt, und nach den Spuren im Sande zu urtheilen, hatte er Sarah auf den Wagen gehoben und war mit ihr fortgefahren, in der Richtung nach Westen.

Auf diese Mittheilungen hin wagte es Hugo mit einem Diener nach der Farm zu gehen, um von dem Besitzer derselben Erkundigungen einzuziehen. Er fand einen schon bejahrten Mann, der auch ohne Rückhalt erzählte, es sei Jemand zu ihm gekommen und habe ihm ein Pferd zum Tausch eingegangen. Weiter wisse er nichts, weder wohin jener gefahren noch ob er Jemand bei sich gehabt. Daß es aber der schwarze Ludwig gewesen, darüber war der Beschreibung des Farmers zufolge kein Zweifel.

Nun galt es die Wagenspur oder vielmehr die Spur von dem einen Pferde zu verfolgen, denn die Eindrücke und die Breite aller Wagenräder waren sich fast gleich. Uebrigens schien es jetzt fast unzweifelhaft, daß Ludwig die Richtung nach Hanne-Town eingeschlagen, denn die Spuren des Pferdes führten dorthin. Hugo war darüber sehr erfreut. Er konnte auf diese Weise seine Nachforschungen mit der Geltendmachung seiner eigenen Ansprüche vereinigen. Es währte auch nicht lange, so erreichten sie den Nordfluß, an dessen Ufer Hanne-Town lag und sahen die weißen Häuser der Stadt herüberschimmern. Die Wagenspur Ludwigs führte direct nach der Stadt.

Es hätte jetzt nur Aufsehen erregen müssen, wenn Hugo mit den Dienern und den Indianern in Hanne-Town eingezogen wäre. Er hielt deßhalb eine Berathung mit den Dienern, und diese verständigten sich mit den Indianern. Das Resultat dieser wechselnden Berathung war Folgendes.

Die Indianer sollten in der Nähe der Stadt bleiben und jeden Vormittag, sowie jeden Nachmittag durch die Diener Platens von der Sachlage genau unterrichtet werden. Zwischen sollten sie auch die Stadt umreisen und nachforschen, ob etwa die Spur von dem Pferde und dem Wagen Ludwigs wieder aus derselben hinausführe. Die Diener ihrerseits wurden von Hugo angewiesen, ihre Wohnung in seiner Nähe zu wählen und stets auf seinen Wink bereit zu sein. Da übrigens Hanne-Town nicht groß war, und höchstens fünfzehntausend Einwohner zählte, so ließ sich annehmen, daß man Ludwig und also auch Sarah bald entdecken werde, falls sich Beide in der Stadt befanden. Doch wollten weder die Die-

Digitized by Google

ner noch Hugo das Letztere glaubten. Es schien ihnen unwahrscheinlich, daß Ludwig mit seiner Beute nicht weiter geflohen sei. Wahrscheinlich dünkte es ihnen, daß er hier nur eine kurze Rast gemacht, um sich zu erholen oder geschäftliche Anordnungen zu treffen. Jeder sollte auf seine eigene Hand operiren und Abends wollten sie sich heimlich treffen, um einander Bericht abzustatten.

Nachdem sie diese Verabredungen getroffen hatten, trennten sie sich und Hugo ritt zuerst allein nach der Stadt. Um über den Nordfluß zu gelangen, mußte er sich der Fähre bedienen, die sich dort befand. Die Brücke wurde erst gebaut. Am anderen Ufer des Stromes angelangt der ziemlich breit und sehr reißend war, wählte er von den Gasthäusern, die sich am Ufer befanden, das stattlichste und dort quartirte er sich ein.

Dreizehntes Kapitel

Es war gegen Abend, als Hugo von seinem Zimmer im Gasthof zu den „dreizehn Sternen" Besitz nahm. Er leidete sich um, ich noch seiner bereits geschlossenen Wunde, restaurirte sich und ging zu dem Bürger von Hanne-Town, für den ihm Arthur Fellenius jenen Empfehlungsbrief gegeben, den er glücklicher Weise nebst seinem Notizbuch vor den räuberischen Kipperway's gerettet hatte. Er sollte jedoch bald einsehen, daß ihm auch dieser Brief wenig nützte. Der Herr, an dem er gerichtet war, empfing ihn allerdings mit größter Freundlichkeit, als man sie sonst bei Amerikanern findet, machte jedoch ein eigenthümliches Gesicht, als Hugo seine Pläne und Ansprüche entwickelte.

„Mein werther Herr," sagte er, „ich bin selbst Bürger und Eigenthümer dieser Stadt, und was mich anbetrifft, so zweifle ich keinen Augenblick an der Gerechtigkeit ihrer Ansprüche und bin für meinen Theil sehr gern bereit, die kleine Entschädigungssumme zu zahlen, die etwa auf mich fallen könnte. Ob aber die Mehrzahl der Bürger dieser Stadt so denken wird, daran zweifle ich fast. Die Leute haben sich nun einmal daran gewöhnt, Grund und Boden hier als ihr Eigenthum zu betrachten und selbst der Congreß der Vereinigten Staaten würde auf Widerstand stoßen, wenn er plötzlich eine Entschädigungssumme forderte. Sie sind ein Fremder — ein einzelner Mann. Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück. Aber ich fürchte, man wird sie nicht so ruhig anhören, wie ich. Es ist eine Kühnheit von Ihnen, sich hier öffentlich zu zeigen. Man sieht, daß Sie Amerika nicht kennen.

„Aber was soll ich denn thun? rief Hugo ziemlich muthig.

„Sie sollen den Prozeß durch irgend einen Advokaten führen lassen," antwortete der Bürger von Hanne-Town. „Dann wäre wenigstens Ihre Person vor etwaigen Widerwärtigkeiten gesichert."

„Aber würde bis zu meinem Tode auf die Beendigung des Prozesses warten müssen!" rief Hugo.

„Wohl möglich," antwortete der Amerikaner mit großem Gleichmuth. „Aber ich fürchte, es gibt hier Leute, die Ihnen eher ans Leben gehen, als tausend Dollars Entschädigung für ihren Theil bezahlen."

„Ich muß es darauf ankommen lassen," erwiederte Hugo und empfahl sich, nicht sonderlich erbaut von dem, was er von dem Manne gehört hatte, den er bis jetzt als seinen besten Freund in Hanne-Town betrachten mußte.

Da es noch nicht ganz dunkel war, so begab er sich zu einem Advokaten, den ihm der Herr bezeichnete, und trug diesem die Angelegenheit vor.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht im Nordbahnhofe zu Wien.

(Schluß.)

Die erste Frage, die der mitleidige Civilist an seinen verwundeten Bruder richtet, ist: „Wo bist Du verwundet worden?" — „Nom tu dom! — Nerozumim! Nieznam! — Nom capisco!" lautet die polyglotte Antwort. Aber Hülfe ist bei der Hand. Für jede Nationalität fanden sich stammverwandte Dolmetscher. Und es ist etwas merkwürdiges um das theilnahmsvoll gesprochene Wort in der Muttersprache. Dort schleppt sich mühsam ein brauner Magyare, gestützt auf einen Knüttel, fort, die Lippen vor Schmerz zusammenpressend. „Baratom!" spricht ihn ein ungarischer Doctor an und legt sachte die Hand an die Schultern seines Landsmannes „Baratom, leg' Dich auf diese Matratze hier". Mit fast verklärter Miene horcht der kranke Sohn des Vaterlandes den gewohnten Klange der Muttersprache und der Schmerz vermag ihm die Zunge nicht zu binden. In hastiger Rede und mit einer Hand lebhaft gestikulirend — die andere, arg zugerichtet, ruht in der Binde — erzählt er die traurige Episode des eigenen und das tragische Schauspiel des Unglücks unserer Nordarmee. „Mein Regiment kam bald mit dem Feind zusammen. Bei Skalig fiel das erste Viertel des Regiments der verheerenden Zündnadel zum Opfer; aber wir blieben dem Feinde keinen Mann schuldig. Bei Königgrätz, Herr, da ging's schlecht, sehr schlecht." Und wieder versinkt er in sein Schweigen. Ist's die brennende Wunde, die ihm die feindliche Kugel geschlagen, oder der Schmerz um die verlorne Schlacht, der ihm die Kehle schnürt?

Drei böhmische Jäger defiliren an uns vorüber. Nicht im Paradeschritt. Die Wunden erlauben das nicht. „Woher des Wegs?" fragt ein Landsmann, die jungen Burschen an der Nummer als seine Landsleute erkennend. „Aus Parbuitz", sagt die Chargе unter ihnen. Und eine Menge anderer Fragen antiicipirend, fährt er redselig fort: „Wir sind Münchengräger und hatten unsere Gegend gegen den Feind zu schützen. Bei Podol spielte unser Bataillon die erste Vorbeeren. Wir würden sie nicht so theuer erkauft haben, wenn man uns Tags zuvor, als noch der Feind weit ab war, auf die Anhöhe gestellt hätte, die wir dem Feind dann im Sturm abnehmen mußten. O Gott, o Gott! das Elend ist groß bei uns zu Haus. Die ganze schöne Frucht ist beim Teufel. Und wie schön war sie. Mannshoch standen die Halme voll süßer Frucht. Und jetzt ist Alles verlorea. Mein gutes Söhnchen." Thränen entstürzten dem Oberjäger bei diesen Worten. Sein Herz blutete ihm bei der trüben Erinnerung an die verwüsteten Felder. „Warum mußte man den Feind in's Land lassen, das er nun aufsaugt wie ein Blutegel?" wirft sein Untergebener, der Jäger zur Linken, „mein lieber Herr, da können Sie sich keine Vorstellung machen. Wie der dichteste Hagel fiel er und in die Glieder. Bei Königgrätz ging es gar schrecklich zu. In ein Kreuzfeuer nahmen uns die Feinde, und wenn Einer heil von uns zurückgekommen ist, vom ganzen ersten Armeecorps, so ist's ein Wunder. Die Kugeln flogen, wie wenn man Erbsen aus einem Sack schüttet."

Das lebhaft geführte Gespräch führt mehrere Zuhörer herbei. Die Landsleute finden sich zusammen. Verwundete der böhmischen Regimenter: Nobili, Reischach und Constantin treten der Gruppe bei. Von unserem Regiment sammelten sich nur drei Compagnien nach der Schlacht bei Königgrätz, jammerte der Nobili. „Reischach", versichert der Andere, „das unter Ramming's Führung die gefährlichen Terrains zwischen Nachod und Skalig zu erstürmen hatte — Reischach hat keine Offiziere mehr, Alle sind verwundet oder gefangen. Unsere Offiziere stürmten muthig wie die Löwen. Nun sind ihrer nicht mehr Viele."

Die Constantiner waren am meisten rabiat. „In eigenen Werbbezirk geschlagen zu werden, das thut weh!" ruft ein baumstarker Flügelmann grimmig mit den Zähnen knirschend. „Aber so wahr Gott über mir ist, wir können nichos dafür. Unser Leben galt uns eine leere Haselnuß. Aber was half das Alles. Wären wir tausend, so standen uns sechstausend Preußen gegenüber: und waren wir Zehntausend, so konnte man darauf rechnen, daß dreißigtausend Preußen Kugeln auf uns regnen ließen. Nie eine Reserve hinter uns! Keine Lücke konnte ausgefüllt werden und wenn wir dem Feind an den Leib gerückt waren, so bildeten wir noch ein Häufchen. Wie sollten wir aufkommen?" „Ja, ja, so ist's", nickte sein breitspuriger Kamrad, trotzdem ihm das Nicken sehr schwer fiel, denn ein Streifschuß hatte ihm am Halse verwundet. „Glauben Sie mir, wenn ich Esel, der ich kaum schreiben kann, zu befehlen gehabt hätte, so würde ich den Feind nicht ins Land gelassen haben. Ich hätte ihm bei Nachod den Weg verlegt;

Digitized by Google

ich hätte die Berge besetzt, welche die Reichshofer haben stürmen müssen; ich hätte in die Löcher Soldaten gelegt, aus denen heraus sie uns beschossen, ohne daß wir ihnen beikommen konnten." „Wir waren gar fürchterlich daran", jammerte ein Jäger. „Wir mußten im schrecklichsten Feuer Quarree halten, ohne abzudrücken, weil man die feindliche Cavallerie erwartete. Der berittene Feind rührte sich aber nicht vom Fleck, bis die Infanterie ganze Ladungen von Leugen in unser Quarree gepfeffert hatte. Natürlich blieben uns zu wenig Bajonnette. — „Wie war's doch bei Münchengrätz?" wendete er sich fragend an seinen Cameraden, der ihn stützte. „Ja", sagte dieser, „bei Podol hatten wir Alles vorhergesagt, um dem Feinde Verhaue zwischen die Beine zu werfen, wenn er uns verfolgen sollte. Nichts ward er uns einmal über die Brücke, an die Verhaue vergaß man unterwegs. Als wir aber den Feind dann wieder zurückträngten, so hielten uns unsere Verhaue auf. Der Feind war nicht so vergeßlich wie wir." — „Jesus, Maria und Joseph! das ist wirklich kaum zu glauben", rief der ganze böhmische Chorus wie aus Einer Kehle. „Wir haben es ein Dutzen den Preußen leicht gemacht zu siegen! Aber warte Preuße, wenn wir einmal die Zündnadeln haben, dann wollen wir Dir's schon eintränken", brummte grollend ein alter Kratzerbart. „Ich schwor' Ihnen bei Allem, was heilig ist, wenn wir Zündnadeln gehabt hätten, kein einziger Preuße hätte sein Vaterland wieder sehen dürfen. So aber waren wir wie ohne Gewehre. Der Feind, dem seine Generäle immer gedeckte Stellungen gegeben, lieg uns immer an sich herankommen, feuerte dann vier, fünf Mal ab und retirirte. Wir aber standen immer im offenen Feld. Der Feind sah uns, wir ihn nicht. Das Donnerwetter möge dreinschlagen, daß es so gekommen ist."

Sehr zufrieden waren die Beissirten mit der Abtretung Venetiens. Es waren zumeist Soldaten, deren Blut die Gefilde dieser theuerstenunserer Kronländer bereits getränkt hatte. — „Das ist recht. Wir jagen die Preußen dann aus dem Lande und nehmen Rache für Alles, was er uns angethan. Wenn ich nur schon wieder gesund wäre, und wir Zündnadeln hätten!"

„Ist's wahr, daß die Franzosen jetzt mit uns gehen?" fragte naiv ein kaum dem Rekrutenthum entwachsener Jäger. Diese Franzosen! Am 3. schlugen sie uns bei Königgrätz. Mein Feldwebel — er ist bei Lippa gefallen — hat Sie erkannt, mit dem er in Magenta zusammengewachsen war. Sie steckten in preußischen Uniformen, die Preußen allein haben uns nicht geschlagen." Der gute Junge blieb übrigens mit seiner Ansicht vereinzelt, was ihm nicht gut zu gefallen schien. Er schlich sich bei Seite und — trank ein Glas Wein.

Ein Anderer von Constantin sagte nicht minder naiv: „Wenn wir zum Kaiser klagen gingen, wie wir geführt worden sind, wie wär's denn da?"

Was ist das für ein Zusammenlauf? Ein Unglück ist es Gottlob nicht, das merken wir an den Wienern. Also flugs hin — wie es Berichterstatterpflicht erheischt. Ein Zündnadelgewehr: Ein Ungar von Erzherzog Ernst hatte es erbeutet. Zwanzig Mal wenigstens mußte der Wackere die Geschichte erzählen, wie es dabei zuging, und er erzählte sie zwanzig Mal und jedes Mal glühte sein Auge vor Freude. Das andere war unter der Binde. Die Geschichte Wortgetreu übersetzt, lautet aber, wie folgt: „Ein H . . . von einem Preußen hatte auf meinen Kameraden angelegt. Ich stand in der Nähe des Preußen, versetzte ihm einen Stich mit dem Bajonnet, daß ihm die Zündnadel aus den Händen fällt. Das Gewehr umgekehrt, dem Preußen mit dem Kolben eins in den Kopf, daß er hin ist. Das Gewehr war mein. Die Patrone, die drin war, nehme ich heraus, da ist sie!" Mit diesen Worten zog er die Patrone aus der Tasche und dieselbe wanderte ebenso von Hand zu Hand, wie unsere Besiegerin, die Zündnadel. Die leichte Handhabung dieser Schießwaffe im Vergleich zu der unsrigen machte uns Vieles begreiflich.

Noch einen ähnlichen wackeren Helden hatten wir Gelegenheit zu sehen und zu sprechen. Es war ein Standartenführer vom Kürassier-Regiment Graf Stadion. Ein Schuß durch den Schenkel fesselt ihn ans Lager. Er gehörte in die Kategorie der halbschweren Verwundeten. Dem armen Mann fällt jede Bewegung schwer und doch möchte er sich anders legen, als er liegt. Wir sehen seine vergeblichen Bemühungen und springen ihm bei. Sofort und unaufgefordert belohnt er den Liebesdienst mit der Erzählung, wie er mit dem Säbel in der einen und der Standarte in der andern das Palladium gehalten. „Auf einmal" — mit der Gutsituanen im gebrochenen Deutsch schwerglich Fewegt und „trifft mich Kugel. Auf Kugel nutzt nix Säbel. Zwei Stavro den reit' ich mit Bleffur; Pferdt mir nach!" — Und die Standarte? fragten wir gespannt. — „Bin ich nicht todt, also is unter!"

Einem Italiener von Großfürst Miguel ist die traurige Botschaft, die er einem besorgten Vater brachte, nicht schlecht bezahlt worden. „Kennen Sie den Hauptmann R . . . ?" „E mio Capitano!" (So ist mein Hauptmann!) „Todt er?" „Como?" (Wie?) Auch todt ich ein Dolmetsch. Der Vater erfährt, daß sein Sohn nur einen unbedeutenden Streifschuß erhalten hat. Eilends läuft er, das Glück der von langer Ungewißheit gequälten Mutter zu verkünden, dem Italiener zuvor einen „Fünfer" in die Hand drückend.

Eine Stunde nach Ankunft des ersten Zuges waren die Verwundeten sämmtlich fortgeschafft, man brachte sie größtentheils in das rasch errichtete Spital in der Ausstellungshalle nächst dem Thiergarten.

Um 3 Uhr Morgens langte der zweite Zug an, der in zweiundsiebzig Waggons über tausend Verwundete brachte, also gerade die doppelte Zahl, für die vorgesehen war. Dazu kam noch die Meldung, daß in Floridsdorf ein dritter Zug mit sechshundert Verwundeten warte. Auch hier schafften die Comitemitglieder rasch Hülfe, man lieg in aller Eile frische Suppe und Kaffee kochen und in fünf Minuten war auch diese riesige Zahl von Verwundeten gestärkt. Die Jammerscenen war wo möglich noch ergreifender als beim ersten Zuge und die Aerzte thaten dieselbe mit übermenschlicher Aufopferung ihre Pflicht. Sie verdienen sämmtlich den Dank ihrer Mitbürger! Die Verwundeten, die mit diesem Zuge kamen, hatten alle die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht. Sie erzählen grauenvolle Dinge.

Plötzlich und unerwartet sei der Feind in Rücken und Flanke erschienen und beschoß sie mit einem Hagel von Kugeln. Jeder Widerstand war vergebens, erst wandten sich einzelne Compagnien, dann ganze Regimenter und Brigaden zur Flucht. Die Flucht war zügellos, jedes Commando hatte aufgehört — die Soldaten fanden sich in aufgelösten Haufen zusammen und retirirten. Neun volle Stunden dauerte die Flucht, Cavallerie, Artillerie, Infanterie dunt durcheinander, die preußischen Husaren waren hinter drein, die preußische Artillerie in Carriere nachfahrend und die Straße, auf welche die Oesterreicher flüchteten, mit Shrappnells beschiessend. Als man an die Elbe kam, war die Verwirrung heillos. Die Brücken reichten nicht hin und wurden größtentheils von der Artillerie und Cavallerie benutzt. Da warfen sich Tausende in die Elbe, wer schwimmen konnte rettete sich — wie Viele da untergegangen, zählt Niemand, wird auch Niemand zählen. Selbst Verwundete retteten sich schwimmend. Die Preußen beschossen den Verbandplatz so fürchterlich, daß man die Schwerverwundeten liegen lassen und mit den Leichtverwundeten retteriren mußte. Oft sanken die zu Tode Ermatteten, die seit achtundvierzig Stunden nichts gegessen hatten, kraftlos zusammen, aber die Furcht vor dem heransprengenden Feinde zwang sie zur neuen Flucht. Was hinderud im Wege stand und den Soldaten beschwerlich war, Kanonen, Lafetten, Munitionswagen, Gewehre und Tornister wurden weggeworfen. Nicht eher rasteten die Flüchtlinge, als bis sie den Schienenweg und auf demselben den nächsten Bahnhof erreicht hatten. Die meisten flüchteten nach Pardubitz, hier soll die Verwirrung eine namenlose gewesen sein. Mit demselben Zuge kamen Offiziere und gesunde Soldaten an, die einfach nach Wien geeilt waren, weil sie sonst nirgends etwas über ihr Corps erfahren konnten. Die Verwundeten-Transporte kamen fast ohne Begleitung, ohne Transport-Commandanten an, man hatte sie

Digitized by Google

in aller Eile, wo man sie fand, aufgeladen, und südwärts geführt. Mitten unter den österreichischen Verwundeten fliegen auch den Waggons fünf sächsische Fahnenträger, ihr theuerstes Gut, die Fahnen, arg zerschossen in den Händen tragend. Sie wären eher gestorben, als daß sie ihre Fahnen dem Feinde überlassen hätten. Es waren prächtige Männer, noch ungebeugt und jeden Augenblick bereit, neuerdings gegen die verhaßten Preußen ins Feld zu ziehen. Sie erregten die allgemeinste Theilnahme. Die Sachsen müssen alle wacker und heldenmüthig gekämpft haben, die österreichischen Verwundeten spendeten ihnen das höchste Lob und wir sahen wiederholt österreichische Verwundete, die stehend baten, mit ihren sächsischen Kameraden, die so treu im Kampfe zu ihnen gehalten, in ein Spital gebracht zu werden. An einzelnen rührenden Episoden fehlte es auch diesmal nicht. Ein Uhlane, der über und über mit Blut bedeckt war, als hätte er sich in rothem Saft gebadet, mußte mit einer Tragbahre weggeschafft werden. Aber selbst in diesem Zustande wollte er von seiner Pike nicht lassen und es bedurfte der energischen Versicherung eines Offiziers, die Pike werde ihm sorgfältig aufgehoben werden, um ihn zu beruhigen.

Es war 6 Uhr Morgens, als wir den Bahnhof verließen. Alle die sich an dem Liebeswerke, die Verwundeten zu pflegen, betheiligt hatten, waren erschöpft, und doch galt es, in einer Stunde von Neuem zu arbeiten.

Das arme Weib mit dem Säugling kauerte noch immer in der Ecke und suchte ihren Sohn.

Sie frug den Zug wohl auf und ab
Und frug nach allen Namen,
Doch Keiner, der da Antwort gab,
Von Allen, so da kamen.

Das junge Mädchen mit den schwarzen Locken hatte noch keine Nachricht von ihrem Bruder erhalten. Möge Beiden der heutige Tag erfreuliche Kunde bringen.

München, 19. Juli. Von kompetenteiter Seite erhalten wir über die Reise des Herrn Prof. Nußbaum nach Kissingen und über die von dort gekommenen Verwundeten folgenden Bericht:

„Wiederholt hat der wackere Bezirkscommissär v. Parseval in Kissingen versucht, die in preußischen Lazarethen zu Kissingen liegenden Kranken herauszubekommen. Es gelang ihm nie, weil man je be als Gefangene nach Fulda führen wollte. Die bayerischen Verwundeten lagen unter den preußischen Soldaten, größtentheils in den offenstehenden Spaziergängen auf dem mit Streh bedeckten Pflaster, da nirgends Matrazen aufzutreiben waren. Auch die Kost war höchst ungeeignet, und bestund größtentheils aus schwarzem Brode und Wein, weil alles Fleisch aufgezehrt war. Nur jene wenigen Verwundeten, welche in den Häusern untergebracht waren, hatten besseres Loos. Sehr erstaunt war man daher und freudig überrascht, als es dem Professor Nußbaum, welcher am 15. nach Kissingen kam, gelang, diese Gefangenen herauszubekommen und selbst fortführen zu dürfen. Als es bekannt wurde, daß die kranken Bayern fortdürfen, da kamen selbe aus allen Winkeln heraus, und obwohl man anfangs nur einige Wenige hier vermuthete, führte Nußbaum über 100 auf mit Stroh bepackten, mit Ochsen bespannten Wägen Sonntag Nachts von Kissingen fort. Schon die Größe der Zahl hat keine unbedeutende Hindernisse gemacht; als aber ein preußischer Arzt dem Oberstabsarzte die Denunziation brachte, daß Nußbaum die Kranken sammt den Waffen fortführe, so wurde die Lage derselben eine sehr gefährliche. Man wollte den ganzen Zug durch reitende Husaren zurückbestellen, durchsuchte das Stroh der Wägen, nahm Hrn. v. Parseval und Nußbaum den Schwur ab, daß sie keine Waffen hätten, und so erst ging der beschwerliche Zug nach Schweinfurt fort, wo die Kranken auf die Eisenbahn gebracht und nach München gefahren wurden. Auf dem hiesigen Bahnhofe wurden die vielen Schwerverwundeten, deren Fuß- und Armknochen durchschossen und welche in Gypsgäßen verpackt waren, auf Tragen in das Spital J. Maj. der Königin, in das Spital des katholischen Cusino's, in das Lazareth und in das Krieger'sche Institut gebracht. Geschente jeder Art, Fleischhorten, Bier, Wein, Kaffee, Zucker, Hemden, Socken, Bettzeug, Verband, Geschichtenbücher, Cigarren, Spiele, Geld ꝛc., Alles wird diesen armen edlen Menschen Freude machen, und wird man es am besten in diese 4 Orte Münchens schicken."

Unserem im gestrigen Abendblatt nach kurzen Notizen zusammengestellten Bericht gegenüber möge zur richtigen Beurtheilung des Verhaltens der preußischen Aerzte und Verwundeten bemerkt werden, daß die Zustände in der völlig aufgezehrten Gegend überhaupt traurige sind und die preußischen Verwundeten unter denselben Uebelständen und gewiß nicht weniger zu leiden hatten, als die bayerischen. Dag in in solcher Lage die Stimmung bei Freund und Feind, die sich gegenseitig dieselben bereitet haben, keine freundliche ist, kann man wohl ermessen und auch die etwaige Mißstimmung der preußischen Militärärzte, welchen die Menge der Verwundeten und der Mangel an Allem Kämpfe genug bereiten mögen, dürfte darin ihren Grund finden. Noch muß erwähnt werden, daß der Verabfolgung der bayerischen Verwundeten, wie schon aus obigem, vollkommen authentischen Bericht ersichtlich ist, mit Ausnahme der Waffen-Affaire nur geringe Schwierigkeiten von Seite der Preußen in den Weg gelegt wurden. Bayer. Ztg.

Früchte-Versteigerung.

Mittwoch den 25. Juli l. J., des Nachmittags 3 Uhr, zu Herschweiler-Pettersheim vor dem großen Schulhause, wird das dem Daniel Statter, Oeconom auf dem Bockhofe wohnhaft, gehörige aber gepfändete Korn auf circa 13 Tagwerken, 59 Dezimalen Ackerland, gelegen auf dem Kirschengrund, Baum Herschweiler-Pettersheim, oben der Weg nach der Reisbed, unten Schuldner selbst und Anstößer, — einen Theil des Bockhofer Gutes ausmachend — gegen Baarzahlung zwangsweise versteigt.

Kusel, den 21. Juli 1866.

[337] **Kipp**, kgl. Gerichtsbote.

Zwangs-Versteigerung.

Donnerstag den 26. Juli l. J., Nachmittags 3 Uhr, vor dem großen Schulhause zu Herschweiler-Pettersheim, wird ein Pferd und ein Wagen gegen Baarzahlung zwangsweise versteigt.

Kusel, den 21. Juli 1866.

[338] **Kipp**, kgl. Gerichtsbote.

Nach einer im Kreisamtsblatte der Pfalz aufgenommenen Verfügung Hoher Königlicher Regierung der Pfalz, vom 11. April 1866, findet bei Gelegenheit der diesjährigen allgemeinen Revision der Grundbücher der Immobiliar-Versicherungsanstalt der Pfalz, eine Neueinschätzung der Gebäude nicht statt.

Es werden demnach alle diejenigen Häuserbesitzer, deren Häuser wegen zu geringer Versicherung, nach dem wahren und wirklichen Werthe neu eingeschätzt werden wollen, aufmerksam gemacht, daß die Versicherung der Häuser nach dem wahren wirklichen Werthe zu jeder Zeit auf dem unterfertigten Amte vorgenommen werden kann.

Die neue Abschätzung der Häuser geschieht auf Kosten der Häuserbesitzer.

Kusel, den 20. Juli 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[339 1/3] **Schleip**.

Frankfurter Börsencourse vom 19. Juli 1866.

Pistolen.	fl.	9 34
Preuß. Friedrichsd'or . .	fl.	9 58
Holl. 10 fl.-Stücke . .	fl.	9 36
Rand-Ducaten . . .	fl.	5 26
20 Francs-Stücke . .	fl.	9 17½
Engl. Sovereings . .	„	11 32

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Nr.

Neue Utopiaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 30. Sonntag, den 29. Juli 1866.

Hanne-Town.

Amerikanisches Sittenbild von Adolph Mützelburg.

(Fortsetzung.)

Mr. Shmitson — so hieß der Advokat — hörte so ruhig zu, als handle es sich um eine Bagatelle von hundert Dollars.

„Wie viel Entschädigung werden Sie eigentlich verlangen?“ fragte er dann.

„Das weiß ich selber nicht recht,“ antwortete Hugo. „Man sagte mir, daß ich auf mehr als eine Million Dollars Anspruch machen könnte.

„Das ist gar nicht zu viel,“ meinte der Advokat trocken.

„Ich will mich aber mit sechsmalhunderttausend begnügen,“ fuhr Hugo fort, und er zögerte unwillkürlich, als er die enorme Summe nannte, denn es kam ihm selbst seltsam vor, daß er unter solchen Umständen eine solche Forderung aufstellte. Auch glaubte er ein leichtes Lächeln auf den Lippen des Advokaten zu bemerken, das jedoch sogleich verschwand.

„Sechsmalhunderttausend,“ sagte Herr Shmitson. „Warum nicht eine Million? Der Grund und Boden dieser Stadt ist mindestens so viel werth und dann tritt ja auch bei einer Entschädigungsklage eine ganz andere Taxation ein. Indessen wollen sie sich mit sechsmalhunderttausend Dollars begnügen? gut! Die Klage müßte gegen die Gemeinde gerichtet sein.“

„Natürlich,“ sagte Hugo, der jetzt Muth gewann.

„Nur fürchte ich, werden Sie keinen Advokaten finden, der sich einer solchen Angelegenheit annimmt,“ fuhr Herr Shmitson fort. „Er würde für immer seine Praxis verlieren.“

„So wollen Sie also nicht mein Advokat sein?“ rief Hugo bestürzt.

„Der Himmel bewahre mich!“ rief Herr Shmitson. „Man würde mich steinigen.“

„Aber wenn ich Ihnen den sechsten Theil der Summe verspreche?“ rief der Baron.

„Meinen Sie, wenn Sie die Entschädigungssumme erhalten, oder haben Sie das Geld vorräthig?“ fragte Shmitson.

„Natürlich nur dann, wenn die Entschädigungssumme gezahlt wird,“ sagte Hugo.

„Dann muß ich jede Betheiligung entschieden ablehnen,“ antwortete Herr Shmitson, „und so leid es mir thut, muß ich Ihnen doch sagen, daß Sie jedenfalls in ganz Hanne-Town keinen Advokaten finden werden, der sich für irgend eine Summe Ihrer Klage annähme.

„So werde ich allein gegen die Gemeinde auftreten!“ rief Hugo erbittert. „Wie heißt der Bürgermeister dieser Stadt.“

„Gasparin Hanneton,“ antwortete der Advokat. „Er ist erst vor einigen Wochen zu dieser Würde erwählt worden, und mit Recht, da er der redlichste Mann und der reichste Eigenthümmer dieser Stadt ist.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Hugo. „Ich werde mich direkt an Herrn Hanneton wenden.“

Und er empfahl sich, tief erbittert über den Mangel der an Gerechtigkeitsliebe, den er selbst bei einem Advokaten fand. Hätte Hugo in seinem Vaterlande Gelegenheit gehabt, die genaue Bekanntschaft von Advokaten zu machen, so würde er sich wahrscheinlich weniger über die Weigerung des Herrn Shmitson gewundert haben.

Er benützte die Dämmerung, um noch einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, und es hatte ein eigenthümliches Interesse für ihn, zu sehen, wie diese Amerikaner sich auf seinem Grund und Boden angebaut hatten und wie sich hier ein so reges und kräftiges Leben entfaltete, wo er vor wenigen Wochen noch einen urdurchdringlichen Urwald vermuthet. Der Baron war in jeder Falte seines Herzens ein Ehrenmann. Wäre ihm in diesem Augenblick, in dem ihm die frische und rüstige Thätigkeit der Amerikaner Achtung abgewann, irgend Jemand entgegengetreten, der ruhig und vernünftig zu ihm gesprochen und ihm bewiesen hätte, daß er das neue Leben, das sich hier entwickelte, nicht durch seine Eingriffe stören dürfe, so würde sich Hugo wahrscheinlich mit einer kleinen Entschädigung und mit den Ueberresten seines Besitzthums begnügt haben. Aber es reizte und erbitterte ihn, daß man ihn nicht einmal hören wollte, daß man ihm stets mit der Gewalt drohte und daß er keine Spur von Gerechtigkeitsliebe fand. Diese Leute, sonst so kühn, so unternehmend, so tapfer — wurden roh, wild, eigenmächtig und ungerecht, sobald es sich um Geld handelte. Und gerade deßhalb beschloß er, auf seinem Rechte zu bestehen und ihnen zu zeigen, daß ein eiserner Trotz durch Energie bezwungen werden könne. Er wollte dieser Geldgier, dieser Habsucht sein gutes Recht entgegenstellen und es auf jede mögliche Art und Weise vertheidigen.

Wieder in dem Hotel zu den „dreizehn Sternen“ angelangt, schickte er einen Boten mit Brief zu Master Gasparin Hanneton, in welchem er den Bürgermeister der Stadt bat, ihm am folgenden Mittag für einige Zeit Gehör zu schenken. Der Bote kam mit der Antwort zurück, daß es sich Master Hanneton zur Ehre schätzen würde, den Herrn Baron von Winterfeld um 11 Uhr Vormittags zu empfangen. Bis dahin hatte also Hugo vollkommen Zeit, seine Lage zu bedenken und auch Nachforschungen nach dem wilden Ludwig anzustellen.

Er traf noch am Abend spät die beiden Diener Platen's am Ufer des Nordflusses, wohin er sie bestellt hatte. Aber sie waren in ihrer Entdeckung bis jetzt nicht glücklicher gewesen, als der Baron. Sie hatten nichts bemerkt.

Ebenso wenig entdeckte Hugo, als er am Morgen des folgenden Tags durch Hanne-Town schlenderte, eine Spur von dem Pächter, und in eigenthümlicher Stimmung, halb erwartungsvoll und unruhig, machte er Toilette und ging um 11 Uhr nach dem Hause Hanneton's, um sich dem Bürgermeister vorzustellen.

Ehe wir jedoch unseren Helden auf diesem neuen und wichtigen Schritt seines Lebens begleiten, müssen wir einige Worte zum näheren Verständniß voraus schicken.

Als Master Gasparin Hanneton, Kaufmann en gros, Banquier, Bürger und Eigenthümer, und zur Zeit auch Bürgermeister von Hanne-Town, das nach ihm den Namen führte, außerdem Friedensrichter der Grafschaft und der reichste Mann der Stadt, von deren Häusern er beinahe ein Viertel hatte erbauen lassen — als besagter Mr. Hanneton den Brief Hugo's erhalten, hatte er sogleich zu seinem Sohne Francois geschickt, der im obern Stock wohnte und ihn zu sich bitten

Digitized by Google

lassen. Aber Mr. François Hanneton war ausgefahren, um ein Stück Waldung zu besichtigen, das er kaufen wollte und kehrte erst spät in der Nacht zurück. So mußte denn Gasparin Hanneton oder Hanneton sen., wie er kurzweg genannt wurde, am folgenden Morgen noch einmal zu seinem Sohne schicken, und nach wenigen Minuten erschien dieser, um, wie es in solchen Auenahmsfällen wohl geschah, den Thee mit seinem Vater zu trinken.

Es war ein würdiges Paar — Vater und Sohn! Beide Gesichter verriethen den französischen Ursprung, waren aber mit der Zeit so dankesfirt worden*), daß sie den Ausdruck des Berechnens, der Geldgiere und des Eigennutzes, der den Yankees so eigen ist, wo möglich noch mehr zur Schau trugen, als die wahren Yankees selbst. Der Vater stand hoch in den Fünfzigern, der Sohn war dreißig Jahre alt. Aber auch das Gesicht des jungen Mannes war bereits so gelb, so ausgedörrt und voll Falten, daß er höchstens 10 Jahre jünger schien, als sein Vater. Beide waren von mittlerer, untersetzter Gestalt und in ihrem Wesen lag etwas ungemein Zähes und Festes. Ihre Gesichter und Charaktere schienen von Leder zu sein. Nur in einem Punkte waren sie verschieden. Hanneton senior trug ein ruhiges, zurückhaltendes, verschlossenes und manchmal beinahe ängstliches Wesen zur Schau, während François' Bewegungen unruhig, lebendig und stürmisch waren.

„Wie geht es?“ fragte der Alte nach einer kurzen und gleichgültigen Begrüßung den Jungen.

„Gut! Ich habe gestern sechs Acker Wald oben am Nordfluß für einen Spottpreis gekauft,“ antwortete François. „Ein armer Kerl mußte ihn um jeden Preis loschlagen. Wäre es zur Auktion gekommen, so hätte er das Dreifache erhalten. Aber ich wußte ihn zu beschwatzen, ich sagte ihm, die Kosten der Auktion fräßen mehr als die Hälfte der Einnahme auf, und er gab es für zwölfhundert Dollars weg. Ich kann es jeden Augenblick für dreitausend wieder loschlagen.“

„Es ist dennoch ein schlechtes Geschäft,“ meinte der Alte, und ein feines Lächeln spielte um seine dünnen Lippen.

„Wie so?“ rief der Junge erstaunt. „Achtzehnhundert Dollars reiner Gewinn?“

Vielleicht auch zwölfhundert Dollars reiner Verlust!“ meinte der Alte. „Der Wald liegt ja wohl bei Hutton-Farm, in der Nähe des Nordflusses?“

„Ja,“ antwortete François, „er gehörte Hutton selbst.“

„Oder er gehörte auch Hutton nicht,“ sagte der Bürgermeister.

„Teufel, das wußte ich nicht,“ rief François bestürzt. „Ist der Wald verpfändet?“

„Nein. Aber Hutton glaubt nur Eigenthümer zu sein,“ antwortete Gasparin Hanneton. „Der wirkliche Besitzer ist der Baron Winterfeld, ein Deutscher.“

„Unsinn! was sprichst Du da!“ rief François. „Ich weiß nichts von einem solchen Baron.“

„Du erinnerst Dich nicht des Briefes, den Amelie uns geschrieben?“ fragte Hanneton sen.

„Teufel, ja, sie faselte von einem deutschen Baron, der Ansprüche auf den Grund und Boden von Hanne-Town geltend machen wollte. Was ist damit?“

„Er ist gestern angekommen und wird mir heute Vormittag 11 Uhr seine Aufwartung machen,“ antwortete der Bürgermeister. „Natürlich verlangt er eine Entschädigung.“

„Er ist toll,“ rief François mit funkelnden Augen. „Eher will ich mir die linke Hand abhauen, als jetzt noch etwas bezahlen, das ich für mein Eigenthum halte. Wieviel verlangt er?“

„Sechsmalhunderttausend Dollars, eine Kleinigkeit!“ antwortete Hanneton sen. „Mr. Schmitson, der Advokat, an den er sich gewendet, hat es mich durch ein Billet wissen lassen.“

François schlug ein unmäßiges Gelächter auf.

„Er ist toll, dieser gute Baron!“ rief er lustig. Von dieser Entschädigung würden wir allein den dritten oder vierten Theil zu zahlen haben. Nun was meinst Du dazu?“

„Ich wollte Deine Ansicht hören,“ antwortete der alte Hanneton.

„Sie ist einfach genug,“ rief François. „Er kann so viel Blei und Eisen in den Leib erhalten, als er nur will, aber Geld? — nicht einen Dollar! Ich will ihn selbst nieder schießen, wenn er frech wird. Ich will ihn aus der Stadt jagen lassen, und er soll die Rückkehr vergessen.“

„Nicht so hitzig,“ sagte Hanneton sen. „Wir müssen abwarten, wie er sich benimmt.“

„Hast Du ihn schon gesehen?“ fragte François.

„Nein, aber Amelie schrieb, er sei jung, kühn und unternehmend.“

„Mag er sein wie er will,“ rief der Junge und schlug mit der Faust auf den Tisch, er erhält nicht einen Dollar, nicht einen Cent. Entweder geht er freiwillig oder ich schieße ihn nieder.“

„Willst Du Dich duelliren?“ fragte der Alte.

„Daß ich ein Thor wäre — nein,“ antwortete François. „Wozu habe ich meine Irländer?“

„Du meinst Dick und Patrick?“

„Ja wohl, sie werden mir bezeugen, daß der Deutsche zuerst geschossen. Für zwei Dollars schwören sie Alles, was ich verlange,“ antwortete François. „Und Nothwehr ist erlaubt.“

„Aber wenn er muthig ist und doch zuerst trifft?“ fragte der Alte bedächtig.

„Das wollen wir abwarten,“ meinte François ruhig. „Ich kenne meine Geschicklichkeit. Ich tödte eine Schwalbe im Fluge. Ich werde auch diesen Deutschen zu treffen wissen.“

„Möglich,“ sagte der Alte achselzuckend. „Aber wenn wir dennoch zahlen müssen?“

„Ich begreife Dich nicht, Vater, Du scheinst heute aufgelegt zum Scherzen,“ rief François mißmuthig. „Wer kann nur einen Augenblick daran denken?“

„Ich nicht — ich bin der Letzte;“ sagte der Bürgermeister mit einem ironischen Lächeln. „Aber ich hoffe, daß wir ohne Gewalt unseren Zweck erreichen werden. Wir müssen an unseren Ruf, an unseren guten Namen denken!“

„Nun, meinetwegen, was willst Du denn thun?“ sagte François.

„Vor allen Dingen muß vermieden werden, daß wir nicht den Verdacht erregen, als ob wir selbst gegen die Forderung wären,“ antwortete der alte Hanneton. „Denn da wir den größten Theil der Entschädigungssumme zu zahlen hätten, so liegt es klar auf der Hand, daß wir den größten Vortheil davon haben, wenn wir die Forderung für unbegründet erklären. Wir dürfen auch nicht einmal den Schein eines feigen Verdachtes auf uns laden. Unsere Mitbürger müssen es übernehmen, für sich und also auch für uns zu sprechen. In unseren ruhmreichen Vaterlande ist die öffentliche Meinung Alles. Sie belebt, sie tödtet, sie schafft, vernichtet. Wer von ihr getragen wird, steigt; wen sie verdammt, der ist verloren. Die öffentliche Meinung beherrscht die Vereinigten Staaten.“

„Du stehst nicht auf der Tribüne, Vater!“ sagte der junge Hanneton mißmuthig. „Wozu gegen mich die schönen Redensarten? Wir wissen Beide, daß das Geld und nicht die öffentliche Meinung bei uns herrscht. Also weiter.“

„Die öffentliche Meinung,“ fuhr der alte Hanneton mit unerschütterlicher Ruhe fort, „wird repräsentirt durch die Zeitungen. Die Forderung des Herrn Barons soll in den öffentlichen Blättern besprochen und nach ihrem ganzen Werth gewürdigt werden. Verstehst Du mich nun?“

„Ja — das ist eine gescheite Idee!“ rief François. So laß uns den Artikel für die Zeitungen sogleich redigiren, denn je eher die Sache erledigt wird, desto besser. Ich würde Dir auch rathen, ein öffentliches Meeting zusammenzurufen. Ich weiß aus Erfahrung, daß Du kein schlechter Redner bist. Du verstehst es besser als ich, den Dummköpfen Sand in die Augen zu streuen.“

„Still, still,“ flüsterte der Bürgermeister und sah sich lächelnd um. „So laß uns an die Arbeit gehen. Heute

*) Yankee ist bekanntlich der Spottname für einen Nordamerikaner englischer Abkunft. Speciell versteht man auch unter Yankees die kaufmännischen Bewohner der nördlichen Staaten, unter denen freilich Exemplare, wie Mr. Hanneton, nicht selten sind.

Digitized by Google

Abend muß die ganze Stadt wissen, daß sich ein frecher Spitzbube hier befindet, der Behauptungen und Forderungen aufstellt, die eine harte Züchtigung verdienen. Schreibe Du den Artikel für den „Hanne-Town-Courier," ich werde den „Hanne-Town-Telegraphen" und die „Abendzeitung" übernehmen. Ich brauche Dir nicht anzurathen, scharf aufzutragen, Du wirst es ohnehin schon thun."

„Laß mich nur machen," rief Francois und Feder und Papier nehmend begann er sogleich zu schreiben. Auch der alte Hanneton ging an die Arbeit und eine Stunde lang waren die beiden würdigen Vertreter der Firma Hanneton und Sohn so in die Redaktion der Zeitungsartikel vertieft, daß sie kein Wort mit einander sprachen. Beide beendeten ihre Arbeiten ungefähr zu gleicher Zeit und lasen sich dieselben gegenseitig vor. Der Alte änderte noch einiges, das ihm nicht vorsichtig genug schien, an den Artikeln seines Sohnes, setzte dann noch eine Proclamation auf, in welcher die Bürger von Hanne-Town zu einer Versammlung um 8 Uhr Abends zusammengerufen wurden und schickte die Papiere nach den betreffenden Zeitungs-Bureaux.

„Nun laß ihn kommen!" sagte der Alte mit vergnügtem Gesicht. „Es wird die erste und letzte Unterredung sein, die wir mit ihm haben."

Kaum hatte er das gesagt, als ein Diener eintrat und die Karte des Barons überreichte. „Der Herr wird mir angenehm sein!" sagte der alte Hannetown. „Er mag eintreten." — —

Es ist schon erwähnt worden, daß Hugo sehr sorgfältig Toilette gemacht hatte, denn er konnte sich noch immer nicht von dem ächt europäischen Gedanken trennen, daß ein feines Aeußere wesentlich zur Unterstützung seiner Forderung beitragen müsse. Er bereute dies auch nicht, als er das Haus des alten Hannetown betrat, denn es war ein kleiner Palast, mit Säulen von grauem Marmor und einer prächtigen Vorhalle.

„Der alte Schelm!" dachte Hugo bei sich, als er die schöne Treppe hinaufstieg. „Er hat sich auf meinem Grund und Boden ein Haus gebaut, dessen sich wahrlich kein Graf schämen würde. Nun, ich werde ihm schon zeigen, daß er es mit keinem von diesen amerikanischen Hallunken zu thun hat, die vor äußerem Glanz und Reichthum zurückbeben!"

Und so trat er muthig und zuversichtlich in das Zimmer, in welchem der alte Hannetown ihn erwartete.

Der Bürgermeister saß noch in seinem Morgenrock auf derselben Stelle, und Francois hatte an einem anderen Tische Platz genommen und las Zeitungen. Beide trugen leichte amerikanische Anzüge von Baumwollenzeug und sahen nicht eben so aus, als ob sie einen Besuch von irgend einer Bedeutung erwarteten. Hugo fühlte eine unangenehme Empfindung, als er in das Zimmer trat und die kühlen, verschlossenen Gesichter der beiden Hannetowns vor sich sah.

Francois blickte nur einen Augenblick auf und vertiefte sich dann wieder in seine Zeitungen, der alte Hannetown dagegen erhob sich und verneigte sich ein wenig gegen Hugo, ohne jedoch die Lippen zu öffnen.

„Sie verzeihen meine Kühnheit, Master Hannetown," sagte der Baron artig. „Ich würde mir nicht die Freiheit genommen haben, wenn die Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt, nicht so wichtig wäre."

„Setzen Sie sich und sprechen Sie!" sagte der Bürgermeister mit eisiger Kälte.

Obgleich etwas empfindlich berührt, sah der Baron doch ein, daß ihm, als einem wildfremden Menschen, nicht gut ein anderer Empfang zu Theil werden könne, und er erzählte in ruhigem Tone, daß er nach Amerika gekommen, um hier den Besitz der ererbten Ländereien anzutreten und was er seitdem vernommen. Er sprach sein Bedauern aus, daß er möglicherweise den Bürgern von Hanne-Town als ein lästiger Gast erscheine, entschuldigte sich aber mit der gebieterischen Nothwendigkeit seines Rechtes und bat Master Hannetown, in seiner Eigenschaft als Bürgermeister der Stadt die Vermittlung zu einem gütlichen und angenehmen Vergleich zu übernehmen."

Der Kaufmann hatte diese ausführliche Auseinandersetzung mit derselben Kälte angehört und sagte jetzt nichts weiter als: „Zeigen Sie mir Ihre Dokumente!"

Hugo reichte ihm seine Legitimation, seine Besitzurkunden, die Erbschaftsurkunde und die Verification des Newyorker Advokaten. Hannetown prüfte sie wohl eine Stunde lang ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Genauigkeit. Dann gab er sie dem Baron zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Verlustliste.

4. Infanterie-Division.

Geblieben: 2. Mann des 6. Jäg.-Bat., 2 Mann des 1. und 1 Mann des 2. Uhl.-Reg.

Verwundet: Hauptmann Jgn. Thoma vom 9. Inf.-Reg., ferner 15 Mann vom 6. Jäg.-Bat., Soldat Andr. Rosenberger und weitere 43 Mann vom 9. Inf.-Reg., dann 9 Mann vom 1. Uhl.-Reg.

Vermißt: die Unterlieutenante Paul Geyer und Joh. Häfel vom 9. Inf.-Reg., ferner 21 Mann vom 6. Jäg.-Bat., dann die Corporale: Gg. Full und Fischer, dann die Soldaten: Desch, Günter, Hailer, Hofmann, Joh. Kaiser, Kuhn, Mühel, Neun, Mich. Schmidt, Unger, Jos. Baumbach, Casp. Beer, Johann Büttner, Ludw. Bräunig, Adam Emmerling, Eberh. Feuerstein, Ant. Förster. Michael Heinrich, Johann Herbst, Gg. Hetterich, Nicol. Hofmann, Andr. Hähnlein, Mich. Hersam, Joh. Häfner, Adam Joa, Gg. Karg, Jak. Kohlhepp, Carl Müller, Lorenz Oberst, Mich. Reft, Gg. Pfeifer, Ludw. Piazza, Casp. Rösser, Eberh. Schaub, Mich. Schämig, Joh. Stumpf, Joh. Trunk, Johann Schroll, Aug. Bornberger, Peter Ziegler, Joh. Kees, Jak. Bollkammer, Frz. Geis und weitere 103 Mann vom 9. Inf.-Reg.; dann 2 Mann vom 1. und 1 Mann vom 2. Uhl.-Reg.

III. Verlustliste der b. mobilen Armee.

I. Gefecht bei Immelborn.

In Folge des am 2. Nachts 11 Uhr unternommenen Ueberfalles bei Immelborn haben sich für das hiebei betheiligte 9. Infanterie-Regiment folgende Verluste ergeben.

Geblieben sind: die Soldaten Paulus Lieb und Mich. Schmitt der 4. Sch.-Comp.

Verwundet wurden: Oberst Max Alvsser, Oberlieutenant Jak. de Ahna und die Unterlieutenants Pdw. Gemmingen Frhr. v. Maisenbach und Aug. Frauendorfer; ferner Corporal Qualbert Born, die Soldaten And. Stübler, Franz Scheller, Joh. Echof, Hugo Heinrich, Lor. Neubert, Dam. Storch, Jos. Weidner, Ad. Wenzel und Thadd. Schreiner; außerdem wurde bei diesem Gefecht verwundet Soldat Jng. Weigand vom 6. Ehevauxlegers-Regiment (Schuß am rechten Oberarm).

Bei dem obengenannten Infanterie-Regiment werden ferner seit 12. Juli vermißt: Sergeant Mich. Kaufmann, Gefreiter Joseph Adelmann, dann die Soldaten Wilh. Langer, Mart. Schmitt, Peter Schubert und Joh. Bäth der 4. Sch.-Comp., welche auf der Vorpostenkette zwischen Schweinfurt und Poppenhausen von einer Patrouille nicht mehr zurückkehrten.

II. Gefecht bei Roßdorf.

Außer den unterm 15. Juli bereits bekannt gegebenen Verlusten wurden nach gestern an das Kriegsministerium gelangten namentlichen Anzeigen im Gefecht bei Roßdorf am 4. Juli.

Getödtet: Die Soldaten Adam Schneider und Joh. Elsässer vom 9. Inf.-Reg.

Verwundet: Unterlieutenant Albert Mayer vom 4. Infant.-Reg., ferner Oberjäger Jakob Platz vom 8. Jäg.-Bat. (durch einen Streifschuß leicht verwundet), die Sergeanten Joh. Katzenberger und Ignaz Tirsching, die Korporale Joh. Bonn, Friedrich Mahr, Adolph Kirnberger, Mich. Häusler und Eduard Rothenbucher, die Vicecorp. Ferd. Neubert, die Gefreiten Adam Reischmann, Friedr. Präcklein und Leonh. Held, die Soldaten Joh. Fegelein, Karl Rockenmaier, Franz Heidelmeier, Heinr. Gräf, Bal. Stühling, Lor. Eling, Phil. Hörner, Jos. Ruppert, Jak. Siedenbürger, Erasmus Konrad, Mich. Reidelbach, Franz Wehner, Veit Gebelein,

Digitized by Google

Nikol. Tauber, Joh. Lutz, Jos. Schmitt, Lor. Genzler, Franz Hartung, Mich. Kleinhenz, Jos. Meyer, Ignaz Wischert, Mich. Seifert, Jak. Danner, Joh. Dänner, Caspar Göhl, Florian Göb, Adam Gries, Joh. Grümpel, Joh. Geißkopf, Jos. Orf, Gg. Roßhirt, Leonh. Schuh, Franz Will, Franz Höfner. Aug. Magerhans, Gg. Mager, Franz Manger, Joh. Mai, Joh. Volpert, Mich. Werner, Gottlieb Ullrich, Leo Kreß vom 9. Inf.-Reg., dann Unterkanonier Jos. Sauer von der 1. 12Pfänder Feldbatterie (Hang) vom 2. Art.-Reg.

Vermißt: Die Corporale Wilhelm Schmitt und Jos. Fischer, Tambour Jos. Friedrich, dann die Soldaten Joh. Kreß, Mich. Gorck, Paul Burger, Andr. Hippler, Karl Kreß, Joh. Arnold, Mathäus Gährring, Gg. Guternerud, Nic. Heil, August Hergenröther, Joh. Hofmann, Joh. Markert, Valentin Mögner, Andr. Schmitt, Mich. Schuhmacher, Nicol. Stahl, Kilian Willbald, Joh. Neumaier, Stephan Heindl, Heinrich Würsching, Martin Alig, Jakob Schnackig, Lothar Spahn, Peter Frey, Johann Merk, Adam Rothang und Johann Strohmenger.

III. Gefecht bei Hammelburg.

Geblieben: 3 Mann (darunter Korporal Dreyl) vom 3. Cuir.-Reg.

Verwundete: Die Oberlieutenante Michael Rittinger vom 6. Inf.-Reg., Oskar Wieser vom 3. Cuir.-Reg. (zwei Finger der rechten Hand abgeschossen) und Unterlieutenant Seb. Steiner vom 6. Inf.-Reg.; dann 3 Mann vom 1. Jäg.-Bat., 28 Mann vom 6., 11 vom 14. Inf.-Reg. (diese letzteren wurden in das Krankenhaus zu Arnstein aufgenommen) und 5 Mann vom 3. Cuir.-Reg.

Vermißt: 20 Mann vom 1. Jäger-Bat., 16 Mann vom 6. und 16 Mann vom 14. Inf.-Reg.

Zur Verlustliste Nr. II (über das Gefecht bei Kissingen) ist berichtigend zu bemerken, daß Oberlieutenant Karl Henle vom 15. Inf.-Reg., welcher dort unter den Gebliebenen aufgeführt ist, nicht gefallen ist, sondern verwundet in der Suppenanstalt am Lehel dahier sich befindet.

IV. Verlustliste der bayerischen mobilen Armee.

Außer den bereits bekannt gegebenen Verlusten hat unsere Armee in dem am 10. Juli stattgehabten Gefechte bei Kissingen nach den heute weiters an das Kriegsministerium gelangten Verlustlisten noch folgende Abgänge erlitten:

Geblieben sind: die Soldaten Heinr. Hüttner und Martin Ströhlein vom 15. Infant.-Reg., dann Unterkanonier Gg. Klinger von der Batterie Hellingrath und Fahrkanonier Jos. Reibl von der Batterie Redenbacher.

Verwundet wurden: Hauptmann Georg Frhr. v. Zäudt und Unterlieutenant Jos. Schuster vom 15., dann Unterlieutenant Abelar Keyser vom 11. Inf.-Reg. (letzterer, wie bereits am 19. d. bekanntgegeben, zugleich vermißt), ferner Gefreiter Paul Lichtenwalter, dann die Soldaten Joh. Beckenbauer, Franz Kratzmaier und Mich. Schillmeier von der 1. Sch.-Comp., dann Corporal Carl Stuhlfauth, Vicecorporal Gg. Müller, Gefreiter Ludw. Tänger und die Soldaten Adam Baumann, Friedrich Ehmann, Jak. Gallas, Mich. Maier, Mich. Krupp, Jak. Lukas, Jos. Schmitt, Joh. Wurster, And. Bey, Gg. Seßler, Joh. Anne und Mich. Wärthel von der 6. Sch.-Comp. des 15. Inf.-Reg.; Gefreiter Leonh. Rabel und Soldat Joh. Welscher von der 2. Escadron des 2. Chev.-Reg.; Corporal Andr. Fuchs der Batterie Hellingrath (schwer verwundet), Corporal Mathäus Eber, der Batterie Redenbacher, Fahrkanonier Joh. Thoma der Batterie Hellingrath, Unterkanonier Sargl der Batterie Girl und 3 Mann der 2. 12pfänder-Batterie (Schulter) des 2. Artill.-Reg.

Gefangen: Die Oberlieutenants Jos. Sammüller, Adalb. v. Hofmann und Unterlieutenant Jos. Pfeffer vom 15. Inf.-Reg. (letztere am 19. d. unter den Vermißten angegeben.)

Vermißt: Hauptmann Ed. Warnberg vom 11. (letzterer zugleich verwundet) und Bataillonsarzt Dr. Max Gruber von 15. Inf.-Reg., ferner die Vicecorporale Jos. Bayerle und C. Engelhard, die Gefreiten Joh. Ortner und Th. Keil, dann die Soldaten Mich. Arenth, Carl Brodbeck, Jos. Brüstle, Conr. Dunnerth, X. Dolch, Joh. Dingfelder, Mich Dollinger, X. Fallmerschreiber, Gg. Fünfstein, Mich. Greis, Joh. Götz, Joh. Gebhard, Jak. Krenerich, Joh. Meister, Dav. Martin, Andr. Pfister, Jos. Raile, Joh. Rein, Dav. Ring, Ulrich Schmidt, Conrad Streng, Joh. Weid, Mich. Weinreich, Ant. Wittmann, Joh. Zehnter, und Joh. Löffler, von der 1. Sch.-Comp., dann der Sergeant Nik. Schwarz und die Soldaten Martin Geuder, Conr. Hauenstein, Carl Heinerl, Gg. Meßemer und X. Raith von der 4. Sch.-Comp. des 15. Inf.-Reg., Corporal Gg. Schlager, dann die Soldaten Friedr. Jörg, Jos. Lang, Carl Lenzer, Conr. Langenbuch, Friedr. Müller, Joh. Pickel, Peter Richter und Joh. Schultheiß von der 2. Escadron des 2. Chev.-Reg., dann noch weitere 3 Mann dieses Regiments.

Neueste.

Berlin, 26. Juli. (Ueber Paris.) Aus München wird berichtet, daß Bayern einem Bunde ohne Oesterreich nicht beitritt.

München, 27. Juli, Nachmittags 2 Uhr. Die Bayer. Ztg. meldet aus Rottendorf, von gestern Abends 10 Uhr: Heute wurde das Gefecht bei Roßbrunn von Seite der 2. und 4. Infanterie-Division und der Reserve-Infanterie-Brigade wieder aufgenommen. Der Gegner wurde, besonders durch das offensive Vorgehen der erwähnten Brigade, sowie durch wohlgezieltes Artillerie-Feuer zurückgewiesen. Hierauf machte die Reserve-Cavallerie gegen die feindliche Reiterei eine glanzvolle Attaque bei den Heiligenstätter Höhen. Unbedeutiger Uebergang über den Main und concentrirte Aufstellung des 7. und 8. Bundes-Armeecorps bei Reitendorf. (Demnach Rückzug jenseits Würzburgs.)

Bei der Attaque auf die preußische Cavallereie hat sich namentlich auch das 3. Uhlanen-Regiment, welches in der Pfalz gelegen hat und viele Pfälzer in seinen Reihen zählt, hervorgethan. Pfz. Ztg.

Wien, 27. Juli, Nachm. 1 Uhr. (Angekommen in Speyer 28. Juli 7 Uhr 48 M. Vorm.) Der Waffenstillstand wurde heute abgeschlossen und umfaßt sämmtliche deutsche Staaten. Pf. Ztg.

München, 27. Juli, 4 Uhr 40 M. Nachm. (Angekommen in Speyer 28. Juli 7 Uhr 55 Min. Vorm.) Zwischen Oesterreich und Preußen wurde ein Waffenstillstand geschlossen, zwischen Preußen und Bayern vorerst eine fünftägige Waffenruhe. Der Abschluß wird heute noch erwartet.

München, 27. Juli, Abends. Die Bayer. Ztg. meldet: Seit heute Mittag Kampf bei Würzburg; ob derselbe größere Ausdehnung genommen, ist noch unbekannt. Um 11 Uhr begann die Kanonade von der Festung. Pf. Ztg.

München, 28. Juli. Bei der gestrigen Beschießung von der Festung Marienberg (Würzburg) ist das Dach des Zeughauses in Brand gerathen. Die Preußen wurden zurückgeworfen und verloren 16 Geschütze. Pf. Z.

Frucht-Mittelpreise.

Homburg, 25. Juli. Der Centner Weizen 5 fl. 50 kr. Korn 4 fl. 17 kr. Spelz — fl. — kr. Gerste — fl. — kr. Haser 4 fl. 20 kr. Mischfrucht 4 fl. 22 kr. Erbsen 3 fl. 45 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 48 kr. Kornbrod 20 kr.

Zweibrücken, 25. Juli. Der Centner Waizen 6 fl. 19 kr. Korn 4 fl. 10 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 3 fl. 40 kr. Spelz — fl. — kr. Haser 4 fl. 15 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl 56 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu — fl. 12 kr. Stroh 1 fl. — kr. Weißbrod 3 Pfd. 17 kr. Kornbrod 6 Pfd. 20 kr.

Speyer, 24. Juli. Der Centner Waizen 5 fl. 9 kr. Korn 4 fl. — kr. Gerste 3 fl. 58 kr. Spelz 4 fl. 3 kr. Haser 4 fl. 44 kr.

Neustadt, 24. Juli. Der Centner Weizen 5 fl. 51 kr. Korn 4 fl. 11 kr. Spelz 4 fl. 23 kr. Gerste 3 fl. 56 kr. Haser 4 fl. 40 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteur: [illegible]) Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 31. Sonntag, den 5. August **1866.**

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

„Ich kann leider nichts in dieser Angelegenheit thun, Herr Baron,“ sagte er.

„Und warum nicht?“ sagte Hugo, der sich vorgenommen hatte, mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit zu sprechen und zu handeln. „Halten Sie meine Ansprüche nicht für ächt?“

„Das kann ich nicht entscheiden,“ antwortete Hannetown. „Wir erleben in unserem Vaterlande, das der Sammelplatz so vieler Personen aus den verschiedensten Ländern ist, merkwürdige Dinge. Ich muß gestehen, daß ich nie eine Ahnung davon gehabt habe, diese Ländereien, auf denen Hanne-Town gebaut ist, gehörten einem Anderen und zwar einem Fremden. Indessen ist es möglich, daß es der Fall ist. Wir haben die weiteren Schritte zu erwarten, die sie in dieser Angelegenheit thun werden und müssen dann handeln wie uns gut dünkt.“

„Aber Sie überreden, daß meine Forderungen sich in dem Grade steigern dürften, als man einen gütlichen Vergleich zurückweist,“ sagte Hugo.

„Ein gütlicher Vergleich dürfte überhaupt kaum herbeizuführen sein,“ erwiderte Hannetown in lässigem Tone. „Kein Bürger dieser Stadt wird sich dazu verstehen, einen Grund und Boden zu bezahlen, den er längst für sein Eigenthum gehalten hat. Bauen Sie in einer entlegenen Gegend eine Hütte und lassen Sie dieselbe unbewohnt, so wird sie Jemand finden, der sie für herrenlos hält und dann Besitz nimmt — und das mit vollem Rechte.“

Mit vollem Rechte? das könnte ich nun nicht sagen!“ rief Hugo. „Jedenfalls wird er den älteren Ansprüchen des ersten Besitzers weichen müssen, wenn dieser sie geltend macht. Thut er das nicht, so begeht er eine offenbar Ungerechtigkeit.“

„Darüber wird in diesem speciellen Falle die zuständigen Gerichte zu entscheiden haben,“ sagte Master Hannetown.

„Und welches sind die Gerichte?“ fragte Hugo.

„Es ist ihre Sache, sich danach zu erkundigen, und nicht die meine, es Ihnen zu sagen,“ erwiderte der Bürgermeister.

„So lehnen sie jede Vermittlung eines gütlichen Vergleiches ab?“ fragte Hugo.

„Jede!“ antwortete Hannetown. „Wie hoch würde sich Ihre Forderung belaufen?“

„Im Falle gütlichen Vergleiches auf sechsmalhunderttausend Dollars,“ antwortete Hugo.

„Nun sehen Sie, antwortete Hannetown kurz, „es kann unmöglich in der Absicht einer Stadt liegen, die noch so jung ist und ohnehin viele Lasten zu tragen hat, eine solche Summe an den ersten Besten zu zahlen, der derartige Ansprüche geltend macht. Entschuldigen Sie, Herr Baron, es ist wohl Uhr vorüber. Ich muß in die Stadtrathssitzung. Ich werde dort Ihren Antrag mittheilen, aber ich kann Ihnen im Voraus sagen, daß ich ihn nicht befürworten werde.“

Er stand auf und verbeugte sich. Hugo that mechanisch dasselbe und verließ das Zimmer.

„Godam!“ rief Francois hinter ihm her. „Ich habe mir Gewalt anthun müssen, diesen Burschen in die Zähne zu lachen. Es wäre gerade der Rechte, um uns eine solche Summe abzulocken.“

„Er sieht energisch und entschlossen aus!“ meinte der alte Hannetown bedächtig. „Wir wollen abwarten, wie die Zeitungsartikel auf ihn wirken werden und welche Beschlüsse das Meeting faßt.“

„Er muß hinausgeworfen werden aus der Stadt!“ rief Francois. „Und geht er nicht, so bleibt es dabei! Ich reize ihn und wenn er eine Waffe erhebt, schieße ich ihn nieder! Aber er wird gehen — ich bin überzeugt davon. Er sieht mir nicht danach aus, als ob er Leuten trotzen könnte, die es schon mit ganz Anderen aufgenommen haben.“

„Ich hoffe es auch — und wir wollen es wünschen mein Sohn!“ sagte der Alte.

Damit setzte er sich wieder an seinen Tisch, und Francois ging nach dem Comptoir.

Inzwischen schritt Hugo hastig die Straße hinab. Es ging ihm, wie all' denen, die in einer wichtigen Angelegenheit auf einen gütlichen Vergleich gehofft haben und sich nun plötzlich in die bittere Nothwendigkeit versetzt sehen, den langsamen und unsicheren Weg des gerichtlichen Verfahrens zu betreten. Auf der einen Seite war er wild, hitzig, aufgebracht über die Verstocktheit des zähen Amerikaners, auf der andern tief niedergeschlagen über seine vereitelten Hoffnungen, und über die Aussichten auf einen jahrelangen Proceß, den er vielleicht kaum zu Ende führen konnte — denn woher sollte er die Geldmittel nehmen?“

Sehr verdrießlich ging er die Straßen auf und ab, ohne zu wissen, wohin ihn sein Weg führte, und gelangte dabei bis in eine Art von Vorstadt, in der sich nur noch einzelne Häuser befanden. Dort setzte er sich ermüdet auf einen großen behauenen Baumstamm, der zu einer Partie Bauholz gehörte, und überlegte sein Schicksal. Die feine und modische Toilette des Barons bildete dabei zu den rohen Baumstämmen, den Arbeitern mit ihren baumwollenen Hemden. Hätte er sich selbst sehen können, so würde ihm diese Fremdartigkeit am meisten aufgefallen sein. Er schien gar nicht hierher zu gehören, er schien aus den Wolken herabgefallen, und die Arbeiter in der Nähe ließen es an einzelnen groben Scherzen über den Stutzer, den Leichenbitter, wie sie ihn nannten, nicht fehlen. Zum Glück verstand Hugo sie nicht, denn er war ganz in der geeigneten Stimmung, um mit Jedem Zank zu beginnen. Er erinnerte sich auch endlich, daß er nach seinem Hotel zurückkehren müsse und stand auf. Für's Erste wollte er an Angust von Platen schreiben und ihn von der Sachlage benachrichtigen. Freilich war wenig Aussicht vorhanden, daß der Brief ihn treffen würde. Wahrscheinlich befand sich August von Platen auf der Reise, um Clare Stirling zu suchen.

An einem der einzelnen Häuser in diesem Theil der Stadt bemerkte er etwas Eigenthümliches, eine dunkle menschliche Gestalt, die in der Luft schwebte, und als er überrascht hinblickte, bemerkte er, daß es eine ausgestopfte Figur sei, die einen Indianer vorstellte. Auch las er in schwarzen Buchstaben an der Front des Gebäudes: „Koſt- und Wohnhaus zum Winnebago-Indianer.“ Es war also ein Miethhaus, das wahrscheinlich zum Spott der Feinde Hanne-Towns dieses seltsame Schild führte, und Hugo, dessen Neugierde nun befriedigt war, wollte den Blick von der ausgestopften Figur wieder abwenden, als er hinter einem Fenster ein dunkles bärtiges Gesicht sah und den schwarzen Ludwig erkannte.

Digitized by Google

Mit freudigem Erschrecken stand der Baron unwillkürlich still. Dann sagte ihm die Vorsicht, daß er sich nicht durch einen zweiten Blick verrathen dürfe und er ging sogleich weiter in einiger Entfernung blickte er noch einmal zurück, bemerkte jedoch nichts mehr am Fenster. Aber er wußte, daß er sich nicht geirrt hatte. Das Bild des schwarzen Ludwig lebte in treu in seiner Erinnerung, und er wußte genau, daß es wirklich der Räuber Sarah's gewesen, den er gesehen.

Das eine Gute hatte diese Entdeckung jedenfalls für den Baron, daß sie seine Gedanken von der augenblicklichen Lage seiner eigenen Angelegenheiten abzog und ihm die Gewißheit gab, daß seine Reise wenigstens in einer Beziehung nicht erfolglos gewesen sei. Ludwig befand sich in Hanne-Town, ohne Zweifel also auch Sarah. Wie war es nun aber möglich, mit der Schwester Platens in Verbindung zu treten, ohne daß Ludwig Verdacht schöpfte? Daß ihn der Pächter wieder erkennen würde, vielleicht schon erkannt hatte, daran zweifelte Hugo nicht, denn Beide hatten sich jetzt zwei Mal ziemlich scharf in die Augen geschaut. Auch die Diener Platens mußten dem schwarzen Ludwig bekannt sein. So blieb dem Baron nichts übrig, als entweder die Indianer zu benutzen und Sarah benachrichtigen zu lassen, daß ein Freund in der Nähe sei, oder den Schutz der Behörden von Hanne-Town anzurufen.

Zu dem Letzteren konnte sich Hugo nicht entschließen. Seine Abneigung gegen alles, was amerikanische Behörden hieß, war so groß, daß er fast glaubte, sie werden ihm auch in dieser Angelegenheit ihren Schutz versagen, um so mehr, da man ihn jetzt gewiß in Hanne-Town mit sehr mißgünstigen Augen betrachtete.

So kam er denn stets auf die Idee zurück, einen Indianer zum Vermittler zu gebrauchen, und mit diesem Gedanken beschäftigt suchte er das Hotel zu den „breizehn Sternen" auf. Er bemerkte, daß ihn die Kellner, sowie die Gäste, die ein- und ausgingen, mit einer gewissen Aufmerksamkeit betrachteten. Der alte Hannetown hatte also ohne Zweifel geplaudert und das Gerücht von der Anwesenheit und den Forderungen des jungen Deutschen war bereits in den Gasthof gedrungen.

Das hatte ebenfalls sein Unangenehmes, denn Hugo war überzeugt, daß er nun keinen Schritt mehr machen dürfe, der nicht beobachtet würde. Und doch drängte es ihn, mit den Dienern Platens zu sprechen, Zerstreut und mit den mannigfaltigsten Plänen beschäftigt, genoß er auf seinem ungemüthlichen Zimmer sein Mittagsmahl, das ihm selten so wenig gemundet hatte. Dann kleidete er sich um und ging in der Nähe der Wohnung der beiden Diener auf und ab. Auch jetzt sah er, wie man ihn beobachtete. Aber er kümmerte sich nicht darum und ging nach dem Ufer des Nordflusses, als er einen von den beiden Dienern das Haus, in dem sie wohnten, verlassen sah. Um allen Schein zu vermeiden, als kenne er den Diener, knüpfte er mit einigen Leuten am Ufer ein Gespräch an, und wandte sich dann auch wie zufällig an eine Gruppe, unter der sich der Diener befand. Allmälig richtete er sein Gespräch auch an jenen, und nachdem sie eine Zeit lang über gleichgültige Dinge geplaudert hatten und sich allein sahen, erzählte Hugo haftig dem Diener, was er entdeckt. Fritz — so hieß der Diener — war der Ansicht Hugo's, daß nur ein Indianer die Vermittlung übernehmen könne, und es wurde festgesetzt, daß Hugo einen Brief an Sarah schreiben und ein Indianer versuchen solle, ihn der Schwester Platens heimlich zuzustellen. Fritz sollte nach einiger Zeit in das Hotel kommen, als ob er Jemand suche, und dort im Geheimen den Brief von Hugo empfangen.

Der Baron kehrte dann, nachdem er noch einige Zeit lang am Ufer auf- und abgegangen, nach dem Hotel zurück und schrieb folgende Zeilen an Sarah von Platen.

„Mein werthes Fräulein!

Sie werden diesen Brief durch einen Indianer erhalten, der von Ihrem Bruder beauftragt ist, mich zu begleiten, um Ihrer Spur nachzuforschen und Sie aus den Händen Ihres Feindes zu befreien. August hat mir diese heilige Pflicht übertragen, da ein Unfall, der seiner Braut, Miß Clare Stirling zugestoßen ist, ihn zwingt, seine Zeit nur jener Dame zu widmen. Aus meiner Unterschrift werden Sie meinen Namen erkennen. Vielleicht hat Ihr Bruder Ihnen von mir erzählt. Ich bin derselbe, den Sie in Newyork vor dem Messer Ihres jetzigen Entführers gerettet, und schon deßhalb ist es eine Pflicht der Dankbarkeit, meine ganze Kraft Ihrer Befreiung zu widmen. Auch ich war es, der einen Versuch machte, Sie im letzten Augenblicke im Walde zu befreien, und den der Farmer verwundete. Ich erwähne dies nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich jetzt mit um so größerem Eifer für Ihre Befreiung wirken werde, da ich weiß, daß Sie die Schwester meines Freundes Platen sind, nachdem ich schon früher einer mir unbekannten Dame meine geringe Hülfe dargeboten. Versuchen Sie, dem Boten, der Ihnen diese Zeilen überbringt, einen Brief zuzustellen, in welchem Sie mir die geeigneten Mittel angeben, Sie ohne großes Aufsehen aus den Händen dieses elenden Menschen zu befreien. Wir müssen mit großer Vorsicht handeln, damit Ludwig nichts entdeckt und nicht zu irgend einer rachsüchtigen Handlung getrieben werde. Sobald es irgend möglich ist, mache ich den Versuch zu Ihrer Befreiung. Seien Sie nur darauf bedacht, jeden Augenblick zur Flucht bereit zu sein. Nichts würde mich glücklicher machen, als das Gelingen eines Unternehmens, durch welches ich Ihrem Bruder meine Freundschaft und Ihnen meine Achtung und Theilnahme beweisen könnte.

Hugo von Winterfeld."

Er legte eine Pistolenkugel in den Brief, damit er schwer genug sei, um nöthigenfalls durch ein Fenster geworfen werden zu können, verriegelte ihn und wußte ihn später Fritz zu übergeben, der unter einem Vorwande in das Hotel gekommen und den Hugo in einigen beigefügten Zeilen bat, den Brief sogleich einem der Indianer zu überbringen.

Es war inzwischen sechs Uhr Abends geworden und Hugo setzte sich abermals an den Schreibtisch, um einen Brief an Platen zu senden, als ein Kellner eintrat.

„Befehlen Sie die Abendzeitungen zu lesen, Sir?" fragte der Kellner mit einem malitiösen Lächeln, während er die Papiere vor Hugo ausbreitete.

Als indessen der Kellner das Zimmer verlassen hatte, reizte ihn doch die Neugierde, zu sehen, was der Bursche eigentlich gemeint habe, und er nahm den „Hanne-Town-Courier."

Das Erste, was ihm an der Spitze des Blattes in die Augen fiel, waren folgende mit großen Lettern gedruckte Worte:

„Schamvolle Verleumdung! Grenzenlose Frechheit eines herangelaufenen Betrügers! Unverschämte Anklage der Bürger und Eigenthümer von Hanne-Town!"

Das Blut stieg dem Baron ins Gesicht, denn er ahnte, worauf sich diese Worte bezogen. Doch bezwang er sich und las nun folgenden Artikel:

„Mitbürger! Ein junger Mensch, den Niemand je in dieser Gegend gesehen zu haben sich erinnert, ist plötzlich hier eingetroffen und hat bei unseren höchst verehrten Mitbürgern, dem Bürgermeister Mr. Gasparin Hannetown und dem Advokaten Mr. Schmissen, eine Forderung von sechsmalhunderttausend Dollars geltend zu machen gesucht, als Entschädigung für den Grund und Boden unserer Stadt, der ihm gehören soll. Nie ist eine größere Frechheit in Staaten der Union erhört worden. Nie ist die Unverschämtheit eines Fremden so groß gewesen, als diejenige dieses Menschen, der es wagt, unsere Gerechtigkeitsliebe und unseren guten Rechte auf die schamloseste Weise Hohn zu sprechen. Es versteht sich von selbst, daß diese unerhörte Beschimpfung, die unserer Stadt widerfährt, da wir doch durch dieselbe Alle zu unrechtmäßigen Besitzern unseres Eigenthums gestempelt werden, mit der größten Strenge bestraft werden muß. Zu diesem Zwecke ist für heute Abend sieben und ein halb Uhr ein Meeting auf dem Freiheitsplatze am Ufer des Nordflusses anberaumt worden, dem unser verehrter Bürgermeister Mr. G. Hannetown, selbst präsidiren wird. Die Einwohner unserer Stadt werden gebeten, so zahlreich als möglich zu erscheinen, damit dieser europäische Betrüger durch eine ermäßigt große Stimmenzahl zu einer exemplarischen Strafe verurtheilt werde. Die

Digitized by Google

Ehre von Hanne-Town steht auf dem Spiel! Das ist genug gesagt um heute Abend alle unsere Mitbürger auf dem Freiheitsplatze zu vereinigen."

Hugo wußte nicht, ob er lachen oder wüthen sollte, als er diese Zeilen las. Er griff zu dem nächsten Blatt, dem „Hanne-Town-Telegraphen". Hier fand er in einem längeren Artikel dieselben Beschuldigungen, dieselben Aufforderungen, nur in noch verstärktem Maße und in noch weit grasseren Ausdrücken.

Ein Gleiches enthielt die „Abendzeitung von Hanne-Town". Genug, Hugo wurde in all diesen Artikeln als der schamloseste Betrüger hingestellt, dessen Frechheit nicht genug bestraft werden könne, und in jedem Blatte wurden die Bewohner Hanne-Towns aufgefordert, auf keinen Fall bei dem Meeting auf dem Freiheitsplatze zu fehlen.

„Das habe ich Dir zu danken, Master Hannetown!" rief Hugo, das letzte Blatt wüthend von sich werfend. „Nun, mein Freund, ich habe zwar, als ich nach Amerika ging, all die sogenannten Vorurtheile eines Edelmannes bei Seite gelegt. Aber Dir will ich denn doch zeigen, daß ich mich nicht ungestraft einen Betrüger nennen lasse. Wir werden uns morgen sprechen, und so wahr ich Winterfeld heiße, ich will mir Genugthuung verschaffen, sollte ich auch darüber zu Grunde gehen!"

Damit nahm er wieder den Brief von Platen vor und theilte demselben die Sachlage, die jetzt eine noch verwickeltere geworden war, mit. Die betreffenden Artikel fügte er in einem kurzen Auszuge bei. Darüber verging eine gute Stunde, und als Hugo den Brief geschlossen hatte und ans Fenster trat, sah er eine unabsehbare Menschenmengen nach dem Nordflusse eilen.

„Aha", sagte er, „die gehen nach dem Meeting! Nun, ich will auch dabei sein. Es ist das erste Mal, daß meine unbedeutende Person eine solche Menge Menschen beschäftigt und daß ich der Gegenstand der Verhandlung in einer öffentlichen Versammlung bin. Um so interessanter!"

Mit kaltblütiger Resignation nahm er einen weiten Mantel, den ihm Platen mit auf den Weg gegeben, setzte eine Mütze auf, und ging hinab auf die Straße. Dort warf er den Brief an Platen in den nächsten Briefkasten und mischte sich dann unter die Menge, die dem Versammlungsplatze zuströmte.

Es war dem Baron eigenthümlich zu Muthe, als er von allen Seiten über sich sprechen und die gröbsten Schmähungen seines ehrlichen Namens hörte. Alle Leute schienen die Artikel in der „Abendzeitung" gelesen zu haben und nach dem, was Hugo vernahm, schien man mindestens die Absicht zu haben, ihn in Stücke zu zerreißen. Einem Andern würde unter so bedenklichen Umständen das Herz stärker geklopft haben. Aber jene Zeitungsartikel hatten den Baron in eine stille Wuth versetzt, und er war entschlossen, eher das Aeußerste zu wagen, als einen Schritt breit von seinem Wege abzuweichen. Seine Ehre war auf das Schmachvollste angegriffen worden — er mußte sie auf jeden Fall wieder herstellen, wäre es auch durch das Blut Mr. Gasparin Hannetowns!"

Tausende von Menschen bedeckten die weite Ebene am Nordfluß, die man Freiheitsplatz genannt hatte, und als Hugo eintraf, bestieg so eben das Comite der Versammlung die improvisirte Tribüne. Es wurde ein Zeichen mit einer Glocke gegeben und Hugo sah, wie der Bürgermeister, sein guter Freund Hannetown, an die Brüstung der Tribüne trat.

Die Rede Hannetowns war eine Wiederholung der Zeitungsartikel, nur sprach er etwas gemäßigter. Er spickte seine Rede mit den herrlichsten Phrasen über die Blüthe der Vereinigten Staaten und der Stadt Hanne-Town insbesondere, über die Gerechtigkeitsliebe seiner Mitbürger, die Betrügereien der Fremden und die Weisheit der Amerikaner. Dann trat er ab und überließ es einigen anderen Rednern, in Ausdrücken, die jedes Maß überschritten, den Baron anzugreifen, seinen Charakter zu verdächtigen und ihn der gemeinsten Betrügereien zu zeihen.

Wer sich in die Lage des Baron hineinzudenken vermag, der wird auch im Stande sein, zu begreifen, was während dessen in Hugo's Brust zuging. Die Stirn in finstere Falten gezogen, den Mund zusammengepreßt, die Hände geballt, stand er da und hätte sich am liebsten auf die Redner werfen und sie durchbohren mögen. Nur von der Unmöglichkeit eines solchen Unterfangens schreckte er zurück, denn die Menschenmenge würde ihn zermalmt haben, ehe er noch zehn Schritte gethan. Hugo hörte, wie er der Gegenstand der allgemeinen Entrüstung und Erbitterung war, wie das Volk in ein wildes Wuthgeschrei ausbrach, wenn einer der Redner den Baron in noch stärkeren Ausdrücken brandmarkte, als sein Vorgänger — genug, Hugo befand sich wie im Fegfeuer. Die Schweißtropfen perlten ihm über die Stirn, und von Neuem schwor er dem alten Hannetown, als den Anstifter all dieses Lärmes, blutige Rache.

Zum Schluß erschien Mr. Francois Hannetown auf der Rednerbühne, und Hugo vernahm mit einem stets wachsenden Erstaunen, wie der junge Hannetown alle seine Vorredner an Beschimpfungen und Lästerungen zu überbieten suchte. Neue Redner hatten sich nicht gemeldet und Mr. Francois trug darauf an, daß das Meeting seine Beschlüsse fassen solle. Nun übernahm der Bürgermeister die Leitung, und Hugo hörte, wie die Versammlung Folgendes über ihn beschloß:

Erstens, daß er am Mittag des andern Tages um 12 Uhr aufgefordert werden sollte, Hanne-Town sogleich zu verlassen, mit dem Versprechen, nie wiederzukehren.

Zweitens, daß er, wenn er dieser Aufforderung nicht sofort Folge leiste, auf den offenen Markt geführt, dort entkleidet und mit Theer bestrichen, dann in ein Faß mit Federn gesteckt und in diesem Zustande aus der Stadt gejagt werden sollte.

Drittens, daß Mr. Francois Hannetown und noch vier andere von den Hauptrednern des Meetings mit der Ausführung dieser Angelegenheit beauftragt werden sollten.

Nachdem diese Beschlüsse unter dem Lärmenden Jubel der Versammlung gefaßt worden, zerstreute sich die Menge und auch Hugo verließ den Platz. Sein Blut siedete — sein Name war auf eine Weise geschändet worden, wie er es nie für möglich gehalten hätte, und alles in ihm rief nach Rache. Namentlich war es Francois Hannetown, gegen den er jetzt die größte Entrüstung empfand. Keiner von allen Rednern hatte mit so giftigem Hasse gesprochen, mit so raffinirter Schlauheit dem Baron die gemeinsten Beweggründe angedichtet, wie der Sohn des Bürgermeisters.

„Er soll es entgelten, dieser glattzüngige, boshafte Bursche!" murmelte Hugo vor sich hin. „Der Vater ist alt, man könnte mir Vorwürfe machen, meine Rache gegen einen alten Mann zu richten. So mag denn dieser Sohn für seinen Vater einstehen. Wir sprechen uns morgen früh, noch vor zwölf Uhr, Mr. Francois!"

Hugo fühlte, daß er zu aufgeregt sein, um nach dem Hotel zu gehen, außerdem war es seine Pflicht, sich zu erkundigen, ob die Bemühungen für Sarah's Befreiung bereits zu einem Resultate geführt hätten. Er ging deßhalb nach der Wohnung der Diener.

„Ich bitte Sie um Himmelswillen, was war denn das für ein Meeting?" fragte Fritz, der vor der Thüre stand und den Baron bereits zu erwarten schien. „Sind Sie denn ein und dieselbe Person mit dem Baron, von dem die Rede war?"

„Gewiß," antwortete Hugo. „Und Sie glauben doch nicht, daß ich das ungestraft lassen würde?"

„O nein," erwiderte der Diener. „Aber was wollen Sie einer ganzen Stadt gegenüber ausrichten? Ich glaube wirklich, daß der Aufenthalt hier Ihnen gefährlich werden dürfte."

„Nun, wir wollen sehen," meinte Hugo kaltblütig. „Im schlimmsten Falle kann mir ja weiter nichts geschehen, als getheert und gefedert und wie ein neuer Papagene in den Wald gejagt zu werden. Aber noch sind wir nicht so weit. Haben Sie die Indianer gesprochen?"

„Ich habe ihnen den Brief gegeben und Miluanta hat es unternommen, ihn abzuliefern," antwortete Fritz. „Aber — das ist schon das Zeichen, das wir verabredet haben! Entschuldigen Sie einen Augenblick, Herr Baron! Wenn Sie so lange hier verweilen wollen so können, Sie erfahren, was er Antwort bringt."

Digitized by Google

Abermals ertönte ein eigenthümliches Pfeifen aus der Ferne und Fritz eilte fort. Es war inzwischen schon Nacht geworden und unruhig ging Hugo vor dem Hause auf und ab. Nach ungefähr einer Viertelstunde kam der Diener zurück.

„Ich bin so lange ausgeblieben, weil es mir schwer war, den Indianer zu verstehen," berichtete er. „Doch komme ich nicht ohne Resultat. Hier ist ein Zettel, Herr Baron."

„Ich kann ihn leider hier im Dunkeln nicht lesen," sagte Hugo. „Erzählen Sie mir für's Erste, wie es der Indianer angefangen hat, mein Billet abzugeben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg hat auch seine Ehre.

(Schiller.)

O großer Dichter! wenn ich dein gedenke
Zu jener Stunde, wo das Abendroth
Der Sonne Spuren zeigt, und mich versenke
In die Betrachtung deutscher Kriegesnoth:
Dann tritt du finster hin vor meine Blicke
Und sprichst: „Auch seine Ehre hat der Krieg"! —
Doch schau' ich hin auf Deutschlands Kriegsgeschicke
So muß ich zweifeln an der Ehre Sieg.

Denn wenn ich schaue nach dem Abendrothe,
Das viele Krieger, die in blutigem Streit
Noch eben sah die Sonne, jetzt im Tode
Als Leichen sieht im Feld der Finsternieß,
Und ach! die Leichen meiner deutschen Brüder:
Dann muß ich zweifeln an der Ehre Sieg;
Verkünden müssten stumme Trauerlieder
Die deutsche Schmach im deutschen Bruderkrieg.

Wohl bleibet selbst dem Kriege seine Ehre,
Wenn ihn ein äußrer Feind herbeigeführt,
Um dem zu geben gilt die blutge Lehre:
Zu lassen jedem das, was ihm gebührt.
Doch wenn ihn Fürstenstolz herauf beschworen,
Und Neid und Wollust oder Ländergier:
Dann wehe Mutter dir, die du geboren!
Dann wehe, wehe, armer Vater, dir!

Und dieses wehe, wehe, darf ich schweigend rufen
Euch Bürern und euch deutschen Müttern zu,
Und darf euch mahnen „betet an den Stufen
Des Altares um die süße Friedensruh!"
Denn sehet! eure Söhne sind zum Spiele
Anheimgegeben deutschem Uebermuth,
Und wissen nicht wofür im Kampfgewühle
Geopfert wird ihr letzter Tropfen Blut.

Nach Zug und Recht darf nicht ein ein'ger fragen,
Nicht folgen eignen Herzens heilgem Drang;
Es muß der Bruder auf den Bruder schlagen,
Am Bruder prüfen seines Schwertes Klang.
O wenn die Todten in dem Erdenschooße
Noch einmal wieder würden wach:
Sie würden weinen über solche Loose,
Daß ihm entquillt manch er Thränenbach.

Sie würden um Verzeihung innig beten
Für alle Schmach, die sie sich angethan,
Und würden lange miteinander reden
Von Doruen auf der ird'schen Lebensbahn.
Sie würden rufen: „öffne dich o Erde
Und zeige aller Welt die deutsche Schmach"!
Die aus entsprungen aus des Heuchlers Schwerte,
Der deutschen Bunds heilgen Frieden brach.

Verdientest, deutsches Volk, du solche Wunden,
An denen blutet jetzt dein ganzes Land?
Hast du der Rache gott in dem gefunden,
Der zürnend dieses Unglück dir gesandt?
Verdientest du, mein Volk! der Zukunft Rache
Die aus dem Bruderblut entkeimen wird?
O prüfe dich, du starkes Volk, und wache,
Vertrau' auf den, der ist der beste Hirt!

Wenn deine ird'schen Könige dich nicht leiten
In Einheit zu dem Quell des Glücks
Dann lasse Dich von deinem Gott' begleiten
Laß die Entscheidung ihm des Augenblicks!
Nicht frage nach des Glaubens Unterschiede,
Der eine Gott nur waltet über dir;
Den bete, daß er seine Hand die biete
Und Stärke gebe, oder Frieden hier.

Kusel. D.

Neuestes.

München, 31. Juli. (Aus dem Berichte des General-Commando's an das Kriegsministerium.)

Vom 4. Chev.-Reg. im Gefechte bei Kissingen sind geblieben: die Soldaten A. Laub von Ohsfang, B.-A. Mindelheim, J. Schmid von Ronsberg, B.-A. Ottobeuern, R. Nieser von Schelldorf, B.-A. Kempten. Verwundet wurden: 11. Wachtmeister Frz. Illing von Herzheim (Pfalz), Vicecorp. Riefersauer von Auger, B.-A. Tölz, die Soldaten G. Keller von Untercrammingen, B.-A. Mindelheim, A. Diemer von Glon. B.-A. Eberaberg und Jg. Schmid von Altomünster, B.-A. Aichach. — Vermißt werden: 11. Wachtmeister O. Guggemos von Görisried, B.-A. Oberdorf (vermuthlich todt), Soldat J. Bihler von Remshardt, Bez.-A. Günzburg.

Germersheim 2. Aug. Sämmtliche gediente Reservisten aus der Altersclasse 1838—1844, welche gemäß Ausschreiben der kgl. Regierung der Pfalz vom 12. Juli in Germersheim eingerückt waren, wurden heute vom kgl. Festungsgouvernement wieder in ihre Heimath entlassen. A. Z.

Speyer, 3. August. Durch allerhöchste Entschließung vom 31. Juli d. J. wurde die unverzügliche Aushebung der nichtgedienten Reservepflichtigen aus den Altersclassen 1842 bis 1838 einschl. angeordnet. Die Aushebung wird an den nächstbezeichneten Tagen in den Wittelsbacher Hof dahier stattfinden und beginnt jedesmal morgens um 8 Uhr; die Visitation wird jedesmal am Tage vorher vorgenommen und beginnt morgens 6 Uhr. Die Amtsbezirke kommen in nachstehender Reihenfolge: Am 10. und 11. August Speyer und Landau; am 13. und 14. Germersheim und Frankenthal; am 15. und 16. Neustadt und Pirmasens; am 17. und 18. Kusel und Zweibrücken; am 19. und 20. Bergzabern und Kirchheimbolanden; am 21. und 22. August Kaiserslautern und Homburg. Am ersten Tage wird die Visitation, am zweiten die Aushebung vorgenommen. Mit Ausnahme Derer, welche sich Ersatzleute gestellt haben, sind alle Reservepflichtigen der aufgerufenen Altersclassen zum Erscheinen verpflichtet.

Speyer, 31. Juli. Die Eröffnung der Feld- und Waldjagd für das laufende Jahr ist auf Samstag den 11. August festgesetzt.

Aufruf.

Die Kriegsbegebenheiten in Unterfranken haben ein unaussprechliches Elend über die Bewohner von Algenau, Brückenau, Karlstadt, Kissingen, Lohr, Gemünden, Neustadt, Schweinfurt, Gerolfeld und Hammelburg gebracht. Die Ernte auf allen diesen Fluren ist meist vernichtet; der Viehstand verloren; Brand und Verwüstung haben des Obdachs und nöthigsten Lebensmittel beraubt.

Bewohner des Kantons Kusel, traget zur Linderung dieser Noth etwas bei. Diejenigen, welche für die Verwundeten Krieger unseres engeren Vaterlandes mit Dank Gaben von Euch empfangen haben, sind auch jetzt bereit Gaben anzunehmen. Wer bisher zurückgeblieben ist, mit Opfern der Liebe, hat jetzt doppelt Ursache, Hilfe zu leisten, wo die Folgen des Krieges so schwer auf Tausenden lasten. Je mehr wir davon verschont geblieben sind, um so williger laßt uns sein zum Geben.

Kusel, den 3. August 1866. J. Sch.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

König.
K. S.

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 32. Sonntag, den 12. August 1866.

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

„Das ist einfacher gewesen, als wir vermutheten,“ antwortete der Diener. „Milwanta umschlich zuerst das Haus, as leicht zu finden war, da einer seiner Brüder draußen hing. r entdeckte auch bald den schwarzen Ludwig, der von Zeit u Zeit ans Fenster trat, von Miß Sarah indessen bemerkte er nichts. Dagegen sah er gegen Abend den schwarzen Ludwig das Haus verlassen und nun schlich Milwanta in dasselbe hinein, auf die Gefahr hin, für einen Dieb gehalten und ohne Erbarmen niedergeschossen zu werden. Diese Kühnheit nützte ihm jedoch wenig; die Thüren zu den Zimmern, in denen der Farmer wohnt, waren fest verschlossen. Auf sein wiederholtes Pochen antwortete ihm indessen eine weibliche Stimme, und nun wußte Milwanta wenigstens, wo Miß Sarah sich befand. Das Fenster ihres Zimmers liegt nach der Seite des Hauses, die nach der Stadt zugekehrt ist. Sie erinnern sich vielleicht, daß unter diesem Fenster sich ein gebrechlicher alter Schuppen befindet — wenigstens verstand ich den Indianer so“. —

„Ganz richtig“, unterbrach ihn der Baron. „Ein altes, baufälliges Ding“.

„Ja wohl“, fuhr Fritz fort. „Dieser Schuppen verhindert es, sich dem Fenster zu nahen, denn als Milwanta ihn besteigen wollte, um an die Wand zu klopfen und sich auf diese Weise Miß Sarah verständlich zu machen, drohte er zusammenzubrechen. Inzwischen wurde es dunkel, und Milwanta fürchtete vergebene Zeit zu verlieren. Er warf also auf gut Glück den Brief mit der Kugel durch die Fensterscheibe“.

„Das war unvorsichtig!“ rief Hugo. „Wenn nun doch Jemand außer Fräulein Sarah in dem Zimmer war!“

„Es scheint nicht der Fall gewesen zu sein,“ fuhr der Diener fort. „Milwanta blieb ruhig stehen und sah, wie ein Gesicht am Fenster erschien. Es war ohne Zweifel Miß Sarah. Er machte ihr aus der Ferne das Zeichen des Lesens, Miß Sarah verschwand vom Fenster und nach einer halben Stunde kam dieser Zettel herabgeflogen, den Milwanta glücklicherweise trotz der Dunkelheit fand.“

„So gehen Sie zurück zu Milwanta, Fritz“, sagte Hugo. „Er soll warten bis ich den Zettel auf meinem Zimmer gelesen habe. Vielleicht können wir Miß Sarah noch in dieser Nacht befreien. In einigen Stunden bin ich wieder hier!“

Er eilte nach dem Hotel zu den „dreizehn Sternen“, das ganz in der Nähe lag, und entfaltete den Zettel, nachdem er oben in seinem Zimmer Licht angezündet. Es war sein eigener Brief. Auf der leeren Seite desselben waren mit Bleistift folgende Worte geschrieben:

„Herr Baron! Mein Bruder hat von Ihnen gesprochen, ich zweifle nicht, daß Sie es sind, und in meiner Lage darf ich nicht zögern, Vertrauen zu fassen. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme und Ihren Beistand und theile Ihnen kurz mit, daß Ludwig mich bis jetzt mit großer Rücksicht und Schonung behandelt, da er glaubt, ich würde meine Gesinnungen gegen ihn ändern und freiwillig seine Gattin werden. Doch hat er mir gedroht, mich zu tödten, wenn ich fliehen wolle. Was in Zukunft seine Absicht ist, weiß ich nicht. Gott schütze mich! Ich werde mich zu vertheidigen und wenn es sein muß, zu sterben wissen. Jetzt ist Ludwig, wie er mir sagte zu einem Meeting gegangen. Vielleicht kehrt er erst spät zurück, und es ist Ihnen vielleicht möglich, bis dahin die Mittel zu meiner Flucht zu finden. Ich selbst kann nichts dazu thun. Die Zimmer sind verschlossen und die Fenster zu hoch. Auch lassen sie sich von innen nicht öffnen, Ludwig hat Nägel eingeschlagen, und ich bin zu schwach um sie herauszuziehen. Man müßte also die Scheiben zerbrechen. Sehen Sie zu, was möglich ist. Ich würde überglücklich sein, zu meinem Bruder zurückkehren zu können, denn es gibt Augenblicke, in denen ich der Verzweiflung nahe bin. Ich habe kein anderes Papier, als Ihren Brief. Einen Theil desselben behalte ich zurück, um Sie zu benachrichtigen, falls wir diesen Ort verlassen, ehe ich frei bin. Ich werde dann einen Zettel aus dem Fenster werfen. Ich schreibe bei dem Schein von Zündhölzern, die ich eines nach dem andern anzünde — denn unglücklicher Weise ist kein Licht im Zimmer. — Ihr sendet Ihnen meinen achtungsvollen Gruß und danke für Ihre Theilnahme.

Sarah Platen.

Es kostete Hugo einige Mühe, die undeutlich und abgebrochen geschriebenen Worte zu entziffern.

„Das ist ja vortrefflich!“ sagte er dann zu sich selbst. „Alles geht nach Wunsch. Möglicherweise ist Sarah in einer Stunde befreit. Aber — nein, es ist unmöglich. In dieser Nacht kann ich nicht abreisen“!

Er unterbrach sich selbst und starrte vor sich hin.

„Nein, nein“! rief er dann. „Was sollten diese elenden Amerikaner von mir denken, wenn ich morgen die Stadt verlassen hätte? Sie würden glauben, ich sei feig und schimpflich geflohen. Nimmermehr! Ich könnte freilich in einigen Tagen zurückkehren. Aber nein! Man würde dennoch glauben, ich hätte der Gefahr, die mir gedroht, entgehen wollen. Sarah mag mit den beiden Dienern allein zu ihrem Bruder reisen, wenn sie es nicht vorzieht, so lange unter meinem Schutze in der Stadt zu bleiben. Sie ist unter dem Schutze der Diener und der Indianer ebenso sicher, wie unter dem meinigen. Es thut mir leid. Ich hätte mir gerne die Freude bereitet sie zu ihrem Bruder zurückzuführen. Aber es ist unmöglich. Schon der bloße Gedanke, diese Amerikaner könnten mich für feig halten, versetzt mich in Raserei“!

Er steckte für alle Fälle einen Revolver zu sich und eilte zu den Dienern zurück. Es war vollständige Nacht, und da Laternen nur in den Hauptstraßen von Hanne-Town brannten, die sie nicht nöthig hatten zu passiren, so konnte Hugo ohne Besorgniß zusammen mit den Indianern und den Dienern gehen.

Nach einer Viertelstunde schnellen Ganges hatten sie den Gasthof zum Winnebago-Indianer erreicht und sahen, daß die Fenster, an denen Hugo den schwarzen Ludwig bemerkt, dunkel waren. Auch das Fenster auf der Seite zeigte kein Licht. Entweder war also der schwarze Ludwig noch nicht zurückgekehrt, oder er hatte die Lichter schon wieder ausgelöscht und schlief. Das mußte fürs erste ergründet werden.

Das einfachste war, durch Rufen oder sonstige Signale anzudeuten, daß man in der Nähe sei. Die Indianer ahnten deßhalb die Stimmen verschiedener Thiere nach, und bald kam derjenige, der sich am meisten dem Fenster genähert hatte, mit der Nachricht zurück, das Fräulein sei am Fenster. Hugo sah nur eine dunkle Stelle dort, sonst nichts. Aber er

Digitized by Google

wußte auch, daß die Augen der Indianer besser seien, als die seinigen und zweifelte nicht an ihrer Aussage.

Nun galt es, zu jenem Fenster hinaufzugelangen. Stricke und esserne Haken trugen die Diener bei sich, und obgleich das Fenster ziemlich hoch war, so hätte es sich doch vielleicht erreichen lassen, wäre nicht jener morsche Schuppen im Wege gewesen, dessen Einsturz und das damit verbundene Geräusch die Befreier Sarah's zu befürchten hatten.

„Ist Ludwig oben, Miß Platen?“ rief Fritz leise zum Fenster hinauf.

„Nein,“ antwortete die Stimme. „Aber ich fürchte, er wird jeden Augenblick zurückkehren. Sind Sie es, Fritz?“

„Ja, Miß“! antworteie der Diener. „Wir sind sämmtlich da, der Baron, die Indianer, Karl und ich. In einer Viertelstunde sollen Sie frei sein! Fürchten Sie nichts“!

Einer muß Wache halten, um zu sehen, wenn der schwarze Ludwig kommt“, sagte der Baron. „Karl kann es thun, er ist der Stärkste von uns. Im Nothfall müssen wir alle über den Pächter herfallen und ihn knebeln und binden. Hoffentlich aber kommt er nicht eher, als bis Miß Sarah frei ist“.

Karl ging nach der Straße um Wache zu halten, und als Hugo die Augen anstrengte, um zu sehen, was die Indianer thaten, bemerkte er, daß sie damit beschäftigt waren, diejenigen Bretter des Schuppens, die der Wand zunächst waren, abzudecken. In wenigen Minuten waren sie damit fertig und nun war nicht nur ein fester Stützpunkt am Fuße der Wand, sondern auch ein Versteck gewonnen, das die Befreier Sarah's den Blicken derjenigen verbarg, die etwa zufällig vorübergingen. Im Hause selbst herrschte die tiefste Stille. Alles schien dort zu schlafen, Sarah ausgenommen.

Nun begann eine kurze aber lebhafte Unterredung zwischen Fritz und den Indianern.

„Herr Baron“, sagte dann der Diener zu Hugo, „Sie müssen schnell und ohne Bedenken thun, was ich Ihnen sagen werde. Es ist das Beste und Sicherste. Stellen Sie sich schräg gegen die Wand, mit dem Gesicht gegen dieselbe gekehrt, die Arme gekreuzt, die Schultern hoch — so, so ist es gut“.

Hugo that, wie ihm der Diener zeigte, denn er erriethe bereits, was geschehen solle. Fritz stellte sich dicht neben ihm auf dieselbe Weise auf — der eine Indianer rief ein Wort, das Fritz beantwortete, und Hugo fühlte einen Fuß und dann eine Last auf seiner linken Schulter

„Stehen Sie fest, Herr Baron, um jeden Preis“, rief Fritz. „Halten Sie es aus“?

„Gewiß“, antwortete Hugo. „Es ist eine Kleinigkeit“!

Wieder wurden einige Worte zwischen den Indianern und Fritz gewechselt; dann fühlte Hugo, wie der Indianer auf seinen Schultern ein wenig schwankte und wie die Last schwerer wurde. Der zweite Indianer war auf die Schulter des ersten gestiegen, und die vier Personen bildeten jetzt eine jener lebendigen Pyramiden, wie sie Akrobaten und Athleten zuweilen auch in unserem Vaterlande dem Publikum als Produktionen ihrer Kraft und Geschicklichkeit zu zeigen pflegen.

„Stehen Sie nur fest, Herr Baron. flüsterte Fritz.

Dann sprach er mit den Indianern.

„Milwanta kann das Fenster noch nicht erreichen, wie ich höre,“ sagte er darauf. „Halt — jetzt ist es ihm gelungen! stehen Sie fest, Herr Baron. Nun wird Milwanta den Strick um das Fensterkreuz schwingen, dann kann sich Miß Sarah hinablassen und alles ist gethan. — Miß Platen“, rief er hinauf, „lassen Sie sich an dem Strick hinabgleiten. Seien Sie nicht ängstlich, es ist keine Gefahr dabei. Wir werden hier unten dafür sorgen, daß Sie nicht fallen“!

Ein Minute verging dem Baron in peinlicher Angst. Er fühlte wie die beiden Körper auf seinen Schultern schwankten und zitterten, dann rief Milwanta einige Worte und die Last wurde leichter.

„Miß Sarah hat den Strick gefaßt“, verdeutschte Fritz dem Baron. „Milwanta ist herabgesprungen. Nun geben Sie Acht. Sarah wird sogleich unten sein“.

Hugo fühlte, wie auch der andere Indianer von seinen Schultern sprang. Dann sah er etwas Helles vor sich niedergleiten. Er suchte es zu fassen — es war Sarah. Ein leichter Schrei — und sie war unten.

„Sind Sie nicht verletzt, Miß Platen“? rief der Baron.

„Nein! nein! Mir fehlte nur der Athem“! antwortete Sarah. „O ich danke Ihnen von ganzem Herzen! Aber lassen Sie uns sogleich fliehen. Ich fürchte die Rache des wüthenden Menschen“!

„So kommen Sie, Miß Sarah“, sagte Hugo. „Nehmen Sie sich in Acht — hier sind die Bretter des Schuppens. So, nun reichen Sie mir Ihren Arm, Miß. Gott sei gedankt, es ist glücklich überstanden“!

Der Baron fühlte einen weichen zitternden Arm in dem seinigen.

„Die Indianer mögen vorangehen, damit wir den Weg nicht verfehlen,“ rief Hugo. „Nur schnell. Sprechen Sie jetzt nicht, Miß Platen!-Jetzt ist nur Eile nöthig“!

Sie gingen schnell vorwärts. Fritz, der bei Hugo und Sarah geblieben, rief nach Karl.

„Still, still!“ flüsterte dieser dicht neben ihnen. „Still, er kommt. Er scheint betrunken zu sein!“

Sarah's Arm zitterte stärker. Aber Hugo flüsterte ihr einige ermuthigende Worte zu. Sie hörten deutlich die schweren Schritte eines Mannes und ein Lallen, halb Sprechen, halb Singen.

„He! Sind Leute da“? rief dann eine rauhe Stimme. „Heda? bin ich hier in der Nähe des Gasthauses zum Winnebago-Indianer? He — Antwort!“

Der Pächter schien still zu stehen, aber die Fliehenden kümmerten sich nicht um ihn, gaben auch keine Antwort. Sie eilten weiter.

„Wohin sollen wir nun Miß Platen führen, Herr Baron?“ fragte Fritz. „Nach unserer Wohnung oder nach Ihrem Gasthofe. Oder wollen wir sogleich über den Fluß?“

„Ich kann Euch nicht begleiten,“ antwortete Hugo. „Ich muß hier in Hanne-Town bleiben. Doch darüber sprechen wir in meinem Hotel weiter. Sie können uns vorthin folgen, Fritz, während Karl mit den Indianern nach Ihrer Wohnung geht. Sorgen Sie dafür, daß die Pferde sobald als möglich an Ort und Stelle sind.“

„Sie wollen nicht mit uns nach Platen-Town zurückkehren?“ fragte Sarah.

„Nein, Miß, ich kann es nicht,“ antwortete Hugo. „Ich werde es Ihnen im Hotel erklären. Jetzt bitte ich Sie, lassen Sie uns eilen. Der Pächter weiß jetzt wahrscheinlich schon, daß Sie gestohen sind und wird uns ohne Zweifel folgen!“

„Sie haben Recht,“ flüsterte Sarah, und Alle schritten hastig weiter.

Unter so außerordentlichen Verhältnissen, wie diejenigen waren, in denen Hugo und Sarah sich jetzt befanden, konnte nichts Auffälliges dabei sein, wenn die Schwester Platens den Freund ihres Bruders nach dem Hotel begleitete, um so mehr, wenn Fritz in ihrer Gesellschaft war. Auch wäre es schwer gewesen, in der Nacht einen andern Aufenthalt zu finden, wenigstens so lange, bis die Pferde gesattelt waren. Sarah mochte das auch fühlen, denn sie machte keine Einwendung. Die Kellner erstaunten zwar ein wenig, als sie von Hugo geweckt wurden und ihn mit einer Dame die Treppe hinaufgehen sahen. Aber der Baron kümmerte sich in einer solchen Lage wenig um das Urtheil der Kellner. Er bestellte Wein, Kaffee, Erfrischungen und ein eigenes Zimmer für Miß Sarah, führte sie jedoch, da dieses Zimmer nicht sogleich bereit war, vorher in das seinige.

Hugo war in einer sehr heiteren, freudigen Stimmung. Das Unternehmen, das ihm Platen aufgetragen und das er selbst für sehr schwierig gehalten, war über alle Erwartung schnell und glücklich beendet. Sarah war aus den Händen ihres Entführers gerettet, und wenn es sich auch schwer vermeiden ließ, sie vor der zukünftigen Rache des Pächters zu beschützen, so befand sie sich doch wenigstens nicht mehr in seiner unmittelbaren Gewalt. In diesen freudigen Gedanken mischte sich jedoch auch etwas Reuigerde. Hugo hatte die Schwester Platens bisher nur so flüchtig gesehen, daß er sie kaum wieder erkannt haben würde. Jetzt zum ersten Male

Digitized by Google

sollte er diejenige schauen, der er seine Dienste gewidmet hatte. Schnell zündete er seine Lichter an der brennenden Kerze an, die ihm der Kellner gegeben, und hastig suchte sein Auge das junge Mädchen.

Sarah hatte sich auf das Sopha gesetzt. Sie war ohne Hut und in demselben Kleide, in welchem Sie Platen-Town verlassen. Ihre Wangen waren von dem raschen Lauf gerötet und ihr weiches blondes Haar fiel ungeordnet und verwirrt auf die weißen Schultern. Ein eigenthümliches Gemisch von Freude, Schüchternheit und mädchenhafter Scham zeigte sich auf ihrem lieblichen Gesicht — unwillkürlich blieb der Baron stehen, als er auf sie zutreten wollte, er glaubte nie etwas Lieblicheres und Einnehmenderes gesehen zu haben.

„Herr Baron," sagte sie, sich schnell erhebend, „verzeihen Sie, daß ich Ihnen nicht eher gedankt habe. Ich thue es jetzt von ganzem Herzen. Ich finde freilich keine Worte für das, was ich aussprechen möchte, mir ist das Herz so voll, mein Gott, ich hätte so elend werden können, und ich bin glücklich gerettet!"

„Miß Sarah, ich bitte Sie," rief Hugo, als er in ihren Augen Thränen sah — „ich bitte Sie, erwähnen Sie nichts von Dank. Ich müßte sehr niedrige Begriffe von den Pflichten eines Freundes haben, wenn ich den geringsten Werth auf das legte, was ich für Sie gethan. Und vor allen Dingen vergessen Sie nicht, Miß Sarah, daß ich in weit höherem Grade Ihr Schuldner bin. Sie waren es, die mich in Newyork von dem Tode errettet, als dieser Mensch das Messer auf mich zückte. Doch lassen Sie uns jetzt nicht davon sprechen. Lassen Sie uns an den Augenblick denken. Sie müssen diese Stadt sobald als möglich verlassen. Ich kann Sie leider nicht begleiten. Meine Ehre steht auf dem Spiel. Ich muß Genugthuung von einigen Schurken fordern, die mich auf das Schmachvollste verleumdet haben. Aber Fritz und Karl werden Sie sicher nach Platen-Town geleiten, und sobald ich meine Absicht hier erreicht habe, suche ich Ihren Bruder auf."

„Sie schrieben mir etwas über ein Unglück, das Clare Stilling zugestoßen," fragte Sarah.

Hugo erzählte ihr so kurz als es möglich war, was ihm und der Braut Platens widerfahren. So sehr er sich aber auch bemühte, Manches zu verschweigen und das herbe Unglück Clarens in sanfteren Farben zu schildern, so machte seine Erzählung dennoch den tiefsten Eindruck auf Sarah und sie weinte bittere Thränen. Hugo bemühte sich also, das Gespräch auf andere naheliegende Gegenstände zu lenken, und Sarah erzählte ihm flüchtig, daß der Pächter sie mit großer Rücksicht behandelt und jeden ihrer Wünsche erfüllt habe, weil er stets gehofft, Sarah würde freiwillig seine Gattin werden. Sie berichtete auch manches von den Abenteuern, die ihr unterwegs zugestoßen. Dann wollte sie wissen, weßhalb Hugo in Hanne-Town bleiben müsse, und der Baron theilte ihr die seltsame Lage mit, in der er sich befand.

Hugo war übrigens in einem eigenthümlichen Zustande. Er konnte den Blick nicht von Sarah abwenden, er hatte nie ein so liebliches anmuthiges Wesen gesehen, eine so sanfte Sprache gehört. Zuweilen, wenn sie die großen blauen Augen zu ihm aufschlug, klopfte ihm unwillkürlich das Herz. Er dachte gar nicht daran, wie schnell die Zeit verging. Er hätte die ganze Nacht mit ihr plaudern mögen. Hugo hatte noch nie geliebt. Die früheren flüchtigen Verhältnisse in seinem Vaterlande hatten sein Herz nur wenig berührt. Noch schlummerte in ihm der Funke der Leidenschaft, aber es schien, als solle er in dieser Nacht entzündet werden. So seltsam, so wunderbar selig war ihm nie zu Muthe gewesen. Es war ihm, als habe er Sarah längst gekannt und sie jetzt nur wieder gefunden. Er dachte gar nicht daran, daß er sich von ihr trennen müsse. Er fragte sich selbst, was es denn sei, was er empfinde, ob nur Theilnahme, oder mehr, und erst, als eine Uhr laut und dernehmlich schlug, schreckte er auf und gewahrte Fritz, der an einem Nebentisch saß und ihn fragend ansah.

„Es ist Zeit aufzubrechen, nicht wahr?" fragte er fast verlegen.

„Ja, wenn Sie verzeihen, Herr Baron," antwortete der Diener mit einem Lächeln, das er zu verbergen suchte. „Je eher wir abreisen, desto sicherer sind wir."

„So leben Sie denn wohl, Miß Sarah!" sagte der Baron. „Reisen Sie glücklich! Fritz wird Ihnen Decken und Mäntel geben, die wir für diesen Fall mitgenommen. Suchen Sie sobald als möglich die Eisenbahn zu erreichen, denn die Reise durch die Wälder ist mühsam und dürfte Sie jetzt zu sehr anstrengen. Leben Sie wohl. Sobald ich hier in Hanne-Town meine Schuldigkeit gethan, eile ich zu Ihnen, um mir bei Ihrem Bruder Rath zu holen und mich ein wenig auszuruhen, denn in den letzten vierzehn Tagen bin ich kaum mehr zur Besinnung gekommen. Ich glaube, ich bedarf der Ruhe."

„Leben Sie wohl, Herr Baron!" sagte Sarah mit ihrer sanften Stimme und reichte ihm die kleine Hand.

Hugo küßte sie, mit mehr Wärme und Innigkeit, als vielleicht nöthig war. Auch behielt er sie ein klein wenig länger in der Hand, als die strenge Sitte gebot. Aber Sarah schien ihm nicht beshalb zu zürnen. Der Baron glaubte sogar zu bemerken, daß sie leicht erröthete und das goß neues Feuer in seine erwachende Leidenschaft. — „Aber da fällt mir ein, ich muß Sie ja begleiten, wenigstens bis zum Flusse!" rief er dann. Ich muß doch sehen, ob Sie ihn glücklich passiren. Der Mond muß indessen aufgegangen sein — das erleichtert die Ueberfahrt."

Sie verließen das Hotel, und als sie aus der Thür traten, flüsterte Hugo dem Diener zu, er möge auf seine Waffen achten, man könnte nicht wissen, was geschehe. In der That glaubte er in der Ferne, im Schatten der Häuser eine Gestalt zu sehen, die ihn und der schlich und ihnen folgte. Aber er sprach nicht darüber, um Sarah nicht zu erschrecken; auch war es ja möglich, daß er sich täuschte. Doch hatte er ein wachsames Auge auf alles, was vorging. Fritz sah sich ebenfalls häufig um.

So gelangten sie zur Wohnung der Diener. Die beiden Pferde standen bereit. Eines sollte Sarah nach der Ueberfahrt besteigen; das andere sollte abwechselnd von den Dienern benutzt werden. Miß Platen hüllte sich in einen Mantel und Hugo begleitete sie bis zum Ufer des Flusses, wohin Karl vorangegangen war, um die Fährleute zu wecken.

Die Mondsichel war inzwischen am Himmel erschienen und goß ihr mattes Licht auf die ruhige Erde. Hugo, der sich immer noch nach allen Seiten umsah, glaubte auch jetzt zuweilen noch einen Schatten zu bemerken, der zwischen den Holzstößen am Ufer hin und her schlich. Doch sah er nichts Bestimmtes. Endlich waren die Fährleute bereit und Hugo fuhr mit über nach dem jenseitigen Ufer. Dort half er Sarah das Pferd besteigen. Es war ihm eigenthümlich schwer und Herz, so ahnungsvoll traurig, zu weich.

„Adieu, Miß Sarah!" rief er. „Gebe Gott, daß wir uns glücklich wiedersehen. Mich erwartet ein schwerer Tag. Wünschen Sie mir Glück, Miß Sarah, ich glaube es wird mir nöthig sein."

„Der Himmel möge Sie beschützen und Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan! sagte Sarah warm und herzlich. „Wenn meine Wünsche Ihnen Glück und Segen bringen können, Herr Baron, so wird es Ihnen an beidem nicht fehlen. Leben Sie wohl! In einigen Tagen hoffe ich Sie bei uns zu sehen!"

Wieder reichten sie sich die Hand, wieder glaubte Hugo zu fühlen, daß der Druck der seinigen leise erwiedert wurde. Dann riß er sich los und eilte in die Fähre.

Als er sich umsah, waren die Reisenden schon im Schatten des Waldes verschwunden. Aber der Baron sah, wie in demselben Augenblick ein Boot am Ufer anlangte und ein Mann aus demselben ans Ufer sprang. Eine unheimliche Angst ergriff ihn. Nichts war leichter möglich, als daß der Mann ein Jäger oder ein Fischer war, und doch hätte Hugo augenblicklich Sarah nacheilen können, um sie zu warnen, zu beschützen. Es lag etwas auf seiner Brust, das er nicht abschütteln konnte. War es nur der Schmerz der Trennung, war es die Aussicht auf die Gefahren des kommenden Tages, war es Besorgniß für Sarah — er wußte es selbst nicht. Aber Eines wußte er, daß er die Schwester seines Freundes

Digitized by Google

liebte, und daß ihn das Bild des liebenswürdigen, sanften Mädchens nie verlassen würde. Warum hatte er sie nicht begleiten dürfen, warum fesselte ihn gerade jetzt diese unglückselige Angelegenheit an das feindliche Hanne-Town! Er kämpfte einen schweren Kampf zwischen Ehre und Liebe, aber die Ehre siegte, und gefaßt und entschlossen, wenn auch mit schwerem Herzen, kehrte er in sein Hotel zurück.

„Es sind ihrer Vier gegen Einen, wenn es wirklich der schwarze Ludwig war, der ihnen folgte," sagte er zu sich selbst, als er sich in die Sophaecke setzte, um einige Stunden bis zum Tagesanbruch zu schlummern. „Die Diener werden ihre Herrin zu vertheidigen wissen."

Aber trotz dieses Trostes träumte er schwer und unruhig. Fortwährend sah er Sarah im Kampfe mit den Indianern und mit dem Pächter, immer mußte er ihr zu Hilfe eilen, um sie zu retten, und stets wurde sie ihm von Neuem entrissen.

Endlich erwachte er mit einem schweren Seufzer, und das Morgenlicht schien ins Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Verlustliste.

In Würzburg liegen unter den Verwundeten und kranken Soldaten zur Zeit folgende Pfälzer:

I. Im Haupt-Feldspital Nr. IV. (Schullehrerseminar und Gymnasium.): Jos. Frenzel aus Hauenstein (bei Pirmasens) vom 1. Cuirassier-Reg., Schuß durch die linke Wange; Heinr. Baab aus Altstadt (bei Homburg) vom 10. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Fuß; Franz Haid aus Neupfotz vom 10. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Oberschenkel; Heinr. Montigue aus Trippstadt vom 5. Reg. 2. Bat., Streifschuß an beiden Schenkeln; Joh. Flatter aus Weisenheim a. S. vom 15. Reg. 2. Bat., Schuß durch das linke Bein; Friedr. Kunz aus Hohenöllen vom 9. Inf. 3. Bat., Streifschuß am rechten Schenkel; Peter Macher, Sergeant aus Landau, vom 5. Reg. 2. Bat., Schuß in die linke Schulter; Andr. Ziemer aus Neustadt a. H. vom 14. Reg. 3 Bat., krank.

Nach Bamberg sind abgegangen: Daniel Weber aus Obermiau vom 11. Reg. 3. Bat., Verlezung bei einem Sturz; Jak. Marschand aus Bliesdalheim vom 1. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Schenkel; Jak. Eberle aus Steinalben vom 1. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Schenkel; Joh. Hunzanger aus Ramsen vom 1. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Oberarm.

II. Im alten Bahnhofgebäude: Franz Dörr aus Hagenbach, 6. Reg. 2. Bat. krank; Jak. Nagel aus Kollweiler, 6. Reg. 2. Bat., krank; Philipp Gamier aus Glanmünchweiler, 13. Reg. 3. Bat., krank; Sebastian Braun aus Roschbach, 9. Reg. 2. Bat., Schuß durch den linken Vorderarm; Joh. Kühn aus Maikammer, 8. Reg. 3. Bat., krank; Jak. Holzheber aus Bobelsheim, 6. Reg. 2. Bat., krank; Karl Michel aus Kaiserslautern 5. Reg. 2. Bat., Schuß durch den linken Fuß; Christoph Meister aus Hertzheimweiher, 9. R. 3. Bat., Prellschuß durch den rechten Arm; Jak. Gall aus Kaiserslautern 5. Reg. 2. Bat., Schuß durch den linken Fuß; Daniel Schmitt aus Fischbach (bei Hochpeyer), 5. Reg. 1. Bat., Schuß durch den rechten Oberarm und durch den linken Fuß; Wilhelm Steinhübel aus Zweibrücken, 7. Reg. 2. Bat., krank; Adam Hartmüller aus Ebertsheim, 5. Reg. 1. Bat., Schuß durch den rechten Oberschenkel; Franz Heinrich aus Steinfeld, 10. Reg. 3. Bat., Streifschuß am Halse; Marx Hammer aus Schifferstadt, 10. Reg. 3. Bat., fieberkrank; Conrad Heppes aus Braunigweiler, 10. Reg. 3. Bat., fieberkrank; Peter Brendel aus Speyer, 10. Reg. 3. Bat., fieberkrank.

III. Im Ehehaltenhause: Nik. Bader aus Ruppertsberg, 8. Jägerbat., Schuß durch den rechten Fuß; Thomas Kraus aus Waldsee, 5. Reg. 1. Bat., Streifschuß am Kopfe; Nik. Guterman aus Ingenheim, 8. Jägerbat. Schuß durch die Brust; Christian Viktor aus Obrigheim, 5. Reg. 1. Bat., Schuß durch den linken Fuß; Jak. Ullrich aus Jettenbach, 10. Reg. 3. Bat., Schuß in den Rücken; Jos. Hetterich aus Rödersheim, 10. Reg. 3. Bat., Schuß am Halse; Wendel Pfaffmann aus Rußdorf, 2. Reg. 1 Bat. fieberkrank.

IV. In der Hofbauernschule: Franz Balbach aus Rodalben von Inf.-Leib.-Reg. 3. Bat., krank; Carl Sauermilch aus Kerzenheim vom 6. Jägerbat., fieberkrank; Lorenz Hammer aus Neupfotz vom 1. Reg. 3. Bat., Schuß durch die linke Hand; Anton Bayer aus Königsbach vom 10. Reg. 3 Bat., Schuß durch den linken Fuß; Adam Müller aus Otterbach vom 10. Reg. 3. Bat., Schuß durch die linke Hand; Wilhelm Hellmann aus Großniedesheim vom 1. Reg. 4. Bat., krank; Val. Egelhofer aus Kirchheimbolanden vom 11. Reg. 3. Bat., augenkrank; Nik. Heim aus Leimen vom 13. Reg. 3 Bat., krank; Aloys Fuchs aus Schwarzenacker vom 13. Reg. 2. Bat., verletzt durch einen Sturz; Nik. Altenberger aus Sand (bei Waldmohr) vom 9. Reg. 2. Bat. verlor durch einen Schuß das linke Bein; Friedr. Glod aus Hohenöllen vom 10. Reg. 3. Bat., Schuß durch den rechten Oberarm.

V. Schrannenhalle. Jak. Klein, Corporal aus Rhodt, 7. Reg. 3. Bat., Schuß durch das rechte Knie; Dav. Maurer, Feldwebel aus Landau, 5. Reg. 2. Bat., Schuß durch den linken Oberschenkel; Kößler aus Neustadt a. H., 10 Reg., Schuß im rechten Oberarm; Franz Friebis aus St. Martin, Schuß in die linke Seite; Karl Schmitt aus Kaiserslautern, 5. Reg. 2. Bat., Schuß durch den linken Arm; Heinr. Schunk aus Böckweiler (bei Zweibrücken), 5. Reg. 2. Bat., Schuß durch den Oberschenkel; Jac. Haas aus Ludwigswinkel, 9. Reg. 2 Bat., fieberkrank. Pfz. Ztg.

Nach einer Mittheilung des reformirten Pfarrers Gerhard in Bayreuth befinden sich in dem einen dortigen Spital zwei Pfälzer, Lieutenant Bauer (Schuß im Oberschenkel) und Georg Steinmetz von Wachenheim (Streifschuß am Backen). In einem andern Spitale ebenfalls zwei: Jak. Alexander von Kalkofen bei Alsenz (Säbelhieb auf den Kopf und zwei Finger durchgehauen) und Adam Zuber aus Lingenfeld (Schuß durch den Oberschenkel).

In dem unglücklichen Gefechte von Seybotenreuth, wo 600 Mann des 4. Bataillons des Leibregiments durch eine fünfsache Uebermacht erdrückt wurden, ist von den Pfälzern geblieben der Soldat Peter Jung aus dem Bezirksamt Kusel von der 8. Schützencompagnie. Vermißt werden von Pfälzern Gustav Hauber von Ludwigshafen, Joh. Fitzer von Hasloch, Peter Hemmer von Kaiserslautern, Lorenz Dilgert von Dürkheim, Franz Mattern und Joseph Rößler von Geinsheim, Jakob Lindt von Hasloch, Andr. Hoffmann von Berzzabern, Ludwig Mayerhöfer von Landstuhl, Joh. Nehm von Weisenheim, Joh. Wagner von Bruchmühlbach, Joh. König von Ludwigshafen, Joh. Dreßler von Frankenthal, Joseph Gobel aus der Pfalz, Carl Schmidt von Kaiserslautern, Wingeder von Hagen (Hagenbach?), Heinr. Eiswirth von Steinweiler, Andr. Lehmann, Ignaz Pirman und Ludwig Pirman von Wörth, Gg. Steiner von Steinweiler, Phil. Zeimperman von Schwegenheim, Jos. Ferkel und Schwarztrauber von Gimmeldingen, Joh. Fiack von St. Ingbert, Jos. Philipp, Conrad Dietzl von Erpolzheim, Michael Kaiber von Germersheim, Mich. Utech von Gimmeldingen, Jak. Stopp von Ballweiler, Phil. Heil von Eisbach. Sämmtliche sind wohl gefangen. Pfz. Ztg.

München 5. Aug. Im städtischen Krankenhause zu Augsburg liegen: vom 10. Inf.-Reg.: Soldat Peter Reitel aus Zell (Schuß im rechten Oberschenkel); vom 14. Reg.: Peter Baumann aus Reifelbach (Schuß durch den linken Hinterbacken).

In der Stadt Nördlingen: vom 2. Inf.-Reg.: Carl Christmann aus Frankenstein (Prellschuß am Schulterblatt).

Im Spitale zu Memmingen: vom 5. Inf.-Reg. Jakob Riedel der 4. Sch.-Comp. aus Hasloch (Schußwunde der rechten Hand).

Im Feld-Spital zu Neuburg a. D.: vom 11. Reg.: Andr. Reusch der 12. Comp. aus Neunkirchen (an der Hand verwundet); vom 15. Reg: Philipp Käser aus Kaiserslautern (Streifschuß der linken Wade); vom 6. Jägerbataillon: Heinr. Löhlein der 3. Comp. aus Klingenmünster (Schußwunde am rechten Arme). In Karlstadt (Unterfranken) liegt: Nik. Albert von Zweibrücken, 3. Inf.-Reg., ungefährlich erkrankt.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Königl. Hof- und Staatsbib-
R./E.
in München

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 33. Sonntag, den 19. August **1866.**

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

„Nun ist der entscheidende Tag da!“ rief er sich selbst zu. „Heute gehe ich zum Kampf mit einer ganzen Stadt. Auch der tollste Wettenmacher — auch Lord Bugmaffel, der doch wie ich in Newyork hörte, dafür berühmt ist — würde heute nicht zehn Dollars um mein Leben wetten! Nun, der Himmel hat mich in der letzten Zeit auf Gefahren gerettet, die ebenfalls sicheren Tod zu bringen schienen, und dem Himmel will ich vertrauen, denn ich vertheidige mein Recht und meine Ehre! Freilich habe ich hier nicht mit der Wuth der Elemente und mit Judianern zu thun, sondern mit schlauen und hinterlistigen Schurken von Amerikanern. Aber die Würfel sind gefallen. Vorwärts!“

Es machte ihm einigen Spaß, zu sehen, wie die Kellner ihn beobachteten und wie Personen, die gar nichts bei ihm zu thun hatten, sich irgend ein Gewerbe machten, um in sein Zimmer zu kommen und zu sehen, was der Mann für ein Aussehen habe, der heute getheert und gefiedert werden sollte und der noch gar keine Lust zu haben schien, sich diesem angedrohten Schicksal durch die Flucht zu entziehen. Alle starrten ihn mit einer Miene an, die theils Neugierde, theils Staunen und Schrecken, theils Mitleid verrieth. Der Wirth, ein Deutscher, kam sogar herauf, um sich die Freiheit zu nehmen, den Baron zu warnen. Aber Hugo antwortete lächelnd, er habe seinen Entschluß nun einmal gefaßt und wolle sehen, ob das Getheert- und Gefiedertwerden wirklich so schlimm sei. Inzwischen untersuchte er auf's Genaueste die beiden Revolver, die ihm Platen gegeben.

Die Revolver Hugo's waren fünfläufig. Der Baron hatte also zehn Schüsse zu seiner Disposition und außerdem steckte er sich sein Bowie-Messer in die Brusttasche. Dann setzte er sich, um sein Testament niederzuschreiben. Er vermachte in demselben die Ansprüche, die er auf den Grund und Boden Hanne-Towns hatte, für den Fall seines Todes seinem Freunde August von Platen und dessen Schwester Sarah zu gleichen Theilen, unter der Bedingung jedoch, daß sie einen Aufruf in Preußen erlassen sollten, ob Verwandte von ihm lebten, und falls das der Fall wäre, ein Drittel der Erbschaft unter diese vertheilen. Dann steckte er Alles, was er an Geld und Papieren besaß, zu sich und ging zu dem Advokaten, Herrn Shmitson, um dort sein Testament beglaubigen zu lassen und niederzulegen.

Mr. Shmitson hatte nichts dagegen einzuwenden, um so weniger, da Hugo eine gute Anzahl Dollars für die Gebühren entrichten mußte. Er versuchte nur, als das Geschäft beendet war, dem Baron einige freundschaftliche Winke zu geben, Hanne-Town sobald als möglich zu verlassen. Hugo aber that, als überhöre er sie, und entfernte sich sobald als möglich.

Nun ging er nach der Hauptstraße von Hanne-Town, in welcher die Wohnung Mr. Hanetowns gelegen war, und promenirte langsam in derselben auf und ab, als sei es seine Absicht, sich den Amerikanern zu zeigen. Er erreichte sie auch vollkommen. Ganze Gruppen von Menschen begannen sich zu bilden und ihn anzustaunen, dann mit Schmähungen zu überhäufen. Hugo that, als ob er das Alles gar nicht beachte und ging mit der größten Seelenruhe auf und ab. Plötzlich trat er in die Wohnung des Bürgermeisters. Es war seine Absicht, den würdigen Herrn und seinen Sohn zu überraschen.

Den ersten Diener, der ihm in den Weg trat und ihn fragte, wohin er wolle, schob er ganz ruhig bei Seite, mit dem zweiten verfuhr er ähnlich, und so trat er plötzlich und unangemeldet in das Arbeitszimmer des Bürgermeisters.

Vater und Sohn saßen hier beim Frühstück, um noch einmal reiflich zu überlegen, ehe sie handelten. Der Alte hatte von Neuem die Ansicht geäußert, man solle den Baron nicht reizen, sondern nur dafür sorgen, daß er die Stadt verlasse. Mr. Francois dagegen, war standhaft bei seiner Meinung geblieben, man müsse an dem Baron eine exemplarische Strafe statuiren, sonst werde er früher oder später doch noch zurückkehren. Wenige Minuten vorher, ehe Hugo eintrat, hatte der vorsichtige Alte auch geäußert, Francois möge bedenken, daß sich die Wuth des beleidigten Deutschen zuerst gegen sie Beide richten werde, und Francois hatte darauf geantwortet, das sei sehr richtig; er habe längst daran gedacht und die beiden Irländer benachrichtigt und instruirt, die sich auch jetzt schon im Hinterzimmer aufhielten und jeden Augenblick zu seiner Unterstützung bereit seien.

In diesem Moment trat Hugo ein, so plötzlich und so energisch, daß sowohl der alte als der junge Hannetown unwillkürlich aufsprangen.

„Was ist das?“ rief Francois, „wer hat Sie hereingelassen?“

„Ich mich selbst,“ antwortete Hugo trocken. „Ich vermuthete, Sie würden gute Gründe haben, meinen Besuch abzulehnen. Deßhalb ließ ich mich nicht anmelden.“

Francois war inzwischen nach der Thür geeilt und klingelte lang und stark.

„Was wollen Sie, Herr?“ fragte er dann barsch und stolz.

„Ich will Genugthuung haben!“ rief Hugo. „Und wenn Sie mir dieselbe verweigern, so will ich Ihnen wenigstens sagen, Ihnen und Ihrem Vater, daß sie elende Schurken und gemeine Lügner sind, denn Sie haben Beschuldigungen gegen mich hervorgebracht, Lügen und Verleumdungen gegen mich ausgestoßen, an die Sie selbst nicht glauben. Und das Alles haben Sie gethan, um einer erbärmlichen Entschädigung zu entgehen, um eine Summe Geld zu sparen. Sie Beide, Sie sind Schurken, Lügner und Betrüger!

Die Augen des Vaters flammten, während er laut und heftig diese Worte sprach. Der alte Hannetown war hinter dem Frühstückstisch geblieben und stand dort ängstlich und in banger Erwartung. Francois dagegen, gereizt durch die Worte Hugo's, war vorgetreten. Es fehlte dem jungen Hanneltown nicht an persönlichem Muthe — selten ist ein Amerikaner feige.

Herr,“ rief er wüthend. „Das sollen Sie mir bezahlen!“

„Gut, ich verlange nichts weiter,“ antwortete Hugo. „Folgen Sie mir sogleich. Ich nehme Sie als Stellvertreter Ihres Vaters an; lassen Sie uns unsere Angelegenheit sogleich erkämpfen. Ich nenne Sie einen schurkischen Lügner und werde Sie vor der Welt so nennen.“

Eine Thür, dem Baron gegenüber, öffnete sich jetzt und zwei seltsame Figuren, rothaarige Kerle mit großen Bärten, traten ein. Jeder hielt ein Pistol in der Hand. Ihr An-

Digitized by Google

sehen war, schädig und zerlumpt. Nie hatte der Baron solche Galgenvögel gesehen.

„Glauben Sie, ich würde mich hier mit Ihnen schlagen?“ rief Francois spöttisch. „Nein, dazu ist noch immer Zeit. Erst sollen Sie die Strafe erdulden, die das Volk von Hanne-Town Ihnen zuerkannt hat. Nachher stehe ich zu Ihrer Verfügung, wenn Sie sonst noch Lust haben, mir unter die Augen zu treten. Bis dahin bitte ich Sie mich mit Ihrer Gegenwart zu verschonen. Gehen Sie!“

„Schurke!“ rief Hugo erbleichend vor Zorn. „Vertheidige Dich!“

Er zog den Revolver aus der Tasche. Francois ergriff ebenfalls ein Pistol.

„Werft diesen Menschen hinaus!“ rief er den beiden Irländern zu. „Sogleich!“

„Zurück!“ rief Hugo, als die Beiden auf ihn zutraten. „Zurück, oder ich zerschmettere dem Ersten von Euch den Kopf. Dir aber, Du Feigling, der Du nicht wagst, mir allein gegenüberzutreten, Dir soll diese Kugel in Deinem eigenen Hause gelten!“

Er richtete den Revolver auf Francois. Aber noch ehe er schießen konnte, feuerte einer der beiden Kerle sein Pistol auf ihn ab und die Kugel traf den linken Oberarm des Barons.

Einen Augenblick schreckte Hugo zusammen, dann schoß er, traf aber den Amerikaner nicht. Inzwischen waren einige Diener herbeigeeilt und diese, vereint mit den beiden rothhaarigen Kerlen drangen auf Hugo ein. Er feuerte drei Schüsse hinter einander auf Francois ab. Bei dem letzten sah er den jungen Hannetown wanken und nach einem Sessel taumeln.

„Nun genug!“ rief der Baron, sein Bowie-Messer aus der Tasche nehmend. „Platz nun! Für jetzt bin ich befriedigt. Aber wir haben uns nicht zum letzten Male gesprochen! Aus dem Wege, ihr elenden meuchelmörderischen Schurken!“

Hugo hörte einige Schüsse; die Kugeln schlugen in die Wände. Aber er kümmerte sich nicht darum, ob er noch mehr verwundet worden. Schnell steckte er den Revolver in die Tasche, nahm das Bowie-Messer zwischen die Zähne und ergriff den kleinen Frühstücktisch wie einen Schild, während die Teller und Messer krachend auf den Boden stürzten, eilte er auch der Thür, schleuderte zwei von den Dienern zu Boden, sprengte die Thür mit einem gewaltigen Stoße und eilte hinaus.

Er hatte jetzt nur ein Gefühl und nur einen Gedanken, das Gefühl befriedigter Genugthuung und den Gedanken an Flucht. Seine Ehre war gerettet. Er hatte diesen Amerikanern, die er ganz allein in ihrem eigenen Hause, inmitten ihrer eigenen Dienerschaft angegriffen, nun endlich gezeigt, daß sie es mit keinem Feigling zu thun hätten und daß er entschlossen sei, ihnen die Stirn zu bieten. Aber er wußte auch, daß sein Leben verloren sei, wenn er nicht augenblicklich fliehe. Zwar den Kampf noch fortzusetzen gegen sechstausend Männer wäre Wahnsinn gewesen.

Hinter ihm her stürmten die Diener, die Irländer mit wildem Geschrei. Noch einmal wandte sich Hugo um und sandte ihnen den letzten Schuß aus dem einen Revolver zu. Dann ergriff er den andern, und dem er noch keinen Schuß abgefeuert.

Unten an der Straße stand eine Menge Volk. Als aber Hugo herausstürzte mit fliegendem Haar, funkelnden Augen und gerötheten Wangen, blutig und mit der Miene eines verwundeten Löwen, der nach Rache schreit, da wichen Alle entsetzt zurück. Keine Hand wagte sich gegen ihn zu erheben. Nie hatten sie einen Menschen in einem solchen Zustande gesehen.

„Platz, Platz!“ rief Hugo denen zu, die ferner standen. „Platz! Oder bei Gott, wer mir in den Weg tritt, ist ein Kind des Todes!“

Die Meisten von denen, die auf der Straße standen, hatten keine andere Waffen als ihre Messer, denn nur durch Zufall waren sie hier versammelt. Dennoch würde der Baron verloren gewesen sein, wenn man ihn ergriffen hätte. Aber keiner wollte der Erste sein, Jeder wußte, daß er verloren sein würde, der einem solchen Menschen zuerst gegenüber träte. Selbst die beiden Kerle, die Francois gedungen, hielten jetzt ihre Aufgabe für erledigt und glaubten, es sei besser, diesen Tiger nicht zu reizen. Sie folgten in gemessener Entfernung. Aber während vor Hugo die Menge auseinander wich, vereinigten sich hinter ihm die Massen zu einem dichten Knäuel und drängten sich ihm nach.

Allmählig ging Hugo langsamer. Nach dem Hotel zurückkehren durfte er nicht. Kam die Menge zur Besinnung, erfuhr sie seinen Angriff auf den Bürgermeister und dessen Sohn, so war er verloren. Er ging demnach geraden Wegs nach dem Flusse. Den Lust hatte er verloren, als er aus dem Hause Hannetown's floh. So schritt er nun dahin, das Haar im Winde wehend, die Brust frei und offen, tief athmend, stolz wie ein Sieger, bereit, sich auf jeden zu stürzen, der ihn angreifen würde.

Als er an das Ufer des Flusses gelangte, war die Fähre in der Mitte des Stromes und kein Boot sonst zu sehen. Aber auch jetzt zögerte Hugo keinen Augenblick.

„Ich komme wieder!“ rief er sich umwendend stolz und verächtlich der Menge zu. „Ich kehre wieder und spreche noch einmal mit Euch ein anderes Wort!“

Dann den Revolver zwischen die Zähne pressend, trat er in den Fluß und schwamm dem jenseitigen Ufer zu.

Es folgte ihm kein Schuß, kein höhnender Ruf. Stumm mit achtungvoller Scheu starrte ihm das Volk von Hanne-Town nach, sah ihn jenseits an das Ufer treten und im Walde verschwinden.

Fünfzehntes Kapitel.

Wir wollen nicht beschreiben, was der Baron fühlte, als er ermattet von der gewaltigen Anstrengung, erschöpft durch die übergroße Aufregung der letzten vier und zwanzig Stunden im Schatten der Eichen niedersank.

Wenig fehlte, so wären ihm die Thränen aus den Augen gestürzt, Thränen der Wuth und der Rache, wie sie zuweilen auch der Edelste nicht zurückhalten kann. Aber er bezwang sich. Er war ja noch in der Umgegend von Hanne-Town und es hätte ihn Jemand sehen und verrathen können. Das Herz wollte ihm brechen, nicht allein, weil seine Hoffnungen nun vereitelt waren, weil er sich der schön geträumten Zukunft beraubt sah, sondern auch, weil er die Menschen in einer so verderbten, so tief erniedrigten Gestalt kennen gelernt hatte. Das war nun das freie Volk, das vielgerühmte Amerika, das Land der Unabhängigkeit, die Sehnsucht so vieler Europamüden! das waren die Männer, die Bürger des ersten Volkes des Welt, wie sie sich nannten! Und was hatten sie gethan? Sie hatten weder Verleumdung, noch Lüge, noch Mord und Gewaltthat gescheut, um ein Paar Dollars zu sparen. Sie hatten einem Fremden, der offen und frei mit seinen Ansprüchen auftrat, mit dem Tode bedroht, ohne seine Rechte auch nur im Geringsten zu prüfen. Die gemeinsten Krämerseelen hätten nicht ängstlicher an ihrem Gelde festhalten können, als diese prahlerischen Bürger der Vereinigten Staaten!

„Armes Europa! rief Hugo schmerzlich. „Sie beschuldigen dich des Verfalls, siegagen, daß Habgier und Eigennutz in dir herrsche, daß das Geld dort Alles sei. Aber hier ist es nicht besser. Es ist wahr, dieses Volk hat Großes geschaffen und Wunderbares in kurzer Zeit vollbracht. Aber um so schmählicher ist diese Habsucht, dieser Eigennutz, diese Vereinigung von herrlicher Thatkraft und schmutzigem Krämergeist. Alles, was dieses Volk vollbringt, schafft es des Geldes wegen. Das Geld ist der Stachel zu Allem, Gewinn das einzige Wort, das sie kennen. Und Menschen, die nur um des Gewinnes wegen handeln und schaffen, werden nie etwas wirklich Großes bilden. Der Eigennutz wird sie nie zur Eintracht und zum gemeinsamen Streben gelangen lassen. Amerika wird nie das große Land werden, von dem seine eitlen Bürger faseln, wenn es diesen Dämon des Eigennutzes nicht bannen kann, der zerstörend jedes große Unternehmen begleitet.“

Es mag sein, daß diese Betrachtungen des Barons etwar übertrieben waren; aber er hatte mehr als irgend ein Andere das Recht, sie anzustellen. Er mußte erbittert sein gegen ein

Digitized by Google

Volk, das sich nicht einmal die Mühe nahm, die Ansprüche eines Fremden zu prüfen, sondern sein Recht ohne Weiteres mit Füßen trat. Lob wenn er an Rache dachte, sagar an blutige Rache, so war dieß ebenfalls natürlich. Wenn hier das Faustrecht noch galt, wenn hier der Stärkere sein Recht geltend machte durch rohe Gewalt, weßhalb sollte der Baron nicht denselben Vortheil benutzen? Hätte der Barost Europa näher gekannt, so würde er vielleicht den Unterschied zwischen den Menschen dort und hier nicht so groß gefunden haben. Aber er kannte die Welt überhaupt noch nicht; er lernte sie erst in Amerika kennen.

Die Untersuchung seiner Wunde und die Ueberlegung dessen, was er nun zu thun habe, brachte wieder einige Ruhe in sein Gemüth, obgleich seine Aussichten nicht der freudigsten Art waren. Die Wunde schien nicht gefährlich. Der Schuß hatte das dicke Fleisch des Oberarms gestreift, sie blutete nicht mehr, und wenn Hugo dafür sorgte, daß sie rein blieb und sich nicht entzündete, so durfte er hoffen, sie in wenigen Tagen geheilt zu sehen. Am unangenehmsten waren ihm seine nassen Kleider. Es blieb ihm keine Wahl, er mußte sich eine sonnige Stelle suchen und dort die einzelnen Theile seines Anzuges trocknen, was übrigens schnell genug geschah, da die Sommersonne heiß herniederbrannte.

Glücklicherweise fand Hugo, daß der eine Revolver, den er zwischen die Zähne genommen, vom Wasser unberührt und also noch brauchbar geblieben. Der andere mußte erst wieder vollständig getrocknet und gereinigt werden, ehe er benutzt werden konnte. Seine Papiere, seine Uhr, die Banknoten und andere derartige Dinge hatten durch das Wasser freilich gelitten, waren aber nicht unbrauchbar geworden. Dennoch war es immer ein Wagniß, mit diesen wenigen Hülfsmitteln die Reise durch einen Urwald anzutreten, und sogar die Nächte in demselben zuzubringen. Aber Hugo hatte längst gelernt, daß eine solche Reise nicht das Gefährlichste sei und daß man noch größere Gefahren überstehen könne. Ziemlich gefaßt und getröstet schritt er deßhalb weiter.

Aber wohin nun für's Erste? Hugo hatte nur zwischen zwei Entschlüssen zu wählen. Entweder er suchte seinen Freund Platen auf, wohin ihn ohnehin sein Herz zog, denn seine Gedanken beschäftigten sich, sobald sie nicht mit Plänen gegen Hanne-Town erfüllt waren, nur mit Sarah, der schönen und liebenswürdigen Schwester seines Freundes. Oder er ging zu Squinaudosch, dem Häuptling der Winnebagos-Indianer, und unternahm mit diesem einen Kriegszug gegen die gemeinschaftlichen Feinde, die Bürger von Hanne-Town.

So waghalsig und seltsam dieser letzte Entschluß auch scheinen mag, so dachte Hugo dennoch im vollen Ernste daran. Er betrachtete ein solches Bündniß nicht mehr als Scherz, wie damals, als er den Häuptling durch den Doktor Arthur Follenius kennen gelernt hatte. Er betreundete sich jetzt mit dem Gedanken, der Verbündete eines Indianers zu sein, wenn es nur galt, die frechen und übermüthigen Bürger von Hanne-Town zu züchtigen oder wenigstens einen beartigen Schrecken einzuflößen, daß sie seine Ansprüche bewilligten. Auch hatten ja früher weder Follenius noch Platen eine solche Idee ganz zurückgewiesen. Es handelte sich nur darum, den Indianer-Häuptling zu finden. Das Zeichen seiner Freundschaft, die rothe Muschel, besaß Hugo immer noch; auch das Wörterbuch der Winnebago's Sprache — freilich vom Wasser etwas beschädigt — führte er bei sich. Wenn er nur Jemand fand, der ihm den Weg zu Squinandosch zeigte, so hielt er seinen Plan schon für halb gelungen. Aber gerade dieses Auffinden des Häuptlings bot die größte Schwierigkeit.

Indessen vertraute Hugo auf sein Glück und wanderte weiter, für's Erste bemüht, eine Farm zu entdecken, um Lebensmittel zu erhalten, denn die Mahnungen seines Magens wurden mit jeder Stunde dringender. Während er so durch den schattigen Wald schritt, entfernten sich seine Gedanken immer mehr von den tragischen Vorfällen in Hanne-Town und kehrten zu den angenehmen Stunden zurück, die er in der Nacht in Gesellschaft Sarah's verlebt hatte. Der blonde Lockenkopf seiner schönen Landsmännin schwebte vor ihm durch den blaugrünen Schatten der Eichen wie ein Engelsköpfchen, er hörte immer noch den angenehmen, süßen Klang ihrer Stimme und schaute in ihre tiefblauen Augen, aus denen jenes innige Gefühl sprach, wie es doch nur bei deutschen Mädchen zu finden ist. Hugo fühlte, daß es das höchste Glück der Welt sein müsse, von einem solchen Mädchen geliebt zu werden, und daß sein Leben erst dann einen wahren Werth und Zweck erhalten würde, wenn es der Thätigkeit für ein soches Wesen gewidmet sei. Genug, er fühlte klar und bestimmt, daß er zum ersten Male wahrhaft liebe. Aber auch unruhige Gedanken mischten sich in dieses erhebende und beseligende Gefühl. Durfte er hoffen, daß diese Liebe erwiedert werden würde? Hatte nicht Sarah vielleicht ihre Neigung schon einem Anderen geschenkt? War sie nicht so schön, so liebenswürdig, daß Jeder nach ihrer Gunst streben mußte, und hatte sie nicht vielleicht längst im Geheimen ihr Herz einem von den vielen Bewerbern geschenkt, die sich ihr doch ohne Zweifel genähert hatten? Hugo fühlte, daß die Wunde, die eine solche Bereiteluug ihm schlagen würde, tiefer sein mußte, als jede andere. Er war keinen Augenblick darüber in Zweifel, daß er lieber sein Anrecht auf Hanne-Town, als seine Hoffnungen auf Sarah's Gegenliebe verlieren wolle.

Und doch drängte es ihn, auch in Hanne-Town als Sieger auftreten zu können, gerade damit er um so würdiger und mit dem Erfolge eines schweren Unternehmens gekrönt der Sarah hintreten und um ihr Herz und ihre Hand werben könne. Blieb der er arme eingewanderte Fremdling, der er jetzt war, — wie durfte er es dann überhaupt wagen, Platen's Haus mit den Gedanken eines Bewerberß um Sarah zu betreten? Nein — dann wollte er Sarah lieber gar nicht wiedersehen. Sollte Platen ihn für einen jener erbärmlichen Glücksritter halten, die auf Grund einer früheren Bekanntschaft sich in Familien einschleichen und die Herzen unerfahrener Mädchen bethören? Nein, er mußte das Aeußerste wagen und seinen Feinden in Hanne-Town noch einmal einen Kampf auf Leben und Tod anbieten. Führte auch dieser nicht zu dem gewünschten Ziele, so blieb ihm nichts übrig, als entweder in den Dienst eines Fremden zu trete oder als Abenteurer durch den Erdtheil zu ziehen.

Wenn aber Hugo das auch Alles überlegte, und manche düstere Gedanken in ihm aufstiegen, so war doch auch wieder eine gehéime Stimme in ihm, die ihm Hoffnung zuflüsterte und ihm zu verheißen schien, es werde nicht Alles so trüb und traurig werden, wie er glaube. Auch erreichte er jetzt eine Farm, in der man ihn freundlich aufnahm und ihm für die Nacht Obdach gewährte. Dort zog er auch Erkundigungen ein, wo sich die Dörfer der Winnebago's befänden. Man sagte ihm, daß in neuerer Zeit wenig von ihnen gehört und bemerkt worden sei, da sie sich tief verborgen in ihren Wäldern hielten. Doch hätten sie ihre Hauptsitze in den Wäldern an den Seen im Nordwesten von Illinois und an der Grenze von Wisconsin. Da dieses der Weg war, den Hugo nehmen mußte, auch wenn er zu Platen gelangen wollte, und er also keine Zeit verlor, selbst wenn er zu Platen gelangen wollte, selbst wenn er unterwegs anderer Meinung würde, so beschloß er, ohne Zögern diese Richtung einzuschlagen und seine Wanderung so lange zu Fuß fortzusetzen, bis es ihm gelingen würde ein Pferd zu kaufen.

Er nahm herzlichen Abschied von seinem Wirthe, bei dem er auch Gelegenheit gehabt hatte, seine Waffen wieder in Stand zu setzen, und reichlich mit Lebensmitteln ausgestattet, begann er seine Wanderung. Die Sonne diente ihm als Führer. Vom Morgen bis zum Abend schritt er durch prächtige Wälder, ohne ein Farm anzutreffen, und die Nacht verbrachte er schlafend — wie nun schon so häufig — unter einem Baume. Am anderen Morgen schritt er weiter. Die Gegend wurde wilder, sumpf- und seenreicher, und von einigen Reisenden, nie aus Wisconsin kamen und die er mitten im Walde traf, erfuhr er, daß er bereitd das Gebiet der Winnebago's erreicht habe. Doch konnten sie ihm nicht sagen, wo sich das nächste indianische Dorf befinde.

Am Mittag dieses Tages gelangte Hugo an einen kleinen See, der so reizend mitten im Walde von Eichen und Buchen lag, daß er beschloß, hier Rast zu machen und Mittagsmahlzeit zu halten. Er setzte sich an den grünen Rasen t

und freute sich über das freundliche Bild vor seinen Blicken. Auf der einen Seite des Sees lag eine kleine Insel, ganz mit Bäumen und Buschwerk bewachsen. Doch schien sie mit dem Ufer durch einen natürlichen oder künstlichen Damm verbunden zu sein, und das erregte Hugo's Aufmerksamkeit, so daß er beschloß, sie nachher genau zu untersuchen. Das that er auch, nachdem er seine Rast beendet hatte. Er ging nach jener Seite des Sees und entdeckte nun, daß der Damm, der zu der Insel führte, früher künstlich aufgeworfen sein mußte, obgleich er jetzt mit Rasen und Strauchwerk bewachsen war. Was aber vor Allem Hugo's Aufmerksamkeit erregte, war eine Hütte, die sich auf der Insel befand. Ob sie bewohnt sei oder nicht, konnte er nicht entdecken, doch beschloß er, sie zu untersuchen. Das Hüttchen lag allerliebst mitten in den grünen Bäumen, fast von ihnen bedeckt. Hugo zögerte nicht lange. Er ging dem schmalen Damm entlang. Je mehr er sich der Insel und der Hütte näherte, desto genauer sah er, daß sie noch in einem gut erhaltenen Zustande sei. Vielleicht war sie bewohnt, vielleicht war es auch nur eine Jagdhütte, die benachbarte Farmer hier errichtet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Verlustliste.

München, 15. Aug. Von der 4. Infanterie-Division ist nunmehr der Gesammtverlust in Vorlage gekommen, welchen dieselbe bisher an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Vermißten gehabt hat. Derselbe beträgt an Todten: 12 Offiziere und 54 Unteroffiziere und Soldaten; an Verwundeten: 42 Offiziere und 490 Unteroffiziere und Soldaten; an Gefangenen: 2 Offiziere und 11 Unteroffiziere und Soldaten und an Vermißten: 5 Offiziere und 632 Unteroffiziere und Soldaten.

Kissingen, 15. Aug. Laut Anzeige an das Kriegsministerium liegen hier folgende verwundete Soldaten aus der Rheinpfalz: Im Hotel Kaiser: Joh. Rehr vom 9. Inf.-Reg. aus Wachenheim (Schuß durch die rechte Schulter, den rechten Ohrarm und das linke Knie). Bei Brandsinspector Martin: Johann Pleh vom 6. Jäger-Bataillon aus Feil (Schuß durch den linken Oberschenkel). Im Conversationssaal: Wilhelm Schreck vom 10. Inf.-Reg. aus Lohnweiler (Schuß in den rechten Oberschenkel; Wilhelm Wildenbacher vom 15. Inf.-Reg. aus Altenborn (Schuß in das linke Jochbein); Heinr. Mollen vom 9. Inf.-Reg. aus Contwig (Schuß in das linke Schienbein). Im Hotel de Bavière: Kaspar Schording vom 14. Inf.-Reg. aus Moorlautern (Schuß in den linken Oberschenkel); Peter Becker vom 15. Inf.-Reg. aus Baun Schuß in den Unterleib). Pfz. Ztg.

Verschiedenes.

Aus Görlitz wird der „Bresl. Ztg." folgende humoristische Mittheilung gemacht: „Als am Sonnabend der König hier ankam, wurde ihm und ebenso den Prinzen von jungen Damen ein Lorbeerkranz überreicht. Als auch dem Grafen Bismarck ein Lorbeerkranz dargeboten wurde, sagte er: „Mein gnädiges Fräulein, ich verdiene diese Ehre nicht. Ich bin nicht Combattant gewesen und habe an den Siegen keinen Antheil!" Die jugendliche Spenderin wurde durch die unerwartete Antwort augenblicklich aus dem Text gebracht, wußte sich aber zu helfen und replicirte: „Aber Ew. Excellenz haben doch den Krieg angefangen!" Graf Bismarck nahm lachend den Kranz ab."

Köln, 14. Aug. Wir haben am Sonntag Abend einen argen Greuel erlebt. Ein Soldat (er soll einem der kleinen Contingente angehören) hatte eines der Bordelle am Bayerthorwalle besucht, bei welcher Gelegenheit, wie er später behauptete, seine Baarschaft abhanden gekommen sein soll. Um einige Kameraden verstärkt, zog er zurück, den Verlust zu reklamiren. Die Thüren waren bereits verschlossen, und durch die Fenster wurde die Anforderung abgewiesen. Der Wortwechsel gestaltete sich immer heftiger, und dann ging man zu Thätlichkeiten über, die Soldaten, indem sie gewaltsam einzudringen suchten, und die Hausbewohner, indem sie Gegenstände auf die Stürmenden herabschleuderten. Das Militär vermehrte sich mit jedem Augenblick. Der Kampf nahm am Ende so sehr zu, daß Schüsse von beiden Seiten gewechselt wurden. Das Haus wurde endlich eingenommen und die Feindseligkeiten auch auf 4 oder 5 nebenanliegende Gebäude unter der Behauptung, die Bewohner derselben hätten sich an dem Kampfe gegen die Soldaten betheiligt, ausgedehnt. In kurzer Zeit waren die Fenster eingeschlagen, die Läden zertrümmert, Tische, Sopha's, Stühle und sämmtliches Hausgeräthe, wie auch Kleidungsstücke, auf die Straße geworfen und demolirt. Die Betten wurden aufgerissen, so daß die Federn den Platz weit umher bedeckten. Natürlich faßte man sich gegenseitig nicht mit Glacéhandschuhen an, so daß schwere Verwundungen, auch an den „Schönen", vorgekommen sein sollen. Der Stadtcommendant erschien auf dem Kampfplatze, ließ den Wall absperren und machte so dem Auftritt spät am Abende ein Ende. Ein Theil der Wallstraße ist durch Bretter abgesperrt, so daß der Blick nicht über den wüsten Platz schweifen kann, und am Nachmittage zog Militär auf, damit eine Wiederholung der Feindseligkeiten unmöglich sei.

Furchtbare Wunden hat der Krieg einzelnen Familien geschlagen, aber welches Uebermaß von Schmerz und Tragik enthält die nachstehende der „N. Pr. Ztg." entnommene Anzeige! „Tiefbewegt benachrichtige ich hiermit alle Freunde und Verwandte, daß mein heißgeliebter Mann gestern früh schnell und sanft entschlief in Folge der gewaltigen Erschütterung, die der Tod unserer Kinder hervorrief. Unsere fünf hoffnungsvollen Söhne, Franz Joseph, Ernst, Georg, Leopold und Heinrich v. Swolinska, gaben all' ihr Herzblut für ihren heißgeliebten Kaiser und Herrn. Mit mir trauern die vier jungen Wittwen und einzige Schwester. Um stilles Beileid bitten Frau v. Swolinska, geb. v. Radetzki, Josephine v. Swolinska." (Prag).

Dem Lokalcomité zu Kusel sind für die durch Kriegs-Ereignisse in Noth gerathenen unterfränkischen Gemeinden zugekommen:

Von den Bewohnern von Mühlbach an baarem Gelde 25 fl.

Versteigerung.

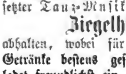
Montag den 20. ds. Mts., des Nachmittags um 3 Uhr, wird vor dem Bürgermeisteramt dahier die kleine alte unbrauchbar gewordene **Feuerspritze** öffentlich versteigert.

Kusel, den 16. August 1866.

Das Bürgermeisteramt,

[362½] **Schleip.**

Einladung.



Kommenden **Sonntag** und **Montag** den 19. und 20. August wird der Unterzeichnete bei gut besetzter Tanz-Musik die

Ziegelhütter Kirchweihe

abhalten, wobei für ausgezeichnete Speisen und gute Getränke bestens gesorgt ist. Zu zahlreichen Besuch ladet freundlichst ein

Martin Schmelzlé.

Neustadt, 14. Aug. Der Centner Weizen 7 fl. 56 kr. Korn 4 fl. 35 kr. Spelz 5 fl. 11 kr. Gerste 4 fl. 37 kr. Hafer 4 fl. 10 kr.

Speyer, 14. Aug. Der Centner Waizen 6 fl. 48 kr. Korn 4 fl. 31 kr. Gerste 4 fl. 35 kr. Spelz 4 fl. 28 kr. Hafer 4 fl. 2 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pädagogia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 34. Sonntag, den 26. August **1866.**

MÜNCHEN 28 AUG 1866

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

Hugo betrat nun die Insel selbst. Alles auf derselben war frisch und saftig grün. Uppig sproßte das Gras; wie ein bunter Teppich bedeckten die Blumen die Erde und die dicht belaubten blühbehangenen Zweige senkten sich tief auf den Rasen oder auf das Wasser. Vögel sangen und hüpften von Zweig zu Zweig. Aber ein menschliches Wesen entdeckte Hugo nicht, obgleich an einigen Stellen das Gras die Spuren frischer Fußtritte verrieth. Ein eigenthümliches, wunderbares Schweigen herrschte auf der Insel, so daß Hugo sich seltsam ergriffen fühlte. Es war ihm fast, als betrete er einen geheiligten Ort. Und die Natur schien wirklich diese Insel, zu einem abgeschiedenen Heiligthum geschaffen zu haben, zu einer Zuflucht für all diejenigen, die sich in ihrem Schooße erquicken wollten. Auch Hugo fühlte ein unwillkürliches Verlangen, hier zu weilen, hier in sanfter Ruhe zu denken und zu träumen und beneidete denjenigen, der dieses Hüttchen gebaut, um aus dem Gewühl der Welt, aus einem Leben voll Kampf, Noth und Sorgen hierher zu flüchten.

Plötzlich jedoch hörte er etwas wie ein Geräusch von Schritten. Es rauschte in den Zweigen und der Baron bemerkte den Kopf eines Pferdes. Ein solches Zeichen des Lebens gab seinen Gedanken sogleich eine andere Richtung. Er vermuthete nun dennoch, daß die Insel bewohnt sei. Das Pferd blickte ihn neugierig an und ging dann grasend weiter. Hugo konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er es schon gesehen habe und es stieg eine Ahnung in ihm auf, die er jedoch sogleich unterdrückte. Er beschloß, schnell die Insel zu durchstreichen und näherte sich für's Erste der Hütte, um zu sehen, ob sie einen Eingang habe und bewohnt sei. Er bemerkte auch in der That eine Thür, die jedoch von außen verriegelt war. Ueber derselben befand sich eine ziemlich große Oeffnung. Geschwind schwang sich Hugo zu derselben hinauf. Aber er bedurfte seiner ganzen Geistesgegenwart, um nicht herabzufallen — so groß war seine Ueberraschung. Denn im Innern der Hütte auf einer Strohmatte saß ein junges, blasses Mädchen, ruhig und mit trüben Augen vor sich hinblickend, die Hände gefaltet, und dieses Mädchen war jene Waise, war Clare Stilling, seine unglückliche Begleiterin, die Braut seines Freundes August von Platen! —

Sechszehntes Kapitel.

Hugo verweilte eine Zeit lang in seiner schwebenden Stellung und blickte unverwandt auf das junge Mädchen. Zuerst glaubte er zu träumen oder eine Vision zu haben. Dann aber überzeugte er sich, daß sie es wirklich sei. Es war ja auch ihr Pferd draußen gewesen, das ihm so bekannt erschienen. Das Herz klopfte ihm stürmisch vor Freude über diese Entdeckung. Platen hatte sie also noch nicht gefunden. Und weßhalb weilte Clare gerade hier — an diesem schönen, aber so einsamen Ort? Wohnte sie hier freiwillig, war sie eine Gefangene oder lebte sie unter dem Schutze eines Dritten? Das eine stand fest — sie war gerettet, Platen hatte seine Braut nicht verloren, und dieser Gedanke war für Hugo genügend, um ihn mit dem größten Entzücken zu erfüllen. Andererseits aber war seine Begierde, zu erfahren, wie Clare hierher gelangt sei, so heftig, daß nur die erste Ueberraschung ihn daran hindern konnte, ein Zeichen zu geben.

„Miß Stilling,“ rief er dann, „Miß Clare — hier finde ich Sie wieder?“

Das junge Mädchen schrack zusammen und fuhr empor. Als sie Hugo erblickte, schien sie ihn sogleich zu erkennen, denn ein Strahl lebhafter Freude schoß über ihr Gesicht und sie schien sprechen zu wollen. Aber eine vergebliche Anstrengung, einige unverständliche Töne waren Alles, was sie hervorbringen konnte. Sie stand da, mit freudig erregten Zügen und blickte ihn an.

„Meine theure Miß Clare,“ rief Hugo, „ich habe mit August gesprochen und ihm Alles berichtet. Er sucht Sie jetzt überall, aber ich bin glücklicher gewesen, als er, ich habe Sie zuerst gefunden. Freilich nur durch einen Zufall, denn ich betrat diese Insel ohne zu wissen, daß sie bewohnt sei. Wohnen Sie hier freiwillig, Miß?“

Clare schüttelte den Kopf.

„So hält man Sie hier gefangen?“ rief Hugo. „Aber ich habe nirgends einen Wächter gesehen. Ich denke, es müßte Ihnen leicht sein, zu entfliehen. Auch Ihr Pferd weidet draußen!“

Clare zeigte auf die nackten und kahlen Wände der Hütte, damit andeutend, daß es ihr unmöglich sei, bis zu jener Oeffnung, an der sich Hugo befand, empor zu gelangen. Dann machte sie die Bewegung des Schreibens. Hugo verstand sie sogleich und warf ihr ein Blatt Papier aus seinem Notizbuche und einen Bleistift hinunter. Clare schrieb nun sehr hastig. Während dessen stieg Hugo wieder hinab und versuchte die Thür von außen zu öffnen, was ihm auch sehr leicht gelang. Er schüttelte nun Clare die Hand und musterte die Hütte, während Clare weiter schrieb. Sie war sehr einfach. Den Fußboden deckte eine einfache Strohmatte und auf die unbedeckten Theile waren Blumen gestreut. An einer Seite der Hütte stand etwas, wie ein kleiner Altar, ebenfalls mit einer Strohmatte belegt und mit Blumen bekränzt. Inmitten dieser Blumen lag ein seltsam gestaltetes und farbig bemaltes Stück Holz mit vielen Einschnitten und absonderlichen Zeichen, das Hugo lange betrachtete, ohne sich auch nur im Geringsten erklären zu können, wozu er dienen solle.

Inzwischen hatte Clare aufgehört zu schreiben und reichte ihm das Blatt. Hugo las:

„Ich freue mich unendlich Sie wieder zu sehen. Sie sind nicht allein der erste Freund, sondern auch der erste Weiße, den ich wiedersehe, seit wir uns in jenem schrecklichen Augenblick getrennt haben. Ich will Ihnen kurz und abgebrochen berichten, was mit mir seitdem geschehen. Es ist nicht viel und ziemlich einfach. Das Pferd flog in rasender Geschwindigkeit mit mir dahin. Ich versuchte es zu zügeln, vergebens! Ich blickte mich nach Ihnen um, aber bald sah ich Sie nicht mehr. Ich glaubte, das Pferd würde mich jeden Augenblick aus dem Sattel schleudern und ich würde mir den Kopf an den Bäumen zerschellen. In Todesangst klammerte ich mich an die Mähne. Doch gewahrte ich bald, daß die Schnelligkeit des Pferdes, wenn nicht sonst ein Unfall dazwischen träte, mich der Gefahr des Brandes entziehen würde, denn ich sah die Brandlinie viel weiter hinter mir als früher. Dennoch wäre ich gern zurückgekehrt, nur um mit Ihnen vereint zu sein; denn der Gedanke, ganz allein in diesen Wäldern zu

Digitized by Google

leben, durch ein entsetzliches Unglück der Sprache beraubt, erschien mir beinahe eben so gräßlich als der Feuertod. Aber ich war willenlos. Das Pferd trug mich mit rasender Geschwindigkeit vorwärts, bis der Abend kam. Dann schritt es langsam durch den Wald. Ich versuchte natürlich nicht, es zu lenken, wohin sollte ich mich auch wenden? Vielleicht leitete der Instinkt des Pferdes dasselbe nach einer Form, in der ich freundliche Menschen fand. Ich ließ es ruhig gehen, obgleich ich am liebsten auf die Erde gesunken wäre. An der kühleren Luft und dem eigenthümlichen Blüthengeruch bemerkte ich übrigens, daß ich mich in einem Laubwalde befände, und daß die Gefahr vor dem Feuer nun vorüber sei. So ließ ich das Pferd die ganze Nacht durch schreiten. Am Morgen befand ich mich noch mitten im Walde. Das Pferd stand still. Ich stieg ab. Aber kaum hatte ich den Fuß auf die Erde gesetzt als ich zusammenbrach und bewußtlos niedersank. So mag ich bis zum Nachmittag desselben Tags gelegen haben, denn als ich meine Besinnung zurückkehren fühlte, stand die Sonne schon tief im Westen und es wurde kühl. Das Pferd, das ebenfalls auf dem Rasen gelegen hatte, erhob sich mit mir zugleich. Aber ich wagte nicht, es wieder zu besteigen, aus Besorgniß, es könne durch irgend einen Zufall scheu werden. Ich führte es am Zügel und ging weiter, meine Seele Gott befehlend. Ich dachte an Platen; nur der Gedanke an ihn hielt mich aufrecht, sonst hätte ich mich auf das kühle Gras gelegt und wäre gestorben. Ich war bis auf den Tod erschöpft, auf's Aeußerste niedergeschlagen und meinte unmunterbrochen. So brach der Abend an und ich fürchtete, die Nacht im Walde zubringen zu müssen, als plötzlich eine Schaar von Indianern mich umringte. Ich zitterte; ich hielt mein Leben für verloren, denn ich hatte von den gräßlichen Gräuelthaten gehört, die sich die Indianer gegen gefangene weiße Frauen erlaubt. Zu meiner Verwunderung aber schienen sie mehr Ehrfurcht und Scheu, als Verachtung und Gleichgültigkeit für mich zu empfinden. Sie gaben mir zu verstehen, mich auf das Pferd zu setzen und führten mich noch einige Stunden lang durch den Wald, nach einem großen Dorfe. Hier schien etwas außerordentliches vorgefallen zu sein. Große Feuer brannten, die Indianer tanzten um dieselben herum — es war ein Lärm, bei dem mir ganz unheimlich wurde. Bei meiner Ankunft schien sich dieser Lärm noch zu verstehen. Im Augenblick war ich von Hunderten von Indianern umringt, die mir die größte Ehrfurcht erwiesen und zugleich von der lebhaftesten Freude erfüllt schienen. Ich wußte mir das Alles gar nicht zu erklären, war aber sehr froh, nicht schlimmer aufgenommen zu werden. Meine Verwunderung stieg jedoch, als man mit großer Feierlichkeit etwas getragen brachte, in dem ich jenes seltsame Stück Holz erkannte, das dort auf dem Altar liegt. Die Indianer küßten es, und da sie etwas Aehnliches von mir zu verlangen schienen, so that ich es ebenfalls. Darauf erhob sich abermals ein großer Jubel. Dann trat ein Indianer auf mich zu, der sich vor allen Andern durch seine Kleidung und seine Größe auszeichnete, nahm mich bei der Hand und führte mich in seine Hütte, in der mich einige junge Mädchen empfingen. Doch ich muß kurz sein. Genug, mir ist nichts Böses wiederfahren, und am folgenden Tage führte man mich in diese Hütte, in der ich mich jetzt befinde, und einige Stunden später wurde mir das räthselhafte Stück Holz, daß sie wie einen Götzen zu ehren schienen, nachgebracht. Man versieht mich mit Speisen, Honig, mit Allem was die Indianer für Leckerbissen halten. Dennoch aber muß ich mich als eine Gefangene betrachten. Es befinde sich stets Indianer auf der Insel und ich wundere mich, daß Sie Niemand gesehen haben. Was soll ich nun thun? Wenn Sie mich zu Platen führen können, dann thun Sie es. Aber vermeiden Sie jede Gefahr dabei. Es würde mich tief schmerzen, wenn Ihnen etwas zustöße."

„Das ist seltsam genug," sagte Hugo, nachdem er das Blatt gelesen. „Ich möchte wissen, was es mit diesem Stück Holz für eine Bewandtniß hat und weßhalb man Sie zur Hüterin desselben macht. Doch lassen Sie uns an andere Dinge denken! Für's Erste freue ich mich ungemein, Sie gefunden zu haben, und wenn Platen erfährt, daß Sie noch leben und sich sogar in einer leidlichen Lage befinden, so wird sein Entzücken keine Grenzen kennen. Wenn ich nur selbst ein Pferd hätte, so könnten wir sogleich fliehen. Indianer habe ich draußen und in der Umgegend nicht gesehen. Ich glaube, wir können einen Fluchtversuch wagen. Sind Sie bereit? Ich glaube doch, daß Sie dieses Stück Holz nicht so lieb gewonnen haben, um seinetwillen hier zu bleiben!"

Clare Stilling bemühte sich, zu lächeln. Aber es lag noch immer etwas sehr Trauriges und Wehmüthiges in ihrem Gesichte, ihre Wangen waren noch immer blaß und die Augen matt, obgleich diese Mattigkeit ihnen einen eigenen Reiz verlieh. Hugo nahm jetzt ihren Arm und führte sie aus der Hütte.

„Wo sich die Decken und das Gepäck befinden, das ich damals auf das Pferd gebunden, davon haben Sie wohl keine Ahnung?" fragte Hugo, während er mit ihr auf dem Rasen auf und ab ging.

Clare deutete an, einiges befinde sich in der Hütte, von dem andern wisse sie nichts.

„Es liegt auch wenig daran, ich habe mich in der letzten Zeit an solche Verluste gewöhnen müssen," sagte Hugo. „Aber ich dächte wirklich, Miß Clare, wir machten einen Versuch, Sie dieser Einsiedelei zu entziehen. Unterwegs will ich Ihnen erzählen, welcher Zufall mich herbeiführt. Ich werde das Pferd holen. Vielleicht können wir später einen Sattel kaufen."

Aber in dem Augenblick in dem er sich von Clare trennen wollte, hörte er einen vielstimmigen Ruf und sah ungefähr 12 Indianer, die, ohne daß er es bemerkte, über den Damm gekommen waren, im größten Erstaunen hinter Sträuchern stehen und ihn anstarren. Doch währt das nur einen Moment. Im nächsten Augenblick kamen sie auf ihn zugestürzt. Die Hälfte umringte Clare, die andere Hälfte wandte sich mit erhobenen Tomahawks zu Hugo. Es war ein kritischer Moment. Der Baron glaubte allen Ernstes, eine von den mächtigen Aexten würde sich in seine Stirne senken; die Mienen waren drohend genug, um etwas derartiges zu erwarten. Dennoch bedielt er Geistesgegenwart genug, um in die Tasche zu greifen und die kleine rothe Muschel hervorzuheben, die ihm der Squinandosch damals gegeben.

Als er sie den Indianern zeigte, senkten sie die Tomahawks und ihre Mienen nahmen einen friedfertigen Ausdruck an. Hugo griff nun zu seinem zweiten Talismann, zu dem Vokabularium des Dr. Follenius und sagte:

„Seid ihr Winnebagos?"

Die Antwort lautete bejahend.

„Kennt Ihr den großen Häuptling der Winnebagos, den tapfern Squinandosch?" fragte Hugo dann, nachdem er einige Minuten in seinem Wörterbuch geblättert.

„Unser Häuptling!" antworteten die Männer ehrerbietig.

„Ich bin sein Freund," fuhr Hugo dann mit Hülfe seines Wörterbuches fort. „Ich bin auch ein Freund des weißen Mädchens, weßhalb haltet ihr sie gefangen?"

Die Antwort, welche Hugo hierauf erhielt, konnte er nicht verstehen, da sie zu schnell gegeben wurde. Er verstand nur die Worte: Engel, Göttin, Wampum, und nach dem, was ihm Clare Stilling aufgeschrieben, hielt er es nicht für unmöglich, daß die Indianer sie als einen Engel betrachteten. Jedenfalls hatte er seinen Zweck erreicht: er war unter den Winnebagos, in der Nähe seines Freundes Squinandosch. Wie er es aber anfangen sollte, Clare zu befreien, die strenger bewacht wurde, als er geglaubt hatte war ihm bis jetzt ein Räthsel. Das einzige Mittel bestand in einer Nachricht, die er ihrem Bräutigam zusenden mußte, damit Platen die geeigneten Mittel und Wege einschlagen könne, Clare zu befreien oder einzulösen. Aber würde man ihm gestatten, einen solchen Indianer an Platen zu senden, und würde dieser seinen Freund finden?

Hugo beschloß indessen, sich mit diesen Gedanken nicht zu quälen, sondern für's Erste an das Nothwendigste zu denken, und das war eine Unterredung mit Squinandosch.

„Fürchten Sie nichts für mich, Miß Clare," rief er seiner Freundin zu, „diese Indianer sind meine guten Freunde, und ich kenne ihren Häuptling. Vielleicht erfahre ich nun, weßhalb man Sie hier festhält und kann versuchen, Sie zu befreien."

Digitized by Google

Dann wandte er sich wieder zu seinem Wörterbuche und fragte die Indianer, ob das junge Mädchen ihn begleiten könne oder auf der Insel bleiben müsse. Die Winnebagos erklärten ihm, daß ihn Clare nicht begleiten dürfe, und gaben der Letztern sicherlich zu verstehen, sie möge wieder in die Hütte gehen. Clare entfernte sich mit einem stummen und wehmüthigen Gruße.

Die Mehrzahl der Indianer blieb zurück, drei von ihnen aber bedeuteten Hugo, sie würden ihn zu Squinandosch begleiten und machten sich ohne Säumen auf den Weg.

Auf moosigen Pfaden, durch prächtige Wälder, an Seen und Sümpfen entlang, schritten sie einige Stunden durch den Wald, und der Abend dämmerte, als Hugo mit seinen Begleitern das große Dorf erreichte, von dem auch Clare geschrieben hatte.

Noch nie war Hugo in der Nähe eines Indianerdorfes gewesen, und seine Erwartungen wurden nicht übertroffen. Er hatte nichts Großartiges erwartet, aber doch nicht geglaubt, daß die Hütten so klein und unansehnlich sein würden. Er sah ja gleichsam eine Menge Backöfen, wie er in seiner Heimath oft genug gesehen, nur etwas dunkler. In der Mitte derselben lag eine größere Hütte, wahrscheinlich die Wohnung des Häuptlings. Indianer sah er wenig. Einige junge Burschen trugen Holz herbei und blickten ihn verwundert an, verließen aber ihre Arbeit nicht, denn bei den Indianern gilt die Neugierde für weibisch und entehrend.

Wie Hugo erwartet hatte, führten ihn die Indianer nach der großen Hütte. Der Eine ging in dieselbe hinein und kam bald mit der Nachricht heraus, daß Hugo eintreten möge.

Hugo hob ein großes Bärtfell empor, welches an der niedrigen Thür die Stelle des Vorhangs vertrat, und befand sich jetzt unmittelbar in dem Zimmer des Häuptlings. Prächtig war der Anblick dieses Zimmers nicht, wohl aber für ihn neu und interessant. Eine große Strohmatte bedeckte den Fußboden und auf dieser saß Squinandosch. An den Wänden hingen eine Menge ausgestopfter Thiere, wie in einem Naturalien-Cabinette, Vögel, Biber, Marder und andere Bewohner der Wälder und Seen.

An der einen Wand aber befand sich eine vollständige Garnirung von Skalps, das heißt von Schädelhäuten, welche die Indianer den erschlagenen Feinden abziehen als Triumphzeichen in ihren Wigwam's aufhängen. Die Mehrzahl schien den Rothhäuten angehört zu haben, an einzelnen aber bedeutete die Farbe der Haut und der Haare, daß sie von Weißen seien. Ein eigenthümlicher Anblick, der eine furchtsame Natur gewiß nicht kühn gemacht haben würde. Uebrigens war das Zimmer nicht groß, und Hugo vermuthete, daß ich anderen Räume des Wigwam's den Frauen und dem Privatleben des Häuptlings zuertheilt seien, während derselbe diesen vorderen Raum als Prunk- oder Empfangszimmer benutze. Auch an Waffen fehlte es nicht. Alte Pistolen und Flinten mit Feuerschlössern, Messer und Säbel, selbst bloße Flintenläufe befanden sich an den Wänden.

Squinandosch war nicht so staatlich herausgeputzt, wie damals in Newyork, wohin er in seinem Kriegsanzuge gegangen. Er trug nur einen Schürz um den Leib und einige Federn im Haar. Die breite Brust und die muskulösen Arme trug er frei. Er antwortete auf Hugo's Gruß durch eine Neigung des Kopfes und schien ihn sogleich wiederzuerkennen. Zum Ueberfluß holte Hugo jedoch die rothe Muschel hervor und zeigte diese dem Indianer.

„Ich grüße Dich, großer Sachem der Winnebagos!“ sagte er dann. „Du hast mir gesagt, ich würde in Deinem Wigwam willkommen sein.“

Natürlich sagte Hugo das nicht in fließender Rede, sondern in einzelnen Worten, wie er sie in seinem Wörterbuche fand, in welchen namentlich diese Begrüßungsformeln genau verzeichnet waren.

„Der Sachem der rothen Männer denkt heute nicht anders, als in der großen Stadt der weißen Männer,“ antwortete der Squinandosch. „Sei willkommen mein Bruder!“

Dabei griff er in seinen Gürtel und zog ein Papier hervor, dasselbe, in welches Hugo damals die Visitenkarte gewickelt hatte, die er dem Indianer gegeben. Der Baron sah also, daß Squinandosch seine Erinnerung in Ehren hielt.

„Willst Du in dem Wigwam des rothen Mannes wohnen und auf der Strohmatte schlafen?“ fuhr der Sachem dann fort, als Hugo nicht sogleich antwortete.

„Ich will die Gastfreundschaft der rothen Männer nur kurze Zeit in Anspruch nehmen,“ erwiderte Hugo. „Aber ich bin nicht ohne einen bestimmten Zweck gekommen. Erinnerst Du Dich dessen, was wir in Newyork über die weißen Männer von Hanne-Town sprachen?“

„Die Worte meines weißen Freundes klingen noch in den Ohren des Sachem's,“ erwiderte Squinandosch.

Darauf erzählte nun Hugo, so gut es ging, in einzelnen abgebrochenen Worten dem Indianer, daß er in Hanne-Town gewesen und wie man dort seine gerechten Ansprüche aufgenommen habe. Der Indianer, wie alle Männer seines Volkes mit einer schnellen Fassungskraft begabt, schien ihn sehr gut zu verstehen und hörte mit großer Aufmerksamkeit zu.

„Was haben die rothen Krieger gegen die weißen Männer von Hanne-Town beschlossen?“ fragte Hugo dann am Schlusse seines Berichtes. „Steht Ihr in Frieden und Freundschaft?“

„Wie kann der Wolf mit dem Lamm und der Fuchs mit dem Huhn in Freundschaft leben?“ erwiderte Squinandosch. „Der große Vater der Weißen, (der Präsident der Vereinigten Staaten) hatte den Sachem der rothen Männer des Winnebago-Stammes versprochen, ihre Fehde mit den Weißen von Hanne-Town beizulegen und ihnen die Wälder und Wiesengründe wieder zu geben, die sie bisher bewohnt. Aber die Männer von Hanne-Town haben unsere Boten mit Hohn und Schimpf zurückgesendet, wie Dich selbst. Deßhalb werden die rothen Männer eine Versammlung halten, ihre Streitart aus der Erde graben und sie gegen die Weißen von Hanne-Town erheben.“

„Ich kam, um dies von dem tapfern Häuptling der Winnebagos zu hören,“ sagte Hugo. „Werden die rothen Männer dem weißen Fremdlinge erlauben, sich ihrem Kriegszuge anzuschließen?“

„Das Wort des Sachems gilt viel unter den rothen Kriegern,“ antwortete der Häuptling, und Squinandosch ist ein Freund des weißen Fremdlings. Er hofft, die Winnebagos werden den Weißen als ihren Sohn betrachten und ihn in ihre Reihen aufnehmen.“

„Und vergiß nicht,“ fügte Hugo hinzu, „Deinen Kriegern zu sagen, daß ich ältere Ansprüche auf den Grund und Boden von Hanne-Town besitze und auf die Wälder rings umher, und daß ich stets mit den rothen Männern in Freundschaft leben will.“

„Squinandosch wird es nicht vergessen,“ sagte der Häuptling.

„Aber werdet Ihr auch mächtig genug sein, um einen glücklichen Krieg gegen die Weißen von Hanne-Town zu führen?“ sagte Hugo. „Es sind dort Tausende von tapfern Männern.“

„Die rothen Krieger zählen ihre Feinde nicht,“ antwortete Squinandosch stolz. Und Wacondah (der große Geist, Gott) hat den Männern vom Stamm Winnebagos ein Zeichen seiner Huld und Gnade gegeben. Er hat ihnen seine Gunst wieder zugewandt, nachdem er sie lange den rothen Kriegern entzogen. Der Wampum der Winnebagos ist wieder gefunden worden.“

Auf die Frage Hugos, was das zu bedeuten habe, gab ihm der Sachem eine lange Auseinandersetzung, die wir hier nur im Auszuge mittheilen wollen. Die Indianer verehren, ähnlich den Christen, ein einziges Wesen, einen großen Geist, der die Welt regiert, den Vater des Guten, den sie Wacondah nennen. Aber wie es bei solchen Kindern des Waldes und der einfachen Natur erklärlich ist, hängen sie dennoch an abergläubischen Gebräuchen und haben sogar verschiedene Arten von Götzen. Den einen derselben bezeichnen sie mit dem Namen Wampum — ein Name, der zwar auch für andere Dinge gebraucht wird, aber immer etwas Heiliges und Wichtiges bezeichnet. Fast jeder Stamm besitzt einen solchen Wampum, ein eigenthümliches geschnitztes Stück Holz, das zuwei-

Digitized by Google

ten eine Figur darstellt, und das als eine Art von Schutzgott, eine Art Palladium, betrachtet und sehr hoch und heilig gehalten wird. Geht es verloren, so bedeutet dies dem Stamm großes Unglück.

Dieser Wampum war den Winnebago's wirklich verloren gegangen, und Squinandosch schrieb diesem Umstande alle Unfälle zu, die seine Krieger in den letzten Jahren betroffen, auch die Verdrängung von den ihnen angehörenden Wald- und Wiesengründen. Jetzt war dieser Wampum wieder gefunden, oder, was noch wahrscheinlicher war, die Priester der Indianer, die sich auf solche Dinge sehr gut verstehen, hatten einen ähnlichen angefertigt und ihn bei einer günstigen Gelegenheit finden lassen. Die Freude darüber war eine allgemeine und lebendige. Niemand zweifelte daran, daß nun alle Unternehmungen der Winnebago's vom Glück gekrönt sein würden, und der vielberathene Kriegszug gegen Hanne-Town sollte sogleich begonnen werden.

Auch über den Zusammenhang, in welchem Clare Stilling zu diesen Ereignissen stand, sollte Hugo sogleich nähere Auskunft erhalten. Squinandosch erzählte nämlich, Waconda habe ihnen, um zu zeigen, daß seine Gnade wieder eine vollständige sei, zuglich einen Engel, als Hüter des Wampums gesendet und zwar in Gestalt eines weißen Mädchens, das allein im Walde von den Indianern gefunden worden sei, an demselben Tage, an welchem der Wampum wieder entdeckt worden. Dieses Mädchen habe jetzt den Wampum zu hüten, der sich auf der heiligen Insel in der Hütte befinde, in der stets der Wampum aufbewahrt worden.

Hugo hielt es für geratben, weder etwas über seine frühere Bekanntschaft mit Clare Stilling zu sagen, noch dem Indianer mitzutheilen, daß sie kein Engel sei, wenigstens nicht in dem Sinne, in dem die Indianer es auffaßten. Aber er mußte es dem Häuptling sagen, daß er Clare schon gesehen und das that er auch. Dann sagte er unumwunden, er halte Clare für eine Weiße, nicht für einen Engel, und fragte Squinandosch, weßhalb die Indianer etwas Anderes glaubten. Der Häuptling antwortete darauf mit großer Zuversicht, es sei noch nie eine Weiße spät Abends allein mit einem Pferde im Walde gesehen worden. Jedenfalls habe Waconda sie absichtlich dorthin geführt.

Gegen diesen frommen Glauben ließ sich nun nichts einwenden und Hugo sah ein, daß er in Bezug auf Clare vorsichtig sein müsse, wenn er sie wirklich befreien wolle. Er sah voraus, daß sie nur mit List der Verehrung der Indianer entzogen werden könne, und da er wahrscheinlich jetzt auf längere Zeit in der Gesellschaft der Winnebagos blieb, so hoffte er gelegentlich Mittel und Wege zu finden, Clare ihrem Verlobten zuzuführen.

Nach dieser Unterredung theilte Squinandosch dem Baron mit, daß derselbe nun ein Gast der Winnebagos sei und seinen eigenen Wigwam erhalten werde. Hugo wurde auch in der That nach einer leer stehenden Hütte geführt, wie man ihm sagte, der Wohnung eines vor Kurzem gefödteten jungen Kriegers; man brachte ihm Lebensmittel, gebratenes Wild und Gefügel, Maisbrod und ein hierähnliches Getränk dorthin und zeigte ihm die Matten, auf denen er schlafen solle. Dann ließ man ihn allein.

(Fortsetzung folgt.)

München, 21. Aug. Belobt wurden in einem k. Armeebefehl wegen ihres Verhaltens vor dem Feinde folgende Pfälzer: vom 1. Inf.-Reg.: der Gefreite Jakob Dörschuck aus Standenbühl; vom 2. Inf.-Reg.: Andreas Huber aus Berg; vom 5. Inf.-Reg.: der Corporal Georg Hoffmann aus Sitz; vom 6. Inf.-Reg.: der Corporal Jakob Heneke (?) aus Bellheim, der Soldat Jakob Kuhn aus Heuchelheim; vom 9. Inf.-Reg.: die Feldwebel Franz Schönhöfer aus Oweichheim und Philipp Belz aus Deidesheim, die Soldaten Georg Argus aus Flemlingen, Ludwig Haas aus Landau, Adam Nebis aus Rantweiler und Peter Zwiesler aus Ottersheim; vom 12. Infan.-Reg.: Georg König aus Wörth; vom 15. Inf.-Reg. Johann Heinrich Manderscheid aus Bergzabern; vom 1. Jäger-Bataillon der Corporal Georg Rottamer aus Rehweiler, der Soldat Martin Mendel aus Altstadt; vom 7. Jäger-Bat.: die Soldaten Philipp Schäfil, aus Albersweiler und Jakob Fremgen aus Knopp; vom 6. Chev.-Reg.: der Corporal Friedrich Durchholz aus Rechtenbach, die Soldaten Adam Baum aus Flomersheim und Mich. Bangert aus Brunnigweiler; vom 2. Artillerie-Reg.: der Corporal Friedrich Scherer aus Weilerswciler, der Fahrkanonier Franz Löschk aus Kuhardt; vom 3. reitenden Artillerie-Regiment: Johann Rehm aus Kirchheim.

München, 22. Aug. In den von den betreffenden Generacomandos an das Kriegsministerium einbeförderten Verlustlisten des 1., 3. und 14. Infanterie-Regiments, sowie des 3. Jäger-Bataillons, werden außer den bereits veröffentlichten noch folgende Pfälzer als Verwundete genannt: Gefreiter Heinrich Merz aus Alsheim, Jak. Franz aus Friesenheim, Joh. Höfele aus Oberwiesen, Peter Weiter aus Bubenheim, Peter Engel aus Bayerfeld, J. Eberle aus Steinalben, Jak. Haury vom Froschauerhof bei Kirchheim (liegt an einer Schußwunde in der Brust im Lazareth zu Helmstadt), J. Kost aus Frankweiler, Jak. Marschand aus Bliestastel, Ph. Pfaffmann aus Böchingen.

Verschiedenes.

In der bekannten Reiter-Attaque bei Hettstadt wurde einem bayerischen Kürassier das Pferd unter dem Leibe erschossen. Der brave Reitersmann wollte aber doch „mithun", er holchte als „Kürassier zu Fuß" mit seiner Schwadron vorwärts, und haute mit seinem Pallasch wie ein Besenter den „untauf" unter die Preußen ein. Ein Ulane, der dieß sah, rief ihm zu: „Bart' Kamrad, sollst gleich wieder einen Gaul haben!" Sprach's und spießte mit seiner Lanze einen preußischen Blaubusaren herunter, mit dessen Pferd sich der Kürassier im Nu wieder beritten machte, um auch noch „von oben 'runter" einen anständigen Beitrag zur Tagesarbeit zu liefern.

Diener: „Guten Tag, Herr Apotheker! Mein Herr schickt mich, um eine Flasche von dem — na, wie heißt es doch — von dem Alpenbitterkräutermagen — nein, wollt' ich sagen — Magenalpenbitterkräuter — Bittermagenkräuteralpen — Magenkragenmitterbitter — ich bring' halt das Wort nicht heraus."

Apotheker: „Ha! ha! ha! 's ist wirklich komisch! Ich verstehe Euch zwar schon. Ihr wollt von dem bekannten Alpenmagenbitterkräuter — na, na — jetzt verspreche ich mich selbst, — von dem Bitteralpenkräutermagen — wieder nicht, Kräutermagenbitteralpen — Magenalpenmitter — Alpenkragen — kralpen — zum Teufel, jetzt habt Ihr mich so confus gemacht, daß ich es selber nicht mehr aussprechen kann."

Sägspäne als Mittel zur Reinigung von Flaschen. Zum Reinigen von Flaschen, Ballonen ꝛc., besonders solchen, die Fett enthielten und deren Reinigung oft viele Mühe verursacht, sind reine Sägspäne (mit nicht zu viel Wasser zur geschüttelt) bestens zu empfehlen. Nach mehrmaliger Behandlung mit denselben werden sogar Flaschen, die stark riechende Flüssigkeiten enthalten, zu jedem Gebrauche wieder tauglich.

Logis-Vermiethung.

Carl Ottmann hat in seinem neuhergerichteten, an der Kirchengasse gelegenen Hause, zwei Wohnungen zu vermiethen; auch können solche im ganzen abgegeben und bis Michaele bezogen werden.

Speyer, 21. Aug. Der Centner Waizen 6 fl. 52 kr. Korn 4 fl. 32 kr. Gerste 4 fl. 40 kr. Spelz 4 fl. 36 kr. Hafer 3 fl. 54 kr.

Neustadt, 21. Aug. Der Centner Weizen 7 fl. 19 kr. Korn 4 fl. 37 kr. Spelz 5 fl. 15 kr. Gerste 4 fl. 45 kr. Hafer 4 fl. 10 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 35. Sonntag, den 2. September **1866.**

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

„Das hätte ich mir vor einem halben Jahre träumen lassen sollen!" sagte der Baron zu sich selbst, als er sich auf die Matte setzte und beim Schein einer kleinen Lampe das Innere des Wigwams betrachtete, in dem es ebenfalls nicht an verschiedenen Stalyo fehlte. Damals Chambre garnie, jetzt in einem Indianer-Wigwam. Dort die schönen weichen Sopha's, hier eine Strohdecke, wie sie bei uns die Bürger vor ihre Thür legen! Und doch — wir ist freier und wohler zu Muth, als dort. Es ist doch etwas Anderes, es ist Handlung und Abwechslung in diesen Leben, ich fühle meine Kräfte wachsen. Und nun der Kriegszug, an dem ich als Verbündeter Theil nehmen soll, als Repräsentant der deutschen Einwanderer gegenüber diesen verstockten geldgierigen Yankees! Es steht viel dabei auf dem Spiele. Mißlingt dieser Zug, führt er zu keinem günstigen Resultat, so sind alle meine Hoffnungen verloren. Ich darf mich in der Umgegend von Hanne-Town nicht mehr sehen lassen, ohne mein Leben zu wagen! Nun, der mich bisher geleitet, wird mich auch ferner bewahren! Was hilft all unser Denken und Grübeln, all unser Fürchten und Sorgen, wenn die Vorsehung uns nicht leitet und über uns wacht! Wäre das auch die einzige Erkenntniß, die ich in Amerika erlangt hätte, so wäre sie schon allein alle Mühen und Gefahren werth!"

Damit streckte er sich auf die harte Decke und schlief augenblicklich ein.

Wir wollen über die nächsten Tage, die der Baron unter den Winnebagos verlebte, schnell hinweggehen und nur im Allgemeinen schildern, was geschah.

Er wurde am folgenden Tage durch Squinandosch dem Stamm förmlich vorgestellt und als Freund und Verbündeter der Winnebagos angenommen. Man gab ihm eine Flinte, Pulver und Blei und deutete ihm spätestens sogar an, daß er unter den Töchtern der Winnebagos, selbst unter denen des Häuptlings, sich eine Frau wählen könne. Denn die Indianer, so stolz sie auch auf ihre Abstammung sind, haben dennoch eine sehr erklärliche Ehrfurcht vor den Weißen und fühlen sich durch derartige Verbindungen hochgeehrt. Der Baron that indessen, als ob er diesen Fingerzeig nicht bemerke.

Dann wurden die Vorbereitungen für den Kriegszug getroffen, und da zu einem solchem nicht viel mehr nöthig war, als das Bemalen der Krieger, das Reinigen der Flinten und das Schärfen des Tomahawk's, so waren diese Vorbereitungen bald beendet. Squinandosch hatte an alle einzelnen Zweige des großen Winnebago-Stammes Boten abgesandt, und jeden Tag kammen bewaffnete Indianer als Hülfsmannschaft in dem Dorfe an, so daß dieses bald ein großes Heerlager bildete.

Hugo vertrieb sich inzwischen die Zeit damit, die Sitten der Indianer zu studiren und ihren einzelnen Beschäftigungen zuzuschauen. Von Squinandosch erfuhr er, daß der Wampum und auch Clare, als Hüterin desselben, den Kriegszug begleiten solle, damit derselbe glücklich sei. Dieses gab den Gedanken des Barons eine bestimmte Richtung. Papier hatte er bei sich, eine Art Tinte bereitete er sich selbst, dann schrieb er einen Brief an August von Platen.

In diesem schilderte er zuerst im Allgemeinen, was ihm in Hanne-Town wiederfahren, und meldete dann sein Zusammentreffen mit Clare. Er hat Platen, keine Gewalt zu ihrer Befreiung anzuwenden, sondern auf den Zufall zu hoffen, der gewiß eine Gelegenheit zu ihrer Rettung herbeiführen werde. Dann meldete er, was gegen Hanne-Town unternommen werden solle, und bat seinen Freund, auf jeden Fall dorthin zu kommen, oder sich in der Nähe aufzuhalten, wenn die Indianer dort angelangt seien, damit er mit ihm das Nähere besprechen könne. Für Clare habe er nichts zu befürchten, sie sei unter den Indianern sicherer, als irgend anderswo. Im Nothfalle werde er sie mit seinem Leben schützen.

Dann bat er Squinandosch, ihm einen Indianer zu überlassen, den er mit dem Briefe an Platen senden könne. Der Häuptling, welcher großes Gewicht auf die Freundschaft Hugo's zu legen schien, war sogleich bereit dazu. Hugo beschrieb einem jungen Indianer den Weg, den er zu nehmen habe, um Platen-Town zu erreichen. Der Indianer selle sich immer nach Norden wenden bis er die Eisenbahn erreicht. Dieser solle er folgen, dann die Adresse des Briefes vorzeigen und den Weg verfolgen, welchen man ihm weisen werde. Da Hugo jetzt die Klugheit, Geschicklichkeit und Ausdauer der Indianer kannte, so zweifelte er keinen Augenblick daran, daß der Brief in Platens Hände gelangen würde, und wünschte nur, sein Freund möge in Platen-Town anwesend sein.

Das Gepäck, welches sich auf Clare's Pferd befunden, hatte er nicht herausforschen mögen, um seine frühere Verbindung, mit Clare nicht zu verrathen. Dagegen ward ihm die Freude, seine Waffen und alles das wiederzuerhalten, was ihm die Lippewans damals geraubt, als diese ihn und die Winnebagos im Walde überfielen. Eine Abtheilung der Letzteren hatte diese Gegenstände den Lippewans wieder abgenommen, und als Hugo Squinandosch mittheilte, daß sie ihm gehörten, wurde ihm Alles, was sich fand, zurückerstattet. Dafür machte Hugo den bisherigen Besitzern einige Kleinigkeiten zum Geschenk. So sah sich der Baron wieder im Besitze seiner guten Doppelbüchsen und Pistolen, — große Schätze beim Beginne eines Kriegszuges!

Dieser Zug wurde nun an einem Morgen wirklich angetreten. Ungefähr tausend Indianer unter der Leitung des Häuptlings setzten sich in ungeordneten Schaaren in Bewegung. Noch befanden sich der Wampum und Clare nicht bei dem Zuge, und Hugo fürchtete beinahe, daß man sie nicht mitnehmen werde. Aber seine Besorgniß erfüllte sich nicht. Die Indianer wandten sich zuerst nach der heiligen Insel. Dort wurde die Hütte unter großen Feierlichkeiten geöffnet und der Wampum herausgetragen, ihm folgte Clare. Als sie Hugo bemerkte, der sich absichtlich in ihre Nähe gedrängt hatte, schien ihr blasses Gesicht sich zu beleben, ihr Schritt wurde leichter, ihre Mienen hoffnungsvoller, nun so mehr, da Hugo ihr durch Zeichen andeutete, daß alles gut stehe. Sie wurde der Obhut einiger Indianerinnen anvertraut, die nur zu diesem Zwecke den Zug zu begleiten schienen. Dann brach die ganze Schaar auf — gegen Hanne-Town.

Siebzehntes Kapitel.

Nach sechs Tagen schlug das Indianer-Heer in einer Entfernung von ungefähr zwei deutschen Meilen von Hanne-Town sein letztes Lager auf. Hugo hatte denselben Weg frü-

Digitized by Google

her allein in zwei Tagen gemacht. Die Indianer aber waren sehr langsam gezogen und hatten stets Abtheilungen aussenden müssen, um Wild zu schießen und andere Nahrungsmittel zu verschaffen. Dadurch wurde der Marsch verzögert.

Hugo hatte Clare auf dem Zuge oft genug gesehen, nie aber mit ihr gesprochen, um keinen Verdacht zu erregen. Nur einmal hatte er ihr ein Zettelchen zugeworfen, auf dem die wenigen Worte standen: „Verlieren Sie den Muth nicht! Alles geht sehr gut! Ich habe an Platen geschrieben und hoffentlich wird er bald kommen! Wenn ein Kampf entstehen sollte, so halten Sie sich nur in meiner Nähe!“

In Folge dessen war die Wiene Clare's zuversichtlicher und hoffnungsvoller geblieben, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Dennoch erriet Hugo, was sie in ihrer Einsamkeit, der Sprache und jeder anderen Art der Mittheilung mit einem menschlichen Wesen beraubt, leiden müsse, und er sehnte sich nach der Ankunft Platens, weil er hoffte, daß in der Verwirrung, die bald eintreten mußte, sich ohne Zweifel eine Gelegenheit bieten werde, Clare zu befreien.

Es war Nachmittag, als die Indianer ihr Lager aufschlugen. Hugo hatte schon vorher mit Squinandosch verabredet, was zu thun sei. Er wollte zugleich als Feind der Bürger von Hanne-Town und als Unterhändler auftreten. In Folge dessen schrieb er auf einen langen Briefbogen, den er beim Vorübergehen auf einer Farm gekauft hatte, einen Brief an den Magistrat und den Bürgermeister von Hanne-Town folgenden Inhaltes:

„Der obersten Behörde so wie dem Bürgermeister der Stadt Hanne-Town, Master Hanneten, theile ich hierdurch mit, daß die Indianer vom Stamme der Winnebagos, die seit langer Zeit auf eine äußerst ungesetzmäßige Weise aus ihren Wohnungen und Weidegründen verdrängt worden sind, sich unter Anführung ihres Häuptlings Squinandosch entschlossen haben, nachdem sie vergebens in Newyork bei dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Recht gesucht, ihre Ansprüche auf die ihnen entrissenen Gebiete mit Gewalt wieder geltend zu machen und dieselben mit den Waffen in der Hand zu besetzen. Ich selbst, als rechtmäßiger Herr dieser Ländereien und als Schmachvollste von den Bürgern der besagten Stadt behandelt, habe mich diesem Unternehmen angeschlossen, und werde meine Rechte mit bewaffneter Hand geltend machen, da andere Mittel mir fehlen. Wenn also nicht innerhalb vierundzwanzig Stunden eine Commission von Seiten der Stadt Hanne-Town ernannt worden ist, um mit mir und dem Häuptling Squinandosch zu unterhandeln, und wenn nicht in den folgenden vierundzwanzig Stunden die Streitigkeiten zur Zufriedenheit beider Theile erledigt sind, so werden wir die Stadt Hanne-Town mit gewaffneter Hand angreifen und unseren Ansprüchen auf gewaltsame Weise Recht zu verschaffen suchen. Das dann entstehende Blutvergießen abzuwenden, liegt nur in der Hand der Behörde der Stadt Hanne-Town. Weist sie unsern Vorschlag zurück, so mag sie die Verantwortlichkeit für das übernehmen, was dann geschieht. Im Namen des Häuptlings der Winnebagos-Indianer.

Hugo von Winterfeld.“

Der Baron, dessen Kenntnisse der Indianersprache sich bei seinem mehr als achtägigen Aufenthalt unter den Indianern und bei seiner Aufmerksamkeit sehr vervollkommnet hatten, theilte dem Häuptling und den versammelten Aeltesten den Inhalt dieses Briefes mit. Alle waren damit einverstanden und Hugo war eben im Begriff ihn den drei Indianern, die mit der Ueberbringung desselben beauftragt waren, einzuhändigen, als er aus der Ferne den indianischen Ruf: Fremde, Weiße, Feinde! — und dann von einer andern Stimme seinen eigenen Namen rufen hörte.

Er erriet sogleich, daß es Platen sei, der ihn aufsuchen wolle und eilte nach der Richtung, aus der die Rufe gekommen waren. In der That sah er dort seinen Freund im amerikanischen Pflanzeranzuge und von dem Diener Karl begleitet, mit den Indianern disputiren. Wenige Augenblicke darauf lagen sich Beide in den Armen und begrüßten sich mit der größten Herzlichkeit.

Die ersten Minuten vergingen mit hastigen Fragen und Antworten, aus denen Platen erfuhr, daß Clare bei dem Zuge sei und Hugo zu seiner großen Beruhigung vernahm, daß Sarah glücklich in Fritz und Karls Begleitung Platen-Town erreicht habe. Dann wurde das Gespräch ruhiger. Doch verlangte Platen vor allen Dingen Clare, wenn es möglich sei, zu sehen oder ihr wenigstens zu zeigen, daß er in der Nähe sei. Hugo meinte, das würde schwer sein, denn Clare befand sich gewöhnlich in einem Zelt, in welchem auch der Wampum aufbewahrt wurde und das eigens für diesen Zweck errichtet war. Doch gingen die beiden Freunde während ihres Gespräches in der Nähe dieses Zeltes auf und ab und nach einiger Zeit erschien Clare wirklich vor demselben, um mit einer von den alten Indianerinnen das Leben und Treiben des Lagers zu beobachten.

Hugo hatte den Arm seines Freundes genommen und verhinderte auf diese Weise, daß er still stand und Verdacht erregte. Diese Vorsicht war sehr nöthig, denn als August Clare erblickte, wollte er sich losreißen und zu ihr eilen. Selbst Clare, die ebenfalls vom freudigen Schreck wie gelähmt stand, als sie den Geliebten erblickte, suchte jedoch dies zu verhindern, und gab, als sie sich ein wenig erholt hatte, ein schwaches Zeichen, August möge sich ihr nicht nahen. Wahrscheinlich ahnte sie die Gefahr, welche ihnen allen drohte, wenn die Indianer den Verdacht schöpften, Platen sei nur ihretwegen gekommen.

Der Zweck war jedoch erreicht, Clare hatte gesehen, daß ihr Geliebter in der Nähe sei. Hugo nahm nun sein unterbrochenes Gespräch mit Platen wieder auf.

„Deine Schwester ist also glücklich angekommen?“ fragte Hugo nochmal.

„Ich war in großer Besorgniß, daß dieser Kerl, der schwarze Ludwig, ihr gefolgt sein möchte.“

„Das ist er auch“, antwortete Platen. „Fritz und Karl haben ihn deutlich bemerkt, waren aber in Folge dessen sehr aufmerksam und vorsichtig, so daß Ludwig keine Gelegenheit fand, sich Sarah wieder zu nähern. Ich habe indessen eine Klage wegen Menschenraub gegen ihn einleiten lassen, denn ich will diesen Menschen nicht fortwährend in der Nähe meiner Schwester wissen. Aber dis jetzt ist er noch nicht ergriffen worden. Die Folge davon ist, daß ich Sarah keinen Augenblick unbeachtet lassen darf. Auch jetzt hat sie mich begleitet.“

„Sie hat dich begleitet?“ fragte Hugo schnell. Wo ist sie denn?“

„Natürlich nicht hier im Indianerlager“, antwortete Platen lächelnd. „Ich habe sie in Hanne-Town zurückgelassen, geschützt und bewacht von einigen Dienern. Sie läßt Dir übrigens durch mich noch einmal ihren herzlichen Dank sagen und hofft, Dich bald zu sehen.“

„In Hanne-Town ist das leider unmöglich:“ sagte Hugo mit einem unterdrückten Seufzer. „Aber woher hast Du erfahren, daß das Lager der Winnebagos sich auf dieser Stelle befindet?“

„Glaubst Du, man wüßte in Hanne-Town nicht längst, daß Ihr im Anzuge seid?“ fragte Platen.

„Das weiß man?“ rief Hugo überrascht. „Und was sagt man?“

„Nun, die Ansichten sind getheilt,“ entgegnete Platen. „Einige lachen und meinen, sie würden bald mit diesem rothfarbigen Gesindel fertig werden. Andere fassen die Sache ernster auf, und bereiten sich auf einen hartnäckigen Kampf vor. Es darf natürlich nicht zum Blutvergießen kommen!“

„Nicht?“ fragte Hugo. „Wie meinst Du das? Mir selbst wäre es lieb, durch bloße Drohung meinen Zweck zu erreichen. Aber werden diese Menschen, diese hochmüthigen Bürger von Hanne-Town Vernunft annehmen? Ich glaube es kaum.“

„Ich auch nicht,“ sagte Platen. Was wollt Ihr eigentlich?“

Hugo theilte nun seinem Freunde den Inhalt des Briefes mit.

„Nun gut,“ sagte Platen dann, „es ist keine Rede davon, daß die Leute dort drüben auf Deine Vorschläge eingehen. Aber ich will den Vermittler machen und verspreche Dir, in achtundvierzig Stunden die ganze Angelegenheit zu ordnen.“

Digitized by Google

„Auf eine Weise, die uns zufriedenstellt?“ fragte Hugo ungläubig.

„Gewiß,“ erwiederte Platen. „Ich hoffe wenigstens, Du wirst damit zufrieden sein, vier- oder fünfmalhunderttausend Dollars zu erhalten?“

„Für meinen Theil ja,“ antwortete Hugo. „Aber wie steht es mit meinen Verbündeten?“

„Sie sollen die Erlaubniß erhalten, ihre früheren Wohnplätze wieder einzunehmen,“ sagte Platen. „Wie lange dann der Frieden dauert, wie lange sie im Besitze derselben bleiben werden, dafür kann ich nicht garantiren. Das ist doch klar?“

„Nun ja,“ meinte Hugo. „Aber wie willst Du das durchsetzen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht genau“, antwortete Platen. „Gib mir nur unbeschränkte Vollmacht. Du weißt, daß Du Dich auf mich verlassen kannst. Und ich bin Dir für Alles, was Du für mich gethan, zu so großem Danke verpflichtet, daß ich ein sehr schlechter Bursche wäre, wenn ich nicht alles Mögliche versuchte, Deine Verhältnisse recht bald zu ordnen.“

„Gut so, ich gebe Dir unbeschränkte Vollmacht“, sagte Hugo. „Aber ich zweifle, daß es Dir gelingen wird, den alten Hanneton mürbe zu machen.“

„Warte es nur ab“, erwiederte Platen. „Du hast gehandelt, wie Du mußtest. Du hast diesen gelbsüchtigen Schurken gezeigt, daß Du im Stande bist, Dein Leben für Deine Ehre einzusetzen. Sie haben jetzt Respekt vor Dir, das habe ich wohl gemerkt. Auch vor den Indianern fürchten sie sich ein wenig; die Störung kommt ihnen gerade jetzt, wo sie viel auf den Feldern zu thun haben, sehr ungelegen. Die Zeit ist also für meinen Plan günstig. Ich werde den alten Hanneton mit List fassen. Sei überzeugt in achtundvierzig Stunden ist Alles in Ordnung. Dann aber muß Clare aus ihrer Lage befreit werden. Das verlange ich als ein neues Opfer Deiner Freundschaft!“

„Uebereile es nur nicht“, bat Hugo. „Du siehst, wie sicher sie hier ist. Man betrachtet und behandelt sie wie ein höheres Wesen. Wir dürfen den Versuch zu ihrer Befreiung nicht eher wagen, als bis wir vom Erfolge überzeugt sind. Sie muß befreit werden, gewiß. Aber überlaß es mir, die näheren Mittel und Wege anzugeben. Wenn es geschieht, so muß es hier geschehen oder auf dem Rückmarsch. Für alle Fälle halte gute Pferde bereit.

„Das ist geschehen“, antwortete Platen. „Nun gut, so will ich mich in dieser Hinsicht auf Deine erprobte Treue und Aufopferung verlassen. Ich vertraue Clare Deinen Händen an! Lebe wohl! Sobald ich meine Absicht erreicht, erhältst Du durch mich oder einen Boten Nachricht.“

„Und wie ist es mit diesem Briefe? Soll ich ihn absenden“, fragte Hugo.

„Darf ich der Ueberbringer sein?“ fragte Platen. „Die Indianer können mich begleiten.“

„Vortrefflich!“, rief Hugo. „Es wird größeren Eindruck machen, wenn ein Amerikaner, ein geachteter und wohlhabender Mann, als unser Anwalt auftritt. Komm zu Squinandosch. Ich will mich mit ihm berathen, ohne ihn vorher um Rath zu fragen.“

Nach einer Viertelstunde war auch diese Angelegenheit erledigt. Platen war von Squinandosch als Ueberbringer des Briefes bestätigt worden. Die drei Indianer sollten mit ihm gehen, damit doch auch die rothen Männer vertreten seien, und von ihnen begleitet, verließ Platen in der Abenddämmerung das Lager.

Achtzehntes Kapitel.

Wir wollen mit ihm gehen, um für's Erste zu erfahren, wie er es anfing, die schwierige Angelegenheit seines Freundes zu ordnen.

Platen hatte sich, ehe er, wie wir soeben geschildert, mit Hugo zusammengetroffen, einen Tag in Hanne-Town aufgehalten, und diese Frist benutzt, einen ziemlich klaren Einblick in die Sachlage zu gewinnen. Man sprach noch immer viel über die Angelegenheit, und Platen begriff bald, daß man seinem Freunde Winterfeld wegen seines muthigen Benehmens große Achtung zolle und daß man ziemlich geneigt sei, ihn nicht für einen Betrüger zu halten, denn ein solcher würde nimmermehr sein Leben eingesetzt haben. Man fand es ganz natürlich, daß er zu den Indianern gegangen sei und mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht habe. Einzelne sprachen sich sogar dafür aus, man hätte Hugo mit einer billigen Entschädigung abfinden sollen. Genug, jener Feuereifer, den Hanneton und sein Sohn damals gegen Hugo angefacht, war so ziemlich verraucht und hatte der nüchternen Ueberlegung Platz gemacht. Der bevorstehende Angriff der Indianer, von deren Nahen man bereits Kunde hatte, kam allen denen, die Aecker in der Nähe der Stadt besaßen, sehr ungelegen. Sie fürchteten den Kampf nicht — denn die Amerikaner sind fast ohne Ausnahme muthig. Aber sie wußten, wie lange eine solche Fehde dauern könne und daß ihnen der Ertrag ihrer Aecker für diesen Sommer verloren gehen würde. War man auch in Hanne-Town überzeugt, daß der Sieg endlich auf Seiten der Weißen sein werde, so wußte man doch auch, daß er nur mit den Leichen von Hunderten der tüchtigsten Männer erkauft werden könne.

Der Aufschwung, den die junge Stadt genommen, wurde auf einige Jahre unterbrochen. Deßhalb herrschte eine sehr mißmuthige Stimmung in der ganzen Stadt und Platen, der sich in Amerika Scharfblick und Combinationstalent angeeignet hatte, wußte recht gut, daß der Vorschlag eines billigen Vergleiches jetzt weit geneigteres Gehör finden werde als früher.

Dennoch war der Einfluß, den der alte und junge Hanneton besaßen, ein so bedeutender, daß Platen wohl einsah, alle seine Bemühungen würden vergeblich sein, wenn er diese Beiden nicht sich zu gewinnen wisse. Er erkundigte sich also unter der Hand nach ihren Gesinnungen und erfuhr, daß der junge Hanneton noch immer Feuer und Flamme sei und nur davon spreche, die Indianer nebst dem „schurkischen deutschen Betrüger“ bis auf den letzten Mann zu vernichten. Der Alte dagegen, der sehr bedeutende Anpflanzungen in einiger Entfernung der Stadt besaß, sei sehr verdrießlich über den bevorstehenden Kampf, der ihm fünfsigtausend Dollars seiner jährlichen Einnahmen rauben werde. Er spreche bereits davon, er wünsche, das Ganze sei nicht geschehen, man hätte den Deutschen glimpflicher behandeln sollen. Aber er habe geglaubt im Interesse der Stadt zu handeln, und da es nun einmal so weit gekommen sei, so müsse man den Kampf auch annehmen und für die Ehre der Stadt die nöthigen Opfer bringen.

So war die Lage der Dinge, als Platen sich am Morgen des anderen Tages, nach jener Unterredung mit Hugo, auf den Weg machte, um dem Herrn Bürgermeister das Schreiben Hugo's zu überbringen. Platen hatte sich seinen Plan vollständig zurechtgelegt und war seines Sieges gewiß. Auch kannte er seine Leute und wußte wie man einen solchen zähen Amerikaner behandeln müsse.

Er fand den alten Hanneton allein vor seinem Frühstückstisch. Beide kannten sich von Newyork aus, wo sie in Geschäftsverbindung gestanden hatten und begrüßten sich deßhalb mit großer Unbefangenheit, sogar mit einer gewissen Cordialität.

Nach den ersten Begrüßungsformeln versuchte jedoch Platen das Gespräch auf den Gegenstand zu lenken, der ihn zu dem alten Hanneton geführt hatte.

„Ich bin hierhergekommen, um ein Haus für einen Anderen zu kaufen,“ sagte er. „Aber jetzt wo die Indianer drüben lagern, ist ein Haus in Hanne-Town keinen Dollar werth. — Die Rothhäute werden Euch zu schaffen machen, Mr. Hanneton!“

Der Bürgermeister nahm sein stolzes Lächeln an.

„Wir fürchten uns nicht vor solchem Lumpengesindel!“ sagte er verächtlich.

„Nun, nun!“ meinte Platen mit einem schlauen Lächeln. „Es sind ihrer fünftausend Mann.“

„Fünftausend Mann!“ rief Hanneton und fuhr von seinem Stuhle auf. „Das ist nicht möglich! Man hat uns nur von Tausend berichtet. Sie irren sich, Herr von Platen.

„Ich war gestern selbst drüben im Lager,“ antwortete

August. „Ich kann mich irren. Es mögen auch nur dienstauend sein, aber sie machten einen ganz stattlichen Eindruck.“

„Zum Kuckuck, was hatten sie denn bei den Rothhäuten zu thun?“ fragte Hanneton unruhig.

„Ich besuchte meinen Freund, den Herrn von Winterfeld,“ erwiderte Platen gleichgültig.

„Diesen Menschen? Was zum Teufel haben Sie mit diesem Betrüger zu thun?“ rief Hanneton.

„Ei, ei, Herr Bürgermeister!“ sagte Platen und drohte mit dem Finger. Es ist gut, daß es kein Anderer gehört hat. Sonst dürfte ich eine solche Beleidigung meines besten Freundes nicht ungerächt lassen. Ich weiß wohl, weßhalb Sie schlecht auf ihn zu sprechen sind, aber dieses Mal, mein lieber Herr Bürgermeister, haben Sie, wie ich glaube, etwas voreilig gehandelt.“

„Ich habe das Recht der Stadt vertheidigt,“ rief Hanneton feierlich und mit großer Würde, obgleich sich auf seinen Zügen eine große Unruhe malte. „Die Person ging mich gar nichts an. Dieser Winterfeld mochte sein, wer er wollte — ich würde immer so gehandelt haben.“

„Vorellig war es dennoch,“ sagte Platen ruhig. „Winterfeld ist Millionär.“

„Millionär?“ unterbrach ihn Hanneton fast erschreckt.

„Ohne Zweifel!“ fuhr Platen fort. „Winterfeld ist einer der reichsten Grundbesitzer und ist nur nach Amerika herüber gekommen, um Abwechslung in sein Leben zu bringen. Ich glaube, er wird sich nicht, mit dem zufrieden geben, was ihm hier widerfahren ist.“

„Er mag thun, was er will,“ antwortete Hanneton. „Jedenfalls habe ich gehandelt, wie ich als Bürgermeister dieser Stadt handeln mußte.“

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

III. Quartal 1866.

Sitzung vom 29. August.

Verhandlung gegen Theobald Keller II., 53 Jahre alt, Taglöhner zu Zeiskam wegen Mords.

Der Angeklagte bewohnte mit seiner ledigen Tochter Elisabetha Keller und seiner Schwägerin ein und dasselbe Haus. Am Morgen des 15. Mai abhin kam derselbe zur Hebamme, um sie zu seiner der Niederkunft entgegensehenden genannten Tochter zu rufen. In dessen Haus angekommen fand die Amme Letztere aufrecht im Bette sitzend, ein todtes Kind in den Armen haltend, von dem diese behauptete, es sei todt zur Welt gekommen. Sowohl die Hebamme, als auch der von ihr herbei gerufene Unterarzt Vogel bemerkten jedoch, daß das Kind schon längere Zeit geboren sein müsse und verschiedene Verletzungen an Schädel, Hals und Rücken hatte, die, wie die Elisabetha Keller auf Befragen angab, daher rühren sollten, daß ihr das Kind auf dem Bett auf den Boden gestürzt sei. Der Angeklagte wollte gar nichts von dem Vorfalle bemerkt haben. Da aber keine Blutspuren auf Zuhboden und Bettlade ersichtlich waren und ermittelt wurde, daß die Tochter schon des Abends vorher geächzt und gejammert, was bis gegen 1 Uhr Nachts gedauert habe, worauf es plötzlich still geworden und geblieben sei, und daß Vater Keller jenen Abend zu Hause und um Mitternacht noch wach gewesen, so mußte der Verdacht einer stattgehabten Gewaltthat immer stärker werden. Schon früher hatte der Angeklagte, als er wegen des Zustandes seiner Tochter geneckt wurde, sich hin und wieder geäußert: „Wir werden mit dem Ding, wenn es da ist, bald fertig werden; über Nacht drück' ich ihm die Augen zu und schlag es wieder den Bettladstollen, dann sagt man, es wäre zur Wiege herausgefallen.“ Derselbe wird auch als ein verkommenes dem Branntwein ergebenes Subjekt geschildert, fähig, die eben erwähnte That auszuführen. Bei der am 16. Mai erfolgten Verhaftung des Angeklagten und seiner Tochter machte nun Letztere das Geständniß: Ihr Vater, der ihr mit dem Tode gedroht, wenn sie anders sage, als er sie angelernt, habe schon am 14. Mai trotz ihrer dringenden Bitten sich entschieden geweigert, die Amme zu holen und als das Kind um ½1 Uhr gekommen, es trotz ihres Widerstrebens genommen und irgendwo, wahrscheinlich an der Wand, niedergeschlagen. Die gedachte Schwägerin des Angeklagten will auch um 1 Uhr herum ein Geräusch gehört haben, als wenn etwas Weiches an die Wand geschlagen würde. Mit dieser Angabe stimmt ebenfalls das gerichtsärztliche Gutachten überein. Der Angeklagte läugnete zuerst vollständig, gestand aber später, er habe dem Kind, weil es seine Tochter so gewollt, einen Faustschlag auf den Kopf gegeben, worauf dasselbe gleich todt gewesen sei; er habe es unüberlegt gethan, denn er sei betrunken gewesen. (Dis wird auch von seiner Tochter bestätigt.) Gegen Letztere, die nie ihren Zustand verheimliche und sich auch mit Kindszeug versehen hatte, lagen keine genügende Verdachts-Momente vor zur Vorgerichtsstellung wegen Theilnahme an dem Verbrechen. Der Vertheidiger, Herr Rechtskonsulent Petri, stellte jedoch auf, gerade die Tochter des Angeklagten habe allein Interesse an Beseitigung des Kindes gehabt und sie sei es auch allein, die ihren Vater belaste, der vielleicht, um seine Tochter zu retten, aber an einem günstigen Resultat der gegen ihn geführten Untersuchung verzweifelnd, ein wahrheitswidriges Geständniß abgelegt habe; — wenn nicht, so habe er doch nicht mit überlegtem Entschluß gehandelt und sei noch dazu, wie er angebe, betrunken, daher nicht bei voller Zurechnungsfähigkeit gewesen. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten zwar schuldig, erkannten jedoch, daß er ohne überlegten Entschluß und bei geminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt habe, worauf der Gerichtshof denselben zu einer Zuchthausstrafe von [illegible] verurtheilte.

Eine hübsche Scene berichtet das Braunschweiger Tagblatt: „Der Kuhhirt aus einem Dorfe vom hannoverischen Harze und ein Kollege vom preußischen Harze hatten seit längerer Zeit ein beschauliches Hirtenleben geführt und oft auf den Bergen und in den Thälern beim Grasen ihrer Kühe mit einander geplaudert und gemeinschaftlich dem Glase zugesprochen. Da führt sie der Ruf für's Vaterland plötzlich aus dem friedlichen Hirtenleben in's wilde Kriegsgetümmel hinaus. Die Hirtenkeule wird vertauscht mit der scharfen Waffe, der blaue Kittel mit dem Waffenrocke, der Hirtenhut mit dem Helme und dem Tschako. Der Hirt aus S. geht zu den Preußen, der Hirt aus K. zu den Hannoveranern. Beide tapfere Söhne der Berge kämpfen bei Langensalza, und der Zufall will, daß beide die blutige Waffe im Handgemenge gegen einander richten und eben den Todesstoß vollführen wollen, da schauen sie sich in die Augen — und die Waffe entsinkt ihren Armen, und thränenfeuchten Auges wenden sie sich den Rücken. Der hannoverische Hirt weidet wieder seine Kühe, der preußische ist weiter gezogen mit seiner Schaar.

Zweibrücken, 30. Aug. Der Centner Waizen 6 fl. 56 kr. Korn 4 fl. 23 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 3 fl. 40 kr. Spelz 4 fl. — kr. Hafer 3 fl. 37 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl 50 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 1 fl. 12 kr. Stroh 1 fl. — kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 20 kr.

Homburg, 29. Aug. Der Centner Weizen 6 fl. 39 kr. Korn 4 fl. 7 kr. Spelz 3 fl. 48 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 34 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 48 kr. Kornbrod 19 kr.

Speyer, 28. Aug. Der Centner Waizen 6 fl. 48 kr. Korn 4 fl. 41 kr. Gerste 4 fl. 48 kr. Spelz 4 fl. 33 kr. Hafer 3 fl. 39 kr.

Neustadt, 28. Aug. Der Centner Weizen 16 fl. 50 kr. Korn 4 fl. 38 kr. Spelz 4 fl. 54 kr. Gerste 4 fl. 52 kr. Hafer 4 fl. 6 kr.

Am Bartholomäus-Markt zu **Quirnbach**, wurde aus Versehen ein hellbrauner **Hut** gegen einen andern vertauscht. Man bittet um Zurückgabe desselben bei der Redaktion ds. Bls.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs J[illegible]...nschmis

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 36. Sonntag, den 9. September **1866.**

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

„Dennoch scheint es mein Freund persönlich auf Sie abgesehen zu haben,“ sagte Platen. „Für's Erste will ich mich jedoch meines Auftrages erledigen. Lesen Sie hier diesen Brief!“

Er gab dem Bürgermeister das Schreiben Hugo's, von dem er freilich im Voraus wußte, daß er keinen Eindruck [illegible] Anneton machen würde. Daran aber war Platen weniger [illegible] Sein Plan beruhte auf einer ganz anderen Seite.

In der That legte auch der Bürgermeister das Schreiben aus der Hand.

„Ihr Freund ist ein großer Schwärmer!“ sagte er. „Die Bürger von Hanne-Town werden die Achseln zucken, wenn ich ihnen das vorlese. Niemand fürchtet hier die Indianer, im Gegentheil, man freut sich darauf, sie mit einem guten Denkzettel heimzuschicken.

„Dasselbe habe ich Winterfeld gesagt,“ antwortete Platen. „Er hat auch seine Thorheit bereits eingesehen und einen weit vernünftigeren Plan gefaßt. Leid thut es mir, daß gerade Sie, Mr. Hanneton, daß Opfer desselben werden sollen.“

„Ich? Weßhalb ich?“ fragte der Bürgermeister mit großem Selbstbewußtsein.

„Nun, weil Winterfeld, wie ich ihnen schon sagte, seinen ganzen Unwillen auf Sie und Ihren Sohn concentrirt hat,“ antwortete Platen, der sich an der Unruhe weidete, die Hanneton vergebens zu verbergen suchte. „Mein Freund will seine Klage gegen die Stadt fallen lassen und sich nur an Einzelne halten. Da Sie der reichste Grundbesitzer in Hanne-Town sind, und da er sich durch Sie beleidigt glaubt, so will er bei dem Congreß eine Klage gegen Sie allein einreichen, vorausgesetzt, daß Sie sich nicht gütlich mit ihm einigen.“

„Ich erwarte diese Klage!“ rief Hanneton. „Ich fühle mich sicher im Besitze meines guten Rechtes. Sagen Sie Ihrem Freunde, er möge thun, was er wolle, er würde mich keinen Augenblick schwanken finden.“

„Wenn Sie Winterfeld gegenüber so sprächen, so würden Sie in Ihrem Rechte sein,“ sagte Platen lächelnd. „Aber ich dächte, Mr. Hanneton, Sie kennten mich gut genug, um zu wissen, daß ich mich nicht durch solche Redensarten täuschen lasse. Ich weiß sehr gut, daß die Ansprüche meines Freundes vollkommen begründet sind und daß ein Drittheil Ihres Vermögens — denn so viel würden Sie ihm als Entschädigung herauszahlen müssen — mindestens eine halbe Million beträgt. Nun liegt meinem Freunde wenig an dem Gelde, denn wie ich Ihnen sagte, er ist selbst Millionär. Aber er will sich an Ihnen rächen. Und Sie kennen die guten Bürger von Hanne-Town wohl genug, um zu wissen, daß Niemand sich Ihrer annehmen wird, sobald es sich um Sie allein handelt, um so mehr, wenn Winterfeld, wie er mir gesagt, die Hälfte der Summe, die er von Ihnen erhält, der Communal-Casse von Hanne-Town schenken will.“

Dieses Mal war der Eindruck, den Platens ruhige und geschäftsmäßige Worte auf den Bürgermeister machten, ein sehr sichtbarer. Anneton mußte sich gestehen, daß Platen vollkommen Recht habe und daß kein einziger Mensch in Hanne-Town daran denken würde, den Bürgermeister zu unterstützen, sobald es sich um eine Separat-Klage gegen ihn allein handle.

„Zum Teufel, Herr von Platen!“ rief er heftig. „Sie sind nicht gekommen, hoffe ich, um mir diesen angenehmen Morgen zu verderben! Was will dieser Winterfeld? Sind Sie sein Bevollmächtigter?“

„Ja, der bin ich, ich habe sogar unbeschränkte Vollmacht,“ antwortete Platen. „Und was Winterfeld will, das habe ich Ihnen schon angedeutet. Er verlangt von Ihnen die 600,000 Dollars, welche er früher von der ganzen Stadt beansprucht hatte.“

„Sagen Sie ihm, daß er ein Narr ist!“ rief Hanneton heftig.

„Das will ich wohl thun,“ antwortete Platen. „Aber damit ist die Sache nicht zu Ende und Sie werden das Geld immer zahlen müssen. Nun lassen Sie mich einen Vorschlag machen, Herr Hanneton. Wie ich Ihnen sagte, habe ich unumschränkte Vollmacht. Was ich Ihnen vorschlagen werde, ist nicht nur billig und gerecht, sondern für Sie sogar sehr vortheilhaft. Bevorworten will ich nur noch einmal, daß die Ansprüche Winterfeld's vollkommen rechtmäßig sind, und daß ich, wenn es die meinigen wären, sie auf Heller und Pfennig eintreiben würde, so daß ich, binnen Jahresfrist ein doppelter Millionär wäre. Winterfeld aber hatte nicht Lust, sich lange mit dieser Angelegenheit zu ärgern. Bevorworten will ich zweitens, daß Winterfeld es allein auf Sie abgesehen hat. Und nun will ich meinen Vorschlag machen. Sie berufen ein Meeting, nehmen Ihre früheren Irrthümer zurück, erklären Winterfeld für den rechtmäßigen Besitzer des Grundes und Bodens von Hanne-Town und fordern die Bürger auf, ihm eine schnelle und vollständige Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Das wird Ihnen eine Kleinigkeit sein, wenn Sie nur wollen. Haben Sie dieses den Bürgern klar auseinandergesetzt und sind dieselben auf Ihren Vorschlag eingezangen, so beantragen Sie eine Anleihe von vierhalbhunderttausend Dollars zur Entschädigung für Herrn von Winterfeld. Für eine Stadt wie Hanne-Town ist eine solche Anleihe eine Kleinigkeit, um so mehr, wenn sie erst in dreißig oder vierzig Jahren zurückgezahlt zu werden braucht. Von diesen vierhalbhunderttausend Dollars geben Sie die eine Hälfte an Winterfeld, die andere Ihrer Tochter Amelie als Mitgift, wenn sie den Baron heirathet.“

„Den Baron heirathen?“ rief Hannetown, der mit der größten Aufmerksamkeit zugehört hatte. „Wie kommen Sie auf diese Idee? Meine Tochter schrieb mir allerdings aus Newyork, ein fremder Abenteurer, Namens Winterfeld, habe ihr den Hof gemacht.“

„Nun ja, das war mein Freund,“ unterbrach ihn Platen. „Winterfeld ist ein Europäer, er hat den Kopf voll romantischen Ideen. Rasend verliebt in Miß Amelie, wie er damals war und jetzt noch ist, hatte er benuch die Absicht, nur durch seine Person zu siegen und gab sich für Arm aus, damit sein Verdienst, die Gunst der schönen Amelie errungen zu haben, um so größer sei. Er kannte die praktischen Amerikanerinnen nicht. Die Folge seines Benehmens war ganz einfach ein Korb, den Miß Amelie ihm gab. Dennoch liebt er ihre Tochter leidenschaftlich und da er Millionär und außer-

Digitized by Google

dem der brawste und ehrlichste Mensch von der Welt ist, so können Sie wohl schwerlich einen besseren Schwiegersohn finden. Also? — Die Sache ist abgemacht?"

„Lassen Sie mich überlegen — ich will Francois rufen!" antwortete Hannetown.

Platen sah wohl, daß er den Bürgermeister vollständig für sich gewonnen habe. Er fuhr jedoch fort, in ihn zu dringen und ihm das Ersprießliche seines Planes vorzustellen. Auf diese Weise ersparte er dem alten Hanneton die Beschämung sich gar zu schnell für besiegt zu erklären. Mr. Francois kam inzwischen dazu und wollte zuerst aus der Haut fahren, als er von einer Entschädigung Winterfeld's hörte. Aber dieses Mal trat der alte Hanneton ihm energisch entgegen, und der Vortheil des ganzen Arrangements trat auch dem Sohne so klar vor die Augen, daß er sich endlich, wenn auch mit Widerwillen, bereit erklärte, darauf einzugehen. Es wurde also zwischen den beiden Hanneton's auf der einen, und August von Platen als Bevollmächtigten Winterfeld's auf der andern Seite, ausgemacht, daß Winterfeld von der Stadt Hanne-Town vierundsiebenhunderttausend Dollars als Entschädigung zu erhalten habe, daß ihm von dieser jedoch nur die Hälfte ausgezahlt werden solle. Die andere Hälfte solle Amelie als Heirathsgut erhalten, wenn sie die Frau Winterfeld's werde. Sollte sie sich weigern, dem Baron die Hand zu reichen, — ein Fall, der von dem alten Hanneton für unmöglich gehalten wurde, — dann sollten auch diese zweimalhunderttausend Dollars noch an Winterfeld ausgezahlt werden.

Was die Indianer betraf, so einigten sich die beiden Parteien weit leichter. Man kam überein, ihnen alle möglichen Versprechungen zu machen, nur damit der augenblickliche Kampf abgewendet werde. Niemand dachte freilich daran, in Zukunft diese Versprechungen zu halten. Genug, Platen verließ das Haus des Bürgermeisters mit großer Befriedigung und in der festen Ueberzeugung, daß es Hanneton ein Leichtes sein werde, unter den jetzigen Umständen ganz Hanne-Town für die verabredete Ausgleichung zu gewinnen.

Als er nach seinem Hotel kam und Sarah mittheilte, wie gut ihm sein Plan geglückt, war auch das junge Mädchen sehr erfreut darüber. Als er aber hinzufügte, Winterfeld könne nun diese schöne Amelie Hanneton, die ihm in Newyork so vortrefflich gefallen, wirklich heirathen, er müsse es sogar thun — da verstummte Sarah's Freude plötzlich, sie ließ den Kopf hängen, und als Platen, dem das nicht entging und der sie scharf betrachtete, sie fragte, was ihr fehle, klagte sie über Kopfschmerzen und ging auf ihr Zimmer.

Platen schickte für's Erste einen von den drei Indianern nach dem Lager mit der Nachricht an Hugo, daß alle Aussicht für ein friedliches Arrangement vorhanden sei, theilte ihm jedoch in seinem Brief nichts über die näheren Bedingungen derselben mit.

Es geschah übrigens Alles, wie Platen es vorausgesehen hatte. Sämmtliche Abendzeitungen erhielten Artikel, die aus den Federn des alten und jungen Hanneton hervorgegangen. War Hugo damals in den Artikeln, die ihn so sehr erbitterten, ein Betrüger, ein Fälscher, ein Abenteurer und Industrieritter genannt worden, so bemühten sich die Aufsätze, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Hugo wurde als eines der vornehmsten und hervorragendsten Häupter des deutschen Adels bezeichnet, dem man in Folge eines höchst bedauernswerthen Irrthums entsetzliches Unrecht gethan habe. Seine Ansprüche wurden vollkommen gültig erklärt und den Bürgern von Hanne-Town der Rath gegeben, die jenem Ehrenmanne angethane Beleidigung so schnell als möglich und auf eine glänzende Weise zu sühnen. Auch die Indianer wurden beiläufig erwähnt und darauf hingedeutet, wie unangenehm ein Kampf gerade zur Zeit der bevorstehenden Ernte sei. Genug, nichts wurde in diesen Artikeln gespart, um die Bürger von Hanne-Town vollständig umzustimmen und ihnen eine genügende Entschädigung des Herrn von Winterfeld als die heiligste Nothwendigkeit von der Welt erscheinen zu lassen. Um diese Entschädigung so schnell als möglich eintreten lassen zu können, forderte der Bürgermeister, Mr. Hanneten selbst, die Bürger der Stadt zu einem allgemeinen Meeting, des Abends um halb acht Uhr, am Ufer des Nordhuffes, auf.

Platen wohnte natürlich diesem Meeting bei, aber in einer andern Stimmung, als damals Hugo jener Versammlung beiwohnte. Der Pflanzer von Wisconsin hatte vollkommen Muße, die glänzende Geschicklichkeit zu bewundern, mit welcher Mr. Hanneton und sein Sohn Alles zurückzuhemmen wußten, was sie damals gegen Hugo geäußert hatten. Genug, die Stimmung war nach einer Stunde vollständig für den Bürgermeister und seinen Vorschlag und als Hanneton sich zuletzt sogar nicht scheute, die persönlichen Verdienste seines einstigen Gegners, seinen Muth und seine Tapferkeit hervorzuheben, brach das leicht veränderliche Volk in lauten Beifall aus. Die Vorschläge Hanetons wurden vollständig angenommen. Den Indianern sollte ihr früheres Recht wieder eingeräumt und Hugo von Winterfeld mit viermalhunderttausend Dollars für seine Ansprüche auf den Grund und Boden von Hanne-Town entschädigt werden. Eine Anleihe, die der Bürgermeister selbst vorzuschießen erklärte, sollte diese außergewöhnliche Zahlung decken.

Noch an demselben Abend erhielt Platen von dem alten Hanneton das Document, in welchem die Zahlung verbürgt wurde, ausgefertigt und am andern Morgen in aller Frühe machte er sich mit den Indianern auf den Weg nach dem Lager.

Neunzehntes Kapitel.

Als Platen im Lager der Indianer anlangte, fand er seinen Freund in lebhaftem Gespräch mit Squinandesch und einigen anderen Häuptlingen der Winnebagos. Schon von fern hielt er ihm das Entschädigungsdocument entgegen, und Hugo, der nun erriethe, daß die Sache erledigt sei, erwartete ihn voller Freuden.

Nach einer Viertelstunde wußte das ganze Lager, daß die Bürger von Hanne-Town den rothen Söhnen der Winnebagos und den weißen Häuptling ihre Rechte eingeständen hätten und daß die Urkunden darüber in den nächsten Tagen eintreffen würden. Es herrschte allgemeine Freude, denn auch den Indianern war es angenehm einen Kampf zu entgehen, der vielleicht zweifelos die Besten ihres Stammes hinweggerafft hätte. Natürlich wurde dieser friedliche Sieg der Gunst des wiedererrungenen Wampumms zugeschrieben und eine große Festlichkeit veranstaltet, um denselben zu ehren.

Platen hatte Hugo die näheren Bedingungen der Uebereinkunft mit dem alten Hameton nicht mitgetheilt, sondern nur im Allgemeinen gesagt, daß er viermalhunderttausend Dollars erhalten würde. Hugo war überglücklich. Er las wiederholt das Document und konnte kaum an die Wirklichkeit desselben glauben, daß er nun ein reicher Mann sei. Platen erinnerte ihn jedoch sanft daran, daß nun noch eine andere Pflicht zu erfüllen sei, die Rettung Clare's die jetzt auf jedenfall aus der Gewalt der Indianer befreit werden müsse.

Hugo war Freund und Ehrenmann genug, um sogleich seine eigene Freude zu vergessen und nur an die Unterstützung dessen zu denken, dem er selbst so viel verdankte. Es wurde schnell ein Plan zur Befreiung Clare's entworfen, in Folge dessen Platen einen Diener nach Hanne-Town zurückschickte, mit der Weise, Nachmittags um sechs Uhr spätestens wieder im Lager zu sein und alle die Gegenstände mitzubringen, die er ihm auf einen Zettel geschrieben, jedoch heimlich und verborgen, so daß die Indianer nicht wissen könnten, was er bringe.

„Ich würde mich nun an Deiner Stelle den guten Bürgern von Hanne-Town zeigen," sagte Platen zu seinem Freunde, als die Unterredung beendet war. Du kannst überzeugt sein, dort mit großem Respect empfangen zu werden.

Meinst Du?" fragte Hugo lächelnd. „Nun, wir wollen sehen. „Wenn Clare's Befreiung geglückt ist, wird sich immer noch eine Gelegenheit finden, eine Visite in Hanne-Town zu machen, obgleich ich wirklich genau genommen wenig Lust habe, die Bekanntschaft dieser Schurken zu erneuern."

„Oho, so darfst Du jetzt nicht mehr sprechen!" sagte Platen. „Du vergissest — aber nein, ich selbst habe eine Hauptsache vergessen!" Das kann auch nur mir geschehen!

Digitized by Google

Mein liebster Hugo, ich habe Dir noch eine äußerst wichtige Bedingung des Friedenscontracts mit Mr. Hanneton mitzutheilen, aber ich hoffe, sie wird Dir ebenso angenehm sein wie das, was Du bereits kennst."

„Nun?" fragte Hugo. „Ich glaubte, Du hättest mir Alles gesagt."

„Du erhältst nur zweimalhunderttausend Dollars sogleich ausgezahlt," erwiderte August mit einem schlauen Lächeln, „die andere Hälfte erhältst Du erst als Mitgift, wenn Du eine gewisse äußerst liebenswürdige Dame heirathest. So ist es zwischen mir und dem Bürgermeister verabredet worden."

„Heirathen? Eine liebenswürdige Dame?" rief Hugo, der nicht recht zu hören glaubte.

„Ja wohl — eine Dame, deren Besitz den Himmel auf Erden gewährt!" antwortete Platen.

„Du folterst mich, August! rief Winterfeld. „Wen soll ich denn heirathen?"

„Nun, Miß Amelie, Deine Angebetete von Newyork!" sagte der Pflanzer.

Hugo's Gesicht wurde, um mit einem alten Sprichworte zu reden, so lang wie der Tag vor Johannis, und er trat erbleichend einige Schritte zurück.

„August," stammelte er — „verzeihe mir, aber bist Du wahnsinnig gewesen? Ich soll Amelie heirathen? Das ist ein schlechter Scherz!"

„Lieber Himmel!" rief Platen wirklich oder scheinbar auf's Höchste erstaunt. „Was ist Dir denn? Liebst Du denn Miß Amelie nicht zum Rasendwerden? Ich habe geglaubt, einen Deiner höchsten Wünsche zu erfüllen, als ich dieses Abkommen traf."

„Unglückseliger!" rief Winterfeld vollkommen niedergeschmettert. „Ich denke mit keinem andern Gedanken, als dem der größten Verachtung, an jene geldgierige Kokette! Nimmermehr, lieber Alles, lieber das ganze Geld verlieren als dieses Mädchen heirathen. Gehe nur ruhig zurück nach Hannes-Town, und sage dem alten Wucherer, er möge seine Tochter behalten und das Geld dazu. Heirathen kann ich seine Tochter nimmermehr. Lieber wandre ich barfuß nach Californien!"

„Damit setzte er sich ganz erschöpft und verzweifelnd auf einen umgefallenen Baumstamm und starrte trostlos vor sich hin.

Platen wußte nicht ob er lachen oder ernst bleiben sollte, wählte jedoch das Letztere."

„Nun, da habe ich in der besten Absicht eine schöne Geschichte angerichtet!" sagte er bedauernd. „Ich glaubte, Du seiest noch immer rasend in diese Amelie verliebt und schilderte Dich dem alten Hanneton als Millionär, nur damit er einwilligen solle, Dir seine Tochter zu geben. Ja, Du lieber Himmel, was ist nun zu machen. Vielleicht schlägt Amelie Deine Hand aus!"

„Das glaube ich nicht," seufzte Hugo.

„So meinst Du?" fragte Platen lächelnd. „Er hält sich immer noch für unwiderstehlich. Aber ich glaube selbst, daß sie Ja sagen wird, denn sie wartet seit lange auf einen reichen und wo möglich jungen Gemahl. Nun, ich habe das Unglück angerichtet, ich muß es auch beseitigen."

„Es ist ganz einfach," sagte Hugo schwermüthig. „Wir lassen die zweimalhunderttausend Dollars fahren, ich begnüge mich mit der Hälfte. Oder erhalte ich gar nichts, wenn ich sie nicht nehme?"

„Nun, so schlimm ist es nicht!" rief Platen laut lachend über das jammervolle Aussehen seines Freundes. „Hätte ich das denken können! In Newyork Feuer und Flamme für die schöne Amelie, so daß ich glaubte, Du würdest mir vor Freuden in die Arme stürzen, wenn Du hörtest, sie soll Deine Frau werden, und nun der klägliche Jammer armen Sünder. O Unbeständigkeit, Dein Name ist Winterfeld!"

„Sprich nicht mehr davon," sagte Hugo finster. „Ich habe für diese Amelie nie mehr empfunden, als eine vorübergehende Passion. Seit ich sie nicht mehr sah, habe ich sie vergessen."

„Also Du willst wirklich auf die Hälfte des Geldes, zwei Tonnen Goldes — verzichten, nur um nicht der beneidenswertheste und glücklichste Mensch der Vereinigten Staaten zu werden?" fragte August.

„Ich werde der glücklichste und beneidenswertheste Mensch sein, wenn ich diese Miß Amelie in meinem Leben nie wiedersehe," erwiederte Hugo. „Und nun sprechen wir nicht mehr davon, es ist mir zuwider."

„Das Geld darfst Du nicht verlieren, auf keinen Fall!" rief Platen. „Das wäre ein Gaudium für diesen alten Schacherer, wenn er diese zweimalhunderttausend Dollars in die Tasche stecken könnte!"

„Aber heirathen kann ich Amelie nicht, auf keinen Fall!" sagte Hugo entschlossen.

„Nun gut, wenn Du nicht willst, so sollst Du es nicht," rief Platen. „Ich weiß zwar im Augenblick selbst noch nicht, wie ich es machen werde, aber es muß gemacht werden. Die Hauptsache bleibt nur, das Geld zu erhalten, und Miß Amelie nicht zu heirathen. Der Fall aber kann nur dann eintreten, wenn Miß Amelie Dir den Abschied gibt. Du Deinerseits mußt thun, als ob Dir an nichts auf der Welt mehr gelegen wäre, als ihr glücklicher Gatte zu werden."

„Ich habe sehr wenig Lust zu einem solchen Gaukelspiel, sagte Hugo mißmuthig.

„Bedenke nur, daß Dir weiter nichts übrig bleibt," antwortete Platen ernst. „Nimm Vernunft an. Es kann wieder Dein noch mein Wille sein, dem alten Hanneton die Hälfte des Geldes zu lassen, die Dir rechtmäßig gehört. Ich garantire Dir, daß Du sie erhältst, wenn Du meinem Plane folgst. Aber Du mußt blindlings thun was ich Dir vorschreibe. Glückt mein Plan nicht, so zahle ich selbst Dir aus meinen eigenen Mitteln das Geld — Du siehst also, das es mein Ernst ist."

„Davon kann nicht die Rede sein!" rief Hugo. „Also gut, ich vertraue mich Dir an. Aber Du garantirst mir, daß ich Amelie nicht zu heirathen brauche?"

„Ich garantire es Dir!"

„Und was habe ich denn zuerst zu thun?" fragte Hugo.

„Zuerst nichts weiter, als daß Du Dich in Hannes-Town einfindest und kurze Zeit bei Deinem zukünftigen Schwiegervater verweilst, einige zärtliche Briefe an Amelie schreibst und ihre Antworten in Empfang nimmst. Das Uebrige werde ich besorgen und möglichst breiten. Inzwischen bist Du mein Gast auf Platen-Town und lernst etwas von der amerikanischen Landwirthschaft, damit Du Deinen Reichthum später auf eine vernünftige Weise anwenden kannst."

„Abgemacht!" rief Hugo. „So soll es sein!"

Und er reichte Platen die Hand, in welche dieser kräftig einschlug.

Der Tag verging den Beiden schnell genug mit kleinen Vorbereitungen und Erkundigungen, die nur den Zweck der Befreiung Clares hatten. Die Braut Platens, die von Zeit zu Zeit auf einige Augenblicke die Hütte verließ, die man für sie errichtet hatte, war bald durch Zeichen und auch ein Zettelchen, das Hugo in der Nähe der Hütte fallen ließ, davon unterrichtet worden, daß man den Versuch machen werde, sie in der Nacht zu befreien.

Alles schien dieses Unternehmen zu begünstigen. Die Indianer feierten den Sieg, den sie ohne Waffengewalt, nur durch Vermittlung ihres weißen Freundes errungen hatten, auf acht nationale Weise durch kriegerische Tänze und Gesänge und dann durch geistigen Genuß des Feuerwassers, das sie sich von Hannes-Town hatten holen lassen. Die Hälfte von ihnen war schon in einem berauschten Zustande, als der Diener Platens, von dem andern Dienern begleitet, im Lager der Indianer anlangte.

Beide hatten mehrere Fässer mit Feuerwasser (Branntwein) auf ihren Pferden, außerdem aber noch einige Kleidungsstücke und einen großen Pflanzerhut, die sie so geschickt verborgen hielten, daß Niemand sie sah und in die aus grünen Zweigen errichtete Hütte Hugo's geschafft werden konnten. Hugo, vollkommen in den Plan seines Freundes eingeweiht, vertheilte nun das Feuerwasser, von dem außerdem so eben noch eine größere Sendung für die Indianer aus Hannes-Town angelangt war, an die Häuptlinge. Das eine Faß aber wußte er geschickt denjenigen Indianern zuzuwenden, welche die Ehrenwache bei dem Wampum hielten. Hugo kannte die Indianer jetzt genug, um zu wissen, daß in wenigen Stun-

Digitized by Google

den seiner von den Wächtern mehr nüchtern sein werde, und wahrscheinlich auch die alten Frauen, die Wächterinnen Clares dem Trank zusprechen würden.

Ungeduldig harrten dann August und Hugo auf den Anbruch der Nacht. Als sie kam, lagen zwei Drittheile der Indianer vollständig betrunken auf dem Moose, und das andere Drittheil befand sich in einem solchen Zustand, in welchem sie einen Weißen nicht mehr vor einer Rothhaut zu unterscheiden vermochten. Noch eine Stunde warteten die Beiden, dann nahm Hugo den Mantel und Pfanzerhut und verließ die Hütte, um den Dienern die Weisung zu geben, sich mit ihren vier Pferden an einer bestimmten Stelle bereit zu halten.

Vorsichtig ging er selbst durch das Lager, oft über eine Rothhaut stolpernd, die kräftig schnarchend auf der Erde lag. Als er in der Nähe des Wigwams kam, in welchem Clare wohnte, fand er auch dort Alles schlafend und still. Dennoch zögerte er, in die Hütte einzudringen, da er nicht wußte, ob die Indianerinnen schliefen. Er ließ also das Zeichen ertönen, das er mit Clare verabredet hatte, und kalt darauf erschien Clare selbst, die inzwischen von innen Gelegenheit gehabt, die Thüre zu öffnen.

„Gott sei gelobt!“ sagte Hugo aufathmend. „Ich glaube, nun ist das Schwierigste überstanden.“

Damit warf er ein Stück Papier in das Innere der Hütte, das für den andern Tag seine Dienste leisten sollte.

„Nehmen Sie diesen Mantel und diesen Hut, Miß Clare!“ bat Hugo. „So! Nun reichen Sie mir den Arm, lassen Sie uns eilen! August erwartet Sie mit seinen Dienern.“

Hugo fühlte, wie sie ihm zitternd und dankbar die Hand drückte. Dann gingen sie beide hastig durch das Lager. Ein eigenthümliches Pfeifen, das die Diener Platens von Zeit zu Zeit ertönen ließen, diente dazu, Hugo die Richtung anzugeben, die er einzuschlagen habe. Nach zehn Minuten ruhte Clare an der Brust ihres Verlobten.

„Nun fort, fort!“ drängte Hugo, nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens vorüber war. „Morgen bin ich bei Euch in Hanne-Town!“

„Komm doch lieber gleich mit uns!“ bat August. „Wenn man doch nun erfährt, daß Du zu Clares Befreiung beigetragen, so bist Du verloren!“

„Ich kenne jetzt die Indianer genug, um zu wissen, was ich ihnen bieten darf,“ antwortete Hugo. „Eilt nur! Grüße Deine verehrte Schwester und auch — Master Hanneton! Morgen bin ich bei Euch!“

Platen half Clare auf das Pferd, drückte Hugo die Hand und sagte ihm Lebewohl.

„Wenn Du in Gefahr bist, so laß es mich nur wissen,“ sagte er. Dann komme ich mit ganz Hanne-Town Dich zu befreien. Diese Hannelowner sind überhaupt dumme Köpfe. In dieser Nacht könnten sie den ganzen Winnebago-Stamm vernichten, ohne einen Mann zu verlieren.“

„Wist!“ lagte Hugo lachend. „Nun, Du meinst es nicht so schlimm! Auf Wiedersehen!“

Platen und seine Braut setzten die Pferde in Bewegung und Hugo kehrte nach seiner Hütte zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.
III. Quartal 1866.

Sitzung vom 3. September.

Verhandlung gegen Wilhelm Lauer, 33 Jahr alt, Gerber von Altenkirchen, zuletzt in Zweibrücken in Arbeit, wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit nachgefolgtem Tod.

Der Angeklagte wohnt mit seiner Frau und seinen Kindern in der Landauerstraße dahier und hat noch zwei jüngere Brüder Johannes und Martin Lauer hier in Arbeit stehen. Am Abend des 27. Mai abhin, um 6 Uhr herum, kamen diese Beiden an dem Haus des Angeklagten vorüber, den sie aufforderten, sie in einem Streite mit 2 Soldaten des 6. Jägerbataillons, Joseph Schetting und Daniel Fuchs von Breisfurth, zu unterstützen. Derselbe folgte sofort dieser Aufforderung und die streitenden Parteien kamen miteinander bis in die Nähe des Bleichers Georg Betsch, wo der Weg zum Gefängniß in die Straße nach Contwig mündet. Hier begann nun eine Rauferei, die einige Zeugen ständig mit angesehen haben, und zwar damit, daß der Angeklagte, der an seinen hellen Kleidern von seinen Brüdern zu erkennen war, den Schetting packte, ihn auf die Brust stieß, mit Faustschlägen tractirte, zu Boden warf, ihm den Säbel aus der Scheide zog und damit mit größter Heftigkeit über den Kopf schlug, so daß sofort das Blut von ihm strömte. Unterdessen hatten die beiden Brüder des Angeklagten sich an Fuchs gemacht, der sich zuerst mit den Händen, dann aber mit seinen Säbel wehrte, worauf Johann Lauer den von seinem Bruder weggeworfenen Säbel des Schetting aufhob und damit gegen Fuchs focht, während jetzt die beiden andern Brüder mit Steinen schlugen und warfen, bis ein Uhlane den Jägern zu Hilfe kam und die sich dann in das Haus von Betsch flüchteten, der schnell das Hofthor hinter ihnen schloß. Die beiden ledigen Lauer griffen hierauf einen andern vom Gefängniß herabkommenden Jäger an, liegen aber wieder von demselben ab, als sie der Angeklagte aufmerksam machte, daß dieß keiner ihrer Gegner sei. Dieser Jäger machte nun die Anzeige auf der Hauptwache, wohin die Geb. Lauer auch kamen und wo Johann Lauer den Säbel, den er noch immer hatte, abgab, mit der Angabe, sie wären von den beiden Soldaten angegriffen worden. Der Soldat Schetting hatte auf der linken Kopfseite eine von dem Säbelhieb herrührende Wunde, die sich sofort, da ein Knochenbruch entstanden war, als sehr bedeutend erwies und bereits am 12. Juni darauf den Tod desselben zur Folge hatte. Die übrigen am Streite betheiligten Personen hatten nur leichte Verletzungen. Da Johann Lauer im Besitz des Säbels war und aus Rücksicht auf die Familie seines Bruders die That anfänglich auf sich nahm, so wurde dieser zuerst verhaftet. Die Zeugen, die den Vorfall von Anfang bis zu Ende mitansahen und mit den Brüdern Lauer konfrontirt wurden, erkennen jedoch bestimmt den Angeklagten als den Hellgekleideten an, der den Soldaten zu Boden geworfen und mit einem Säbelhieb auf den Kopf versetzt, den Johann Lauer als denjenigen, der den vom Angeklagten später weggeworfenen Säbel aufgehoben und damit gegen Fuchs gefochten, und den Martin Lauer als den, der blos mit Fäusten und Steinen geschlagen und geworfen hat. Der Angeklagte leugnete jedoch und suchte die Schuld auf seinen Bruder Johann zu schieben.

Der Vertheidiger, Herr Rechtskandidat Rosenberger, machte geltend, kein Zeuge hätte den Angeklagten schlagen, sondern nur ein Mal mit dem Säbel ausgiehen und denselben sodann wegwerfen sehen. Wilhelm Lauer habe daher mit dem Säbel gegen Schetting nicht geschlagen, oder höchstens ein Mal. Letzterer habe nun zwei Verletzungen gehabt, und es sei nicht erwiesen, ob er die tödliche von dem Angeklagten erhalten habe. Aber selbst im bejahenden Falle habe dieser in Nothwehr gehandelt und höchstens vielleicht schuldhaft überschritten. — Am 4. September, auf welchen Tag sich die Verhandlung anberaumte, wurde Lauer von den Geschworenen freigesprochen.

Häuser-Verkauf.

Unterzeichneter beabsichtigt seine beiden Häuser, nämlich das frühere Schardt'sche Haus und die Ziegelhütte, unter günstigen Bedingungen aus freier Hand zu verkaufen. Liebhaber wollen sich dieserhalb baldigst melden.

Kusel, im September 1866.

Martin Schmelzlé.

Grummet

auf 3 Wiesen zu verpachten durch

Kipp, kgl. Gerichtsbote.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pädagogia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 37. Sonntag, den 16. September 1866.

Haune-Town.

(Fortsetzung.)

Er schlief am andern Morgen absichtlich sehr lange. Etwas unruhig war er doch. Das Verschwinden Clares mußte das ganze Lager in Bewegung gesetzt haben. Er wartete deßhalb, bis Jemand kommen würde, um ihm die Trauerbotschaft mitzutheilen. Das geschah auch. Squinandosch, mit deutlichen Spuren eines kaum ausgeschlafenen Rausches in den matten, gläsernen Augen, trat zu ihm ein.

Der Häuptling lamentirte entsetzlich über das Verschwinden des „Engels“, „des guten Geistes“ und glaubte nun stände dem Winnebago-Stamm neues Unglück bevor. Auch Hugo heuchelte eine aufrichtige Theilnahme und verlieh dann mit Squinandosch seine Hütte. Ueberall sah er matte Augen und bestürzte Gesichter. Niemand aber schien eine Ahnung zu haben, daß Hugo mit dem Verschwinden Clares in Verbindung stehe. Beiläufig erzählte er, daß sein Freund noch gestern in der Nacht schnell abgereist sei, weil ein Diener gekommen, um ihn zu holen. Damit bemäntelte er die Fußtritte des vierten Pferdes, das am Tage vorher in einem Dickicht verborgen gewesen. Doch sah er bald ein, daß selbst die schwache Nothlüge überflüssig sei, denn die Indianer waren nach den Aussichweifungen des vergangenen Tages so stumpfsinnig, daß sie gar nicht daran dachten, eine Fährte zu finterfuchen.

Im Gespräch mit Squinandosch näherte sich Hugo auch dem Wigwam des Wampums und trat in denselben ein. Hier entdeckte er zuerst das Zeitelchen, das er selbst in der Nacht hineingeworfen, und hob es auf. Er hatte darauf mit einer rothen Flüssigkeit einige verschrobene Buchstaben gemalt, die in englischer Sprache folgende Worte enthielten: „Der Stamm der Kinder der Winnebagos wird blühen und alle seine Feinde besiegen. Ich habe ihn zurückgeführt auf die Weidegründe der Väter. Die rothen Männer bedürfen meiner nicht mehr. Ich kehre in meine Heimath zurück.“

Hugo stand sehr erstaunt und verdolmetschte dann den Indianern diese Worte. Sie hatten diejenige Wirkung, die Hugo hatte erreichen wollen, denn man glaubte ihm unbedingt, man betrachtete ihn selbst als ein höheres Wesen. Squinandosch ließ die Botschaft jubelnd durch das ganze Lager verkünden, daß der Engel wieder in seine Heimath zurückgekehrt sei, weil ihn die Winnebagos nicht mehr nöthig hätten, und weil sie auch ohne ihn immer siegreich sein würden. Ueberall kehrte nun die Freude auf die abgespannten Gesichter zurück.

Jetzt aber hielt es Hugo für angemessen, auch seinerseits dem einsamen Leben bei den Indianern ein Ende zu machen. Er erklärte, daß er zu seinen Freunden und Landsleuten zurückkehren wolle. Vergebens waren die Bitten Squinandosch's, er solle bei ihm bleiben und eine seiner Töchter heirathen, vergebend die Trauer des ganzen Stammes. Hugo blieb fest, versprach indessen sobald als möglich zu den Winnebagos zurückzukehren.

Unter großen Feierlichkeiten, in einer Versammlung sämmtlicher Indianer erhielt Hugo nun den Dank des Stammes und verschiedene Andenken. Dann begleitete ihn der ganze Stamm eine volle Stunde weit und Squinandosch wollte ihn sogar bis nach Haune-Town führen. Das lehnte Hugo entschieden ab, weil er fürchtete, der Häuptling möge dort Platen wiedersehen. Er drückte dem Sachem die Hand, und sprengte allein weiter.

Es war ihm so wohl, so freudig, so frei umé Herz, wie nie seit langer Zeit. Zwar schwebte sein Verhältniß zu Amelie Hanneton noch als eine dunkle Wolke vor ihm, aber Platen hatte ihm ja versprochen, Alles in Ordnung zu bringen. Nun sollte er Sarah und seinen glücklichen Freund wiedersehen, er selbst nicht mehr als ein armer Abenteurer, sondern als ein reicher Mann — das schwellte sein Herz. Zum ersten Male sang er wieder ein frisches heimathliches Lied und gab wohlgemuth seinem Pferde die Sporen.

Noch vor Haune-Town empfing ihn Platen und begleitete ihn über den Fluß nach der Stadt, wo Sarah und Clare ihn empfingen. Hugo glaubte, Sorah erröthe ein wenig, als sie ihm die kleine Hand reichte und das machte ihn überglücklich. Er hatte auch nichts Eiligeres an der reichbesetzten Tafel zu thun, die Platen in seinem Zimmer hatte servieren lassen, als zu erzählen, wie ihn Platen durchaus an Miß Hanneton habe verkaufen wollen, und jedenfalls war es Sarah, die am herzlichsten darüber lachte und so heiter war, wie niemals — wenigstens behauptete ihr Bruder das. Platen bat jedoch, Hugo möge nicht so laut sprechen, damit dem alten Hanneton nichts von diesem Widerwillen Hugos gegen die Heirath zu Ohren komme. Der einzige Schatten der noch über der frohen Versammlung schwebte, war das Unglück Clares, der Sprache beraubt zu sein. Dennoch war auch sie heiter und glücklich, und um das zu zeigen, um Platen tausendmal zu zeigen, wie sehr sie ihn liebe, dazu bedurfte sie nicht der Zunge, sondern nur ihrer glänzenden Augen.

Uebrigens sagte Platen leise zu Hugo, er habe bereits mit einem Arzt über dieses Unglück seiner Braut gesprochen, und dieser sei der festen Ueberzeugung, daß sie bei irgend einem Schreck oder bei der Aufregung irgend eines außergewöhnlichen Ereignisses die Fähigkeit zu sprechen wieder erlangen werde, da es sehr wenige Fälle gebe, in denen ein solches Unglück dauernd gewesen sei.

Noch an demselben Nachmittag schrieb Hugo einen zärtlichen Brief an Amelie und machte dem Bürgermeister Mr. Hanneton einen Anstandsbesuch. Wieder drängte sich das Volk in den Straßen zusammen, um ihn zu sehen, aber dieses Mal hörte Hugo nur beifällige Aeußerungen und Anerkennungen seines früheren Muthes.

Sein Besuch bei dem Bürgermeister war sehr kurz und ceremoniell. Francois war glücklicher Weise nicht zugegen. Hanneton wollte allerdings Entschuldigungen vorbringen, aber Hugo hörte ihn kaum an. Er bat den Alten, seiner Tochter den Brief zu übersenden, den er ihm gab und in welchem er dieselbe um ihre Liebe und um ihre Hand bitte, empfing dann die zweimalhunderttausend Dollars in Banknoten, quittirte über das Doppelte, und ließ sich dagegen eine Bescheinigung von dem alten Hanneton ausstellen, daß ihm dieser 200,000 Dollars zu zahlen habe, wenn Amelie Hugo's Hand ausschlage.

Dieser Fall wird nicht eintreten! sagte Hanneton mit einem süßen Lächeln. Meine Tochter weiß die Wünsche ihres Vaters und die Liebenswürdigkeit eines so ausgezeichneten Gentlemans zu würdigen!“

Digitized by Google

Hugo antwortete nicht darauf, steckte seine Banknoten in die Tasche und kehrte lächelnd und vergnügt zu Platen zurück.

Am andern Morgen in aller Frühe verließen sie zusammen die Stadt, Clare dicht verschleiert, damit sie nicht von zufällig hegegnenden Winnebagos erkannt werde. Glücklich erreichten sie die Eisenbahn und glücklich Platen-Town.

Zwanzigstes Kapitel.

Acht Tage waren dort verflossen, und die kleine Familie, zu der Hugo ebenfalls gehörte, lebte in der schönsten Harmonie. Zwar erinnerte die stumme Clare immer noch an die Vergangenheit, aber die Gegenwart war so angenehm im Verhältniß zu dem, was nun vorübergegangen, daß selbst Clare kaum zu empfinden schien, was ihr fehlte. Sie war die glücklichste von allen, stets heiter, stets am Arme Platens und wurde nur dann plötzlich still und weinte leise, wenn irgend ein Umstand sie an den verlorenen Vater erinnerte. Auch Sarah war der Mutwille und die Schelmerei selbst.

Nur Hugo mit jedem Tage ernster und nachdenkender. Und doch hatte er auch Grund genug gehabt, mit dem Wechsel seines Schicksals einverstanden zu sein. Er war selbst nach amerikanischen Begriffen ein wohlhabender Mann, er lebte in einer vortrefflichen Familie, jeder erwies ihm Achtung und Wohlwollen, und er hatte an August von Platen ein herrliches Beispiel von sicherm Wohlstand, der auf Fleiß und wohlvertheilter Thätigkeit beruhte. Hugo nahm sich auch der Landwirthschaft mit großem Eifer an. Aber es war leicht zu sehen, daß er sich dieser Arbeit bis jetzt nicht aus Pflichtgefühl, sondern nur in der Absicht widmete, sich zu zerstreuen. Er liebte die Einsamkeit, seufzte zuweilen, sah sehr unglücklich aus und wurde blasser. Niemand schien darauf zu achten. Der Grund war einfach genug. Die Liebe zu Sarah, der anmuthigen Schwester seines Freundes, schlug immer tiefere Wurzeln in dem Herzen Winterfelds. Er sah ein, daß er selten, vielleicht nie ein weibliches Wesen finden würde, das seinem Charakter so zusagte und so viel Geist und Gefühl mit so viel Verstand und hinreißender Liebenswürdigkeit vereinte. Sonst, in seiner Heimath, war er so kühn gewesen, sonst hatte er nie daran gezweifelt, ein Frauenherz leicht zu erobern. Aber er sah wohl ein, daß Sarah aus anderem Stoffe geformt sei, als die Frauen, die den Männern die Eroberung leicht machen, und er mußte sich gestehen, daß er nicht wisse, ob er dieses reizenden Mädchens würdig sei. Selbst wenn es ihm gelang, den Knoten zu lösen, den Platen verschwell geschürzt hatte, selbst wenn er im Nothfalle auf die Hand Amelens und die bedeutende Summe verzichtete, hatte er dann Grund zu hoffen? Würde Sarah, die allgemein und mit Recht gefeiert war, um deren willen mancher reicher Farmer der Nachbarschaft gleichsam zufällig in Platen-Town vorsprach, die Leidenschaft erwiedern, die sein Inneres verzehrte? Er glaubte es kaum. Die wahrhafte Liebe ist stets schüchtern, weil sie den Gegenstand ihrer Liebe auf eine so hohe Stufe stellt. Und dennoch blieb es für's Erste immer die Hauptsache, dieses unangenehme Verhältniß zu der Tochter Hannetons zu lösen, die ihm jetzt im Vergleich zu Sarah, abscheulich erschien. Platen bewahrte das tiefste Schweigen über seinen Plan, so sehr auch Hugo in ihn drang, ihn durch Mittheilungen desselben wenigstens etwas zu beruhigen. Er zwang sogar seinen Freund, noch einige zärtliche Briefe an Amelie zu schreiben und sie zu einem Entschlusse zu drängen. Platen erklärte dies als durchaus nothwendig für die glückliche Durchführung seines Planes. Und so sah Hugo ein Verhältniß immer enger werden, das er so gern um jeden Preis gelöst hätte. Ja, um sein Unglück voll zu machen, übersendete ihm Mr. Hanneton einen Brief seiner Tochter, in welchem diese in sehr zärtlichen Ausdrücken Hugo wegen ihres Benehmens in Newyork um Verzeihung bat und seine Bewerbung annahm. Hugo zerknitterte den Brief voller Wuth zwischen den Fingern und ließ sich den ganzen Tag nicht mehr sehen. Sein größter Schmerz aber war, daß er deutlich bemerkte, wie Sarah gekichert hatte, als Platen seinem Freunde den Brief überreichte. Sie lachte also über sein Unglück. War das nicht möglich, genug, Alles verloren zu geben?

„Ich werde diese Amelie heirathen!“ rief er trostlos beim Abendtisch. „In Amerika finde ich doch keine andere Frau! Aber ich gehe nach Kalifornien oder in die Wälder. Die ganze Welt ist mir gleichgültig!“

„Hoffentlich wirst Du aber noch kurze Zeit bei uns bleiben,“ erwiederte Platen sehr ernsthaft, während Sarah ihrer Freundin Clare einen Blick zuwarf und sich dann hinter ihr Taschentuch versteckte.

„Warum?“ fragte Hugo. „Es kommt allerdings auf acht Tage nicht an.“

„Weil ich morgen früh auf einige Tage nach Newyork reisen muß,“ sagte Platen.

„So werde ich Dich begleiten“, sagte Hugo düster. „Oder soll ich —“

„Ja, Du sollst hier bleiben, wenn es Dir recht ist,“ antwortete Platen. „Du mußt Deine landwirthschaftlichen Studien fortsetzen. Das läßt sich nicht so leicht unterbrechen.“

Am andern Morgen reiste Platen wirklich nach Newyork. Er sagte nur im Allgemeinen zu Hugo, daß er dort einige Geschäfte abzumachen habe, und daß er sogleich versuchen wolle, die Angelegenheit wegen Amelieus in Ordnung zu bringen. Aber etwas Bestimmtes sprach er nicht aus.

Dennoch war seine Reise einzig und allein dem letzteren Zwecke gewidmet und sobald er in Newyork angelangt war, machte er Toilette und ging nach einem Klubbhause, in welchem sich die jungen und reichen Müßiggänger der Hauptstadt der Vereinigten Staaten zu versammeln pflegen.

Platen hatte früher während seines Aufenthaltes in Newyork manchen von den jungen Leuten, die hier ihr Wesen trieben, genauer gekannt. Er begrüßte sie also und wurde freundlich aufgenommen, denn man achtete ihn wegen seines entschlossenen Charakters, wenn man auch wußte, daß er den Thorheiten des Spiels, der Wetten und anderer derartigen Dinge, die in solchen Klubbs getrieben werden, längst entsagt habe.

Ohne scheinbar an irgend etwas Interesse zu nehmen, ging Platen von dem Einen zum Andern, und gelangte endlich zu Lord Kilkerv Butzmaffel, der einer der ersten Personen dieses Klubbs und mit dem Platen ebenfalls von früher her flüchtig bekannt war.

„Nun, Mylord, wie geht es Ihnen?“ fragte Platen „Wir haben uns lange nicht gesehen. Hätten Sie nicht Lust wieder einmal durch den Niagara zu schwimmen? Die Jahreszeit ist sehr geeignet dazu.“

„Gotdam!“ murrte der Engländer, „erinnern Sie mich nicht daran!“

Allerdings war das keine angenehme Erinnerung für den Lord. Er hatte damals mit Platen, den er zufällig im Wirthshaus an den Niagarafällen traf, gewettet, der Einzige zu sein, der über den Strom schwimmen könne, dreihundert Schritte oberhalb des riesigen und weltbekannten Wasserfalles, dort, wo die Strömung schon sehr stark ist. Platen, der im Schwimmen bis dahin noch nicht seinen Meister gefunden, hatte dasselbe behauptet und der Versuch war gemacht worden. Lord Butzmaffel hatte nur die Mitte des Stromes erreicht, dann waren ihm die Kräfte geschwunden und er hatte in das bereit gehaltene Boot steigen müssen, während Platen ohne sichtbare Anstrengung das jenseitige Ufer erreichte, also die Wette gewann. Lord Butzmaffel war wüthend gewesen.

„Warum nicht?“ erwiederte Platen lachend auf die ärgerliche Antwort des Lords. „Sie haben so viel Wetten gewonnen, daß Sie diesen Verlust schon verschmerzen können. Ueberhaupt scheint es mir, Mylord, als wären Sie nur im Glück gegen die Amerikaner und Engländer. Gegen die Deutschen verlieren Sie stets.“

„Wie so? fragte der Lord verdrießlich. Sie sind der einzige Deutsche, mit dem ich gewettet.“

„Sehr ehrenvoll für mich.“ antwortete Platen ironisch. „Aber ich sprach auch nicht von Wetten, sondern nur im Allgemeinen. Mein Freund, Herr von Winterfeld zum Beispiel hat Ihnen einen bedeutenden Verlust zugefügt. Er heirathet ihre Flamme, Miß Amelie Hanneton.“

„Er heirathet sie?“ rief der Lord erblassend und erröthend. „Das ist nicht möglich, er sagte mir selbst, daß seine Leidenschaft für sie nicht so groß sei.“

Digitized by Google

„Und in Folge dessen haben Sie ihm freies Feld gelassen?“ sagte Platen lachend, „das war nicht klug. Ihr Nebenbuhler hat den Vortheil benutzt und Miß Amelie wird anstatt Lady Butzmassel, was sie wahrscheinlich sehr gern geworden wäre, Frau von Winterfeld.“

„Das wird sie nicht!“ rief der Lord wüthend. „Ich versuche das Aeußerste. Bis jetzt habe ich mich noch nicht erklärt. Wenn ich der Dame sage, daß ich die Absicht habe, sie zur Lady Butzmassel zu machen, so wird sie in der nächsten Minute diesem deutschen fahrenden Ritter den Abschied geben.“

„Das bezweifle ich,“ sagte Platen kalt und scheinbar beleidigt. „Mein Freund kann es in jeder Beziehung mit allen Lords der Welt aufnehmen und an Liebenswürdigkeit übertrifft er sie sogar.“

„Ich sage Ihnen aber, wenn Miß Hanneton Jemond heirathet, so werde ich es sein!“ rief der Lord.

„Und ich sage Ihnen, Sie werden sie nicht heirathen,“ antwortete Platen eben so heftig.

„Wollen wir wetten?“ rief der Lord, bei dem das Wetten ein wahre Leidenschaft geworden.

„Gewiß!“ antwortete Platen. „Fünfhundert Dollars.“

„Tausend Dollars!“ rief Butzmassel. „In sechs Wochen ist Miß Amelie meine Frau und Sie zahlen mir tausend Dollars.“

„Sie ist es nicht, und ich erhalte das Geld!“ rief Platen in scheinbarer Heftigkeit.

Lord Butzmassel rief einige Bekannte herbei, und die Wette wurde heimlich, damit nicht jeder davon höre und Miß Amelie compromittirt werde, aber in aller Form in Ordnung gebracht.

Sobald dies geschehen, sagte August von Platen dem Lord Lebewohl und verließ den Klubb, um sich zu einem seiner Freunde, dem Doktor Follenius zu begeben. Dieser war nicht wenig erstaunt, zu hören, auf welche Weise Hugo von Winterfeld sich der Bekanntschaft mit dem Häuptling der Winnebagos und des Vokabulariums der Indianersprache bedient habe. Platen bat ihn dann, ihm einen Gefallen zu erweisen, der darin bestehen solle, daß Follenius ihn genau Bericht über das Verhältniß erstatte, das sich jetzt, wie Platen mit Bestimmtheit voraussehen konnte, zwischen Amelie Hanneton und Lord Butzmaffel entwickeln würde. Follenius war in den feineren Kreisen von Newyork bekannt, konnte also leicht erfahren, was Miß Amelie sprach und that. Er gab Platen das Versprechen, ihm wöchentlich darüber Bericht zu erstatten, sagte auch zu, ihn in Platen-Town zu besuchen, um die angenehme Bekanntschaft mit Winterfeld fortzusetzen und zugleich den Zustand Clares zu untersuchen. Platen wußte, daß er sich auf den Doktor verlassen könne, und da ihn keine andere Geschäfte aufhielten, so reiste er sogleich nach seiner Farm zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

III. Quartal 1866.

Sitzung vom 7. September.

Verhandlung gegen Jakob Geropp, 37 Jahre alt, früher Bierbrauer in Landau, dermalen Ackerer in Nußdorf, wegen krimineller Körperverletzung.

Nachbarliche Gemeinschaften und nachbarliche Gerechtigkeiten erzeugen gewöhnlich Streitigkeiten. Dies war auch der Grund der zwischen dem Angeklagten und seinem Nachbarn Jakob Günthert in Nußdorf entstandenen Feindseligkeiten. Geropp's Keller liegt unterhalb der Günthert'schen Behausung; dagegen muß Günthert seinen Weg zu seinem Keller durch Geropps's Scheuer nehmen. Da Letzterem jedoch am verflossenen Spätjahr Klee aus seiner Scheuer entwendet worden war, so hielt er dieselbe in letzterer Zeit öfters verschlossen, was die Familie Günthert in ihrem gewöhnlichen Gang hinderte. Wie schon öfter, entstand auch am 20. Januar l. J. hierwegen zwischen den Nachbarn Disput, wobei der Angeklagte den Vater Günthert einen schlechten Kerl genannt und in die Tasche gegriffen haben soll, um nach seinem Messer zu langen. Doch erst des Abends um ½5 Uhr, als der Angeklagte durch Günthert's Hof nach seinem Keller gehend diesem wieder ein Schimpfwort nachgerufen hatte und Günthert ihm hierwegen in das Kalterhaus nachgegangen war, kam es zu Thätlichkeiten, die Geropp mit einem Fauststoß auf Günthert's Brust begonnen haben soll, während Geropp behauptet, Günthert habe ihn zuvor mehrmals mit einem Prügel auf Arm und Schultern geschlagen. Dem alten Günthert waren unterdessen seine beiden Söhne Valentin und Georg Adam zu Hilfe gekommen, die nun erzählen: Letzterer habe, als er seinen Vater bedroht sah, dem Geropp mit der Beilseite einige Hiebe versetzt, worauf dieser auf ihn eingedrungen sei und ihm mit dem offenen Messer in die Brust gestochen und Vater Günthert dem Angeklagten mit einem Prügel mehrmals tüchtig über den Kopf geschlagen habe, daß dieser blutete und der Prügel in Stücke zerbrach. Geropp behauptet jedoch, die 3 Günthert hätten ihn zuerst mit Prügeln, dann die beiden Söhne unter dem Ruf: „Schlagt ihn todt,“ mit Aexten oder Beilen auf Stirn und Arm geschlagen, so daß er ganz taumlich geworden sei und zu seiner Vertheidigung blindlings um sich gestochen habe. Im Kelterhaus befand sich damals aber nur ein Beil, eine Art dagegen nicht vor. Geropp hatte eine Geschwulst auf dem Ellenbogen und eine Stirnwunde, die wenig Wahrscheinlichkeit für ihre Entstehung durch einen Hieb mit einer Axtschneide bietet. Der Stich hatte eine Arbeitsunfähigkeit des Verletzten von 167 Tagen zur Folge. Herr Rechtscandidat Rosenberger machte in seiner Vertheidigung für den Angeklagten geltend, er habe einem Angriff von Dreien gegenüber gestanden, sich daher im Stand der Nothwehr befunden, und höchstens deren Grenzen schuldhaft überschritten; unter allen Umständen liege übrigens Reiz vor. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage, sowie die beiden ihnen wegen Exceß der Nothwehr und Reiz gestellten Fragen worauf Geropp mit Gmenatlicher Gefängnißstrafe belegt wurde.

Sitzung vom 8. September.

Verhandlung gegen Heinrich Frech, 50 Jahre alt, Maurer und Leinweber in Duttweiler wohnhaft wegen Diebstahls im Verbrechensgrade.

Am Morgen des 19. Juli abhin hatte in der Wirthschaft zum Pflug in Landau das Fuhrwerk der Wittwe Beuchy von Arzheim, mit einer Kuh bespannt, die neues Chaisengeschirr anhatte, und Jakob Ries von Rülgheim mit einem Wlachpferde eingestellt. Gegen 11 Uhr bemerkten Beide, daß das Chaisengeschirr, sowie das Pferd sammt Geschirr, zusammen im Werth von 200 fl., verschwunden waren. Ries begte sogleich Verdacht auf einen fremden Mann, der vorher in der Wirthschaft mit ihm Bier getrunken und ihn über Verschiedenes ausgefragt hatte, mit ihm im Stall war, als er das Pferd einstellte, und dabei die Kuh der Wittwe Beuchy, die schon darin stand, als die seinige ausgab. Den Fuhrmann der Letzteren hatte derselbe fremde Mann vorher auf dem Markt gefragt, wo er eingestellt, er habe auch ein Pferd einzustellen. Weiteres stellte sich heraus, daß derselbe von der Wirthin zum Pflug Geld leihen wollte, mit der Angabe, er habe ein Pferd in ihrem Stalle stehen, und daß an diesem Vormittag ein fremder Mann das Kuhgeschirr und das Pferd mit Geschirr in den Stall von Wirth Winkler verbrachte, und nachdem er von diesem ein Dahrlehen von 10 Thaler erhalten, dorten zurückkieß, ohne wiederzukommen. Die Identität des fremden Mannes mit dem Angeklagten wurde später hergestellt, die That von Letzterem auch nicht geläugnet. Am nämlichen Tag Nachmittags gegen 1 Uhr, als der Verwalter Engel zu Knöringen das Bureau verlassen und sich in seine Wohnung im obern Stock begeben hatte, wurde dessen Kasse am Schalter erbrochen und etwa 43 fl. in preußischem, österreichischem und süddeutschem Geld entwendet. Die Thüren zum Bureau waren unverschlossen, auf dem Schalterbrett lag eine verbogene Papierscheere. Um diese Zeit hatten zwei Bahnwärter einen fremden Mann von Knöringen herkommend in das Stationsgebäude eintreten, dasselbe aber nach 10—12 Minuten wieder verlassen und auf demselben Weg zurückgehen gesehen. Ein anderer Mensch war in dieser Zeit nicht hin gekommen. Auf Befragen erklärte er ihnen, er sei von Deides-

Digitized by Google

heim; sie erkannten ihn aber in dem Angeklagten wieder. Dieser läugnete jedoch diesen Diebstahl. Aus seinen Bemühungen, jenen Morgen bei verschiedenen Personen in Landau Geld aufzunehmen, erhellt jedoch, daß er damals kein hatte. Von Knöringen begab er sich nach Edenkoben und Edenkoben und ersteigte bei einer dort abgehaltenen Mobilienversteigerung Hemden und Kleidungsstücke für 16 fl. 22 kr., bei deren Bezahlung die Zeugen über 40 fl. in groben Geldsorten bei ihm gesehen haben wollten. Außer verschiedenen Wirthszechen zahlte er auch des andern Tags 8 fl. an seinen Hausherrn, die derselbe vorher nie von dem Angeklagten erlangen konnte. Außerdem wurde noch einiges Geld an diesem Tag bei Frech gefunden, was Alles zusammen weit mehr ausmachte, als die in Landau entlehnten 10 Thaler. Der Angeklagte wurde auch bereits zwei Mal wegen Diebstahls verurtheilt, ein Mal zu acht Jahren Gefängniß, das andere Mal zu fünf Jahren Zuchthaus. Der Vertheidiger des Angeklagten, Herr Rechtscandidat Schmitt, suchte bezüglich der beiden ersten demselben zu Last liegenden Handlungen darzuthun, daß dieselben keine Diebstähle, sondern Betrugsverhandlungen zum Nachtheile der Wirthe wären, bei denen Frech Geld entliehen habe; bezüglich des Diebstahls in Knöringen beantragte er, da weder Geständniß, noch Beweis vorliege, Freisprechung des Angeklagten. Die Geschworenen scheinen bei den zwei ersten Fällen auf die Ansicht der Vertheidigung eingegangen zu sein, da sie in dieser Hinsicht ein Nichtschuldig aussprachen, während sie den Angeklagten des Diebstahls in Knöringen schuldig erklärten, was seine Verurtheilung zu einer Zuchthausstrafe von 10 Jahren nach sich zog.

In der gestrigen Sitzung wurde der Geschworene Raab, in der heutigen wurden die Geschworenen Kägy, Gerlach und Berger für den Rest der Session dispensirt, daher am Montag der erste Ersatzgeschworene in Anspruch genommen wird.

Auszug

aus den Civilstands-Registern der Stadt Kusel vom Monat August 1866.

Geboren:

am 1. Carl August, Sohn von Carl Unold, Seiler; am 2. Catharina, Tochter von Georg Fattinger, Sattler; am 2. Luisa, Tochter von Heinrich Bambauer, Metzger von Rothbach; am 7. Elisabetha, Tochter von Theodor Joannt, Sattler: am 10. Friedrich Otto, Sohn von Friedrich Meyer, Holzhändler; am 11. Jakob Carl, Sohn von Jakob Hofmann, Schneider; am 18. Ludwig, Sohn von Carl Braun, Tuchweber von Altenglan; am 20. Luisa Juliana, Tochter von Adam Frank, Postillon; am 24. Catharina Philippina, Tochter von Philipp Geibig, ledig von Quirnbach; am 30. Christian Friedrich, Sohn von Christian Gilcher, Schmied und Mechanicus.

Gestorben:

am 1. Jakob Decker, 1 Jahr, 4 Monate, 5 Tage alt, Sohn von Friedrich Decker, Taglöhner; am 4. Ludwig Westrich, 2 Monat, 18 Tage alt, Sohn von Johann Westrich, Fuhrmann; am 6. Catharina Daniel, 52 Jahr 6 Monate 10 Tage alt, Wittwe von weiland Jakob Krah, lebend Nagelschmied; am 7. Elisabetha Jakob, 28 Jahr, 6 Monate, 5 Tage alt, Ehefrau von Johann Westrich, Fuhrmann; am 14. Margaretha Matzenbacher, 25 Jahr, 2 Monate, 29 Tage alt, Ehefrau von Friedrich Hoffmann, Gutsbesitzer; am 17. Carolina Forve 2 Monat, 22 Tage alt, Tochter von Jakob Forve, Nagelschmied; am 29. Franz Götz, Tuchweber, 77 Jahre, 2 Monate, 26 Tage alt.

Verehelicht haben sich:

Keine.

Neustadt, 11. Sept. Der Centner Weizen 6 fl. 58 kr. Korn 4 fl. 44 kr. Spelz 4 fl. 46 kr. Gerste 4 fl. 48 kr. Haser 4 fl. — kr.

Quirnbach. Marktverlegung.

Der auf den dritten Mittwoch (den 19.) d. Mts. treffende Viehmarkt ist, des israel. Versöhnungsfestes wegen, verlegt worden auf

Dienstag, den 18. September c.,

was man dem handeltreibenden Publikum zur Kenntniß bringt.

Quirnbach, den 3. September 1866.

Das Bürgermeisteramt,

Hinkelmann.

[383²/₂]

International-Lehrinstitut.

Nebst den gewöhnlichen Lehrgegenständen werden die französische und englische Sprache durch den beständigen Umgang mit den fremden Zöglingen ebenso gründlich erlernt wie im Auslande selbst. — Kaufmännische Rechnungen und Correspondenz, einfache und doppelte Buchhaltung in deutscher und französischer Sprache. — Pensionat mit billigen Bedingungen. — Den Lehrplan übersendet franco die **Direction in Bruchsal** (Baden). [384²/₂]

Einladung zur Kirchweih.

Künftigen Sonntag und Montag als am 23. und 24. September wird der Unterzeichnete die

Diedelkopfer Kirchweihe

abhalten, wobei für bestens zubereiteten Rinds-, Kalbs- und Schweinebraten, Hahnen, Schinken und Bratwürste, Kaffee, allen Sorten Kuchen, sowie sehr guten Wein gesorgt ist. In der angenehmen Erwartung, auf einen zahlreichen Besuch hoffen zu dürfen, macht hierzu seine höflichste Einladung

[397¹/₂] **Carl Crecher.**

Sonntag den 16. September zu Kusel auf der Nacht

Preisschießen.

Schafweide-Verpachtung zu Glan-Münchweiler.

Donnerstag den 20. September nächstkünftig, des Morgens um 10 Uhr, zu Glan-Münchweiler auf dem Bürgermeisteramte, wird die Schafweide auf dasiger Gemarkung für die Zeit vom 1. Oktober 1866 bis 1. März 1867 verpachtet.

Glan-Münchweiler, den 8. Sept. 1866.

Das Bürgermeisteramt.

[385²/₂] **Leonhard.**

Einladung.

Auf den hiesigen Hauptpreismarkt, Montag den 17. ds. Mts., findet im Saale des Unterzeichneten

Tanz-Belustigung

statt, unter Mitwirkung der bekannten Kilian'schen Musikgesellschaft. Entree für Tänzer 24 kr. Nichttanzende erhalten dagegen einen Schoppen Wein zu 18 kr.

[392²/₂] **Hermann Fritz.**

Ein Miteser zum „Pfälzer" wird gesucht. Näheres bei der Expedition.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№ 38. Sonntag, den 23. September **1866.**

Hanne-Town.

(Fortsetzung.)

Folgendes war nun im Allgemeinen das, was die Briefe des Doktor Fellenius enthielten und was Platen später noch über das Verhältniß des Lord zu Miß Amelie erfuhr.

Butzmassel hatte sogleich seine Kunstschafter ausgesendet und in Erfahrung gebracht, daß Amelie Hanneton am folgenden Abend die Gesellschaft eines Banquier besuchen werde. Der Lord ließ sich ohne Säumen dem Banquier vorstellen, den diese Ehre in einen Rausch des Entzückens versetzte — den Butzmassel war wegen seiner Absonderlichkeiten eine bekannte Persönlichkeit und galt außerdem doch für enorm reich, obgleich Einzelne, die es wissen konnten, andeuteten, daß er in den letzten Jahren durch seine absonderliche Art zu leben seine Finanzen zerrüttet habe. Natürlich erhielt der Lord eine Einladung zu der Gesellschaft des Banquiers. Er nahm sie nicht direkt an, erschien aber dennoch am nächsten Abend.

Sein Erscheinen machte enorme Sensation, denn man wußte, daß er äußerst selten derartige Gesellschaften besuchte. Die Damen steckten die Köpfe zusammen, die Herren drängten sich in seine Nähe. Aber der Lord sprach keine drei Worte, ging zum Wirth, zog denselben in die Mitte des Saales und ließ sich von dort aus die einzelnen Damen nennen. Natürlich beobachtete man ihn genau.

Er hörte mit dem tiefsten Schweigen die einzelnen Namen nennen, bis der Banquier Miß Amelie Hanneton nannte. Da entrang sich ein lautes und bewundrendes Ach! der Brust des Lords. Amelie erröthete vor Entzücken über diesen Triumph und die anderen Damen erbleichten vor Neid. Darauf ging der Lord direct auf Miß Amelie zu, nahm einen Stuhl und setzte sich neben sie. Jetzt, da es sich darum handelte, eine Wette zu gewinnen, hatte er jede Schüchternheit abgelegt.

Wir wollen in die Unterhandlung der Beiden nicht eingehen, sie war von Seiten des Lords eigenthümlich genug; er sprach keine sechs Worte hintereinander, ließ dagegen seine grauen Augen unverwandt und bohrend auf Miß Amelie ruhen. Um so lebhafter sprach diese. Ihre Freude über den Triumph, den sie feierte, kannte keine Grenzen. Im vollsten Entzücken ließ sie sich vom Lord nach Hause begleiten und gab ihm die Erlaubniß, sie so oft zu besuchen als ihm angenehm sei.

Amelie gehörte zu den Frauen, die auch nicht den kleinsten Theil dessen besitzen, was man Herz nennt. Hugo von Winterfeld hatte ihr seinem Aeußern nach damals gefallen; als sie aber hörte, daß er arm sei, war er ihr vollständig gleichgültig geworden. Sie dachte erst dann wieder an ihn, als sie seinen Brief mit der Bewerbung erhielt und als der alte Hanneton ihr schrieb, er wünsche, daß sie die Hand Winterfelds annehme, da er ein reicher Mann sei. Sie war freilich entschlossen, diesen Wunsch zu erfüllen, es erging ihr aber, wie den meisten derartigen Frauen. Sobald sie einigewilligt, bereute sie ihren Entschluß, denn sie sagte sich, wie leicht es möglich gewesen sei, eine noch bessere, reichere Partie zu machen.

Seltsamer Weise bestätigte sich ihre Vermuthung. Amelie sah plötzlich einen Mann zu ihren Füßen, um den die ganze Damenwelt sie beneidete — den Lord Butzmassel. Daß der Lord keine Spur jener ferneren Bildung besaß, die den wahren Adel ausmacht, daß er häßlich, geistig beschränkt war — das Alles kam bei ihr gar nicht in Geltung. Er war ein Lord und sollte Millionen besitzen — das entschied! Amelie war sogleich entschlossen, das Verhältniß zu Winterfeld wieder zu lösen, sobald sich herausstellte, daß der Lord es ernst meinte. Und daran konnte sie bald nicht mehr zweifeln. Der Lord war stets in ihrer Gesellschaft, suchte sie überall auf und sprach entschieden seine Neigung aus, ihr Gatte zu werden.

Amelie wünschte sich nun von ganzem Herzen Glück dazu, noch nichts über das Verhältniß zu Winterfeld veröffentlicht zu haben. Sie schrieb ihrem Vater, daß sie sich erst noch überlegen wolle, ob sie die Hand des Barons entschieden annehme, da sich andere und bessere Aussichten in Newyork selbst zeigten. Der alte Hanneton jedoch, der nur an seine zweimalhunderttausend Dollard dachte, antwortete ihr beinahe drohend, sie solle sich alle derartige Gedanken aus dem Sinn schlagen, sie könne keine bessere Partie machen, als der Baron.

Das verletzte den Stolz Amelieens. Wie alle herzlosen Wesen besaß sie viel Eitelkeit und Eigensinn und strebte gerade nach dem, was ihr verboten war — natürlich soweit ihre raffinirte Klugheit es zuließ. Sie faßte also den festen Entschluß, heimlich die Gattin des Lords zu werden, in der Ueberzeugung, ihr Vater werde nachher nicht unzufrieden sein, wenn er erfahre, sie sei Lady Butzmassel geworden. In ihrem Innern glaubte sie, daß der Baron sie schwärmerisch liebte und freute sich schon darauf, ihn durch die plötzliche Nachricht von ihrer Verbindung mit einem Anderen zu Boden schmettern zu können. Auch an ihren Vater schrieb sie ganz gehorsame und willfährige Briefe.

Von welcher ganz anderen Wirkung aber, als sie erwartet hatte, war die Nachricht, die Hugo und Platen ungefähr 4 Wochen nach der Rückkehr des Letzteren nach Newyork erhielten! „Geehrter Herr von Platen," schrieb Lord Butzmassel, „ich theile Ihnen in aller Eile mit, daß Miß Amelie Hanneton vor einer Stunde Mylady Butzmassel geworden ist. Sagen Sie das Ihrem Freunde, dem unverdientlichen Herrn von Winterfeld, und lassen Sie mich wissen, auf welche Weise ich die tausend Dollars einziehen kann, die Sie verloren haben."

Ein gleichzeitig eintreffendes Schreiben des Doctors Fellenius bestätigte die Nachricht. Hugo war außer sich vor Freude. Er küßte Platen, drückte ihm tausend Mal die Hand und rannte wie toll durch das Haus. Dann wieder wurde er auf einige Minuten ganz trübsinnig, denn er dachte an Sarah und daß sie seine Liebe vielleicht doch nicht erwiedere. Aber die Freude überwog jedes andere Gefühl.

Eine entsetzliche Last war ihm von der Brust genommen.

„Nun laß uns keinen Augenblick zögern und die zweimalhunderttausend Dollars einsassiren!" rief Platen. Fellenius schreibt uns, daß der Lord mit seiner Gattin im Begriff stehe, nach Hanne-Town zu dem Alten abzureisen. Wir müssen mit ihm zugleich oder unmittelbar nach ihnen dort eintreffen. Wir wollen vorsichtig sein. Ich kenne die Sache nicht. Möglicherweise ist der alte Hannton mit der Heirath seiner Tochter einverstanden. Ist das aber nicht der Fall, so dürfen wir uns auf ein Ungewitter gefaßt machen."

Sie reisten noch an demselben Tage ab. Wieder glaubte

Digitized by Google

Hugo zu fühlen, daß ihm Sarah beim Scheiden lebhafter, als man wohl zu thun wünscht, die Hand drückte und daß sie ihren Bruder innig bat, er möge recht bald zurückkehren. Das erfüllte ihn abermals mit hoher Freude. Aber noch immer wagte er nicht zu hoffen, und eben so wenig hatte er den Muth, mit seinem Freunde darüber zu sprechen.

Sie gelangten spät am Nachmittage nach Hanne-Town. Platen zog sogleich seine Erkundigungen ein und hörte, daß noch kein Lord Butzmaffel eingetroffen sei. Er begab sich also schleunigst mit Hugo zu dem Bürgermeister, gebrauchte aber die Vorsicht, seine Pistolen einzustecken.

Der Bürgermeister empfing sie mit einer angenehmen Ueberraschung, die so wenig verstellt war, daß Platen und Hugo sogleich erriethen, er wisse noch nichts von der Heirath seiner Tochter.

„Nun, Herr Schwiegersohn," rief er, Hugo die Hand schüttelnd, „wie geht es Ihnen?" Sie sehen vortrefflich aus, so stattlich und wohl. Meine Tochter wird eine beneidenswerthe Gattin sein."

„Sie hätte es vielleicht sein können," sagte Hugo mit einem Seufzer verstellter Trostlosigkeit. Aber sie hat es vorgezogen, einen Andern zu wählen und ich muß meinen Schmerz durch das Leben mit mir tragen. Lesen Sie diese Briefe, Herr Bürgermeister!"

Starr vor Erstaunen nahm Hanneton die Papiere.

„Zum Teufel — was ist das?" rief er außer sich. „Bin ich ein Narr — träumte ich? Amelie die Gattin eines Andern? Ich bin betrogen. Aber es ist unmöglich Meine Tochter kann sich nicht so weit vergessen haben! Und was bedeutet diese Stelle wegen der tausend Dollars?"

„Ich traf Lord Butzmaffel in Newyork", sagte Platen mit einem düsteren Ernst, durch den der geheime Triumph hervorleuchtete. Er vermaß sich meinem Freunde Winterfeld Ihre schöne Tochter rauben zu wollen. Ich hielt es für einen Scherz und wettete mit ihm um tausend Dollars, daß es ihm nicht gelingen würde. Leider habe ich die Wette verloren."

Das Gesicht des alten Hanneton bei diesen Worten läßt sich unmöglich beschreiben. Es war kreideweiß vor Wuth und Zorn, wahrscheinlich ahnte er, daß ihm Platen und Hugo einen Streich gespielt. Er klingelte und rief seinen Sohn Francois rufen, In demselben Augenblicke meldete auch der Diener, daß Lord und Lady Butzmaffel dem Herrn Bürgermeister ihre Aufwartung zu machen wünschten und unmittelbar darauf traten Beide ein.

Amelie schien einen Augenblick verlegen, als sie Hugo erblickte. Dann aber, da es durchaus nicht im Charakter der Amerikanerinnen liegt, irgend eine derartige Bedenklichkeit zu zeigen, eilte sie auf ihren Vater zu und schlang ihre Arme um seinen Hals.

„Mein theuerster Vater," rief sie, „ich bitte Dich tausendmal um Verzeihung. Aber es war mir nicht möglich, Deinen Wunsch zu erfüllen und ich bin überzeugt, daß Du selbst meine Wahl billigen wirst. Ich bin die Gattin dieses Herrn, des Herrn George Gordon Killery Butzmaffel, Lord von England."

„Geh mir aus den Augen, Du mißrathenes ungehorsames Geschöpf," rief der alte Hanneton, jetzt nicht mehr blaß, sondern grün und gelb vor Aerger. „Was nützt denn einer freien Amerikanerin ein so lächerlicher Titel? Ich hielt Dich für vernünftig, aber Du bist eine Thörin. Hat Dein Lord nichts weiter aufzuweisen, als seine Titel?"

„Sir", rief der Lord ein wenig aus seinem Phlegma emporrasfend.

„Lieber Vater! rief Amelie. „Der Lord ist reich, ich bin das glücklichste Weib der Erde."

„Meinetwegen!" antwortete der alte Hanneton wüthend. „Aber Deine Thorheit kostet mich zweimalhunderttausend Dollars, die ich nun an Herrn von Winterfeld zu zahlen habe. Wird Dein Herr Lord im Stande sein, sie mir zu ersetzen?"

„So weit reichen meine Mittel im Augenblick nicht, Sir!" sagte der Lord, sichtlich mißgestimmt über den Empfang, der ihm in Gegenwart von Zeugen zu Theil wurde. „Kommen Sie, Mylady. Ich finde, daß dies nicht die Art ist, wie eine Lady Butzmaffel sich begegnen lassen darf. Kommen Sie sogleich, ich wünsche es".

Schwankend, blaß vor Verlegenheit, stand Amelie zwischen ihrem Vater und ihrem Gatten. Ihr Stolz war auf's Tiefste gedemüthigt, ihre Hoffnung auf eine schmähliche Weise vereitelt worden.

„Ja, geh' nur!" rief der alte Hanneton. „Ich wünschte, Du wärest mir aus den Augen! Von mir erhältst Du keinen Dollar, das weißt Du. Im Gegentheil, wenn Dein Herr Gemahl im Stande ist zu zahlen, woran ich aber sehr zweifle, so werde ich ihn ersuchen, mir den Verlust zu ersetzen, den Deine Heirath mir zufügt. Geh' — geh' mit dem Manne, den Du Dir gewählt hast. Es war Dein Wille. Du hast Dich selber anzuklagen, wenn Du als eine Lady Hunger leiden mußt! Ich empfehle mich Ihnen, Mylord! Wenn Sie geglaubt haben, die Tochter eines reichen Mannes zu heirathen, so irren Sie sich. Meine Tochter erhält keinen Dollar."

Lord Butzmaffel reichte seiner zitternden Gattin den Arm und ohne irgend Jemand eines Blickes zu würdigen, verließ er mit finsterem Gesicht das Zimmer.

Es trat eine Pause ein. Der alte Hanneton schaute finster vor sich hin. August von Platen und Winterfeld zwangen sich ernst zu sein. Francois Hanneton, der zugleich mit Amelie und den Lord, aber durch eine andere Thür eingegangen war, schleuderte düstere Blicke auf Hugo, den er immer noch als seinen Feind betrachtete.

„Erlauben Sie mir, Ihnen mein Beileid auszudrücken, Herr Bürgermeister!" sagte Platen endlich. „Ich glaubte, diese Verbindung sei mit Ihrem Wissen und Willen geschehen, da der Lord ein reicher Mann ist."

„Hol' ihn der Teufel!" rief Hanneton wüthend. „Ich weiß aus guter Quelle, daß er den größten Theil seines Vermögens verpfändet hat. Jedenfalls bin ich um meine zweimalhunderttausend Dollars geprellt."

„Das bedaure ich sehr," sagte Platen, „aber mein Freund Winterfeld ist noch schlimmer daran, sich mit dieser unbedeutenden Summe für den Verlust einer Dame trösten zu müssen, auf die er die Hoffnungen seines Lebens gesetzt hatte."

„Es wird ein Leichtes sein, diese Ehe zu trennen," sagte der alte Hanneton ärgerlich.

„Das mag sein", erwiederte Platen. „Aber die Sachlage wird dennoch eine ganz andere, da ich kaum glaube, daß mein Freund eine geschiedene Dame heirathen möchte. Jedenfalls muß ich sie bitten, fürs Erste die Bedingungen zu erfüllen, die verabredet worden sind."

Der alte Hanneton ging mit einem Seufzer an sein Bureau und schrieb einen Bon von 200,000 Dollars auf die Bank von Hanne-Town, den er Hugo überreichte.

Francois Hanneton hatte inzwischen die Briefe von Lord Butzmaffel und Dr. Follenius gelesen, die noch auf dem Tische lagen.

„Was sind das für 1000 Dollars, die Herr von Platen den Lord zu zahlen hat? fragte er barsch.

Ruhig und mit halbunterdrücktem Lächeln auf den Lippen erzählte ihm Platen, daß er mit dem Lord gewettet und leider verloren habe.

„Dann ist das Ganze eine infame Intrigue!" rief Francois mit flammenden Augen. „Sie haben den Lord verlastet, um einer Wette willen meine Schwester zu heirathen. Sie haben tausend Dollars verloren und zweimalhunderttausend gewonnen."

„Es ist allerdings etwas Wahres daran," sagte Platen die Achseln zuckend."

„Es ist die infamste Intrigue von der Welt!" rief Francois.

„Sie werden mir dafür natürlich Rechenschaft geben," sagte Platen kalt.

„Mit Vergnügen!" rief Francois wüthend.

„Aber erst, nachdem ich selbst meine Revanche an diesem Herrn genommen," unterbrach Winterfeld seinen Freund, der antworten wollte. „Meine Rechte auf Genugthuung von Seiten dieses Herrn sind älter, als die Deinigen, Platen. Mr. Hanneton, ich habe die Beleidigungen, die Sie mir angethan,

Digitized by Google

weder vergessen noch verziehen. Bestimmen Sie mir Ort und Zeit —"

„Sogleich!" unterbrach ihn der Amerikaner wüthend und einen Revolver aus der Tasche ziehend, stürzte er sich auf Hugo, um ihn niederzuschießen.

Platen aber kam dem Wüthenden zuvor. Schnell sprang er ihm entgegen und gab ihm einen so heftigen Schlag auf den Arm, daß er den Revolver fallen ließ, den Platen sogleich aufhob und aus dem Fenster warf.

„Komm, Hugo!" rief er. „Dies ist ein Haus von Meuchelmördern, in dem wir keine Minute länger bleiben dürfen. Wir sprechen ein ander Mal mit diesem Schurken."

Damit ergriff er Hugo's Arm und Beide eilten aus dem Zimmer.

Aber so groß auch ihr Unwille über diesen abermaligen meuchelmörderischen Angriff des jungen Hanneton war, so mußten sie dennoch laut auflachen, als sie auf der Straße waren. Der alte Hanneton, seine Tochter und der Lord hatten zu lächerliche Rollen gespielt, als daß die Erinnerung daran, wie sie in ihren gegenseitigen Hoffnungen getäuscht worden, nicht die größte Heiterkeit in den beiden Freunden hätte hervorrufen müssen.

„Nun, was sagst Du?" rief Platen vergnügt. Du hast Dein Geld und bist ein freier Mann!"

„Ich danke Dir von ganzem Herzen!" rief Hugo, ihn umarmend. „Nur eines fehlt noch zu meinem Glücke."

„Es fehlt Dir etwas? Nun, ich bin neugierig!" sagte Platen.

„Ja, es fehlt mir das Jawort Deiner Schwester!" rief Hugo, dem dieser frohe Augenblick Muth gegeben. „Ich liebe sie zum Rasendwerden."

„Sage ihr das selber!" antwortete Platen, sein Gesicht zum kältesten Ernst zwingend.

„Ich kümmere mich nicht im Mindesten um die Herzensangelegenheiten meiner Schwester. Aber wenn Du selbst mit ihr sprichst, so wirst Du entweder ihr Ja oder Nein erhalten."

Hugo erschrak beinahe über Platens Kälte in einem solchen Augenblicke. Sie schien ihm von übler Vorbedeutung zu sein. August schien auch nicht Willens, das Gespräch weiter fortzusetzen.

„Hier ist die Bank!" sagte er. „Wir wollen uns das Geld auszahlen lassen, ehe sie geschlossen wird."

Sie traten ein, und da es sich von selbst verstand, daß die Bonds des reichen Master Hanneton respektirt wurden, so erhielt Hugo die zweimalhunderttausend Dollars sogleich ausbezahlt. Er war ein reicher Mann. In dieser Beziehung wenigstens waren seine Hoffnungen in Erfüllung gegangen. Aber es war ja noch kein Amerikaner — er war noch nicht besessen von dem Dämon, der dieses Land regiert. Bei ihm war das Geld noch nicht die Hauptsache. Auch sein Herz spielte eine Rolle. Und deßhalb nahm er die schöne Summe nicht allzufreudig in Empfang. Die kühle Aufnahme, die seine Erklärung über Sarah bei Platen gefunden, nagte an seinem Herzen. Er hielt es jetzt beinahe für sicher, daß Sarah ihn nicht liebe und daß August davon unterrichtet sei.

So kam es, daß Hugo in sehr ernster und trüber Stimmung am andern Morgen Hanne-Town verließ und mit seinem Freunde nach Platen-Town zurückreiste.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Wieder waren acht Tage verflossen, seit Hugo und August von ihrer Reise nach Platen-Town zurückgekehrt. Es war jetzt August und der Sommer brannte selbst unter dem gemäßigten Himmelsstrich von Wisconsin mit einer beinahe afrikanischen Gluth.

Hugo hatte noch nicht den Muth gehabt, mit Sarah zu sprechen, und sie gab ihm in der That auch nicht die geringste Gelegenheit dazu. Im Gegentheil, sie schien ihm fegar auszuweichen, und Hugo, der die Geheimnisse der weiblichen Schalkhaftigkeit viel zu wenig kannte, um zu errathen, aus welchem Grunde dies geschehe, war fest davon überzeugt, daß Sarah schon ein Wahl getroffen habe und daß für ihn keine Hoffnung mehr sei.

Ebensowenig sprach er mit Platen über diese Angelegenheit. Genug, Hugo fühlte sich ebenso unglücklich, wie vorher und ging mit dem Gedanken um, entweder nach Europa zurückzukehren, oder zu reisen, um sich zu zerstreuen. Aber es war ihm doch kein rechter Ernst damit. Die geheime Hoffnung, er könnte sich dennoch irren, Sarah könnte dennoch seine Hand annehmen, hielt ihn mit unwiderstehlicher Macht fest. Trotzdem fürchtete er die Entscheidung, von der er nicht wissen konnte, wie sie ausfallen würde.

„Für's Erste zwang ihn auch noch eine andere Angelegenheit zu bleiben. Platen hatte im Auftrage Winterfeld's an Francois Hanneton geschrieben, er möge entweder seine Beleidigungen und Verleumdungen schriftlich zurücknehmen oder Herrn von Winterfeld Genugthuung geben.

Einige Tage lang war die Antwort auf diesen Brief ausgeblieben und schon hatte Hugo seinen Freund für einen Feigling erklärt, während Platen fortdauernd bei der Ansicht blieb, der junge Mann werde das Duell ohne Zweifel annehmen, da die Rachsucht in der Natur der Amerikaner liege — als ein Brief von Hanne-Town eintraf, in welchem Mr. Hanneton Platen aufforderte, sobald als möglich Ort, Zeit und Waffen des Rendezvous zu bestimmen und sein Schweigen mit einer mehrtägigen Abwesenheit von Hanne-Town entschuldigte.

Platen antwortete ihm darauf in aller Kürze:

„Geehrter Herr!

Im Namen meines Freundes, des Herrn von Winterfeld, theile ich Ihnen mit, daß derselbe Sie heute über vierzehntage, also am achtzehnten dieses Monats, Vormittags um zehn Uhr auf der Insel erwarten wird, die sich oberhalb der Niagara-Fälle befindet. Er wählte diesen Ort, weil er glaubt, daß es Ihnen als amerikanischer Bürger nicht angenehm sein werde, sich auf einem Gebiete der Vereinigten Staaten zu schlagen. Ich werde sein Secundant sein. Die Waffen mögen Sie selbst bestimmen.

A. v. Platen."

Drei Tage darauf kam die Nachricht von Francois Hanneton, daß er sich zur bestimmten Zeit am bestimmten Orte einfinden werde. Als Waffe schlage er das Beil vor, da es sich um einen Kampf auf Leben und Tod handle.

„Das Beil?" rief Hugo. „Ist er toll? Schlägt man sich hier mit Aexten?"

„Allerdings," antwortete Platen ernst und sichtbar verstimmt. „Es ist eine sehr gebräuchliche Art, hier zu fechten. Man vertieft unter diesem Beil eine Art von Hacke, ähnlich dem indianischen Tomahawk, wie man sie auf den Pflanzungen zu mancherlei Dingen braucht. Sie ist schwer zu handhaben, und ihre Führung verlangt Kraft und Geschicklichkeit. Fast jeder Schlag ist tödtlich. Es wäre mir lieber gewesen, dieser Schurke hätte eine andere Waffe bestimmt. Ich hatte gar nicht daran gedacht, daß er dieses Mordinstrument vorschlagen könnte. Es steht Dir übrigens frei, dennoch eine andere Waffe zu verlangen, da diese für einen Fremden zu ungewöhnlich ist."

„Nein er würde es für eine Feigheit halten!" rief Hugo. „Es mag dabei bleiben. Ich werde mich üben. Falle ich — was ist daran gelegen? Laß mir ein solches Beil bringen."

„Wir wollen zusammenfechten," sagte Platen. „Ich habe einige alte Ledekoller, die wir benutzen können. Wir wollen nur dafür sorgen, daß es die Mädchen nicht entdecken."

„Und warum nicht!" rief Hugo mit einem erzwungenen Lachen. „Du bist es ja nicht der in den Kampf geht, und um mich kümmert sich Niemand!"

„Es ist immer besser, wenn sie es nicht wissen!" sagte Platen kurz, und war den ganzen Tag sehr verstimmt.

Er wurde jedoch heiterer, als er die wunderbare Leichtigkeit und Geschicklichkeit sah, mit welcher Hugo bald die Waffe führen lernte.

Platen und Hugo übten sich zusammen an einem einsamen Orte, in einiger Entfernung von Platen-Town und bald war Hugo seinem Lehrer überlegen.

„Ich muß Dir gestehen, daß mir ein Schauder durch die Glieder ging, als ich Hannetons Vorschlag von der Art

Digitized by Google

las," sagte Platen zu Hugo. „Ich sah Dich im Geiste schon mit zerschmetterter Brust. Aber nun ist mir wieder leichter ums Herz. Ich glaube, Du bist Deinem Gegner mehr als gewachsen. Nur um eines bitte ich Dich — keine Schonung, keine Großmuth! Hanneton kommt mit der bestimmten Absicht, Dich zu tödten. Dein einziger Zweck muß also sein, ihm zuvorzukommen und ihn womöglich schon bei dem ersten Schlage niederzustrecken. Vergiß das nicht!"

„Sei unbesorgt," antwortete Hugo. „Ich habe es in seinen Augen gelesen, daß er mir den Tod geschworen. Wenn ich ihn tödte, so ist es nur eine Art der Nothwehr!" —

Tag auf Tag verging. Der Termin der Abreise nach dem Orte des Zweikampfes kam näher und seltsamer Weise wurden die beiden Mädchen ernster und stiller. Namentlich Sarah verlor ihre Munterkeit fast ganz. Mit gesenkten Köpfe ging sie einher, ihre Augen waren zuweilen geröthet und sie wagte kaum, Hugo anzusehen.

„Ich glaube, die Mädchen sind dahintergekommen, daß wir etwas vorhaben", sagte Platen eines Tages zu Hugo. „Wahrscheinlich haben sie Hannetons letzten Brief doch gelesen. Ich halte ihn unglücklicher Weise in meinem Zimmer liegen gelassen und Sarah ist während der Zeit dort gewesen.

„Wahrscheinlich glauben die Damen, es handle sich um Dich" sagte Hugo, die Achseln zuckend.

„Nun, glaubst Du denn, sie würden um meinen Freund nicht besorgt sein?" fragte Platen ernst.

Hugo antwortete nicht, sondern brach das Gespräch ab, und ging fort.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Von der Bergstraße, 1. Sept. Es waren im ehemaligen Lützow'schen Freicorps drei Mädchen als Jäger verkleidet: die bekannte an ihrer Wunde erlegene Prochaska, eine kaum öffentlich genannte Unger, wenn ich nicht irre aus Sachsen, und endlich die am 25. August d. J. zu Hamburg gestorbene Anna Lucs, geborne Lühring. Letztere, die Tochter des Stadtbaumeisters in Bremen, verließ in den Kleidern ihres Bruders das elterliche Haus, kam nach der Besetzung Bremens unter dem Namen Krukse zum Corps, und trat in das Detaschement des dritten Bataillons, das der spätere Oberbergrath Reil führte, und in welchem auch der Dichter Pichendorf und kurze Zeit darauf der Frhr. v. Eckstein stand, im Anfang des Jahres 1814 ein. Bei jeder Gelegenheit zeichnete sich der wohlgestaltete und schmucke Jäger Kruse durch Entschlossenheit aus. Als indessen die Mädchenhaftigkeit hie und da durchbrach, und man in der Compagnie den Jäger Kruse in Verdacht hatte, sein Geschlecht zu verdecken, legte der leitende Feldwebel Stürmer, Kruse entweder allein ins Quartier, oder mit den anständigsten und ehrenhaftesten der Truppe zusammen. Oftmals bin ich mit den Kameraden zusammengetroffen, aber nie habe ich den leisesten Zweifel an seiner Sittlichkeit aussprechen hören. Aus dem Felde zurückgekehrt, sah ich Anna Lühring in dem Hause des Lotteriedirectors Bornemann, des Vaters des spätern Justizministers. Sie benahm sich als Jungfrau mit großem Anstand, wurde damals hohen Personen vorgestellt, und überall mit Achtung empfangen. Leider kehrte sie in ihre Vaterstadt nicht zurück, nährte sich, wie die Hamburger „Reform" berichtet, in Hamburg als Näherin, und heirathete den Oberkellner Lucks. Nach dem Tod ihres Mannes und ihres Kindes nährte sie sich kümmerlich mit Nähen, wobei sie aber, was mir bei ihrem Charakter sehr begreiflich ist, niemals zu einer Pension oder Unterstützung. Der von ihrer Lage endlich unterrichtete Verein mußte ihr Unterstützungen aus der Overhoff'schen Stiftung förmlich aufdringen. Senat und Bürgerschaft von Bremen setzten ihr endlich eine Pension aus, die sie noch acht Tage vor ihrem Ende empfing. Bei der Märzfeier 1863 lehnte sie die Aufforderung der Festtstifter, sich öffentlich zu zeigen, wie jede Spende Kunhhaft ab. Es ist Wahrheit, wenn die „Reform" sagt, daß Anna Lühring „in ihrer Jugend ein liebreizendes Mädchen gewesen". Sie wußte sich bei aller Heiterkeit und Geselligkeit doch immer Achtung zu verschaffen, und hatte jene bekannte Entschiedenheit, die jedes freche Benehmen auf dem ersten Versuchsgrad zurückzuschrecken weiß. Immer schwebt sie mir wie eine liebliche Erscheinung vor den Sinnen, deren edle Züge meine vielfache Welterfahrung und Menschenkenntniß nicht zu verwischen vermag. Die Mitglieder des hamischen Vereins begleiteten sie zu ihrer letzten Ruhestätte, in welche nach einer „angemessenen" Grabrede der Sarg versenkt ward. Wird ein einfacher Stein mit den Worten: „Anna Lucs, geborne Lühring, weiland Jäger Kruse im 3. Bataillon der Lützow'schen Schaar", ihren ehemaligen Kameraden die Stätte bezeichnen, wo sie ruht? Anna Lühring ward durch Begeisterung getrieben, ihre Heimath zu verlassen und ihr Geschlecht zu verläugnen. Das war in damaliger Zeit weniger auffallend, als es heute sein würde. Warum soll das Andenken eines solchen Zeichens der Epoche nicht ein bleibendes werden?

Fräulein Marie Taglioni, die bekannte Tänzerin, hat sich im Frühjahre von der Berliner Bühne zurückgezogen und ist am vorigen Sonntag in der neuen Kirche ein für alle Male mit dem Fürsten Windischgrätz, k. k. Major im 4. Husaren-Regimente zu Prag, aufgeboten worden.

Zur Beachtung.

Ich mache freundlichst aufmerksam, daß mit dem in einigen Wochen beginnenden neuen Schuljahre Mädchen als Pensionärinnen bei mir aufgenommen werden können, für welche durch den Besuch der neu gegründeten höhern Töchterschule und durch Nachhilfe im Hause eine den Anforderungen des heutigen Lebens entsprechende Fortbildung in höhern Lehrgegenständen gewünscht wird. Die Theilnahme an einem häuslichen Leben würde die Erreichung des Zweckes wesentlich unterstützen.

Nur durch auswärtigen Zuwachs kann die Schule in der kleinen Stadt erhalten bleiben, und es sind die Familien von auswärts wie die einheimischen Eltern, welche Mädchen eintreten lassen wollen, gebeten, innerhalb 3 Wochen Herrn **Daniel Conrad** dahier ihre Anmeldung zu machen.

Kusel, den 19. September 1866.

[400²/₂] **Amalie Pfender.**

Anzeige.

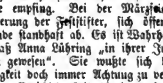
Alle Diejenigen, welche noch Forderungen an mich zu machen haben, werden gebeten, dieselben vor Ende dieses Monats in meiner Behausung bei Herrn Holzhändler Mayer abzugeben, sowie ich auch die, welche noch Zahlungen für Medikamente zu entrichten haben, dieselben baldmöglichst zu berichtigen ersuche.

Kusel, 20. September 1866.

Ch. Canstatt,
Apotheker.

[399²/₂]

Einladung zur Kirchweih.



Künftigen Sonntag und Montag als am 23. und 24. September wird der Unterzeichnete die

Diedelkopfer Kirchweihe

abhalten, wobei für bestens zubereiteten Rinds-, Kalbs- und Schweinebraten, Hahnen, Schinken und Bratwürste, Kaffee, allen Sorten Kuchen, sowie sehr guten Wein gesorgt ist. In der angenehmen Erwartung, auf einen zahlreichen Besuch hoffen zu dürfen, macht hiezu seine höflichste Einladung

[397³/₃] **Carl Creyer.**

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 39. Sonntag, den 30. September 1866.

MANNHEIM 2 OCT 1866 X

Hanne-Town.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Tag vor der Abreise war herangekommen, Am Nachmittag des folgenden Tages wollten die Freunde Platen-Town verlassen, um am achtzehnten des Morgens auf der Insel im Niagara-Strom zu sein, die den Engländeren gehört. Sein Testament brauchte Hugo nicht mehr zu machen.

Er hatte es schon früher in Hanne-Town gethan und sagte dies Platen.

„Sprich mir nicht davon!" rief dieser. „Es ist unmöglich, daß Du fällst. Vergiß nur nicht, was ich Dir gesagt habe. Hanneton wird die ersten Schläge vielleicht lau führen, um Dich sicher zu machen und dann mit einem Schlage niederzustrecken. Komm ihm zuvor! Dein erster Schlag muß tödlich sein."

Im Ganzen war Platen ernster, als Hugo. Nichts läßt uns dem Tode und jeder Gefahr leichter ins Auge sehen, als die Trostlosigkeit einer verschmähten Liebe. Hugos Leidenschaft für Sarah war so mächtig geworden, daß ihm der Tod angenehm schien für den Fall, daß Sarah ihn nicht liebe, und davon war er fast überzeugt. Er blieb also ruhig und heiter.

Der Abend war gekommen, und die beiden Freunde kennten sich von den Damen, um die letzte Nacht vor dem verhängnißvollen Kampf unter dem Dache Platens zuzubringen. Sie schliefen zusammen in demselben Zimmer. Es war ein schwüler Tag des Spätsommers, und obgleich sich Beide mit der festen Absicht niederlegten zu schlafen, so gelang ihnen dies doch erst spät. Mitternacht mochte vorüber sein, als sie einschliefen.

Plötzlich erwachten sie Beide zugleich durch ein heftiges Klopfen an der Thür und eine weibliche Stimme rief außen gellend und verzweiflungsvoll den Namen August. Sie sprangen auf und waren im nächsten Augenblick flüchtig bekleidet.

„Um Gotteswillen, was ist das für eine Stimme?" rief Platen. „Sarahs Stimme ist es nicht."

„Wieder ertönte draußen der Ruf August.

„Es ist Clare!" rief Platen, während er öffnete. „Herr Gott, was muß vorgefallen sein?"

Er riß die verriegelte Thüre auf. Clare nur im leichten Nachtgewand, stand draußen.

„Eile, eile," rief sie. „Ein Mörder, ein Räuber ist bei Sarah. Der schwarze Ludwig."

Aber kaum hatte sie das gesprochen — und noch stand Platen wie versteinert über das, was ihm Clare sagte, und voll Erstaunen, sie sprechen zu hören — als Hugo schon an ihm vorbeistürmte und in fliegender Eile nach dem Schlafzimmer Sarah's eilte.

Die Thür war von innen verriegelt worden, aber Hugo hörte unterdrückte, versteckte Rufe im Innern und Alles vergessend, sprengte er die Thür mit einem Fußtritt.

Jetzt sah er, bei dem Schein eines Nachtlämpchens, Sarah, halb entkleidet, die Schultern entblößt, das Haar wild niederhängend, im verzweiflungsvollen Kampfe mit dem schwarzen Ludwig, der sich so eben bemühte, mit ihr aus dem Fenster zu steigen. Sie schien ihre letzten Kräfte anzustrengen, aber schon fehlte ihr der Athem, denn der eine Arm Ludwigs schnürte ihr die Kehle zusammen.

Hugo sprach kein Wort. Aber mit einem einzigen Satze, wie ein Löwe sprang er auf den schwarzen Ludwig zu und schlug ihm mit der geballten Faust die Stirn. Der Schlag wurde gedämpft durch die Mühe, die der Pächter trug. Er taumelte nur zurück und hielt Sarah immer noch mit der rechten Hand umschlungen.

„Verflucht!" rief er. „Nun, wenn ich sie nicht haben soll, so soll sie kein Anderer haben!"

Und blitzschnell sein Bowie-Messer aus der Tasche reißend, stieß er gegen Sarah's Brust.

In demselben Moment aber fiel die Faust Hugo's abermals zwischen Sarah und dem Pächter nieder, den Arm derselben lähmend, so daß das Messer klirrend auf den Boden fiel. Ein dritter Schlag folgte, der den Pächter betäubte und ihn zwang Sarah loszulassen. Aber die Betäubung war nur eine augenblickliche. Knirschend vor Wuth wandte er sich gegen Hugo. Auch dieser kannte sich selbst nicht mehr vor Zorn und Entrüstung. Ohne andere Waffen, als seine Hände, stürzte er sich auf seinen Gegner und es begann ein kurzer aber entsetzlicher Kampf, in welchem Hugo nur fühlte, wie die Faust des Pächters eisenhart auf ihn niederfiel und ihn zu zermalmen drohte. Trotzdem gelang es Hugo, den schwarzen Ludwig niederzustrecken. Der Pächter lag auf dem Fußboden, ergriff aber dabei sein Bowie-Messer und Hugo, der auf ihm kniete, wäre verloren gewesen, hätte nicht in demselben Augenblick Platen, der inzwischen herbeigekommen, den Pächter durch einen schonungslosen Schlag auf den Schädel betäubt und ihn wiederstandsunfähig gemacht.

Alles war in einer einzigen Minute geschehen. In der zweiten hatte Platen dem Pächter Hände und Füße gebunden. Hugo, jetzt erst seine Betäubung fühlend, sank halb ohnmächtig auf ein kleines Sopha. Die nächsten Minuten vergingen ihm, ohne daß er genau wußte, was geschah. Er sah nur, wie im Traum, daß Sarah von Clare und einigen Dienerinnen aus dem Zimmer geführt wurde, daß zwei Diener den bewußtlosen Ludwig hinaustrugen, und erwachte erst, als Platen ihm die Hand drückte und ihn mit Danksagung überhäufte.

Allmählig gelang es dem Baron sich zu sammeln. Aber noch immer schwirrte es ihm im Kopfe und er fühlte heftige Schmerzen. Eine offene Wunde hatte ihm der Pächter nicht gefchlagen, wohl aber fühlte er, wie ihm die Stirne anschwoll. Unter den heißesten Umarmungen führte Platen den Freund nach ihrem Schlafzimmer zurück und dort erst erholte sich Hugo vollständig.

„Du hast mir zum zweiten Mal die Schwester gerettet!" rief Platen. „Sie wäre ohne Dich verloren gewesen. Ich selbst war so verstört von dem plötzlichen Schreck, Clare sprechen zu hören, daß ich in der ersten Minute nicht im Stande war, Dir zu folgen. Gott sei Dank, es ist vorüber, und wir sind dieses entsetzlichen Menschen für immer entledigt. Eine schwere Sorge ist mir von der Brust genommen, denn ich wußte, daß Sarah nicht sicher war, so lange dieser Mensch in der Nähe lebte. Alles, Alles wäre jetzt gut, wenn nicht das unglückselige Duell Dir bevorstände. Nun, Gott wird es zum Besten lenken! Wenn ich sehe, daß Hanneton Dir überlegen ist, so schlage ich ihn mit eigener Hand nieder. Ich kann nicht anders!"

So sprach er noch einige Zeit lang in der größten Auf-

Digitized by Google

rezung fort, bis eine Dienerin die Nachricht brachte, daß Miß Sarah sich erholt habe und sich schlafen legen wolle. Platen ging hinaus, kehrte aber schon nach einigen Minuten zurück.

„Clare kann wirklich sprechen!“ rief er stürmisch. „Die Sprache ist ihr wiedergegeben. Sie weint vor Freude. Großer Gott — wie froh wollte ich sein, wenn dieses Duell vorüber wäre!“

„So ist dieser Ludwig wenigstens zu etwas gut gewesen,“ sagte Hugo lächelnd. „Und von dem Duell wollen wir weiter sprechen, wenn es vorüber ist. Jetzt laß mich schlafen, lieber Freund. Es wird mir wohl thun.“

Er legte sich zurück auf das Bett und versank wieder in einen Zustand der Betäubung, dem bald der Schlaf folgte.

Platen weckte ihn erst spät am folgenden Morgen. Sarah, sagte er ihm, befände sich ganz wohl, Clare sei auch wieder vollständig im Besitz der Sprache und der schwarze Ludwig sei bereits an den Squire in Dubuque abgeliefert. Wegen Menschenraubs und versuchter Tödtung werde er ohne Zweifel zu lebenslänglicher Einschließung verurtheilt werden.

Es war inzwischen so spät geworden, daß die beiden Freunde an ihre Abreise nach dem Niagara denken mußten. Ihr Gepäck war schon in Ordnung gebracht und sie sagten den Damen Lebewohl. Sarah war seltsam verstört und sehr bleich. Sie konnte kaum ein Wort sprechen und die Thränen standen ihr fortwährend in den Augen. Platen, der ebenfalls sehr unruhig und einsilbig war, erklärte es durch die überstandene Angst und den Schrecken.

Auch jetzt war Hugo der gefaßteste und hielt die Rolle aufrecht, welche die Beiden spielen mußten, wenn sie den Damen keinen Grund zum Argwohn geben wollten. Er sprach zu Sarah seine Freude aus, daß sie abermals dem Angriff Ludwigs entgangen und bedauerte, ihr gerade jetzt den Bruder entführen zu müssen, der mit ihm eine Besitzung in der Nähe des Niagara besitzthätigen wolle, die sich zum Ankauf für Hugo zu eignen scheine.

So nahm er einen ruhigen Abschied und erst als er mit Platen allein im Wagen saß, versank er in ein finsteres Brüten und seine riesathmende Brust zeigte, wie heftig der Kampf in seinem Innern sei.

Sie langten in der Nacht in dem Gasthofe an, der jener Insel, die für das Duell bestimmt war, zunächst lag. Von Franceis Hanneton sahen sie nichts, bekümmerten sich auch nicht um ihn. Am andern Morgen ließen sie sich nach der Insel hinüberrudern, die mitten im Niagara-Strom liegt und zum britischen Gebiet gehört. Sie ist ganz mit Bäumen bewachsen und wird nur von Jägern und Fischern besucht, zuweilen auch von Amerikanern, die wie Hugo und Hanneton, einen Zweikampf nicht auf amerikanischem Gebiet ausfechten wollen.

Als sie auf der Insel anlangten, sahen sie ein Boot vom amerikanischen Ufer abstoßen und erkannten Francois Hanneton, der ihnen nach der Insel folgte. Wenn also Platen geheime Hoffnungen gehegt hatte, der Feind Hugos könne durch irgend welche Gründe auf das Duell verzichtet haben, so sah er sich getäuscht.

„Da kommt er!“ rief Platen und drückte heftig die Hand seines Freundes. „Noch einmal! Hugo, vergiß meine Warnung nicht! Kein Jägern. Laß den ersten Hieb tödtlich sein.“

„Gewiß! da ich weiß, daß er mich ermorden will, so werde ich mein Leben zu vertheidigen suchen“, antwortete Hugo. „Und nun August — wenn ich falle, so melde meinen Tod nach Deutschland, und grüße Clare und Deine Schwester. Sage ihr —“

„Ich sage ihr aber nichts! Sei still!“ rief Platen. „Was Du ihr zu sagen hast, magst Du ihr selbst berichten. Ich kann nicht daran glauben, daß Du fällst.“

Hugo entfernte sich einige Schritte, um allein zu sein und sich zu sammeln. Wer mag nun die Gedanken eines Menschen schildern, der dem Tode entgegensteht oder wenigstens vor der Möglichkeit desselben steht? In diesen wenigen Minuten ließ Hugo sein ganzes Leben an sich vorüberziehen und gestand sich mit einem tiefen, unsäglichen Schmerze, daß ihm erst in den letzten Monaten der wahre Werth und der wahre Ernst des Lebens aufgegangen. Um so fester aber war sein Entschluß, daßelbe gegen den Mann zu vertheidigen, der ihn ohne Grund angriff und beleidigte, um so feierlicher sein Vorsatz, ein würdiges und ernstes Leben fortzuführen, wenn es ihm die Vorsehung erhalte. Er sprach ein kurzes Gebet und kehrte hierauf gefaßt und mit ruhiger Miene zu Platen zurück.

Unterdessen hatte sich Hanneton mit einem Begleiter ihnen genähert. Er grüßte kalt und stolz. Aus seinem Gesichte leuchtete ein triumphirender Ausdruck. Ohne Zweifel glaubte er seines Sieges sicher zu sein. Der Begleiter, den er den beiden Herren als einen Freund aus Hanne-Town und als seinen Sekundanten vorstellte, trug in einem Lederfutteral die beiden Hacken, die Francois der Verabredung gemäß, für den Kampf gewählt hatte. Platen prüfte sie, denn es wurden weiter keine Worte gewechselt, und gab dann eine von den Hacken seinem Freunde. Die beiden Gegner stellten sich gegenüber.

Nun erst wurden einige Bestimmungen für den Kampf verabredet. Beide sollen so lange kämpfen, als es ihnen ihre Kraft erlaube, und da es sich um Leben und Tod handelte, so sollte es dem Stärkeren frei stehen, selbst den verwundeten Gegner ohne Schonung zu tödten. Es wurde ferner bestimmt, daß der Leichnam des Gefallenen in den Niagara-Strom geworfen werden solle.

„So mag nun Gott entscheiden! rief Hugo,“ dann mit leuchtenden Augen die Hacke ergreifend. „Sie haben mich zu diesem Kampfe gezwungen. Auf ihre Seele komme alle Schuld!“

„Ich nehme es an!“ sagte Hanneton kalt. „Vorwärts!“

Der Sekundant Francois zählte — eins, zwei — drei. Beide erhoben ihre Waffen und ließen sie gegeneinander fallen. Platen war blaß wie der Tod. Seine Hand umkrallte den Griff eines Pistols, das er in der Tasche trug. Ein wüthender Schmerz zerriß seine Brust. Wäre er seiner augenblicklichen wilden Aufregung gefolgt, so hätte er Hanneton niedergeschossen. Aber er war Willens es zu thun, sobald sich der Amerikaner die geringste Unregelmäßigkeit zu Schulden kommen ließ.

Die beiden Gegner erhoben stets ihre Waffen zu gleicher Zeit und ließen sie mit einer solchen Kraft und Geschicklichkeit gegen einander fliegen, daß die Splitter von dem Stahl und dem Holze absprangen. Hanneton mochte begreifen, daß Hugo ihm gewachsen sei und seine Miene verrieth, daß er auf einen schnellen und tödtlichen Schlag sinne. Er führte einen mächtigen Hieb, der Hugo fast die Hacke aus der Hand schleuderte und ihn zum Wanken brachte. Seinen Vortheil benutzend, führte Hanneton einen zweiten gewaltigen Schlag. Aber schon war Hugo auf die Seite gesprungen. Francois, von der Macht seines eigenen Schlages fortgerissen, schwankte und beugte vorn über. Die Waffe Hugos schwebte über ihm. Fast schien es als schwanke der junge Mann, als zögere er, seinem Feinde den gewissen Tod zu geben. Langsam fiel seine Waffe auf Hanneton nieder. Sie traf den Kopf. Mit einem dumpfen Schrei stürzte der Amerikaner zu Boden.

„Es ist vorbei!“ sagte sein Sekundant finster. „Die Schläge ist getroffen. Er stirbt!“

Hugo hatte die Waffe weit von sich geschleudert.

— „Ich bitte Gott aus tiefster Seele um Verzeihung, wenn ich etwas gethan, was nicht recht ist!“ rief er inbrünstig. „Aber meine Ehre erlaubte mir nicht, diese Beleidigungen zu ertragen. Gott verzeihe ihm, wie ich es thue!“

Platen war ihm in die Arme gestürzt und drückte den Freund glühend an seine Brust.

„Fort! fort von dieser Stelle!“ rief er. „Sie können beruhigt, mein Herr, daß Alles nach Recht und Ordnung geschehen ist.“

„Nach Recht und Ordnung!“ antwortete der Amerikaner kalt. „Ich werde den Leichnam in den Strom werfen.“

Platen ergriff Hugo's Arm und zog seinen Freund stürmisch mit sich fort. Sie sprachen kein Wort. Hastig ruderten sie ihr Boot nach dem Ufer zurück. Beide waren in der größten Erregung, fanden aber keinen Ausdruck für dieselbe.

Digitized by Google

Erst als sie an das Ufer traten, rief Platen: „Nun nach Hause! Die Frauen wissen es, daß Du Dich schlagen wolltest!“

Am Ufer war ein Wald, in dem das Gasthaus lag, in welchem sie abgestiegen. Als sie sich demselben näherten, erblickten sie zwei Frauengestalten in der Thür, die ihnen bekannt schienen. Die Eine, als sie die beiden Männer bemerkte, stieß einen Schrei aus und sank in die Arme ihrer Begleiterin.

„Es ist Sarah! Mein Gott, wie kommt sie hierher!“ rief Hugo stillstehend und erblassend.

„Sie sind es — Clare und Sarah!“ rief Platen. Sie werden uns gefolgt sein!“

Hugo zögerte. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Und doch — konnte Sarah nicht auch um des Bruders willen, weil sie glaubte, daß August sich schlage — ihm gefolgt sein! Aber nein. Sie wußte es ja, daß Hugo es war, der dem Tode entgegen ging.

Jetzt näherten sich ihnen die beiden Damen. Auf Clare's Gesicht leuchtete eine hohe, innige Freude. Sarah's Augen glänzten noch von Thränen. Unwillkürlich stand Hugo abermals still. Noch befanden sie sich unter den hohen Bäumen, hundert Schritte vom Gasthof entfernt.

Da, als die Damen ganz nahe herangekommen waren, da traf ein Blick auf Sarah's feuchten Augen den jungen Mann, der ihm jeden Zweifel nahm. Er stieß einen Ruf des Entzückens aus und eilte auf sie zu. Sie schwankte. Abermals in Thränen ausbrechend, schien sie eine Stütze zu suchen, und unwillkürlich näherte sie sich Hugo und sank in seine Arme.

„Sie sind gerettet! Gott sei ewig gelobt!“ rief sie und verbarg das Gesicht an seiner Brust.

„Sarah — Sarah!“ rief Hugo unsäßig, sein Glück zu fassen. „Sarah! Sie lieben mich?“

„Ja, Hugo! antwortete sie matt, aber mit dem süßesten Ton ihrer Stimme und fast bewußtlos ruhte sie in seinen Armen.

Platen drückte inzwischen Clare innig an sein Herz.

„Komm!“ sagte er leise. „Wir sind hier zu viel und mein Glück ist fast zu groß! Komm!“

Er führte sie sanft mit sich fort. Auch ihm standen die Thränen in den Augen.

Aber was Hugo und Sarah sprachen, als die Letztere sich wieder erhelte und als Hugo Worte fand für sein Glück, wer vermag das so glühend, so innig wieder zu geben? Sie ruhte an seinem Herzen, als wäre es von Ewigkeit her der Platz gewesen, der ihr gebührte.

„Und Sie haben mich stets geliebt, Sarah?“ fragte Hugo trunken vor Glück.

„Von jener Nacht an, in der sie mich retteten, damals in Hanne-Town!“ antwortete sie lächelnd und weinend, und er beugte sich nieder und ihre Lippen ruhten auf einander, während nur die klopfenden Herzen sprachen. —

Wir eilen hinweg über die Rückkehr und das erste Glück der Liebenden. Sarah und Clare, wohl wissend, um was es sich handle, waren den beiden Männern gefolgt, weil Sarah die Ungewißheit nicht ertragen konnte, und Clare fürchtete, die Aufregung könne ihr tödlich werden.

Das nächste Frühjahr vereinte die beiden glücklichen Paare. Hugo hatte sich eine bedeutende Farm in der Nähe von Platen-Town gekauft und wurde unter Platens Leitung einer der tüchtigsten Landwirthe, der jetzt längst überzeugt ist, daß es in Amerika doch noch andere Männer gibt, als Schurken und Krämer. Sie waren alle so glücklich, wie sie kaum gehofft, es jemals zu werden. Den schwarzen Ludwig verurtheilten die Gerichte zu lebenslänglicher Einschließung, die nur im günstigsten Falle und bei wahrer Reue auf zwanzig Jahre abgekürzt werden sollte, unter der Bedingung, daß er später das Gebiet der Union verlasse.

Der alte Hanneton starb wenige Jahre nach seinem Sohne und hinterließ dem Lord Bugmassel und seiner Tochter, die bis dahin in einer glänzenden Armuth gelebt hatten, ein Vermögen von zwei Millionen Dollars. Der Tod seines Sohnes hatte ihn nie sonderlich berührt, wenigstens hatte er es nie gezeigt. Bis zu seinem letzten Augenblick war der alte Hanneton kalt egoistisch und geldsüchtig.

Dr. Arthur Follenius besuchte, so bald es ihm seine Zeit gestattete, die beiden glücklichen Paare, und seinen Briefen sowie einer pikanten Schilderung amerikanischer Sitten aus der Feder des geistreichen Franzosen Alfred Assolant hat der Verfasser die Einzelheiten dieser Erzählung entnommen, die er hier in einem kurzen Briefe zusammengestellt.

Verschiedenes.

Vom Oberrhein, 19. Sept. Die schweizerischen Versuche mit Kammerladungsgewehren, welche in Aarau vorgenommen wurden von einer eidgenössischen Commission und denen viele Offiziere aus sämmtlicher Staaten anwohnten, sollen mit dieser Woche ihr Ende erreichen, trotzdem, daß noch eine verbesserte Henry-Repetirgewehr und noch einige andere Modelle angesagt sind. Niemand kann zur Stunde sagen, welches der verschiedenen Modelle den Vorzug erhalten wird, und die Aufgabe der Commission ist eine um so schwerere, als sie, von allen Seiten zum Entscheid gedrängt, vielleicht selbst bekennen muß, daß die Sache noch nicht ganz beschlußreif ist. Am meisten besprochen werden die amerikanischen Gewehre von Peabody, Remington, Chassepot und Chabot; von der Henry-Repetirbüchse hat sich nun der Lärm gelegt, und man scheint überhaupt dem Repetirsystem nicht denjenigen Werth mehr beizulegen, den ihm die Vertreter desselben sollen. Auch die Zündnadel ist in Ungnade; dagegen scheinen diejenigen Nichtrepetirgewehre am meisten anzusprechen, bei denen als Patronen Kupferhülsen mit Randfüllung verwendet werden, über deren Haltbarkeit die Versuche ein günstiges Ergebniß lieferten. Neuerdings angelangt sind: Ein Schweizergewehr nach amerikanischem System umgearbeitet von Herrn Keller in Aarau! ein Gewehr von Hrn. Howard aus Amerika; ein anderes umgeändertes Schweizerinfanteriegewehr, ebenfalls nach amerikanischem System, von Hrn. Professor Amsler in Schaffhausen, dessen Umänderung als gelungen bezeichnet wird; drei Gewehrmodelle von Hrn. Lindner, der an verschiedenen Orten bereits Umänderungen vorgenommen hat, aber mit seiner Munition nicht ganz im Reinen scheint; seine Gewehre sind überhaupt nur für Umänderung berechnet. Als ein Gewehr von ganz eigener Construktion, oder als thatsächliches Schweizermodell, bezeichnen wir dasjenige der HH. Schmidt und Jung von Schaffhausen. Dasselbe lieferte vortreffliche Schießresultate und scheint an Einfachheit und Dauerhaftigkeit alle andern zu übertreffen. Das Gewehr ist sehr solid, äußerst einfach zu handhaben, zu zerlegen und zu reinigen, und soll dabei nur auf 75 Fr. (35 fl.) zu stehen kommen. Es können damit 8—10 Schüsse in der Minute abgegeben werden und es ist bequem in jeder Stellung, sogar im Springen zu laden. Nach etwa 50 Schüssen wurde ein trockner Lappen durch den Lauf gestoßen, der vollkommen rein blieb. Die Patrone besteht aus Papier mit Metallverschluß, und die Zündung geschieht durch eine im Centrum des Metallverschlusses eingeschobene, gewöhnliche Zündkapsel und zwar in so sicherer Weise, daß auch nicht ein Schuß versagen kann. Die schießfertige Patrone soll nur auf 5 Rappen (etwa 1½ kr.) zu stehen kommen. Ein englisches Gewehrmodell, wie solches für die Gewehrumänderung in England angenommen worden sein soll, ergab kein günstiges Resultat, es fand Gasentweichung durch den Zündstift statt. Versuche mit Kupferhülsen (für Patronen), die vom ersten Schuß gut erhalten blieben und die wieder reparirt und, zum zweiten Mal gefüllt, gebraucht werden sollten, fielen ebenfalls nicht gut aus, indem die meisten Schüsse die auf 225 Meters aufgestellte Scheibe fehlen, indessen man mit dem gleichen Chabot-Gewehr, mit Originalmunition aus Philadelphia geladen, sehr gut und sicher schoß. Alle Schüsse wurden von demselben guten Schützen, Herrn Commandanten Datta aus Tessin, abgefeuert, über dessen Geschicklichkeit und Unparteilichkeit nur eine Stimme des Lobes ist. Man kann wohl behaupten, daß das beste und neueste, was auf dem Gebiet der Handfeuerwaffen aufzubringen ist, sich in Aarau vorfand; noch heute sind dort 25 Modelle, indessen mehr als 40, deren genauere Untersuchung man nicht der Mühe werth fand, früher zurückgeschickt wurden, und es ist eigenthümlich, wie besonders die schweizerischen Erfinder

Digitized by Google

ihre Erfindung der Oeffentlichkeit preisgegeben haben. Man darf die Leistungen der heutigen Zeit in Bezug auf Feuerwaffen, den vorliegenden Modellen nach, als außerordentlich bezeichnen.

Zweibrücken, 22. Sept. Durch Verordnung vom 20. d. M. ist die Eröffnung der Schwurgerichtssitzungen für das 4. Quartal ds. J. auf den 19. November nächsthin bestimmt und der k. Appellationsgerichtsrath Löw zum Präsidenten derselben ernannt.

Im Faubourg du Roule zu Paris baut man gegenwärtig ein neunstöckiges Haus mit Parterre- und Kellerwohnung und Kellern, so daß dasselbe also eigentlich ohne die Keller eilf Stockwerke haben wird. Das Haus enthält keine Treppe, sondern einen Flaschenzug, der von Minute zu Minute die Bewohner in die Höhe befördert. Das Haus wird zur Probe gebaut, und wenn es Anklang findet, wird man mit dem Bau solcher Häuser fortfahren.

Bekanntmachung.

Nachstehend wird den Landwirthen Kenntniß von den sehr günstigen Bedingungen gegeben, unter welchen die kgl. Militärverwaltung Pferde bei Landwirthen auf unbestimmte Zeit und nicht blos über Winter, sondern voraussichtlich auf Friedensdauer einzustellen beabsichtigt.

Diejenigen Oekonomen, welche hievon Gebrauch machen wollen, haben sich längstens bis zum 5. kommenden Mts. bei ihrem Bürgermeisteramte zu melden.

Kusel, den 20. September 1866.

Das landwirthschaftl. Bezirkscomité,

Closterneyer.

Bedingungen
unter welchen
Militär-Zugpferde an Landwirthe zur Benützung verstellt werden.

1) Die Militär-Verwaltung überläßt Zugpferde — einzeln oder gespannsweise — an Landwirthe zur unentgeldlichen Benützung gegen Uebernahme ihrer Unterkunft, Wart und Fütterung auf unbestimmte Zeit.

2) Landwirthe, welche Pferde zu erhalten wünschen, haben ein Zeugniß der Ortsbehörde beizubringen, daß ihr landwirthschaftlicher Betrieb die Haltung von Pferden gestattet, und daß sie im Stande sind, Ersatz für Beschädigung oder Verlust der Pferde zu leisten. Die Anmeldungen werden von den kgl. Bezirks-Aemtern aufgenommen.

3) Die Pferde werden in die Distriktspolizei-Bezirke gebracht und daselbst nach vorgängiger Bekanntmachung von einer Militär-Commission vertheilt.

4) Der Uebernehmer verpflichtet sich, die Pferde in guter Wart und Pflege zu halten, insbesondere dieselben nur zu ihren Kräften angemessenen, vorzugsweise landwirthschaftlichen Arbeiten zu verwenden.

5) Der Gebrauch der Pferde zu Post- und Lohnkutscherdienst, sowie zu gewerbsmäßigem Frachtfuhrwerk ist nicht gestattet, auch sind die Uebernehmer nicht berechtigt, die Pferde, sei es gegen Vergütung oder unentgeldlich, an andere Personen zur Benützung zu überlassen.

6) Den Uebernehmern steht es frei, nach Umfluß eines Jahres die Pferde in den auf dem Verstellzettel bezeichneten Militär-Stall zurückzubringen. Vor Ablauf dieser Zeit kann die Rückgabe nur mit Bewilligung der Militär-Verwaltung erfolgen.

7) Die verstellten Pferde sind auf Verlangen an einem geeigneten Orte zur Musterung vorzuführen, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen höchstens einmal im Laufe von 3 Monaten stattfindet, wobei der Uebernehmer bis an den Ort der Musterung nicht über 3 Stunden Weges zurückzulegen haben wird.

8) Für Verlust des Pferdes durch Unglücksfall oder Krankheit — ohne Schuld des Uebernehmers — ist letzterer nicht haftbar; dagegen hat derselbe Ersatz bis zum Belaufe des auf der Empfangsbescheinigung bezeichneten Ankaufspreises zu leisten, wenn das Pferd durch Bosheit, Mißhandlung oder Nachlässigkeit des Uebernehmers, seiner Angehörigen oder Bediensteten beschädigt, für den Militärdienst unbrauchbar geworden oder zu Grunde gegangen ist.

9) Streitigkeiten jeder Art namentlich über die Ersatzpflicht des Uebernehmers und die Größe der Ersatzleistung sind der Competenz der ordentlichen Gerichte entzogen und werden endgiltig nach Stimmenmehrheit durch ein Schiedsgericht erledigt, wozu die Militär-Verwaltung und der Uebernehmer je einen Schiedsrichter und diese beiden Schiedsrichter den Obmann wählen.

Einigen sich dieselben über die Wahl des Obmannes nicht, so wird letzteren das Bezirksamt des Uebernehmers bestimmen.

10) Bei Erkrankungen der verstellten Pferde oder sonstigen Unfällen ist sogleich ein abgeliefirter Thierarzt zur Hilfe beizuziehen und gleichzeitig an die auf dem Bestellzettel bezeichnete Militär-Behörde Anzeige zu erstatten.

11) Die Kurkosten bei Erkrankungen ꝛc. ꝛc. werden den Uebernehmern vom Militär-Aerar vergütet, soferne denselben kein Verschulden zur Last fällt.

12) Die Militär-Verwaltung ist berechtigt, die verstellten Pferde zu jeder Zeit zurückzunehmen, und es sind alsdann die Uebernehmer auf desfallsige Aufforderung verpflichtet, dieselben an denjenigen Ort zur Abgabe zu bringen, an welchem sie übergeben worden sind.

Sollte ausnahmsweise ein entfernter Rücklieferungsort bestimmt werden, wird den Uebernehmern entsprechende Vergütung zugesichert.

13) Die Transportkosten von und bis zum Uebernahmsort oder in den Militärstall (§. 6) fallen dem Uebernehmer zur Last.

14) Verlangt die Militär-Behörde die Rückgabe des Pferdes zum Zweck des Verkaufes — so wird dem Uebernehmer auf Wunsch gegen Baarerlage von zwei Drittheilen des auf der Empfangs-Bescheinigung verzeichneten Ankaufspreises das Vorkaufsrecht zugestanden.

15) Falls jedoch die Militär-Verwaltung das Pferd für den Militär-Dienst zurücknimmt und von der Uebernahms-Commission dessen schonliche Behandlung und gute Pflege bestätigt wird, so erhält der Uebernehmer sofort bei der Rückgabe eine Prämie von 25 fl. — fünfundzwanzig Gulden. —

Dem Bürgermeisteramt sind für die durch Kriegs-Ereignisse beschädigten Gemeinden von Unterfranken ferner zugekommen:

1)	von der Gemeinde Erlschberg	. .	10 fl. — kr.
2)	„ „	Wahnwegen .	20 „ — „
3)	„ „	Rutsweiler a. Gl. gesammelt	5 „ 03 „
4)	„ „	Gedelhausen .	7 „ — „
5)	„ „	Theisbergstegen .	7 „ — „
6)	„ „	Haschbach .	10 „ — „
		Zusammen:	59 fl. 03 kr.

Zweibrücken, 27. Sept. Der Centner Waizen 6 fl. 59 kr. Korn 4 fl. 54 kr. Gerste zweireihige 5 fl. — kr., vierreihige 4 fl. 20 kr. Spelz 3 fl. 41 kr. Haber 3 fl. 31 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 50 kr. Erbsen 3 fl. 31 kr. Heu 1 fl. 45 kr. Stroh 1 fl. 15 kr. Weißbrod 3 Pfd. 18 kr. Kornbrod 6 Pfd. 23 kr.

Homburg, 26. Sept. Der Centner Weizen 7 fl. 10 kr. Korn 3 fl. 49 kr. Spelz 4 fl. 20 kr. Gerste — fl. — kr. Haber 3 fl. 26 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen — fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 48 kr. Kornbrod 22 kr.

Speyer, 25. Sept. Der Centner Waizen 7 fl. 7 kr. Korn 4 fl. 45 kr. Gerste 5 fl. 1 kr. Spelz 4 fl. 28 kr. Haber 4 fl. 1 kr.

Neustadt, 25. Sept. Der Centner Weizen 7 fl. 18 kr. Korn 5 fl. — kr. Spelz 5 fl. 7 kr. Gerste 5 fl. 12 kr. Haber — fl. — kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pädagogia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 40. Sonntag, den 7. Oktober **1866.**

Hubert, des Herzogs Jäger.

Eine Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert von Chlodwig.

Herzog Sigismund, aus der Linie Bayern-München, war der zweitgeborne Sohn des Herzogs Albert des Frommen, der im Jahre 1460 starb. Nur 3 Jahre führte Herzog Sigmund mit seinem ältern Bruder Johann die Regierung, und nach dessen Ableben 4 Jahre mit seinem jüngern Bruder Albert dem Weisen. Sieben Jahre hatte er der Regierung gewaltet, da beschloß er, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Im Jahre 1467 überließ er seinem herzoglichen Bruder Albert die Regierung, doch mit dem Beding, daß er sich noch einige Zeit hindurch die gemeinschaftliche Mitherrschaft über verschiedene Gerichte vorenthielt. Unter diesen Gerichten war auch Starnberg. Zu Starnberg, das wegen seiner schönen Lage alle Freuden des Landes darbietet, residierte der Herzog ungemein gerne. Hier beschloß er, eine Kirche mit zwei hohen Thürmen zu erbauen und legte 1468 den Grund zu der berühmten Frauenkirche. Im Genusse der Jagd und des Fischfanges, im Umgange mit Gelehrten und Künstlern verstoßen dem edlen Stifter der hochumthürmten Kirche schöne Tage, schöne Jahre. Geliebt und hochgeehrt von den Unterthanen, liebte er selbst sie alle mit väterlicher Liebe. Besonders setzte er viel Zutrauen auf den alten Fischer Rupert der mit seinem Weibe und seiner Tochter Theres am buchigen Abhange, hart am See, zufrieden in seiner niedern Hütte wohnte. Sein Hausfrieden und häusliches Glück wurde noch durch seinen Sohn Seifried erhöht, den der Herzog Sigmund auf der im Jahre 1472 zu Ingolstadt gestifteten Universität die Rechte studieren ließ. Rupert, dessen Biedersinn weit und breit bekannt war, wurde auch von seinen Nachbarn geachtet und geliebt, und stand im Rufe der Wohlhabenheit. Sein Fischerhandwerk nährte ihn redlich und reichlich, wobei ihn seine Tochter treulich unterstützte. Sie führte das Ruder gut, und hatte von der Fischerei viel erlernt, war fromm und wacker, und galt unter den Dirnen als die schönste. Ihr blondes, dichtes Haar schmückte das niedliche Köpfchen, in dem 2 blaue, frische Aeuglein blitzten, die fromme Unschuld und liebliche Hingebung verriethen. Der volle Busen kündete den sittlichen Lebenswandel und stolze, kräftige Haltung des schönen Körperbaues strotzende Gesundheit. Mit dieser seiner Tochter führte der alte Rupert das nasse Handwerk, und fuhr denn nach Gewohnheit an einem sehr schönen Augustabend hinaus in den schlummernden See, um mit trügerischem Feuer die Fischlein zu blenden. Da vernahmen sie aus der Ferne den eintönigen Ruderschlag und den Gesang zweier lebenslustiger Jünglinge. „Das sind gewiß Leute des gnädigen Herzogs,“ sagte Rupert, „die dort drüben so heiter in die Nacht hinein singen.“ „Ohne Zweifel,“ erwiderte Theres, „Gott möge sie behüten.“ Bald darauf fuhr an Ruperts Einbaum ein leichter Kahn vorbei, in dem zwei muntere junge Jagdleute des Herzogs das Ruder führten. „Gott grüß Euch,“ rief ihnen Rupert zu, indeß er sein Haupt entblößte und seine Tochter ihnen gute Nacht wünschte. „Was macht Alter“, rief Hubert, der Leibjäger des Herzogs. „Und du, schöne Nese, fürchtest du nicht die Nixen und Wasserjungfern?“ „Mit nichten, werther Herr,“ sprach sie, und ihr schönes Auge lachte dem schönen Hubert zu, dessen Brust hoch schlug. „Bleibt ihr noch lange in See?“ fragte Lorenz der andere Jäger; „wenn nicht, so wäre uns sehr angenehm, mit Euch fahren zu können, da wir im Dunkel der Nacht nicht zurecht kommen.“ „Wir können heute das Gewerbe schon einstellen, Gott hat unsere Ausfahrt gesegnet“, sprach Rupert, indeß er die Netze einzog, und den Kahn der Jäger an seinen Einbaum band. So fuhren sie schweigsam fort. Weder Rupert, der sein Abendgebet und seinen Dank verrichtete, noch Resel, die scheinbar manchmal auf den blühenden Hubert zurückblickte, hätten das Stillschweigen gebrochen, das Hubert unmöglich mehr ertragen konnte. „Alter,“ sagte Hubert, „wenn Du es erlaubst, so will ich Deine Tochter vom Ruder ablösen,“ und ohne lange die Antwort abzuwarten, sprang er vom Kahne in den Einbaum, und wollte Resels Händen das Ruder entwinden. Doch diese ließ es nicht, und so blieb denn Hubert nichts übrig, als an der Seite Resels Platz zu nehmen, die er durch seine Vertraulichkeit nicht wenig im Rudern hemmte. Endlich langten sie an Ruperts Schiffshütte an. Man stieg aus, und im Ausſteigen wollte der verliebte Jäger das schöne Mädel küssen, das aber ihm durch einen Sprung entkam. Dankend und fröhlich schied Hubert, dem aus weiter Ferne noch die holde Dirne eine gute, recht gute Nacht mit kräftigem Ausdrucke zuwünschte, die er dankend wiederholte und der er auf Morgen einen Besuch versprach. Während die beiden Waidemänner den Schloßhügel hinaufstiegen, sagte Lorenz: „Nicht wahr, die Resel ist doch eine schöne Dirne.“ „Ein wahres Kind der Natur“, erwiderte Hubert. „Und wie sie an ihren Eltern hängt,“ fuhr Lorenz fort, „das gereicht ihr zum größten Ruhme.“ „Weil die Resel so schön ist, so wird sie doch auch Liebhaber in Menge haben,“ forschte Hubert. „Daran fehlt es freilich nicht,“ erwiderte Lorenz, „aber Resel ist schlau, sie stößt keinem vor den Kopf, und begünstigt keinen. Freundlich wie ein Mai-Abend, spricht sie mit Jedem; doch könnte sie den hassen, der ihrer Unschuld mit rauhen und schlechten Worten entgegen kommen würde. Ueberdieß ist sie vermöglich und steht bei dem Herrn Herzog in Gnaden.“ Da mußte Hubert lachen, und sagte unter Lachen: „Steht sie bei Dir, Lorenz, auch in Gnaden?“ „Oh, warum nicht, ein schönes Mädel nimmt jeder Waidmann auf's Korn. Aber die Resel, die ich schon seit ihrer Kindheit kenne, und die mir mit mir als Kind auf der Gemeindewiese spielte, die ist ganz kalt gegen meine Gnaden.“ „Hättest Du nicht lieber statt Gnaden ein anderes Wort gesagt?“ „Auch, entgegnete Lorenz, ich liebe das Mädel und gestehe es unumwunden.“ „Nun so sei glücklich in Deiner Liebe“, rief ihm Hubert zu „und schweige jetzt von dem, was Du von mir gesehen. Es war nur gute Laune.“ „Oh, das war gute Laune und frisches Jägerblut.“ Unterdessen hatten sie aber den Schloßhügel erstiegen, waren durch das Thor in den Hof getreten, kuppelten die Hunde los und begaben sich ein jeder auf sein Gemach.

Am andern Tage ging Hubert in seiner schönen Jagdkleidung, von einer treuen Dogge umsprungen, hinab zu Ruperts Hütte, die traulich aus Hollundersträuchen und fruchtbaren Obstbäumen blickte. Als er in der Nähe des Hauses kam, sah er den alten Rupert unter der Thüre sitzen, der seine Netze ausbesserte. Die Morgensonne schien ihm golden zu seiner Arbeit. Die Bäume und Blumen dufteten, die Vögel sangen und schwärmend summten die Bienen. Hubert trat freudig in den Garten ein, und bemerkte, kaum

Digitized by Google

eingetreten, hinter dem Hause unter einem Hollunderstrauche die Resel, auf die er zielte und die er umarmen wollte. „Warum so spröde zum Morgengruß, haderte Hubert.“ „Ich verstehe Euch nicht, werther Herr, erwiederte Resel, ich habe Euch ja gegrüßt.“ „Sonst aber auch nichts, fuhr Hubert schmollend fort. Ich hätte Dich, schönes Mädel, anders empfangen, wärst Du auf das Schloß gekommen.“ „Und warum,“ fragte Resel. Warum, antwortete der hübsche Jäger, der das Barett vom lockenreichen Haupte nahm, und traulich der schönen Dirne ins Auge sah, „warum, wiederholte Hubert, weil ich Dich, Du rothes Mädlein ehre und achte.“ Resel wollte das Gespräch ändern, doch Hubert ließ sich nicht haben abweisen, er ergriff ihre rechte Hand und wollte sie küssen. Resel entriß sie ihm und schmollte. „Gnädiger Herr, wollt Ihr mit mir Possen treiben?“ „Ich mit Dir? fragte Hubert, bei Gott! gewiß nicht. Du mißkennst mich. Ich ehre und achte Dich, schönes Mädchen, ich achte und liebe Dich, einziges Mädchen!“ Resel schwieg, und schaute mit prüfendem Auge in Huberts Blick. „Doch wozu dieser feste, durchdringliche Blick, erwiederte Hubert, willst Du mich durch und durch schauen und mein Inneres sehen. Es sei Dir gewährt, ich selbst will Dir mein Herz entfalten, mein Herz, das nur für Dich schlägt.“ „O, Ihr seid ein arger Schelm, gestern habt Ihr mich zum erstenmale gesehen, und heute — heute sprecht Ihr von ehren, achten und Gott weiß, wie die Dinge alle heißen. Wenn das kein Possenspiel mit mir ist, so will ich nicht mehr die Fischer-Resel sein.“ „Die sollst Du auch nicht bleiben, wenn Du Liebe mit Liebe lohnst,“ erwiederte Hubert und wollte das Mädlein küssen, das sich ihm entwand und in die Hütte lief. Stumm und verdrießlich stand Hubert da; er gärnte ob Resels sprödes Wesen, obwohl er ihr durchaus nicht gram war. Er setzte sein Barett auf und ging fort, ging hinaus in den Wald. Kaum daß die Fischerresel ihn gehen sah, begab sie sich zu ihrem Bruder Seifried, der in den Herbstferien Starnberg besuchte. Dieser staunte nicht wenig ob seiner Schwester Erzählung. „Da hast Du wohl gethan, belehrte er sie, daß Du den Burschen abgewiesen hast. Er ist ja eines Adelichen Sohn und Du bist eines niedern Unterthanen Tochter. Traum! seine Liebe ist rein, doch — sie ist nicht rein. Bei Hofe eine reine, eine züchtige Liebe finden, wäre so viel als aus unserm See Perlen fischen. Laß ihn fahren den glattzüngigen Hofmann, und wenn er Dir mit seinen Anträgen wieder zudringlich wird, so sags nur mir, ich will ihm, obwohl er Leibjäger meines gnädigen Gönners ist, doch eine Lehre geben, daß er fürbaß Dich nicht mehr belästigt.“ „Ich will Dir folgen, lieber Bruder und so es machen, wie es Dir gut dünkt,“ erwiderte die Schwester, und dankte ihm zugleich für seine brüderliche Liebe. Das aber dachte sich Hubert nicht; keine Spur von solch schwisterlichem Vertrauen hatte er sich geträumt, und er berechnete in seiner schlauen Kunst, daß das schüchterne Mädchen seine Liebe Niemanden gestehen würde. Doch seine feine Kunst ließ ihn dießmal im Stich, und seine Zudringlichkeit sollte er derb büßen. Denn als er am andern Tage um die Abendstunde durch den Wald strich, und sich der Hütte des Fischer Ruperts näherte, hörte er im Gesträuche ein Rauschen, wie das eines durch niederes Buschwerk schleichenden Wildes. Seine Dogge schlug an. Mit gesenkter Lunge schlich er sich hinzu, — er lauschte und stand still, da brach auf einmal aus dem Gebüsche des Ruperts schöne Tochter. Resel schrie laut auf, Hubert stürzte auf sie los und umfing sie. Was zitterst denn so, schöne Maid,“ frug Hubert, indem er kühn ins blaue Auge der Dirne lugte. „Fürchte nichts, es ist ja dein treuer Hubert, der, obwohl den Dir verstehen, Dich dennoch liebt. Gestern warst Du so spröde, so kalt, so fegar verächtlich gegen mich, heute könnte ich mich rächen.“ „Gnädiger Herr,“ bat Resel, laßt mich los, Euer Auge sagt mir nichts Gutes.“ „Nichts Gutes,“ erwiderte der lüsterne Jäger, „nichts Gutes. Schönes Mädchen, liebes, treues, sanftes Kind, verschmähe meine Liebe nicht, und schenke mir Gegenliebe. Ich schwöre Dir bei Gott ewige Liebe und Treue, ich schwöre Dir die Ehe, die Ehe. Nur laß mich Deine Liebe genießen, Deine Liebe, das höchste für mich, Deine Liebe.“ Wenn Ihr mich nicht mit Eurer Zudringlichkeit und Eurem frechen Betragen, das sich eines ritterlichen Sohnes nicht geziemt, verschont, so müßte ich um Hilfe rufen.“ „Um Hilfe willst Du rufen,“ erwiderte Hubert. „Deine schwache Stimme verhallt ja im mächtigen Walde, wie das Geheul der Schiffer im stürmenden See. Höre meine Worte, höre meine Schwüre: ich will Dich glücklich machen. Nur laß mich Deine Liebe genießen, wenn nicht, — wenn nicht — Mädchen, ich bin ein Mann — Du bist nur ein Mädchen, ein schwaches Kind. Laß mich nicht Gewalt brauchen, laß meine Liebe nicht in Zorn entbrennen.“ „Um Gotteswillen“, rief die ringende Tochter der Unschuld, laßt mich los,“ und bei diesen Worten entriß sie sich mit all der gesammten Gewalt ihres kräftigen Wesens den Händen des lüsternen Räuberes, und floh im flüchtigen Laufe aus des Waldes dämmerndem Dunkel den buschigen Abhang hinab, zu des Vaters schützender Hütte. „Fluch Deiner Schändeit und meiner Liebe,“ und hetzte die grimmige Dogge auf das flüchtige Mädchen. Aber die Dogge, gerichtet nur auf wehrloses Wild, ließ die Beute fliehen. Hochaufathmend stürzte Resel in Seifrieds Arme, dem sie mit flüchtigen, schnaufenden Worten das Betragen des zudringlichen Huberts erzählte. „Wo treffe ich den Unschuldsräuber,“ donnerte Seifried. „Dort oben am Hügel,“ erwiderte die Schwester, „im kleinen Buchengesträuch.“ Schnell, gleich wie vom Sturme gejagte Wetterwolken, eilte Seifried den Hügel hinan zu dem Buchengesträuch, das sein liebster Ort im Walde war.

Als er leuchend dort anlangte, wollte sich Hubert, der die ganze Zeit hindurch auf den Boden die Augen starrte und seiner Gedanken ohnmächtig war, eben entfernen. „Stoß Schurke, steh, rief Seifried, und allsogleich wankte sich Hubert um, zu sehen, wer da ihn lästere. Erblassend erblickte er da wider Vermuthen, Resels Bruder. Die Dogge stund des Herrn Winkes gewärtig und blickte mit den Zähnen. „Soll mir Euer Ruf gegolten haben, doch ich zweifle, frug Hubert, der sich faßte und seiner Dogge Ruhe gebot.“ „Wem anders als Euch, erwiederte zürnend Seifried, euch, der es versuchte, meiner Schwester die Unschuld zu rauben. Doch Gott hat sie noch aus euren Wolfsklauen erretet.“ „Schweig Bube, rief Hubert entgegen, und bedenke, daß Du mit dem Leibjäger des Herzogs sprichst.“ „Soll euer Adel und euer Rang eure Schandthat rechtfertigen?“ haderte Seifried, „so stünde es traun um den niedern Stand sehr schlecht.“ Ihr seid trotz euerm Adel und trotz euerer Würde ein Schurke, und wenn es euch nicht beliebt, diese Beleidigungen einzustecken, — ei, so hebt mir den Handschuh auf.“ Und bei diesen Worten warf Seifried seinen schwarzlebernen Handschuh hin. Hohnlachend schaute Hubert bald den Handschuh, bald den Seifried an; endlich sprach er, mit flammenden Augen: „Vermeint ihr, ich schlage mich wegen einer Fischerdirne mit einem Fischerbuben?“ „Mit einem Fischerbuben, erwiderte im fragenden Tone Seifried; traun! ich schäme mich meiner Abkunft nicht, aber ihr müßt euch schämen, der so viel auf ein adeliges Blut und gar nichts auf eine adelige Seele hält. Ja, ich bin der Sohn eines Fischers, habe aber zuversichtliche Aussichten, mehr zu werden, als ihr euch denkt. Und noch mal gebietet ich euch, den Handschuh aufzuheben, wenn nicht, so gehe ich augenblicklich zum gnädigen Herrn Herzog, und vermelde ihm eure Schurkenstreiche und euere Feigheit.“ Diese Rede wirkte. Still und blaß hob Hubert den Handschuh auf. Dann kuppelte er seine Dogge an einen Baum, und ging auf den offenen Kampfplatz. Die Gegner legten sich aus. Sie schlugen sich auf Degen. Hubert verwirrte mit blindem Eifernen etwas auszurichten, doch Seifried kannte schon die Art dieses Gefechtes. Glücklich pariert und schnell nachgestießen verlagt niemals. An der linken Schulter blutete alsbald Hubert. Die Gegner gaben sich zufrieden, und nachdem Huberts Blut gestillt war, schied Seifried, Versöhnung im Herzen. Doch anders schied Hubert. Ihn reute es, Genugthuung gegeben, ihn ärgerte es, eine Wunde davon getragen zu haben, und schon glaubte er, daß er diesen Skandal überall hören werde, da ja doch Seifried so glücklich davon gekommen sei. Deßhalb schied er mit Reue, mit Groll, ja mit Haß und Rache schwörend, band er seine Dogge, welche während des Zweikampfes vergeblich loszukommen ver-

Digitized by Google

suchte, los, und eilte Rache schnaubend aufs herzogliche Schloß. Bei der Tafel erschien Hubert zwar, doch wegen des Blutverlustes blaß und schwächlich. Als ihn darüber der Herzog fragte, schoß ihm alles Blut in die Wangen, verneinend, der Herzog wisse um den für ihn schmählichen Kampf. Doch hierin irrte er sich. Seifried sagte davon keinem Menschen ein Wörtlein, wohlwissend, daß dieser Gang auf Stoßdegen nicht der erste, sowie nicht der letzte war. Schon waren mehrere Wochen seit diesem Begegnen im Buchengesträuche vergangen, schon hatte Hubert seine Besuche in Ruperts Fischerhütte eingestellt, schon hatten sich Seifried und Hubert im herzoglichen Schlosse öfters gesehen und gesprochen, kurz, der Zank und der Kampf schien vergessen, da ging Seifried an einem hübschen September Tage hinaus in den Wald. Seine Gedanken beschäftigten sich mit den akademischen Freuden und mit den Hoffnungen für die Zukunft. Schon stand die Sonne tief am Himmel. Von einigen Bäumen fiel im herbstlichen Wind das Laub; die Vögel im Dickicht wurden seltener; da rauschte es auf. Seifried drang vor, und vor ihm standen Hubert und sein Jäger Lorenz, von mehreren Schweiß- und Spürhunden umsprungen. „Glückliche Stunde rief Hubert, die dich mir überliefert, dich Feind meines Herzens, steh Schurke, oder ich renne dir die Lanze durch das Wams, und hetze dir meine bissigen Hunde auf den Leib, daß du vor Schmerzen nicht sterben sollst können." „Adelicher Sohn! Sohn eines Ritters, der du selbst zum Ritter geschlagen bist, ist das ritterlich und eines deutschen Mannes würdig? frug Seifried. Ich stehe, was willst mir mir." „Ich mit dir?" erwiederte Hubert, ich will mich an dir rächen. Lorenz ergreif den Schurken und entwaffne ihn. „Dem Leibe, Diener der Creatur, donnerde Seifried indem er zum Stoße ausholt." „Oder sollen dich meine Hunde zerfleischen, entgegnete Hubert, daß du vor Schmerzen nicht sterben kannst?" „Vollende deine Schurkenstreiche, du sollst mir auch nicht entkommen, erwiederte Seifried."

„Oder meinst Du, sagte Hubert, ich heb Dir nochmal den Handschuh auf. Davor behüte mich Gott. Jetzt will ich mich an Dir rächen." Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Lorenz, der kräftige Jäger, der sich unvermerkt an Seifried herangeschlichen hatte, auf Seifrieds rechte Hand stürzte, ihr den Degen entwand, und ihn selbst nach kurzem Ringen auf die Erde schlenderte, ihm auf die Brust kniete und im Falle des Nichtergebens ihm mit dem Tode drohte. „Gelehrter Herr Doktor, spottete Hubert, dann wißt Ihr nicht die Strafe, die darauf gesetzt ist, wenn man einen anpackt, ihn zur Erde wirft, das Himmel und Erde zittert, ihm auf die Brust kniet und ihn nach Herzenslust quält. Ist da Verließ- oder Todesstrafe darauf gesetzt? Zähneknirschend blickte Seifried den rachgierigen Hubert an. Dann band Hubert ihm die beiden Hände so fest zusammen, daß sie erstarrten und der Blutverlauf gehemmt war. Ebenso knebelte er ihn an den Füßen; dann schleppten Hubert und Lorenz den armen, schmerzlich gefesselten Dichter ins Gebüsch hinein an eine Höhle. „Nun magst Du heute Nacht gut ruhen, höhnte Hubert. Die Höhle ist weit und breit, hoch genug und hinlänglich lang. Das Wasser, das von ihren Wänden tropft wird Deinen Durst und das Moos, das an den Wänden schimmert, Deinen Hunger stillen." Nicht lange mehr, und sie langten an der schauerlichen, finstern, feuchten und moosigen Höhle an. Da legten sie ihn hinein, und ehe Hubert schied, höhnte er dem Trostlosen zu: „Nun, Herzensfreund, gute Nacht. Kameraden wirst Du genug bekommen. Eulen und Fledermäuse, Füchse und Wölfe bleiben nicht aus. Mit diesen kannst Du die Nacht durchheulen, und bist Du morgen noch am Leben, so wirst Du schon sehen, was Dir geschieht, da Du ein guter Fechter bist, sollst auch ein guter Reiter werden." Dann schied er lachend und jubelnd, indeß Seifried knirschte. In der Nähe der Höhle legte unterdessen Lorenz mehrere Schlingen, und nachdem sie gut gelegt waren, riefen sie dem Armen noch eine gute Nacht zu und fragten, ob sie die Schwester grüßen sollten. Bald hatten sie sich im Dickicht verloren, und ihre verworrenen Gestalten schlichen im Dunkel des kümmernden Abends durch die talentaubten Gesträuche. Nicht mehr ferne vom Ausgange des Waldes brach Lorenz das Stillschweigen, das immer beobachtet wurde. „Mit Gunsten; war Euer Zorn so gerecht, daß ihr den armen Jungen so schnöde behandelt?" „Gerecht oder ungerecht, was kümmerts Dich, der Du mein Knecht bist," fuhr Hubert den fragenden Lorenz an. „Allerdings kümmerts mich auch, wenn ich gleich Euer Knecht bin, erwiederte Lorenz, Euer Knecht im Dienste der Jagd, aber nicht im Dienste des Mordes. Herr, mein Seelenheil ist mir so lieb, als das Eurige auch, obgleich ich Knecht bin, und deßhalb steht mir zur Rede, ob Euer Zorn gerecht war, denn ich will nicht mit einem Morde belastet in die Grube steigen." Hubert lächelte und schien mit seinem giftigen Lächeln den Lorenz in seiner Gewissensunruhe zu verachten. „Ihr schweigt, fuhr nach einiger Zeit Lorenz fort. Ich frage Euch nocheinmal, und wenn ihr mir nicht Bescheid gebt, so gehe ich zurück, binde den Jungen los, denn bis morgen kann er die Beute der Wölfe sein."

„Was geht das Dich an, wenn sich hungrige Wölfe an seinen Eingeweiden laben?" „Dann rechnet ja nicht, unterbrach Lorenz den Redner, auf meine Verschwiegenheit." „Nicht, sagte Hubert lachend, und rannte dem nichts ahnenden Lorenz den Degen durch den Rücken, daß die blutige Spitze bei der linken Brustseite hervorstach." „Gott sei mir gnädig," rief im Uebermaße des Schmerzens der stürzende Lorenz, bis mit seinen Zähnen knirschend in die Erde und verstuchte im Tode noch seinen Mörder. „Fluche, verfluche und vermaledeie mich, — für Dich und Deine Verschwiegenheit ist gesorgt," sagte Hubert mit bebender Stimme, indeß sein starres Auge die zuckende Leiche betrachtete, und seine Seele gedankenschnell die That überdachte. Dann wandelte dem Mörder im Dunkel des Waldes ein frostiger Schauer an, und furchtsam wie ein Hase eilte er von der Stelle des Mordes. Im Nachhausegehen dachte er daran, wie er den ermordeten Lorenz vermissen, wie er nach ihm fragen würde, kurz, wie er den geringsten Schein und Verdacht der Mordthat oder einer Theilnahme an dem Morde glücklich von sich wälzen würde. Mit solchen bangen, heißen und quälenden Gedanken langte er im herzoglichen Schlosse an, allwo er bald mit heiterer Miene an die Tafel trat und dort mit aufgeräumten Scherzen als der Lustigste galt. So viel vermag Leichtsinn und Selbstverblendung.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

München, 30. Sept. Nach hieher gelangter Mittheilung der Hamburgischen Postverwaltung wurde das Seeporto für die mit Handelsschiffen zu befördernden Briefpostsendungen bis incl. 15 Loth nach den überseeischen Ländern via Hamburg auf 6 kr., ohne Rücksicht auf Gewicht und Inhalt, festgesetzt, so daß die einfache Taxe für eine solche Briefpostsendung 15 kr. beträgt.

Bayerische Staatsschuld. Der am 22. Mai d. J. erstattete Bericht des Schuldentilgungs-Commissärs der bayer. Abgeordnetenkammer gibt den Stand der bayerischen Staatsschuld pr. Ende April in folgender Weise an:

I.	Allgemeine Staatsschuld:		
	a) Alte Schuld . . .	73,124,498 fl.	
	b) Neue Schuld . . .	10,571,402 fl.	
	c) Militär-Anlehen . . .	30,956,400 fl.	
II.	Eisenbahnschuld	121,739,300 fl.	
III.	Grundrentenschuld . . .	98,013,550 fl.	
		334,405,150 fl.	

Außerdem standen der Regierung seit 10. Juni 1865 an Eisenbahn-Credit-Actien 45,701,000 fl. zur Verfügung. Vergleichen mit dem Stand der Staatsschuld am Schluß des Etatsjahres 1863/64 ergibt sich, daß eine sehr bedeutende Amortisation regelmäßig stattfindet, denn es ist in dem kurzen Zwischenraume die Allgemeine Staatsschuld um 7,976,442 fl., die Grundrentenschuld um 1,418,475 fl. zurückgegangen und nur die Eisenbahnschuld hat eine leicht erklärliche Vermehrung erfahren. Bei dem Flächenumfang Bayerns von circa 1380 Quadrat-Meilen und der Bevölkerungszahl von

Digitized by Google

circa 5 Mill. Einwohner erscheint die obenerwähnte Gesammtschuld des Landes um so geringfügiger, als sie höchstens 70 fl. per Kopf repräsentirt und zu etwa zwei Drittel ihres Gesammtbetrags in Folge von Eisenbahnbauten und Grundrentenablösungen entstanden ist. Dieß Verhältniß tritt um so günstiger hervor, als das Aktivermögen des bayerischen Staates ein außerordentlich großes ist. Während im Budgetjahr 1863/64 die direkten Staatsauflagen 9,758,589 fl., die indirekten 23,229,435 fl. erbrachten, trugen die Staatsregalien und Anstalten 10,368,544 fl., die Staatsdomänen 12,06,998 fl. netto ein. Bei solchem Reichthum wird das Land von seinen Staatsschulden entschieden wenig belästigt, zumal die Eisenbahnen nach Tilgung und Amortisation der für sie kontrahirten Anleihen alljährlich einen Gewinn „liefern. Im Jahre 1863/64 sind verwendet worden.

Für die alte Schuld	4,618,600 fl.
„ „ neue Schuld	2,187,920 fl.
Pensions-, Amortisations-Kasse.	849,200 fl.
Eisenbahnbau-Dotations-Kasse . .	5,003,256 fl.
Grundrenten-Ablösungs-Kasse . .	897,400 fl.
	13,556,376 fl.

so daß der Reinertrag der Staatsdomänen allein bis auf circa 1 Mill. Gulden für die Bedürfnisse der Staatsschuld ausreichte.

Ein Soldat, welchem in einer der letzten Schlachten die beiden Füße abgeschossen wurden, wurde aus dem Frankfurter Bürgerhospital als geheilt entlassen; derselbe erhielt zwei künstliche Füße, die demselben ohne Krücken zu gehen gestatten.

Die 54 weißgekleideten Jungfrauen (eine Erfindung, welche bei keiner wohlgeordneten Feierlichkeit fehlen darf), welche bei der Siegesfeier in Berlin den König von Preußen begrüßten, sind ohne Crinoline erschienen. Die Roben, sagt man, hätten der griechischen Tunica geglichen und soll denn auch dieses Costüm höher aufgenommen sein, als die geschmacklosen überall aufstrebenden Reifröcke. Hoffentlich lassen sich die Jungfrauen photographiren, und die Damenwelt sieht ein, daß man auch schön sein und Aufsehen erregen kann, ohne Nachäfferei französischer Moden.

Eine Ausrede seltener Art brachte dieser Tage ein wegen Diebstahls von Pfandscheinen Angeklagter vor dem Berliner Kammergericht vor. Er erklärte nämlich, er habe dem Bestohlenen durch Einlösung der Sachen — eine heimliche Freude machen wollen. Das Gericht hat keinen Sinn für diese Menschenfreundlichkeit gehabt.

Nach der „Kreuzztg", die so etwas wissen kann, sei die Untersuchung gegen die Mannschaften des Regiments 32, welche sich an dem Frankfurter Exzesse betheiligt, keineswegs niedergeschlagen, sondern im vollsten Gang begriffen.

Aus Gitschin berichtigt einen Vorfall Bürgermeister Rutter daselbst in folgender Weise: „Ich mußte am 30. Juni d. J. für den Prinzen Friedrich Karl meine Wohnung im ersten Stockwerke räumen, in welcher er auch übernachtete. Den Tag darauf zog er mit den Truppen weiter, und meine Wohnung wurde für den König hergerichtet, welcher am 2. Juli Vormittags anlangte. Unter der Laube meines Hauses frug ich an diesem Tage einen Offizier, ob Se. Majestät bereits oben in den Zimmern sei, und auf dessen Bejahung wollte ich mit einer Deputation hinaufgehen, um eine Audienz zu erbitten. Als ich jedoch, gefolgt von den übrigen Herren, die ersten drei Stiegenstufen überschritten hatte, hörte ich eine barsche Stimme hinter mir rufen: „Se. Majestät wird befehlen, wann er die Bürger vorlassen wird! Ich wendete mich um und sah, daß und diese Worte ein hoher Offizier in rother Husaren-Uniform zurief. Als wir an ihm zurück vorbeigingen, nahm ich grüßend den Hut ab, und setzte ihn wieder auf; aber in demselben Augenblicke wurde er mir von jenem Offizier vom Kopfe herabgeschlagen. Ich hob den Hut mit äußerlicher Ruhe auf und begab mich mit meiner Begleitung, die Hüte in der Hand, in die Laube. Dort fragten wir, wer der Husaren-Offizier in der Hausflur sei, und man nannte uns den Prinzen Friedrich Karl. Er war in Gala dem Könige entgegengefahren und ich habe ihn, da er zwei Tage vorher eine blaue Campagne-Uniform trug, nicht gleich erkannt."

Sind auch Unglücksfälle verschiedener Art bei den böhmischen ausgedehnten Fabriks- und Bergbau-Etablissements nichts Seltenes, so werden dieselben doch durch das furchtbare Unglück weitaus überragt, das sich am 19. Sept. zu Brzas in dem fürstlich Fürstenberg'schen Walzwerke ereignete. Mehrere Fahrleute brachen für das genannte Walzwerk von Prag altes Guß und Blecheisen, worunter sich auch viele Kugeln (Shrapnels) befanden. Der Wagmeister, der mit dem Abwägen des Materials beschäftigt war, legte sämmtliche Kugeln, circa 50 Stück, auf die Wage, um welche mehrere Hüttenarbeiter und die Frachtfuhrleute standen, und machte sich dem unüberlegten Scherz, eine von den Kugeln anzuzünden, in der Meinung, daß dieselbe ohne Ladung sei. Kaum gethan, so explodirten unter furchtbarem Gekrache und kanonenartigem Donner sämmtliche Shrapnels. — Schrecklich, herzerreißend war der Anblick. Acht Menschen und zwei Pferde lagen furchtbar zerschmettert am Boden; vier von den Männern blieben gleich todt am Platze, die andern sind zwar noch am Leben, dürften jedoch schwerlich aufkommen. Es sind meist Familienväter von 8 bis 10 Kindern. Am Walzwerke selbst wurden fast alle Fenster zertrümmert. Auch das Dach, sowie die Dächer der Nachtbargebäude erlitten namhaften Schaden.

Ein Arzt, der „blau anläuft". In Ofen wurde vor einigen Abenden in der Fünflerchengasse ein Arzt zu einer Cholerakranken gerufen. Der Arzt kam, besah die Kranke, welche schon ganz blau-schwarz am Körper war und heftige Krampfschmerzen litt, und sagte, hier könne er nichts besseres anrathen, als eilends den Geistlichen holen zu lassen, damit die Patientin versehen werde, an Hilfe sei nicht zu denken, da sich schon der Brand zeige. Man befolgte den gegebenen Rath; kurz darauf verfiel die Kranke, deren Schmerzen von selbst nachließen, in tiefen Schlaf, der bis zum frühen Morgen währte; beim Erwachen erklärte sie, daß sie sich wohl schwach, aber sonst gut befinde. Auffallend jedoch war, daß ihr ganzer Körper noch immer schwarz-blau war. Endlich, nachdem es vollends Tag geworden, gewahrte man erst, daß die Hilfeleistenden in der Dunkelheit anstatt einer Essigflasche eine Flasche ergriffen, worin „Waschblau" war, und damit die Frottirung vorgenommen hatten.

[Verbesserte Dampfschiffe.] Einem Privatbriefe aus Newyork entnehmen wir die Mittheilung, daß daselbst ein Deutscher, Namens Kinkel, eine verbesserte Construktion der Dampfschiffe erfunden hat, durch welche es möglich werden soll, England in 4 bis 5 Tagen zu erreichen. Die Probefahrten stehen bevor und werden, wie man hofft, eine Revolution in der Dampfschiffahrt hervorbringen.

Von heute an wohne ich in dem Franz Benzino'schen Hause an der Hauptstraße neben der unterstenn (Canstatt'schen) Apotheke dahier.

Kusel, den 3. Oktober 1866.

[411²/₃] **Kipp,** kgl. Gerichtsbote.

Meinen Freunden und Kunden die ergebene Anzeige, daß ich von heute an in dem Adam Daniel'schen Hause wohne.

Kusel, den 3. Oktober 1866.

(417) **Augusti Becker,** Metzger.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfidaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 41. Sonntag, den 14. Oktober **1866.**

Hubert, des Herzogs Jäger.

Eine Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert von Chlodwig.

(Fortsetzung.)

Während dessen erfüllte bange Besorgniß das Haus des Fischer Rupert. Denn niemals blieb Seifried auf seinen Spaziergängen so lange aus; auch konnte er nicht im Schloß sein, da die herzoglichen Diener ihn nicht sahen, und welche alle die bruderliebende Reiel fragte. Schon war die Mitternacht hereingebrochen, und Seifried noch nicht erschienen. Da machte sich Reiel auf und stürmte hinaus in den Wald, ihren Bruder, der sich vielleicht verirrt hätte, zu suchen. Mit lautem Rufe schrie sie in die Finsternis des Waldes, — sie lauschte — doch nur ein hallendes Echo brauste entgegen. Da trat sie unverzagt in den Wald ein, nicht ihren Versuch aufgebend. Sie wallte umher, strich und schlich durch die Gebüsche, da stolperte sie über etwas, sie sah sich vor, und erblickte zu ihrem gräßlichen Entsetzen eine blasse Leiche. Laut aufschreiend stürzte sie von hinnen, Furcht und Angst in der Seele, und Behändigkeit im Fuße. In der Vatershütte angelangt, begab sie sich auf ihre kleine Kammer. Dort betete sie für die Leiche, betete dort für ihren erschlagenen Bruder, und erst als der Tag in seiner Kühle graute, ließ sie von ihrem inständigen Gebete ab, stieg herab zur Stube, wo die Eltern schliefen, und entdeckte ihnen das Ergebniß ihrer nächtlichen Wanderung. Männlich gefaßt vernahm Rupert das schauerliche Wort aus seiner Tochter Munde, indeß sein altes Weib Thränen der Mutterliebe in Menge vergoß. Kaum als der Morgen graute, eilte Theres den Schloßhügel hinauf, lief den Schloßhof durch und stellte sich an den Eingang der Schloßkapelle. Hier erwartete sie mit banger Hoffnung die Ankunft des Herzogs Sigmund..

Dieser kam auch bald, um der Frühmesse beizuwohnen. Als er in das stille Gotteshaus eintreten wollte, fiel Theres ihm in den Weg, umschlang krampfhaft seine Knie und benetzte sie mit ihren Thränen. Hubert, der den Herzog begleitete, rollte wild seine Augen und es brach sein Unwille in den donnernden Worten aus: „Hinweg, tolle Magd, und laß und zur Kirche.“ „Gnade, Gnade, rief Theres schluchzend, und sprechet Recht über den feigen Mörder.“ „Mörder?“ frug Sigmund und machte sich von den Händen Theresens los. „Ja, fuhr Theres fort, gnädigster Herr Herzog, Gnade für mich und Tod dem Mörder.“ „Ich verstehe Dich nicht“, antwortete Herzog Sigmund. „Sie ist ja eine tolle Dirne“, erwiederte Hubert, dem das Herz so bange schlug; „wer wird sie denn verstehen!“ „O, ich bin nicht toll, seufzte Theres, meine Erzählung soll Euch das Gegentheil beweisen.“ „So beginne und mache es kurz,“ fuhr der Herzog sie an. Und Theres begann: „Seifried, mein lieber Bruder ist nicht mehr. Seit gestern Nachmittag sah ihn kein menschliches Auge. Er ging in den Wald gegen Possenshen hinauf und ist Abends nicht wiedergekehrt. Rupert's Vaterherz und Anna's Mutterherz wurden ängstigt. Mich ergriff eine tiefe Furcht, und nicht mehr konnte ich ruhen, als es Mitternacht schlug und Seifried noch nicht da war. Ich machte mich auf und stürmte hinaus. Angst und Furcht, Hoffnung und Verzweiflung im Herzen. Schon hatte ich mich in der Finsterniß des Waldes verirrt, da stieß mein Fuß an eine Leiche und meine Verzweiflung war gesteigert. Von fürchterlicher Angst gequält stürzte ich von hinnen. Es war die Leiche meines Bruders.“ — „Deines Bruders,“ frug Herzog Sigmund mit erschrockenem Tone, und Thränen der Liebe glänzten in seinem Auge. Mit anderen Geberden vernahm Hubert die Erzählung. Seine Farbe wechselte oft, sein Auge schien matt und sein Körper zitterte. Erst als er vernahm, daß es Seifrieds Leiche wäre, athmete er freier auf und wiederholte mit kräftiger Stimme des Herzogs Frage. „Deines Bruders? Schändlich, fuhr er mit verstellerischer Heuchlermiene fort, schändlich. Dieser junge, gute, geliebte Mann! Rache seinem feigen Mörder.“ Rache, ja Rache seinem feigen Mörder,“ dewerte Herzog Sigmund und heftete seinen festen Blick auf Hubert, der darüber erschrack und fast seine Fassung verloren hatte. Erst als Sigmund Ang und Wort auf Theres richtete, athmete Hubert aus seiner Todesangst auf. „Hast Du Verdacht, wer der Mörder Deines Bruders ist,“ also sprechend wandte sich Sigmund an Theres. „Wohl schöpfe ich Verdacht, erwiderte Theres mit leisem Schluchzen, doch wehe mir, wenn mein Verdacht nicht gegründet wäre.“ „Sei also nicht vorellig, mahnte sie Hubert, es könnte Dir schlimm ergehen.“ „O falscher Knecht, falscher Wolf, lästerte Theres auf Hubert, gehe hinaus in den Wald und labe Dich an Deiner Beute, labe Dich an meines Bruders Leiche.“ „Theres, was sagst, rief Herzog Sigmund, wehe Dir, wenn Du meinen treuen Leibjäger schuldlos anklagst.“ „Schuldlos, entgegnete Theres, niemals, Gnädigster Herr Herzog, vollübt das Bahrrecht.“ „Es sei, sprach der Herzog Sigmund,“ und ohne in die Kirche einzutreten, ging Herzog Sigmund mit Hubert und anderen Hofleuten und Theres hinab ins Thal auf Ruperts Hütte. Als der Herzog in die niedere Stube eintrat, fand er den alten Rupert betend für seines Sohnes Seele.

„Tröste Dich, hub Herzog Sigmund an, tröste Dich alter Vater, Gott hat Dich schwer geprüft. Gott hat Deine Seele tief verwundet, glaube aber zuversichtlich, daß ich mit Dir leide. An Deinem wackern Sohne habe ich einen edlen Jüngling und für die Zukunft einen gelehrten Mann verloren. Aber Rache seinem Mörder. Und jetzt, alter Vater, gehe hinaus die Leiche Deines Sohnes zu sehen, und Bahrrecht zu halten über einen meiner Diener der im Verdacht steht, den Mord verübt zu haben. Hast du die große Seelenstärke, diesen schmerzlichen Gang zu gehen, so biete ich Dir meinen Arm dar.“ Mit Thränen in den Augen dankte Rupert dem gnädigen Herzog und schlug es nicht aus, des Sohnes Leiche zu sehen. „Ich will mitgehen, sagte er und will alle die Diener ins Auge fassen, um an ihrem Erblassen den feigen Mörder zu erkennen.“ Und freundlich bot Herzog Sigmund dem trauernden Greise den Arm, und sie wallten dahin, folgten der flüchtigen Theres, die als Wegweiserin vorausschritt, indeß Hubert als der Letzte dem Zug folgte, sinnend und brütend, und Rache gegen die bruderliebende Tochter Ruperts kochend.

Endlich langten sie nach einigem Herumirren im Walde an der bezeichneten Stelle an; wer aber schildert aber begreift nun Thereſens freudiges Entsetzen, da sie sah, daß der Ermordete nicht ihr Bruder sei. „Gottlob, Gottlob, rief sie mit lauter Stimme, es ist nicht mein Bruder, ich habe mich getäuscht, Freude ob der fröhlichen Täuschung.“ Mit ent-

Digitized by Google

blößtem Haupte stand Rupert da, als Hubert listig wie ein Fuchs und kriechend wie eine Schlange, hervortrat um die Leiche zu besehen und mit lauter Stimme ausrief: „Gottstod! das ist ja mein Jäger Lorenz! Wer mag ihn doch erstochen haben? — rücklings! welch ein schrecklicher Meuchelmord." Und Hubert trat hinzu, und zog den Degen aus dem Rücken. „Und wem mag wohl, wandte sich Hubert fragend an Theres, dieser Degen gehören?" Erblassend rief Theres: „Es ist Seifrieds Degen, es ist meines Bruders Degen." „Meines Sohnes Degen, fiel Rupert ein! bei Gott! er ist's, ich kenne ihn, es ist Seifrieds Degen, es ist meines Sohnes Degen." Herzog Sigmund rollte das Auge wild, Rupert starrte die Leiche an, Theres rang die Hände zum Himmel, doch Hubert lächelte verrätherisch. „Soll ich einen Mörder, einen Meuchelmörder gezeugt und ernährt haben, also brach Rupert von Neuem aus und raufte seinen greisen Bart. Einen Mörder, auf dem der Zorn des Himmels und der Fluch des Vaters ruht!" „Unmöglich, rief Theres." „Ch, sagte Hubert mit seinem teuflischen Lächeln; eh, schöne Jungfrau, die Umstände zeugen wider Seifried. Du hast mich zwar vor einer Stunde noch des Mordes angeklagt, nun klage aber ich Deinen Bruder des Mordes an. Denn an seinem Degen verblutet mein treuer Jäger Lorenz, indeß er selbst der feige Mörder auf schneller Flucht sein Heil sucht. Und gleichwie mir der gnädigste Herr Herzog im Falle meiner Schuld mit harter Strafe drohte, so wie Dir im Falle Deiner falschen Anklage, so rufe ich den gnädigsten Herrn Herzog auf, mich frei zu sprechen und Dich, Du wüthende Dirne, laut des herzoglichen Wortes zu strennen." „Nicht, versetzte Theres mit kräftigem Tone, nicht zittere ich vor den Häschern, nicht vor Stock und Block! aber ehe man mir die Hände fesselt, gönnt mir noch ein Wort." Und so sprechend eilte sie auf den Herzog los und umklammerte seine Knie. Endlich brach sie mit Schluchzen aus: „Gnädigster Herr Herzog, ich flehe Euch an, allem dem zu glauben, was ich sage. Noch einmal wage ich es zu sagen, daß mein Bruder unschuldig und der Ankläger meines Bruders schuldig sei. Denn ich sah Herrn Hubert mit Lorenz gestern auf die Jagd gehen, sah einen jeden mit seinen Hunden. Es war um die 3. Stunde Nachmittags. Lange mochten sie im Walde herumgestreift sein, denn erst spät Abends kehrte Herr Hubert allein mit seinem und mit Lorenzens Hunde nach Hause."

„Du lügst, freche Dirne, unterbrach sie Hubert."

„Bedt euer Gewissen schon, Herr," fuhr Theres unverzagt fort. „Nicht lüge ich, ich habe die Heil. Jungfrau angerufen; ich sah' euch allein nach Hause kehren, und wohl möget ihr nicht verneint haben, daß ich Euch gesehen und euch gehört habe." „Gehört?" frug Herzog Sigmund, und heftete seine Blicke auf Hubert, daß dessen Farbe im Gesichte wechselte, wie im Frühling Sonnenstrahl und Schatten. „Ja," fuhr Theres fort, ihre Worte behauptend. „So schreitet, gnädigster Herr Herzog, hat Hubert, zum Bahrrecht. Der Wahnsinn der Dirne klagt mich zum Mörder an, um ihren Bruder zu retten. Gott hört meine Worte; er wird entscheiden, wenn ich die Wunde des Ermordeten berühre. Er wird meine Unschuld entdecken; aber Rache der frechen Dirne, die sich so weit an mich gewagt hat." „Soll ich euren Listen Gehör geschenkt haben?" unterbrach ihn Theres. „Zum Bahrrecht laßt uns schreiten," also befahl der Herzog. Und alle schlossen einen Kreis. In diesen lag die kalte Leiche auf einer Bahre, die mitgenommen wurde. Auf sie schritt, laut Herzogs Befehl, sein Jäger Hubert. Und kühn und unerschrocken, obwohl etwas bleich, trat Hubert hinzu, kniete sich nieder und sagte, ehe er die Wunde berührte: „Treuer Lorenz! dem ich zweimal die Rettung meines Lebens verdanke, sieh' herab, es gilt meine Unschuld. Mein Blut soll fließen, wenn deine Wunde zuckt, die ich gemäß beim Bahrrecht berühren soll." Und so gesprochen, berührte er die Wunde, die nicht zuckte, aus der nicht Blut floß. Dann stund er auf, beugte sein Haupt, hielt sein Angesicht in die Hände, um den Todesschweiß zu verbergen, der ihm während des Bahrrechtes hervordrang und trat dann, leise aufschnaubend, zurück. „Du bist unschuldig, rief der Herzog aus, und Deine Anklägerin soll so lange gefremmt sein, bis sie zur Besinnung erwacht und ihre Worte widerruft." „Nehmt sie hin, seufzte Rupert. Hat sie diese Strafe verdient, so wird sie dieselbe geduldig ertragen. Hat sie diese nicht verdient, so möge ihr Gott Stärke verleihen, die verhängte Prüfung zu ertragen. Aber ehe ich noch scheide von diesem schauerlichen Morde, spreche ich noch über meinen Sohn den Fluch." Und Rupert versluchte seinen Sohn Seifried, daß es alle Anwesende durchschauerte. Dann wandte sich der Herzog an zwei Lehensknechte, die Theresen festnahmen. „Tröstet Euch, lieber Vater, tröstet Euch, rief die Tochter thränenlos, die Schuld des Frechen kommt noch an den Tag. Meinetwegen seid ohne Kummer. Bin ich auch gefremt, so vergage ich nicht. Betet für mich, betet, daß Gott Euch Euren voreiligen Fluch über Seifried verzeiht." Und so sprechend entrissen die rohen Lehensknechte sie ihrem Vater, der fast tröstlos und ohne Abschied vom Herzog aus dem Walde seiner kleinen Hütte zuwankte. Mit Thränen in den Augen sah der Herzog dem tiefbetrübten Greise nach, und befahl dann, als er ihn aus dem Auge verloren hatte, die Leiche hinwegzutragen und zu beerdigen.

Hierauf trat Herzog Sigmund mit Hubert den Rückweg an. Als sie über den Schloßhof gingen, sahen sie, wie die Kerkerknechte die unschuldige Fischerstochter banden um sie in Kerkersnacht hierauf zu werfen. Bei diesem Anblicke wurde Huberts Herz gerührt. Er bat für Theresen bei dem Herzog um Gnade, doch dieser erwiderte mit strengem Tone: „Nein, das Volk soll sehen, daß man sich nicht so leicht gegen einen herzoglichen Leibjäger, dessen Unschuld selbst Gott bei dem Bahrrechte bezeugte, vergehen darf. Sie soll nur einige Tage im Kerker jammern, am dritten wird sie wohl anders sprechen. Hubert geleitete seinen Herrn ins Gemach, und da dieser keine weiteren Befehle ertheilte, so zog sich Hubert zurück, eilte auch in sein Gemach, warf Baret und Degen weg und überdachte, was zu thun wäre. Nach langem Sinnen fiel ihm endlich ein, daß Seifried noch in der Höhle liege, daß er noch am Leben sei, daß er gefunden und daß seine schwarze Rache entdeckt werden könnte. Unruhig bei diesem Gedanken machte er sich auf und eilte dem Walde zu. Seiner selbst kaum mehr bewußt, schritt er über die Stelle, wo er Lorenz ermeuchelte, und wo ihn ein kaltes Grausen durchfröstelte. Von Angst gepeinigt, immer vermeinend, daß ihm Lorenz als ein drohendes Lustgebilde im blutigen Wamse folgen würde, erreichte er endlich die Höhle in der er den armen Seifried schmachten ließ. Langsam und zaghaft trat er ein. Sein Auge stierte und sein Ohr lauschte. Da regte sich etwas; Hubert zitterte. Ein Seufzer, dem ein klägliches Gewimmer folgte, stöhnte durch die Höhle. Da rief Hubert mit einer Stimme, welche Furcht und Schrecken geändert hatte: „Wer haust hier." Mit schwacher Stimme flehte Seifried um Hilfe und Rettung. „Wer hat Euch hierher gebracht?" frug Hubert.

„Der feige Leibjäger des Herzogs, der nicht den Muth hatte, mir den Stahl durch's Herz zu stoßen, und der mich hier verschmachten lassen will."

„Habt Ihr ihn beleidigt." „Hab! beleidigt, erwiederte Seifried, den Schandbuben beleidigen. Aber — doch helft. wenn Ihr könnt, oder mordet mich." „Gleich," rief Hubert mit geller Stimme, und trat Hohnlachend aus der Höhle. Seifried erhob das Haupt und erkannte mit seinem matten Auge seinen Feind. Als er ihn wieder um Hilfe oder den Tod bitten wollte, war er schon hinausgetreten in den Wald und Seifried senkte das Haupt, vor Durst und Ermattung verschmachtend. Gott nur um ein baldiges Ende bittend. Hubert, der wohl einsah, daß Seifried sterben müsse, eilte fort, lief durch's Gehölz auf die Reyse los, worin er einen frischen Zwanzigender erblickte, daß ihm das Herz lachte. „Hab!" rief Hubert aus und betrachtete das schöne Thier, das mit scheuen Blicken und angstvollem Stöhnen aus den Netzen sich zu arbeiten bemühte. Und schnell trat er den Rückweg zur Höhle an und Seifried zurufend: „Da Du ein guter Fechter bist, sollst auch ein guter Reiter werden" — packte er ihn unter den Achseln, und zog ihn unbarmherzig über Stein und Strauch zu dem in Netzen gefangenen Hirschen, der neuerdings in Angst und Furcht stöhnte. „Ruhig, ruhig, schönes Thier, sprach Hubert, bald sollst deine Freiheit haben und

Digitized by Google

dann warf er den halbtodten Seifried auf des Thieres Rücken, daß er verkehrt in reitender Stellung oben saß. „Ermordet mich, daß Seifried, stoßt mir Euren Dolch durchs Herz, nur gebt mich dem schrecklichen Hungerstode nicht preis." „Ich will nur sehen, erwiederte Hubert, wie Ihr reiten könnt, und bei diesen Worten band er die Hände des Armen an die ästigen Geweihe des gefänglisten Hirschen. Seifrieds Kopf band er mit einem Stricke auf den Hals des Thieres und nachdem er nochmals die Knoten alle fester geknüpft hatte, zerhieb er die Netze und kaum als der kräftige Hirsch dieß bemerkte, sprang er keuchend ob der ungewohnten Last auf und stürmte unbekümmert um seinen unglücklichen Reiter in großen Sätzen durchs Gesträuch, daß dem Seifried alle Sinne schwanden und er nur mit Mühe mehr Huberts Nachruf: „Glückliche Reise!" vernahm. Die Unthat war verübt und das Maß der Unthaten voll. Denn kaum daß Hubert im Schlosse angelangt war, müde und hungrig, so bot der Herzog Sigmund die Mittagstafel auf und befahl, sich die Ereigniße vom heutigen Morgen aus dem Kopfe zu schlagen, unverzüglich zur Jagd. Die Hörner schallten, die Hunde bellten und die Falken schüttelten die Köpfe, um der Augenbinden los zu werden. Alle die lärmenden Anzeigen mahnten den müden Hubert, vor den Herzog zu kommen und dessen Befehle zu erwarten. Er erschien vor seinem herzoglichen Herrn, der ihn barsch fragte: „Wo seit ihr doch vor der Tafel gewesen?"

„Ich?" stotterte Hubert. „Ja, ihr," erwiderte der Herzog, und krauste sich in seinem großen Knebelbarte, „Ihr müßtet aus gewesen sein, denn als ich Euch zur Tafel lud, fand man Euch nirgends." „Ja," antwortete Hubert, „ich erging mich, weil mir nicht recht wohl war." „So wie ich aus Eurem blassen Aussehen abnehme, ist Euch noch nicht recht wohl." „Jetzt ist das Unwohlsein weg," erwiederte Hubert, „so zwar, daß ich mit Freuden meiner Pflicht nachkommen kann. Ich stehe zu Diensten und erwarte die Befehle." „So laßt meinen Schweißfuchsen satteln, er hat einen sichern Sprung und geht gut im Zügel." Der Herzog gebeute und Hubert lief, dem Befehle nachzukommen. — Alsbald saß der Herzog auf dem leichtgezäumten, stolzen Thiere, das dem leichtfüßigen Schimmel Huberts hell zuwieherte. Die Jagdhörner erklangen auf Sigmunds Befehl von Neuem, und der Zug setzte sich unter lustigen Liedern und fröhlichen Scherzen in Bewegung. Hell schmetterten die Jagdhörner durch die Luft, und klangen wohl auch in Theresens tiefen Kerker, die in stillen Gebeten auf dem Boden kniete, und Gott den Herrn inniglt anflehte, den schändlichen Buben zu entdecken, der den Lorenz ermordet und die Schuld auf ihren Bruder wälzte, der sie selbst in seiner Schurkerei hinter Schloß und Riegel brachte. — Indeß war der jagdlustige Zug im Walde angekommen. Hart neben dem Herzoge ritt still und bleich der gutberittene Hubert auf dem Daumen seiner linken Hand einen ungebulbigen Falken. „Um das Schweigen zu brechen," sagte einmal der Herzog zu Hubert, „daß Ihr heute wider alle Gewohnheit so gewissenhaft beobachtet, muß ich Euch doch fragen, ob wir weit von der Stelle weg sind, an der man Euren Lorenz erstochen fand?" „Kann's Euch, wertber Gebieter, wirklich nicht sagen," erwiderte Hubert, erblassend und weißer als seine schönen Zähne in seinem schönen Munde. „Schon gut," versetzte Herzog Sigmund, der schon einigen Verdacht schöpfte, „schon gut. Ich glaube, die Jagd könnte beginnen; ihr Hubert bleibt mir hübsch zur Seite," und noch nicht hatte der Herzog ausgeredet, als sein schöner Fuchs sich mit dem einen der Vorderfüße in ein Netz verwickelt hatte, und scheu und unbändig tobte und ausschlug. Auf des Herzogs Ruf eilte ein Jäger herbei, der die Netze zerhieb, die Netze, in denen auch der Hirsch sich fing, auf dem der unglückliche Seifried den Wald durchjagte. Bei dieser neuen Vorbedeutung ahnte Hubert nichts Gutes; seine kecke Unerschrockenheit, seine freche Dreistigkeit verließ ihn; bange Furcht und zagbaftes Zittern bemeisterte sich seiner. Er saß schlecht zu Roß, vergaß die gewöhnlichen Jäger-Ausdrücke, und war schon nahe daran, sich vom Pferd zu stürzen, und den Herzog um Gnade anzuflehen. Doch daran hinderte ihn des Herzogs Befehl zur Eröffnung der Jagd. Die Hörner klangen, die Hunde bellten; die Jäger vertheilten sich, und alsbald scholl donnerndes Halloh mit wechselndem Hurrah durch den hallenden Wald. Die muthigen Rosse sprengten den flüchtigen Thieren des Waldes nach, und schon manches schlanke Reh hatten die Hunde zu Tode gehetzt. Da rauschte es mächtig durch's Gebüsch, wie wenn die Windsbraut dürres Laub durchheult, es rauschte mächtig einher, und durch wogendes Gesträuch brach mit seinen hohen Geweihen ein breitbrustiger Hirsch, auf dessen Rücken eine mit Blut überronnene Menschengestalt stöhnte. Schon wollte der Herzog seinen Speer auf das keuchende Thier schleudern, da gebot er den Hunden abzuwehren, den Hirschen mit Roß und Mann zu umzingeln, und ihn lebendig zu fangen. In diesem Augenblicke schleuderte Hubert seinen Speer, in der schändlichen Absicht, das Opfer seiner Rache zu ermorden; doch sein Speer verfehlte sein Ziel und stürzte krachlos vor des Hirschen Füßen hin. Als der Hirsch sich umritten und umzingelt sah, stand er still, und erwartete den Kampf, mit seinen Geweihen drohend. Doch vier unerschreckene Jäger näherten sich ihm, warfen ihm Schlingen um den Hals und zogen ihn zu Boden.

(Schluß folgt.)

Krieg — Friede.

Wenn tausendjünig Kriegesflammen zucken,
Ein Meer von Blut die durst'ge Erde tränkt;
Ehrgeiz und Stolz so manches Gut verschlucken,
Der Schlachtengott die blut'ge Fahne schwenkt —
Dann hält der Todesengel seine Ernte,
Und manch' Gebein fällt ihm als Beute zu,
Das im Kanonendonner erst es lernte:
„Du stolzer, sicherer Mensch, wie klein bist Du!"

Wenn zitternd vom bedrohten Heimathsherde,
Die Blößen kaum bedeckt, die Armuth sieht;
Der Reichthum arme Thoren ernst es lehrte,
Daß er, ein flüchtig Glück, oft schnell verblüht;
Wenn Hunger, Frost und Seuche grausig wandern,
Was noch das Schwert verschont, kann spricht es zu
Dem Menschenherzen wie mit Donnerworten:
„Sieh, armer Sterblicher, ein Nichts bist Du!"

Und wenn dann wieder schweigen die Kanonen,
Das blut'ge Schwert sich in der Scheide birgt,
Die Hand sich reichen, brüderlich sich schonen,
Die noch vor Kurzem wüthend sich gewürgt;
Wenn dann der Sorge Qual in Freud' sich kehret.
Das arme Herz find't die ersehnte Ruh —
Dann küstert es, von Roth und Angst geleh'ret:
„Der Schlachten Gott, wie groß, wie gut bist Du!"

A . . . . . n. D . . . . r.

Eßlingen, 6. Okt. Heute Abend fällte der hiesige Schwurgerichtshof zwei Todesurtheile das eine gegen die doppelte Mörderin Magaretha Dorothea Stierlen von Schnaitheim, Oberamts Heidenheim, das andere gegen ihren Mitschuldigen, den Geometer Christian Lukas Hörtig von Jungingen, Oberamts Ulm. Die Verhandlungen, welche die ganze Woche andauerten, boten ein trauriges Bild sittlicher Verkommenheit. Es würde uns zu weit führen, in das Detail dieses Dramas genau einzugehen, wir werden daher versuchen, es in allgemeinen Zügen zu entwerfen. Die nun 42 Jahre alte Angeklagte, einst ein schönes blühendes Weib, nun abgefallen und kaum noch Spuren ihrer früheren Schönheit zeigend, heirathete im Jahre 1842 den Müller Georg Andreas Stierlin, einen dem Trunke ergebenen und auch sonst ausschweifenden Mann: die Ehe konnte unter diesen Umständen um so weniger glücklich sein, als auch die Angeklagte im hohen Grade sinnlich war und es unter diesen Umständen um so weniger getreu mit der ehemaligen Treue nahm. Da kam im Jahre 1862 Hörtig, nunmehr 41 Jahre alt, als Bauunternehmer eines Eisenbahnhofes nach Schnaitheim.

Digitized by Google

Er bedarf des Fuhrwerks des Müllers und bald wird er auch mit dessen Frau bekannt. In kurzer Zeit entwickelte sich ein ehebrecherisches Verhältniß zwischen beiden und in rasender Liebe hängt die schöne Müllerin an dem Buhlen; sie verläßt, als er abwesend ist, selbst Haus und Kinder und reist ihm nach nach Günzburg. „Du bist und bleibst und wirst mein werden, meine Seele, mein Alles!“ schreibt sie ihm; man verabredete den Tod des Müllers; im Kamillenthee bringt sie dem krankgewordenen Mann Arsenik bei — er stirbt. Der Verdacht der Giftmischerei spricht sich laut aus in der Gemeinde, der Bruder des Verstorbenen verlangt dessen Section, die Wittwe sträubt sich, sie muß endlich nachgeben, aber die Aerzte, die unbegreiflich nachlässig verfahren, finden keine Spur von Vergiftung und — das Verbrechen wäre auf ewig begraben, wenn nicht ein zweites späteres Verbrechen auch dieses an's Licht ziehen sollte. Die Wittwe kann es daheim nicht mehr aushalten, sie verkauft Mühle und Güter und zieht nach Stuttgart, wo man sie und ihren Leumund nicht kennt, um hier ihr ehebrecherisches Leben mit ihrem Buhlen fortzusetzen. Innerhalb Jahresfrist hängt sie ihm, an, ja sie unterschreibt noch einen Wechsel für ihn und nimmt auf eine von ihm gefälschte Schuldverschreibung 1800 fl. für ihn auf. Aber sie will ihn ganz, will ihn allein haben; seine Ehefrau steht ihr im Wege und auch sie soll sterben. Sie gibt ihm dreimal Gift, und als die Frau dieses findet, wird beschlossen, sie zu erwürgen. Sie will dem Buhlen hiebei hülfreich zur Hand gehen, und geht zweimal zu diesem Zwecke mit ihm in der Nacht nach Jungingen, bringt sogar das Zweitemal in die Schlafstube ein, aber die That wird nicht ausgeführt, weil er nicht das Herz hiezu hat und sie muß beidemal unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren. Da kommen endlich die drückenden Geldverlegenheiten; auch die gefälschte Schuldverschreibung muß in Bälde gedeckt werden, wenn der Betrug nicht an den Tag kommen soll, und es wird nach wochenlanger Besprechung beschlossen, den 13 Jahre 7 Monate alten Sohn der Stierlin zu ermorden, um ihn zu beerben. Am 31. August Vormittags, kurz nach 9 Uhr, legt die unnatürliche Mutter Hörtigs ein schwarzseidenes Halstuch um den Hals des nichts ahnenden, vor dem Spiegel stehenden Knaben, zieht ihn auf's Bett und wirft sich über ihn her; sie ziehen, sie an einem, Hörtig am andern Ende, und nach wenigen Minuten ist der Knabe erdrosselt. Doch hören wir sie selbst, wie sie vor den Geschworenen unter lautloser Stille der dicht gedrängten, den Schwurgerichtssaal füllenden Menge die schauerliche That bekennt. „Der Knabe“, sagte sie, hat mich so in Aerger und Aufregung gebracht, daß ich ihn das Tuch um den Hals geworfen habe — faßt ihn — faßte ihn natürlich scharf zusammen — und ich meine — ich habe dem Hörtig gerufen, er solle mir helfen — ich könne den Buben umbringen — und mein scharfes Zusammenhalten — ich habe ihn in das Bett hineingedrückt — und ich meine, Hörtig sei dann fortgewesen — und ich bin mit dem Buben auf den Boden gefallen — und er war todt. — Ich wollte — ich wollte — worm war er noch — und hat noch so einen Stoß gegeben — ich meinte, er habe sich verbissen — wissen Sie verbissen — und ich weiß nicht mehr — ich bin nicht mehr bei Trost gewesen — ich habe gesagt, ich weiß nichts — er hat gesagt, er gehe heim, — er wolle nichts von der Sache — und dann haben wir zu Mittag gegessen und dann sind wir fortgegangen — ich habe Hörtig begleitet — der Wilhelm blieb todt auf dem Bette liegen — ich habe das Zimmer abgeschlossen.“ Eine breite ausgeprägte Strangrinne ließ an der Todesursache des gesunden kräftigen Knaben nicht zweifeln; bald leitete eine Reihe von Umständen den dringenden Verdacht auf die beiden Angeklagten und so wurde je am 3. September zu Stuttgart, er am 5. September zu Jungingen verhaftet. Bis Februar dieses Jahres gestanden Beide nichts, und es war nahe daran, daß sie wegen mangelnden Beweises entlassen worden wären. Da traf ein Schreiben von Hörtiges Frau ein, gegen den indessen der Gant ausgebrochen war, weil er angestanden hatte, wenigstens 9000 fl. nach und nach von der Stierlen erhalten zu haben. Nach heftigen Vorwürfen, daß er Frau und Kinder von Haus und Hof treiben wolle, verlangte sie, er solle dieses Anerkenntniß wieder zurücknehmen und sagt bei: „Wenn Du es nicht thust, so werde ich Dir zeigen, was Du verdient hast; Du weißt, daß in meiner Hand mehr liegt, als Dir ein Haar krümmen.“ Diese Drohung gab dem Untersuchungs-Richter einen neuen Anhaltspunkt; bald lieferte die Frau des Hörtig mehrere auf den Tod des Müllers Stierlen sich bezügliche, sehr verfängliche Briefe an ihn aus und am 15. Februar gab Hörtig in einer schriftlichen Darstellung, welche die Aufschrift trägt: „Renevolles aufrichtiges Geständniß über den Mord des Wilhelm Stierlen“, genaue Auskunft über die schreckliche That; bald darnach bekannt er auch die Mordversuche seiner Frau. Erst nach längerer Zeit legte auch die Angeklagte ein Geständniß ab. Während sie jedoch in der Voruntersuchung alle Schuld auf Hörtig wälzen will, und fest behauptet, er habe sie durch fortwährende Ueberredung und schreckliche Briefe zu ihren schwarzen Thaten gebracht, sucht sie vor den Geschworenen ihren Buhlen so viel als möglich zu entlasten; die alte glühende Leidenschaft scheint in ihr wieder erwacht zu sein, und oft und lang läßt sie ihr Auge auf ihm ruhen, dieser aber antwortete auf alle an ihn gestellten Fragen kalt und ruhig und sucht die ganze Schuld auf die frühere Geliebte zu wälzen. Hat sie doch jetzt kein Vermögen mehr und muß er doch zuerst für sich sorgen! Die Vertheidigung, welche für die Stierlen Rechtsconsulat Haiber von Eßlingen, für Hörtig Rechtsconsulat Lebrecht von Ulm führt, sucht darzuthun, daß kein vorbedachter komplettmäßiger Mord, sondern nur ein im Affekt verübter Todtschlag vorliege, und stellt die Ermordung des Müllers Stierlen nur als einen Versuch dar. Die Geschwornen aber sprachen beide Angeklagte für schuldig, in Gemeinschaft miteinander und in unmittelbarem Interesse an der That den Wilhelm Stirlen erdrosselt und den Entschluß dazu mit Vorbedacht gefaßt zu haben, die Stierlen aber außerdem für schuldig, ihrem Ehemann, um ihn zu tödten, Gift beigebracht und dadurch den Tod desselben mit Vorbedacht herbeigeführt zu haben. Der Staatsanwalt stellt den Antrag auf Todesstrafe gegen beide Angeklagte; sie hört es gefaßt und mit Resignation an, nur ein Schatten von Blässe zieht über ihr Antlitz; er bricht zusammen und muß sich an der Lehne der Bank halten. Während der Hof sich in das Berathungszimmer zur Fällung des Urtheils zurückgezogen, wirft sie einen langen, durchdringenden Blick auf den früheren Buhlen, in welchen eine ganze Welt von Liebe und Schmerz liegt; er sitzt, wie vernichtet, das Haupt gesenkt, den Blick auf den Boden geheftet auf der Bank. Als der Präsident nach Verlesung des Urtheils die Angeklagten zum Letztenmale fragte, ob sie noch etwas vorzubringen hätten, schweigt sie, er aber ruft mit starker Stimme: „Ich habe nichts mehr anzugeben, aber ich spreche es öffentlich aus: (mit der Hand auf sie weisend) hier sitzt die Mörderin, so wahr ich vor dem Richterstuhle Christi erscheinen werde.

Eine gewichtige Frau. Ein Bürger von Rivaz, Konton Waadt, hatte in Lausanne auf dem Markte ein Fuder Stroh gekauft und wollte sich heimwärts begeben, als ihm der Beamte des Waghauses verrieth, daß beim Wiegen die Frau des Verkäufers im Stroh verborgen gewesen und sich, um das Gewicht zu vermehren, hätte mitwiegen lassen. Der Käufer sagte nichts; aber als der Verkäufer, nachdem er bezahlt worden war, mit seiner Frau sich entfernen wollte, legte der Käufer die Hand auf die Achsel der Letzteren und erklärte: da sich diese Frau habe mit dem Stroh wiegen lassen und er die ganze Last bezahlt, so gehöre die Frau von Rechts wegen ihm und er behalte sie. Er beharrte trotz allen Protestes des Mannes darauf, die Frau bis wenigstens nach der Weinlese zu behalten, d. h. so lange, bis sie das Kostgeld und den Betrag ihres Gewichts (105 Pfund) abverdient hätte. Sie ergab sich in ihr Schicksal und zog dann mit ihrem neuen Herrn auf sein Dorf, wo sie sich noch befindet.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 42. Sonntag, den 21. Oktober 1866.

Hubert, des Herzogs Jäger.

Eine Erzählung aus dem 15ten Jahrhundert von Chlodwig.

(Schluß.)

„Seifried, Seifried,“ riefen sie als sie die mit Blut übergossene Menschengestalt näher ins Auge faßten. „Seifried,“ wiederholte der Herzog und ritt hin. „Bindet ihn ab, reinigt ihn vom Blut, und holt Arzt und Priester“. Und wie er befahl so thaten die Diener. Einige banden ihn los, andere wuschen seinen Wunden, in denen noch Dornen und Zweige von Gestrüuche steckten, mit Wasser, indeß andere nach Starnberg um Priester und Arzt liefen. Der Hirsch, kaum sich frei fühlend, sprang hochaufleuchend von dannen, indeß Seifried kaum mehr athmete, und für verloren gehalten wurde. Besonders hielt Hubert ihn dafür, der sich bemühte, nur recht nahe an Seifrieds Körper zu kommen, um ihn durch einen raschen Druck in's Genick oder auf die Schläfe zu erwärgen, doch der Herzog, der seinen Verdacht gegründet fand und Huberts mörderische Absicht durchschaute, ließ ihn nicht hinan, sondern befahl einigen seiner Jäger ihn festzunehmen, was auch die thaten, und zwar mit einem stillen Frohlocken, worauf der Herzog leicht abnehmen konnte, wie verhaßt Hubert bei seinen Leuten war. „Gnädigster Herr, gnädigster Gebieter, rief Hubert auf den Knien aus, was hab ich verbrochen, daß Ihr mich gleich einem niedrigen Verbrecher behandeln laßt.“ „Bube, erwiderte der Herzog, Bube, Deine Stunde hat geschlagen. Nicht bin ich verpflichtet, Dir Rechenschaft über meine Handlungsweise zu geben.“ „Gebt mich frei auf Ritterwort und Ritterehre, gebt mich frei auf meines Vaters Adel und“ „halte inne mit Deinen Bitten, Du bäsischer Ritter,“ also unterbrach der erzürnte Herzog den flehenden Hubert. „Nicht länger sollst Du das Ritterthum mit Deiner Ritterehre und Würde schänden. Dein Adel und Deine Reichthümer sollen Dich vor meiner gerechten Strenge nicht schützen. Hinfort aus meinen Augen. Theres laßt los, doch ihn fremt fest.“ Knirschend vor Scham und Zorn wurde Hubert abgeführt; die Hände auf den Rücken gebunden, ohne Baret und Schwert, ohne alle Auszeichnung eines adeligen Junkers. Alsdann schenkte Sigmund seine Aufmerksamkeit dem halbtodten Seifried, dessen Athem kaum hörbar und dessen Brust sich kaum erhob. Erst als Arzt und Priester ankamen wurde die Hoffnung gerechtfertigt. Da der Arzt alle seine Weisheit und Kunst aufbot, da er von den Umstehenden hinlänglich unterstützt wurde, so gelang es ihm bald, den Scheintodten ins Leben zurückzurufen. Matt und ohne sprechen zu können schlug Seifried das Auge auf, und stieß einen schweren Seufzer aus der wunden Brust. Endlich kamen auch die Träger herbei. Seifried wurde behutsam auf die Bahre gelegt und langsam auf's Schloß gebracht. Auf dem Hinweg ließen alle Einwohner Starnbergs entgegen, an der Spitze der alte Rupert, der an der Seite seines Sohnes lautlos niedersank und nur mit Gewalt gehindert wurde, den Schlummernden nicht mit Küssen, Rufen und Thränen zu wecken. Als sich der Zug über den Schloßhof bewegte, stürzte auch Theres über den theuren Bruder; dann fiel sie ihrem Bruder um den Hals und übergoß ihn mit Thränen der Freude. Hoch vom Schloß-Thurm unter dem Dache, schaute aus einem engvergitterten Fensterlein diesem rührenden Auftritte ein Gefangener zu, es war Hubert. Als er die Theres auf der Schulter ihres Vaters so heftig weinen sah, athmete er leichter und schwarze Pläne schwiedend, zog er sich vom Fenster zurück, von dem aus er eine so reizende Aussicht über den See bis in die Hochgebirge hatte. Seifried, der aus Ermattung in einen tiefen Schlummer gefunken war und schlummernd die zweitägigen Leiden ausruhte, wurde auf des Herzogs Befehl in eines seiner Gemächer gebracht. Auf dem weichen Lager und durch die Kunst des Arztes, so wie durch die schwesterliche Pflege erwachte er allmälig zu neuerem Kräften, und schon nach Mitternacht erkannte sein Auge den lieben Vater, die theure Mutter, die sorgsame Schwester und den edlen Herzog, welche Alle in Liebe an seinem Lager die lange Nacht durchwachten. Am Morgen endlich fühlte er die Kraft der Zunge und er erzählte mit des Arztes Erlaubniß den ganzen Hergang der Geschichte. Furchtbar zürnte der Herzog über des Leibjägers Frechheit und da gleichzeitig Hubert schon im Amtszimmer verhört wurde, eilte der Herzog vom Krankenlager in die Gerichtsstube, in welcher Hubert blaß und still auf dem sogenannten Armensünderstuhle saß. Schwere Ketten rasselten an seinem Fuße, indeß auch die rechte Hand mit einer eisernen Schelle auf den Rücken gefesselt war. Als der Herzog in die schauerliche Stube, welche braun angestrichelt und durch seine Bestimmung schon ein Bild des Schreckens war, eintrat, erschrack Hubert so sehr, daß er zu zittern begann, doch verließ Frechheit und Unverschämtheit seine Zunge nicht.

Auf alle Fragen des Oberrichters antwortete er ausweichend; beharrlich läugnend vermeinte er, daß Seifried schon verrichtet sei. Herzog Sigmund donnerte ihn selbst an, doch Hubert läugnete, und je mehr er läugnete, desto standhafter wurde sein Sinn. Das hochnothpeinliche Gericht wurde aufgehoben, und den Inquisiten auf morgen, im Falle des Nichtgeständnisses, mit der Folter gedroht. Langsam schwand der Tag. Er brachte für Seifried neue Kräfte und für Hubert neue Qualen. Letzteren ängstigten in der Nacht auch furchtbare Träume. Im blutigen Hemde erschien ihm Lorenz, ihn mahnend zum Geständniß, im blutigen Wamse erschien ihm Seifried, ihn mahnend, die Gnade des Herzogs anzuflehen. Als es tagte, wurde das hochnothpeinliche Halsgericht mit der gewöhnlichen Glocke angeläutet, und die Richter und Urtheiler versäßten sich in die Gerichtsstube, in welche auch bald Hubert geführt wurde. Nach guter Gewohnheit und herkömmlicher Sitte wurde dann das Gericht gehegt. Die gerichtlichen Fragen von gestern wurden dem bleichen Inquisiten neuerdings zur Beantwortung vorgelegt. Und er läugnete neuerdings. Da befahl der Herzog zur Folter, und es öffnete sich die Thüre, und hereln trug man eine Foltermaschine und gleich darauf den krankelnden Seifried auf der Bahre, umgeben von Vater und Schwester. Wie Hubert das todtbleiche Antlig des armen Seifrieds sah, fiel er auf die Kniee und bat flehentlich, ihn, so wie die Folter zu entfernen. Und der Herzog gebente es. Darauf erhob sich Hubert und sprach mit reuiger Stimme, mit schluchzenden Worten und bangem Gefühle: „Die Gnade meines hohen Gebieters habe ich verwirkt, da ich Missethaten über Missethaten häufte. Ich liebte Theresen, Seifrieds schöne Schwester. Ich liebte sie, nicht aber ehrsam, wie es sich gebührt, sondern aus frevelhafter Lust. Meinen Worten schenkte sie kein Gehör, und darob

Digitized by Google

zürnte ich. Vermuthlich hat sie von meiner ungeziemenden Zudringlichkeit ihrem Bruder etwas gesagt; der nahm mich zu Wort, stritt mit mir, forderte mich, und verwundete mich an der Schulter. Grollend darüber schwur ich ihm Rache, und als er mir und meinem Lorenz eines Abends auf einsamstretener Bahn entgegenkam, ließ ich ihn durch Lorenz zu Boden werfen, binden und in eine Höhle führen, wo ich ihn den Frasze der Waldthiere überließ. Am Rückwege gerieth ich mit meinem Lorenz in Streit; er drohte, meine That zu entdecken, und da erstach ich ihn mit Seifrieds Degen, welcher Lorenz ihm entwunden und mir am Rückwege überreichte: Mich verstrickend hauchte Lorenz aus." — Staunen und Grausen erfüllte die Richter, und Herzog Sigmund rollte wild seinen Blick; dann fuhr Hubert fort; nicht, ohne oft auszuhalten und Athem zu schöpfen: „Hierauf eilte ich auf das Schloß. Am andern Morgen wurde Lorenzens Leiche gefunden. Ich wurde hinausgeführt, und schwur dort den Meineid, auf Seifrieds Degen vertrauend. Heimgekehrt, litt es mich nicht in den Schloßmauern, ich eilte hinaus in den Wald um zu leben, was Seifried mache. Ich fand ihn noch lebend; er bat mich, ihm den Todesstoß zu geben, doch meine Rache war noch nicht gekühlt. Ich band allein ihn auf einen Hirschen, der nicht ferne in die Netze eingefangen war; schenkte dem Hirschen Leben und Freiheit, hoffend Seifried werde bei diesem Ritte umkommen. Doch Gott hat es anders gefügt. Da ich die Gnade meines herzoglichen Gebieters verwirkt, da ich fast zwei Morde auf meine Seele geladen und überdieß noch einen Meineid geschworen habe, so bitte ich um baldiges Urtheil. Gott stehe ich noch an, meiner Seele gnädiglich zu sein, wenn es noch ein Erbarmen für mich gibt." Hierauf wurde Hubert abgeführt ins Gefängniß, und die Urtheiler saßen zu Gericht, um zu entscheiden. Fast Alle stimmten zu Tod, und als man nach der Balletirung die Kugeln aus dem Helme zählte, war es entschieden, daß Hubert sterben sollte. Er wurde nach Verlauf einer Stunde wieder vorgeführt. Mit ihm trat auch der Scharfrichter ein. Letzterer wandte sich an den Oberrichter fragend: „Ist heute im Namen unseres gnädigen Herrn Herzogs ein hochnothpeinliches Halsgericht gehegt worden?" Auf Stund der Richter und sagte mit lauter Stimme ein verbängnißvolles Ja. Hierauf nahm der Scharfrichter wieder das Wort und begann: „Ich dinge mich hiemit in Gottes Recht und begehre vom Herrn Richter die gesetzliche Erlaubniß, die gerichtliche Anklage zu thun. So stehe ich nun da, und klage heute an diesem Tage zum ersten Male über diesem gewaltigen, öffentlichen armen Sünder, klage über ihn, über seinen Mord und über seinen Meineid. Wider Gott, wider seine Ehre, wieder alles Recht hat er gesündigt. Und ich frage Dich, der Du mir anheim gefallen bist, ich frage auf Befehl des Richters Dich, ob Du diese meine Klagen als gerecht anerkennst und ob Du Deinen Missethaten geständig bist." „Ich habe gegen das Todesurtheil nichts einzuwenden, erwiderte Hubert mit schwacher Stimme. Ich wiederhole kurz das Geständniß meines Mordes und Meineides." Hierauf las der Gerichtsschreiber das Urtheil vor, das Hubert zum Tode durch das Rad verdammte. Hubert schnerte; der schreckensvolle Tod stieg ihm zu Gemüthe, und schon wollte der Oberrichter den Stab zur Vollziehung des Urtheils brechen, als Herzog Sigmund aufstand und also begann: „Werthe Herren Richter! Als Herzog ist mir das menschliche Recht gegönnt, die Strafe nach Barmherzigkeit in eine mildere umzuwandeln. Ich will nicht, daß des Böserwichtes Blut geschent werde; es soll fließen. Er soll sterben, nicht aber durch das Rad, seudern durch das Schwert; er soll sterben, nicht auf öffentlichem Platze, sondern in der Henkersstube. Sein Wappen werde zerhauen und sein Name aus dem Adelsbuche getrichen. Wer was gegen mein Urtheil zu sprechen hat, der stehe auf, ihm ist freies Wort gestattet." Doch keiner der Richter wollte der Menschlichkeit des Herzogs entgegensprechen, und zum letzten Male erhob sich der Richter mit der Frage an Hubert: „Ziehst Du die Gnade vor, über drei Tagen zu sterben, oder schon morgen." „Ich verbiete keine Gnade mehr," war Huberts Antwort. „So gehe hinfort und suche Hilfe bei Deiner Religion." Und zwei Priester traten ein, und empfingen den armen Sünder. Sie erleichterten Huberts Gemüth, beruhigten seine gequälte Seele und sein erwachtes Gewissen. Im Gebete und in Tröstungen schwand der Tag, schwand die Nacht und schon nahte die Stunde der Hinrichtung. Da erwachte nochmal Huberts Herz, indem wohl noch mancher gute Keim gelegen sein mochte. Sein beträchtliches Vermögen schenkte er mit Erlaubniß des Herzogs den Armen; er wollte überdieß noch dem Geschwisterpaar abbitten, sowie dem Herzoge, doch ehe er dieses konnte, erschien der Oberrichter mit seinen Gerichtsbeisitzern, in ihrer Mitte der Scharfrichter.

Getröstet vernahm Hubert noch einmal das Todesurtheil; getröstet sah Hubert den gebrochenen Stab des Richters vor seinen Füßen, und keine Hoffnung mehr hegend, übergab er sich dem Scharfrichter, der ihn also empfing: „So will ich ihn nehmen aus diesem weltlichen Gerichte und ihn ins sträfliche Gericht führen. Ich will von Rechtswegen ihn mit dem Schwerte vom Leben zum Tode bringen, und wills ihm verbieten, daß er nicht mehr thue, was er gethan, und daß sich manches fromme Mutterkind daran spiegle und sich dafür hüten mag." Dann läutete das Sterbeglöcklein zur Sterbstunde. Indeß Hubert dem Tode matt entgegenwankte, lag Ruperi mit Weiß und Tochter in der Kirche, um für des Verurtheilten Seele zu beten. In der Henkersstube angelangt, dankte Hubert den Geistlichen für ihren Beistand und Trost und wohl mag sein Haupt schnell vom Rumpfe gefallen sein, denn bald erschien der Scharfrichter vor dem Oberrichter mit der Frage: „Ob er recht gerichtet. „Und als der Oberrichter antwortete: „Du hast gerichtet, wie es unser Urtheil erheischte und Recht mitbrachte," so schwieg auch das Todtenglöcklein. Darauf trat ein Henkersknecht in den Hof, stellte auf einen Pfahl das Wappen Hubertn verkehrt und zerschlug es dann mit einem Hammer in drei Scherben.

In kurzer Frist nach dieser Begebenheit schloß Herzog Sigmund, weil ihn Starnberg durch das hier erlebte, düstere Ereigniß nur betrübende Erinnerungen zurückrief mit seinem Bruder Albert im Jahre 1485 einen neuen Vertrag, kraft dessen er die Schlösser Starnberg, Grünewald und andere mehr zurückgab, und sich mit einigen Höfen sammt Gerichtern und Herrlichkeiten begnügte. In seinem von Macht und Pracht zurückgezogenen Leben fühlte er sich glücklich, aber nie konnte er die Ereignisse zu Starnberg aus dem Gedächtnisse verdrängen, und manchmal netzten bei lustigen Auftritten sogar schwere Thränen seine Augen, wenn er des enthaupteten Kuberts, wenn er Theresens gedachte, die sich in ein Kloster vergraben, und bald den melancholischen Schmerzen der Schwermuth erlag und nur der Gedanke, daß Seifried so glänzend seinen Erwartungen entsprechen hatte, denn er hatte sich zu Prag den Doctorhut geholt und lehrte als Professor der Rechte zu Ingolstadt, erheiterte ihn wieder und verscheuchte die traurigen Bilder trüber Vergangenheit.

Die verhängnißvolle Visitenkarte.

Bunt wogten die Masken in dem *** Gesandtschaftshotel zu Wien durcheinander, als Graf Werdenberg, ein junger Mann von 25 Jahren, die glänzend beleuchteten Säle betrat. Mit dem für sein Alter sehr natürlichen Entschlusse, sich dem Vergnügen ganz hinzugeben, hatte er erst wenige Schritte in dem Gewühle zurückgelegt, als ein männlicher grüner und ein weiblicher Rosa-Domino so nahe an ihm vorüberstreiften, daß der Letztere, ohne von dem Grünen gehört zu werden, ihm hastig zuflüstern konnte: „Verlieren Sie mich nicht aus den Augen!"

Der Graf wich verwundert, beinahe erschrocken, einige Schritte zurück. Waren die auffallenden, ihm wie eine Kugel zugeschleuderten Worte wirklich an ihn gerichtet? Er konnte daran kaum zweifeln, zumal da der Rosa-Domino ganz offenbar ein weibliches Wesen unhüllte. Er folgte daher dem Paare so nahe als es geschehen konnte, ohne Aufmerksamkeit zu erregen oder zu beleidigen, und sah mit gespannter Erwartung dem Abenteuer entgegen, zu dem die bittend ängstlichen Worte: „Verlieren Sie mich nicht aus den Augen!" die Einleitung zu sein schienen.

Digitized by Google

Magnetisch wirkte die Kraft des Geheimnisses, und Graf Werdenberg hatte für nichts mehr Augen oder Ohren, als für seinen Rosa-Domino. Indessen als die Promenade ohne irgend ein auffallendes Ereigniß schon beinahe eine volle Stunde gedauert hatte, kam er auf den sehr verzeihlichen Verdacht, irgend eine schelmische Bekannte habe es auf seine Mystifikation abgesehen, und er that, als wolle er den Ball verlassen, obgleich dieß nicht wirklich sein Wille war. Kaum bemerkte indessen der Rosa-Domino seine Absicht, als er sich mit auffallender Hast an ihn herandrängte und dabei mit unverkennbarer Angst flüsterte: „Ich gehen Sie nicht fort!“

Hatte der grüne Domino von dieser doppelten Aufforderung etwas bemerkt? Es schien so, denn die Bewegungen wurden von diesem Augenblicke an so unstät, so heftig mitunter, daß sie eine bedeutende innere Aufregung verriethen. Graf Werdenberg wurde dadurch in seinem Entschlusse, der Champion einer unbekannten Schönen zu sein, wankend gemacht, und als der Rosa Mut ertönte: „Es ist servirt!“ ging er in der That auf die Ausgangsthüre zu. Da streifte der Rosa-Domino abermals in seiner unmittelbaren Nähe vorüber und flüsterte mit dem Tone der höchsten Angst: „Ach, bleiben Sie! Bleiben Sie! Ich beschwöre Sie!“

Da gewann seine Ritterlichkeit den Sieg über alle ängstlichen Rücksichten, und er war fest entschlossen, die dreimal wiederholte Bitte zu erfüllen, mochte auch daraus entstehen, was da wollte.

Der geheimnißvolle Domino nahm neben seinem grünen Begleiter Platz an der geteckten Tafel, erhob ein wenig den schwarzen Spitzbart der Maske und hielt dann das Glas hin, um sich einschenken zu lassen. Das einfachste Gebot der Klugheit wäre gewesen, auf diese Bewegung nicht zu achten: der Graf nahm von der Tafel eine Flasche mit Bordeaux und schenkte das Glas voll. Kaum war diese unüberlegte Handlung vollbracht, als der grüne Domino den zitternden Händen seiner Nachbarin das gefüllte Glas entriß und den ganzen Inhalt desselben dem Grafen in das Gesicht goß. Dieser ganz unerhörten Beleidigung antwortete unmittelbar eine ungeheure Ohrfeige, die ohne das allgemeine Gewirre eine gewaltige Aufregung hervorgebracht haben würde. So aber wurde der ganze Auftritt nur von den nächsten Nachbarn bemerkt; zehn oder zwölf Personen drängten sich augenblicklich zwischen die Streitenden, um weiteres Aergerniß zu verhindern, aber so schnell das auch geschah, hatten die beiden Widersacher doch so viel Zeit gewonnen, sich gegenseitig ihre Karten zuzuschleudern.

Graf Werdenberg, dessen ganzen Anzug der rothe Wein besudelt hatte, zog sich sofort aus dem Hotel zurück und eilte nach seiner Wohnung, das Herz von Wuth erfüllt, auf Rache sinnend, obgleich er den Schimpf bereits durch einen noch größeren vergolten hatte. Sein erster Gedanke war, den Namen seines Gegners kennen zu lernen; er warf die Augen auf die Karte und las: „Carl Schmidt, Hotel zum römischen Kaiser.“

„Ein Bürgerlicher?“ fragte er sich verwundert. „Doch gleichviel; seine Anwesenheit in solche Gesellschaft macht ihn satisfaktionsfähig.“

Nachdem Werdenberg mit reiflicher Ueberlegung den Sekundanten gewählt hatte, der seine Aufforderung an den Hrn. Carl Schmidt überbringen sollte, ging er zur Ruhe und schlief bald ein, nachdem er sich Gott empfohlen und für seine bejahrte Mutter gebetet hatte.

Am nächsten Morgen gegen 11 Uhr erschien Herr von Stein, ein Freund des Grafen Werdenberg, in dem römischen Kaiser und verlangte mit Herrn Carl Schmidt zu sprechen. Aber ein Herr dieses Namens, wohnte hier nicht, obgleich ein solcher im vorjährigen Fasching einige Tage in diesem Hotel abgestiegen war.

Was nun thun? Das war schwer zu bestimmen; indessen ließ sich Herr von Stein die Mühe nicht verdrießen, in allen bedeutenderen Gasthäusern Wiens nachzufragen, doch nirgends war ein Herr Carl Schmidt zu finden. Als Herr v. Stein seinem Freunde diese Nachricht brachte, gerieth Graf Werdenberg in den höchsten Zorn.

„Der Feigling!“ rief er aus. „Er hat eine falsche Adresse angegeben, aber er soll bezhalb doch meiner Rache nicht entgehen!“

Er eilte auf das Polizeibureau und ließ in den Fremdenlisten nachschlagen. Da standen wohl vier oder fünf Carl Schmidt, aber alle waren Handwerksgesellen verschiedener Professionen, und wie hätten diese in die Gesellschaft bei den Gesandten kommen sollen? Er gab sich daher auch nicht die aus mehrfachen Gründen vergebliche Mühe, sie aufzusuchen, und war nache daran, seine Nachforschungen als vergeblich fallen zu lassen, als sein Auge zufällig auf den Namen des Graveurs fiel, der die Karte gestochen hatte. Vielleicht ließ sich dort Auskunft über den Fremden erlangen. So war es auch, denn der Graveur erkannte nicht nur die Karte für seine Arbeit, sondern sagte auch, Herr Carl Schmidt habe das Jahr zuvor wirklich in dem römischen Kaiser gewohnt und sei ein Berliner gewesen, so viel er sich erinnern könne, ohne dieß jedoch bestimmt behaupten zu wollen. „Offenbar“, fügte der Graveur hinzu, „hat er sich der Visitenkarte vom vergangenen Jahre bedient, ist aber wahrscheinlich in einer anderen Wohnung abgestiegen. Indessen dürfte er wohl mit einer jungen Dame, die ihn begleitete und die ich für seine Frau halte, abgereist sein, denn ich müßte mich sehr irren, hätte ich ihn nicht eben diesen Morgen erkannt, wie er in einem mit Reiseeffekten bepackten Fiaker an mir vorüberfuhr.“

Diese Auskunft schien dem Grafen Werdenberg hinreichend zu sein, und zwei Tage später war er, von Rachedurst getrieben, auf dem Wege nach Berlin.

Schon wenige Stunden nach seiner Ankunft in der Residenz der Könige Preußens betrat Graf Werdenberg ein stattliches Haus in einer der ersten Straßen und ließ sich bei dem Hausbesitzer, Herrn Carl Schmidt, melden.

„Sind Sie Herr Carl Schmidt?“ fragte er ihn mit so viel Höflichkeit, als er in seiner Stimmung aufzubringen vermochte.

„Ja.“

„Sie waren unlängst in Wien?“

„Ja“

„Mit einer Dame?“

„Mit meiner Frau.“

„Er ist es!“ dachte Graf Werdenberg und fuhr ungeachtet der sichtbaren Verwunderung des Herrn Schmidt über sein auffallendes Benehmen fort:

„Sie waren mit Ihrer Frau auf dem Maskenballe der *** Gesandtschaft?“

„Nein mein Herr; denn erstlich sind meine Verhältnisse dem Besuche solcher Häuser nicht angemessen, und außerdem hatten wir Trauer, die uns überhaupt den Besuch öffentlicher Orte untersagte.“

„Nicht? — Sie waren nicht auf dem Balle? — Aber Sie wohnten doch in dem römischen Kaiser?“

„Zu Frankfurt am Main wohl, doch nicht in Wien. — Dürfte ich mir nach so vielen Fragen von Ihrer Seite nun wohl auch meinerseits zu fragen erlauben, wie sie dazu kommen, mich einem solchen Examen, und noch dazu in einem mindestens auffallenden Tone zu unterwerfen?“

Graf Werdenberg erzählte hierauf das Abenteuer auf dem Maskenballe mit allen näheren Umständen, und Herr Schmidt entgegnete darauf: „Sie haben das Unglück gehabt, auf einen Namen zu stoßen, der zu den zahlreichsten in der Welt gehört. Man findet ihn in allen deutschen Ländern nicht nur, sondern auch in England, und ich glaube sogar, daß Sie eben dort Ihren Schmidt werden suchen müssen.“

„Und weßhalb in England?“ fragte Werdenberg verwundert.

„Weil die Engländer in Beziehung auf persönliche Beleidigungen und die dafür zu gewährende Genugthuung ganz andere Begriffe haben, als die übrigen Nationen. Ich glaube daher gewiß, daß Sie Ihren Gegner nur in England zu suchen haben.“

Die angegebenen Gründe waren überzeugend genug, um Graf Werdenberg zu einer Reise nach England zu bestimmen.

In London genügten einige Tage der Nachforschungen dem Grafen Werdenberg, seinen muthmaßlichen Widersacher in den Registern des Warteloo Clubs als Mitglied ver-

Digitized by Google

zeichnet zu finden. Herr Carl Schmidt, ein junger Offizier der horse-guards, war aus Wien zu eben der Zeit zurückgekehrt, als jener Maskenball stattgefunden hatte; indessen befand er sich jetzt zu den Jagden auf seinem Schlosse Saint-Albans, in Heeresford, einige zwanzig Meilen von London entfernt. Ohne Zögern schlug Werdenberg den Weg dahin ein und um sechs Uhr Abends betrat er den alterthümlichen Herrensitz. Ein Diener in reicher Livree, durch den er sich melden ließ, kam mit der Antwort zurück, sein Gebieter sei so eben erst mit einigen andern Herrschaften von der Fuchsjagd zurückgekehrt und ließe daher um Entschuldigung bitten, wenn er den geehrten Gast im Jagdanzuge empfange.

„In welchem Anzuge er will, wenn ich ihn nur spreche," entgegnete Werdenberg trocken.

Er wurde in einen großen, alterthümlich dekorirten Saal geführt, in welchem er den Schloßherrn und seine Freunde, die es sich nach den Anstrengungen der Jagd bequem machten, bei der Flasche fand.

„Sie sind Herr Carl Schmidt?" fragte er ihn.

„Ja, mein Herr, indessen führt mein Vater denselben Namen."

„War Ihr Herr Vater diesen Winter in Wien, oder waren Sie es?"

„Ich. — Was steht zu Dienst?"

„Das sollen Sie sogleich erfahren. Waren Sie auf einem Maskenballe der *** Gesandtschaft?"

„Ja, auf dem ersten."

„Den ersten eben meine ich," entgegnete Werdenberg und wurde blaß, während seine Augen Blitze schossen. „Sie trugen einen grünen Domino?"

„Sie begleiteten eine junge Dame?"

„Ja, mein Herr!" rief der Offizier, und stieß dabei sein Glas so heftig auf, daß der Fuß in Stücken zersplitterte.

„Diese Dame trug einen Rosa-Domino?"

„Ja, ja, ja, zum Henker!" rief wüthend der junge Offizier.

Graf Werdenberg nahm ein gefülltes Weinglas von dem Tische und goß den ganzen Inhalt dem jungen Offizier in das zornglühende Gesicht. Dieser riß den Hirschfänger aus der Scheide und stürzte auf den Beleidiger zu. Die Freunde des Schloßherrn verbinderten einen Mord, bewächtigten sich aber zugleich des Grafen Werdenberg, den sie für einen Wahnsinnigen hielten.

Als Alles verabredet war und Graf Werdenberg das Schloß verlassen wollte, um auswärts ein Nachtlager zu suchen, brach ein so furchtbares Ungewitter aus, daß man ihn unmöglich fort lassen konnte. Er wurde gebeten, im Schlosse zu bleiben, und unter ehrenvollen Gegnern ist ja die Gastfreundschaft stets sehr gut thunlich

Man ging zum Abendessen und Herr Schmidt selbst stellte seinen Gast seiner Schwester Coltha vor, einem jungen Mädchen von majestätischer und zugleich anmuthiger Schönheit, wie man sie bei den Engländerinnen höheren Standes so häufig findet.

Verschiedenes.

Unteralterheim, bei Würzburg. Auf die Aufforderung des Pfarrers Dr. Zung an die hiesige Jugend, den auf der Markung gefallenen Kriegern ein Grabmonument zu errichten, kamen von dem größern Theile derselben so viele Gaben zusammen, daß ein eisernes Kreuz in gothischer Form nebst dem dazu erforderlichen Steine angekauft werden konnte. Es begab sich daher am 14. Oktober der größte Theil der Einwohner von Unteralterheim und sehr viele Personen aus den benachbarten Orten auf dem Kampfplatz, wo der Pfarrer Dr. Zung eine angemessene Rede hielt, die gefallenen Krieger einlegnete und der Cantor Köhler mit der Jugend das schöne Lied von Klopstock: „Auferstehn, ja auferstehn wirst Du ꝛc." anstimmte. Nach Beendigung der religiösen Feier gaben gegen 20 Soldaten in Uniform von Unter- und Oberalterheim den gefallenen Kriegskameraden die gebräuchliche Ehrensalve. Damit der Platz des Monuments erhalten bleibt, wird von der Gemeinde derselbe angekauft. Auf der vordern Seite des Kreuzes stehen folgende Worte: Hier ruhen 22 Krieger, Bayern und Preußen, welche im Gefechte am 25. Juli 1866 gefallen sind; auf der Rückseite: Von der Jugend von Unteralterheim errichtet.

Hier ruhen 22 tapf're Krieger,
Die fanden auf dem Schlachtfeld ihren Tod.
Wer nun besiegt, wer eingesenkt als Sieger?
Hier schweiget Haß und alle Erdennoth.

Drum fragen wir nicht, welcher Fürst sie sandte,
Noch was für einen Glauben sie bekannt,
Ihr waret All' aus deutschem Vaterlande
Und fielet All' für Euer Vaterland.

Schmückt, Jugend, denn mit Kränzen diese Stätte
Fortan als stilles Heiligthum gekannt,
Entzünde an der Krieger Todtendrette
Den Muth, die Lieb zu König, Vaterland!

Die Wiener „Presse" bringt folgende historische Notizen über die Insel Candia. Candia, in älteiter Zeit unter dem Namen Ida, so genannt vom Berge Ida, später unter dem Namen Creta berühmt, wird von den Türken Kirieb oder Jeriti genannt; sie ist eine der wichtigsten Inseln des ottomanischen Reiches und würde wegen ihrer Fruchtbarkeit und ihres Klimas einer der angesehensten Aufenthaltsorte sein, wenn die Industrie und der Ackerbau nicht durch die schlechte türkische Verwaltung derart gehemmt wären, die Einwohner nicht einmal die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse von denselben erzielen können. Die Bevölkerung, welche zur Griechenzeit 1,200,000 Köpfe erreichte, zählte deren jetzt kaum 200,000 und besteht meistens aus Griechen. Diese Abnahme ist eine Folge der zahlreichen Revolutionen, denen die Insel unterworfen war. Im Jahre 823 kam die Insel unter die Herrschaft der Türken und blieb unter derselben bis zum Jahre 1204, in welchem Jahre sie von den Venetianern für 30 Pfd. Gold gekauft wurde. Später bemächtigten sich ihrer die Genuesen, von denen die Venetianer sie wieder eroberten, welche sich bei den Einwohnern durch ihre milde Regierung beliebt zu machen wußten. Im Jahre 1667 finden wir die Insel wieder unter der Herrschaft der Türken. Im 18. Jahrhundert war sie auch, aber nur kurze Zeit, im Besitze der Russen. Im Jahre 1821 schlossen sich die Bewohner dem griechischen Aufstaud an, und derselbe war noch nicht beendigt, als Mehemet Ali, Vizekönig von Aegypten, sie vermöge des Traktats von 1833 in Besitz nahm. Mehemet Ali wurde schlecht aufgenommen, behauptete sich aber dort bis 1840, in welchem Jahre die Insel der Türkei wieder zuerkannt wurde. Die späteren Versuche der Bewohner, die Unabhängigkeit zu erlangen, waren vergebens; es ist nun abzuwarten, welche Erfolge der neue Aufstand haben wird.

Homburg, 17. Okt. Der Centner Weizen 7 fl. 20 kr. Korn 5 fl. 6 kr. Spelz 4 fl. 21 kr. Gerste — fl. — kr. Hafer 3 fl. 47 kr. Mischfrucht 5 fl. 6 kr. Erbsen 4 fl. 36 kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel — fl. 50 kr. Kornbrod 23 kr.

Neustadt, 16. Okt. Der Centner Weizen 7 fl. 32 kr. Korn 5 fl. 23 kr. Spelz 5 fl. 35 kr. Gerste 5 fl. 31 kr. Hafer 4 fl. 12 kr.

Speyer, 16. Oktober. Der Centner Waizen 7 fl. 30 kr. Korn 5 fl. 16 kr. Gerste 5 fl. 27 kr. Spelz 5 fl. 4 kr. Hafer 4 fl. — kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 43. Sonntag, den 28. Oktober 1866.

Ein verlornes Kind.

Von J. Müller.

I.

Ende der Vierziger Jahre zogen, wie aus anderen Gegenden, so auch aus dem Aargau, viele Leute der neuen Welt zu. Es war nicht, wie in Deutschland und anderwärts, die Mißregierung, welche sie aus dem Lande trieb, vielmehr waren hier die Karlosseln migrathen. Der Verdienst ging schlecht. Es war eine mangelbare Zeit. Einzelne drückte der Schuh noch anderswo. So war's beim Gontenhannes nicht eben die Noth, welche ihn bewog, die Heimath mit der Fremde zu vertauschen. Er hatte sein eigen Haus und Land und für sich und seine Familie sein gutes Auskommen. Allein schon seit Jahren hatte er seinen Kopf und sein Herz in Amerika. Er las schon seit Jahren Bücher und Schriften, welche das dortige Leben zum Theil in rosigen Farben darstellt'n. Er wäre wohl schon gegangen, wenn sich nicht seine Frau, das Annelie, widersetzt hätte. Das war eine Frau, welche den Kopf, wenn auch nicht auf dem gleichen Platz, wie ihr Mann, doch auf dem rechten Fleck hatte. Seiner Reiselu'i und seinen Reiseplänen setzte sie die Liebe zur angestammten Heimath entgegen. Denn sie war eine gute Patriotin, die den Glauben hatte, es sei nirgends schöner und besser, als in der Schweiz; es käme ihr, sagte sie, fast als eine Schlechtigkeit vor gegen ihre Kinder, wenn man ihnen die Heimath und die Freundschaft nähme, welche sie hier besitzen, eine Heimath, für welche doch die Vorväter, wie man sese, nicht umsonst so viel gestritten und so viel gelitten. Daneben hätten sie sich über ihr Vaterland nicht zu beklagen, sie hätten bis jetzt ihr ehrliches Auskommen gehabt und keinen Mangel gelitten, was man mehr wolle? Wenn es der Geiz zu wohl sei, so schatte sie, sage das Sprichwort; es wäre ein Uebermuth, wenn sie sich an ihrer Sache nicht genügen ließen, sondern nach Mehrerm und nach hohen Dingen trachteten.

Dem Patriotismus seiner Frau setzte der Gontenhannes seinen Kosmopolitismus, sein Weltbürgerthum entgegen. Er wüßte nicht, warum man eben auf dem Flecke lebenslang bleiben müßte, auf dem man geboren sei, die ganze Erde sei des Menschen Heimath und ihm als Gebiet seiner Herrschaft angewiesen vom lieben Gott. Man wäre doch ein Narr, wenn man nicht zugriffe, wo man's besser haben könne. Eben an seine Kinder denke er und an ihr Glück, wenn er fort wolle. Hier kämen sie doch nicht weiter und müßten an dem gleichen Höflein hängen, das für ihn schon zu klein sei.

Krieg hatten die Eheleute deßwegen nicht, sondern es war eine friedliche, oft spaßige Diskussion, welche die Zwei drei Jahre lang über den Gegenstand führten und in welchem jeder Theil dem andern das Thema von verschiedenen Seiten beleuchtete. Der Mann erklärte von vornherein der Frau, es falle ihm nicht ein, sie zum Mitgehen zu zwingen, sie müsse sich freiwillig dazu entschließen. Und die Frau hinwiederum sagte, sie wolle es nicht erzwingen, da zu bleiben, sie hoffe, er werde doch noch ihrer Meinung werden, und wenn das nicht möglich sei, wenn er doch seinen Kopf immer nur drüben habe, so sei's am Ende besser, sie gehen.

Es wäre wohl schwerlich so bald zu einer Ausgleichung der entgegenstehenden Meinungen gekommen, wenn die Entscheidung nicht durch etwas Anderes bestimmt worden wäre. Des Gontenhannesen erhielten ungesinnet einen neuen Nachbar und Mitbesitzer des großen Hauses, von dem die Hälfte ihr Eigenthum war. Das war der Nörgikasper, welchen sammt seiner Familie die ganze Gemeinde als einen Streit- und Händelsüchtigen scheute. So friedlich des Gontenhannesen waren, so kam es, wie sie besorgten. Es gab bald allerlei Unannehmlichkeiten und Reibungen, welche ihnen ihr bisher stilles und glückliches Leben verbitterten, je weniger sie geneigt waren, sich in offenen Streit und Prozesse einzulassen, um so mehr wurde es ihnen nach und nach unerträglich, allezeit nur zu schlucken, um so mehr erwachte auch bei dem Anneli der Wunsch, es möchte lieber anderswo sein, als da, wo es eben war.

Um diese Zeit machte der Pfarrer einen Besuch bei ihnen. Es war begreiflich, wenn sie ihn, der selbst Verwandte drüben hatte, mit ihrer Angelegenheit behelligten und um seinen Rath ersuchten. Derselbe meinte, rathen sei da eben so schwer, wie beim Heirathen, wie Jenes, so müsse Dieses ein Jeder selber machen. Beide Schritte seien gleich wichtig, und man könne unmöglich Alles voraus wissen, was daraus folge. Die Erde sei allerdings überall des Herrn. Wo ein Mensch auf der Erde zu wohnen habe, verdeute er ihm etwa durch die Geburt, durch die Heimath- und Volksgebrigkeit und dann auch durch den Trieb, den er ihm in's Herz gelegt. So habe er es dem Erzvater Abraham bestimmt in den Sinn gegeben, sein Vaterland und seine Freundschaft zu verlassen und in ein anderes Land zu gehen. Jedenfalls dürfe man das nicht aus Uebermuth, sondern nur aus ernsten und guten Gründen thun. Als einen solchen betrachte er allerdings auch die Aussicht auf ein besseres Auskommen und die Sorge für die Kinder, denen die Eltern doch, so viel an ihnen liege, eine Stätte bereiten sollen. „Und allerdings, fügte er bei, so viel ich euch kenne, könnet ihr für euch und euere Kinder in Amerika euere Sache besser machen.“ — Als des Gontenhannesen das Mißverhältniß mit ihrem Nachbar berührten als Etwas, das ihnen das Dableiben auch verleide, suchte der Pfarrer die Achzel und äußerte: Auf allerlei Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten müsse man freilich gefaßt sein, man müsse deßwegen nicht sogleich davon laufen wollen, mit des Nörgikaspers möchte er freilich nicht unter einem Dache sein. „Immerhin, schloß er, möcht ihr thun, was ihr wollt, thuts mit Gott, und wenn ihr geht, geht so, daß Jedes mit dem Schritt einverstanden ist. Erzwungene Sachen thun nicht gut.“

Als der Pfarrer fort war, deutete der Hannes die Worte desselben zu seinen Gunsten, das Annelie war durch dieselben nicht entschiedener geworden. Des Nörgikaspers dagegen halfen ihm zu einem Entschluß. Es erlebte zu dem alten Verdruß einige Tage später einen neuen und war von der Beleidigung, welche es von der Nachbarin erfuhr, so erzürnt, daß es seinem Mann am Abend auf einmal erklärte, nun sei es entschlossen, mitzugehen, lieber, als noch länger in einer solchen Hölle zu leben; er möge nur das Nöthige für die baldige Abreise verkehren. Dem Hannes war damit abgeholfen; er verspach, schon am folgenden Tag zum Spediteur zu gehen. Daß das Annelie nach der abgegebenen Erklärung seine beiden Kinder, eines nach dem andern, in die Arme schloß und sie in Thränen einmal um's andere küßte, wie um

Digitized by Google

ihnen ein Unrecht abzubitten, daß es ihnen zufüge — der Hannes brachtete das wenig und gab dem „Narrochtigthun“ eine andere Deutung. — Das Anneli ließ im Uebrigen von dort an seinen Mann nicht merken, welche Ueberwindung und welchen Kampf es die Ausführung des gefaßten Entschlusses kostete. Das Wort war einmal gesprochen, es war nicht gesonnen, denselben untreu zu werden, um so weniger, da es sah, mit wie großer Freude es von dem Hannes aufgenommen wurde, es geschah im Abwesenheit ihres Vaters, wenn es mit seinen Kleinen über das Bevorstehende weinend redete und sie beklagte, daß sie nun bald nicht mehr hier daheim sein werden, wo die Großmutter sei und ihre Basen — der Hannes war nicht dabei, als es schon am nächsten Tage traurig seine beiden Kühe im Stall betrachtete und ihm Thränen in die Augen kamen bei dem Gedanken, daß es sie nun bald verlassen müsse; er erfuhr auch das nicht, daß es an einem der nächsten Sonntagnachmittage noch einmal die Runde machte auf allen Aeckern, welche es so oft bepflanzt und von denen es nun nichts mehr einjammeln sollte. Der Hannes bekam kein Wort des Bedauerns oder der Klage zu hören, es half ihm schweigend und scheinbar zufrieden bei den Anordnungen zur Reise.

Auf ähnliche Weise verhielt es sich gegenüber anderen Leuten. Viele billigten den Entschluß des Hannes, er habe recht, er sei ja doch lässig nur noch halb da gewesen, er könne sein Glück machen in Amerika. Am entschiedensten sprachen sich dagegen aus die Freundinnen und Verwandten des Anneli, sie wollten nicht begreifen, wie es habe Ja sagen können. — „Wie darfst du auch das unternehmen, hieß es, mit zwei so kleinen Kindern eine so weite Reise zu machen, das sei doch ein Gewagtes; dein Mann kann Dir sterben unterwegs, oder eines deiner Kinder, oder beide! Ich würde mir einmal ein Gewissen daraus machen!“ — Das Anneli ließ sich nicht merken, wie sehr diese Reden bei ihm eingingen; es erwiderte einfach, es sei nun einmal so und abwendig mache man es nicht mehr. Näher ging es ihm, als seine betagte Mutter zu ihm sagte: „Ich hätte doch nicht gemeint, Anneli, das du mir das zu leid thätest, so weit von mir weg zu gehen, wo ich weder dich, noch die Kinder wiedersehen kann.“ — Es antwortete anfänglich nicht, als aber die Mutter noch weiter redete, als hoffe sie, seinen Entschluß rückgängig zu machen, da sprach es: „Laß' es sein, Mutter, es bleibt nun doch dabei. Du weißt, ich habe den Hannes geheirathet, zu ihm gehöre ich, du aber hast ja noch den Jakob und den Fritz und das Liesebethli, du bist ja nicht allein.“ — Wie leicht doch das Innere eines Menschen verkannt werden kann! Die Mutter hat der Anneli nachgeredet, es sei so kalt und gleichgültig gegen Alles, was daheim bleibe. Gott weiß es, wie schwer gerade ihm die Trennung von der Heimath und von den Seinigen fiel. Aber es wollte es nicht merken lassen. Je mehr es fühlte, es habe seinen Entschluß denn doch in der Aufwallung des Unmuthes gefaßt, desto weniger wollte es aus Rücksicht für seinen Mann weder davon zurücktommen, noch aus Ehrgefühl jenes gestehen.

Am ehrlichsten hat Anneli — nicht seinen nächsten Anverwandten, sondern dem Pfarrer gebeichtet, als es bei ihm Abschied nahm. Ihm gestand es, es habe sich eigentlich wegen des Nörgikaspers entschlossen, es thue ihm schrecklich weh, fortzugehen, aber sein Mann solle davon nichts merken. Es wisse nicht warum, aber eben seine Kinder, deretwegen der Hannes fort wolle, machen ihm am allerschwersten; es sei ihm wie vor, sie müßten dort viel mehr Kummer für sie ausstehen, als das hier der Fall gewesen wäre. Der Pfarrer, welcher den Grund ihrer Beschwerniß mehr in der Wehmuth suchte, welche ihr die Trennung von Vaterland und Freundschaft verursachte, suchte es darüber zu beruhigen, indem er äußerte, es müsse das Loos seiner Kinder hier wie dort dem lieben Gott anheimstellen, Alles könne man bei den Kindern weder hier noch dort selbst machen oder voraussehen. Er billigte es im Uebrigen, daß es bei seinem Entschluß stehen bleibe und gab ihm schließlich den Rath, auch von des Nörgikaspers im Frieden zu scheiden.

Der Gontenhannes verkaufte in kurzer Zeit und unter nicht ungünstigen Bedingungen sein Haus und Land und brachte eben so rasch alles Andere in Ordnung. Von der Fahrhabe trennte sich das Anneli schwer; es wollte Dieß und Jenes trotz des Abwehrens mitnehmen, es war ihm, als nähme es damit zugleich ein Stück Heimath mit. — „Der Tag der Abreise war festgesetzt. Es mußten Abschiedsbesuche bei Verwandten und Bekannten in der Nähe und Ferne gemacht werden. Sie wurden überall freundlich aufgenommen und empfingen nebst Gaben und Geschenken zum Andenken die herzlichsten Glück- und Segenswünsche. Eines konnten alle nicht begreifen, wie auf einmal das Anneli, das sich vorher so lang dagegen gewehrt, nun ruhig und gelassen, so bezidirt sein könne.

Ein Abschiedsbesuch kostete des Gontenhannesen am meisten Ueberwindung, er machte ihnen gerabezu Beforgniß, und dennoch waren sie entschlossen, ihn nicht zu unterlassen. Es war derjenige bei des Nörgikaspers. Merkwürdigerweise hat ihnen derselbe wider Erwarten fast am wohlsten gethan. Der Nörgikasper hatte mit dem Hannes über die bevorstehende Abreise kein Wort gesprochen, aber Verschiedenes aus Anlaß desselben zu hören bekommen. Ein Nachbar hatte im Streit es ihm unverblümt ins Gesicht gesagt, des Gontenhannesen gehen auch seinetwegen nach Amerika, und sie hätten ihr Haus darum ihnen verkaufen können, wenn man nicht ihn als Nachbar gehen hätte. Er nahm an, diese Aeußerung komme von des Gontenhannesen her, und er wurde dadurch nicht freundlicher gegen sie gestimmt. Begreiflich war daher der Empfang nicht eben ein herzlicher, als des Hannesen an einem der letzten Abende vor ihrer Abreise bei ihm vorsprachen, um Adieu zu sagen. Des Nörgikaspers erwarteten, sie kämen, um ihnen noch einmal zu sagen, was sie gut dünke, und setzten sich von vornherein in die Verfassung, mit großen Geschütz zu antworten. Die Erwiderung des Abendgrußes war von allen Seiten eine sehr trockene und kühle, vom Kaspar, wie vom Käthi, seiner Frau, wie von der erwachsenen Tochter, Marei. Die beiden Weibervölker gingen hinaus in die Küche, um dort den Beginn des Treffens abzuwarten und dann selbst in die Linie zu maschiren. Es war ein gewitterschwüler Augenblick sogleich nach dem Eintritt der Besuchenden. Der Nörgikasper saß am Tisch in der beginnenden Abenddämmerung und suchte in einigen Papieren, wahrscheinlich Prozeßschriften, herum, bereit, jeden Augenblick den erwarteten Angriff abzuschlagen. Als aber der Gontenhannes ruhig und freundlich anbot, sie seien gekommen, um auch von ihm, als ihrem Nachbar, Abschied zu nehmen, da sie einander kaum wiedersehen würde, da verzogen sich bereits die düstern Wolken, welche sich auf der Stirn des Nörgikaspers gelagert; er erhob sich, um den Gontenhannesen Stühle zum Sitzen herbeizuholen. Als der Hannes fortfuhr, sie möchten gern auch von ihm im Frieden fort, es werde sonst wohl allerlei Schweres geben auf der Reise und in dem neuen Land, daß er's nicht nöthig habe, eine alte Bürde auf dem Herzen mitzutragen; da merkte der Kasper, daß er etwas „Lyzes“ von den Gekommenen erwartet. Er trieß in die Küche hinaus nach Licht, und da das Weibervolk sich nicht beeilte, seinem Rufe nachzukommen, so holte er selbst zur Verwunderung seiner Käthi ein solches; er hörte nicht darauf, als sie ihm die Mahnung gab: „Sag' ihnen nur recht wüst!“ Er setzte sich wieder an den vorigen Platz und sah schweigend vor sich hin. — Als endlich der Hannes weiter bemerkte: wenn sie ihn irgend beleidigt oder ihm weh gethan, so möchten sie gehen verzeihen, es ihnen zu verzeihen und zu vergessen, da war das Eis gebrochen, der Nörgikasper schaute verwundert dem Hannes ins Angesicht, er wußte nicht, wie ihm wurde, aber nach einer Weile reichte er ihm mit nassen Augen die Hand über den Tisch hinüber. „Hannes, sagte er, wir haben nicht zusammen gelebt, wie wir hätten sollen, das heißt, ich bin nicht gegen dich gewesen, wie ich hätte sollen, ich bekenne es dir. Aber, wenn ihr bleiben wollet, so müßte es anders kommen. Ich habe dir nichts zu vergeben, aber du mir. Es thut mir leid, daß ihr fortgeht.“

Während die drinnen gerührt einander gegenüber saßen, horchten die Weiber an der Küchenthür, sie warteten umsonst auf den Anfang eines Wortwechsels und eines Streites. Umsonst hatten sich draußen einige Neugierige des Hauses po-

Digitized by Google

stirt um zu hören, wie die einander noch einmal wüst sagen. Sie sahen sich außen und innen in der Küche fragend an, als sie nur gedämpfte und allem Anschein nach friedliche Reden hörten.“

Der Nörgikasper ging nach einer Weile wieder in die Küche und befahl seiner Tochter, eine Flasche Wein aus dem Keller zu holen. Sie schaute ihn fragend an, als er diesen Auftrag ertheilte, und zögerte. „Thu', was ich dich heiße,“ setzte er hinzu.

Der Wein wurde von der Marei in die Stube gebracht und sie machte dabei ein Gesicht, man wußte nicht, ob es auf Wein oder Essig ziehe. Sie entfernte sich rasch wieder. Die Weiber zerbrachen sich in der Küche den Kopf darüber, was dem Kasper auf einmal in den Kopf gefahren, daß er so gut Freund mit des Hannesen geworden. Hätten sie an jenes Wort des Herrn gedacht, das er, wie alle seine Gottesworte, so treu der Menschenleben abgelauscht, sie hätten es gefaßt, daß, wer vergibt, dem wieder vergeben wird, und daß durch Vergeben die Feindschaft in Freundschaft verwandelt wird.

Der Nörgikasper litt es nicht, daß seine Frau und Tochter draußen in der Küche blieben, er hetzte sie herein, sie mußten sich mit an den Tisch setzen. Wie hat sich die Scene so ganz geändert! Der Kasper war ganz Freund geworden für die Scheidenden. „Katheri, sagte er, während sie beisammen saßen und über die bevorstehende Reise plauderten und die Ansichten in Amerika, wir haben so viel dürres Zeug im Kasten oben, du machst den Hannesen ein, zwei Mäß voll davon, das kann man unterwegs und drinnen gut brauchen.“ — Er bot sich selbst zu allen Diensten an bei den noch nothwendigen Arbeiten und Verpackungen. „Wer weiß, sagte er, vielleicht sehen wir uns einmal doch wieder, es könnte gar wohl sein, daß wir euch nachkämen, und — setzte er nach einer Pause hinzu — wenn wir dort in eure Nähe kommen, so wollen wir bessere Nachbarschaft halten, als hier.“ Er nahm dem Hannes das Versprechen ab, daß er auch ihm einmal schreibe, wenn er drinnen sei. Des Gontenhannesen schieden von ihren besten Freunden nicht so herzlich, wie von des Nörgikaspers.

Als am selben Abend die Katheri dem Kaspar wollte Vorstellungen machen, warum er auf einmal so freundlich gethan mit Denen, da hat er ihr einfach gesagt: „Los, Katheri, zegen den neuen Nachbar, der kommt, wollen wir anders sein, als gegen des Gontenhannesen, ich habe mich heute vor Gott und mir selber schämen müssen.“ — Das Aenneli aber meinte, als es heim kam, das sei ihm noch das Schönste von Allem, daß sie von des Kaspers im Frieden fortkommen, es hätte ihm nichts Lieberes begegnen können, es habe ihnen denn doch manchmal Unrecht gethan in seinem Herzen, sie seien nicht so bös, als es gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Langes und Breites über den Kalender.

(Aus des Lahrer Hinkenden Boten Illustrirter Dorfzeitung.)

Wenn der Hinkende Bote seinen Kalender geschrieben hat, und wenn die Setzer ihn gesetzt, die Drucker ihn gedruckt und die Buchbinder ihn gebunden haben, dann ist's ihm ein Seelengaudium, im Hofe der Druckerei auf der grünen Bank unter dem Lindenbaume zu sitzen, seine Pfeife zu rauchen und zuzuschauen, wie die Kalender in gewaltige Ballen gebunden, verladen und in alle Welt hinaus versendet werden. Keine Pfeife im ganzen Jahre hindurch schmeckt ihm so wie diese, — obschon zwar die andern schmecken ihm auch gut — und jedem Ballen gibt er gleichsam seinen Segen und einen Gruß mit in die Fremde, und er ist guten Humors und gemüthlich aufgelegt, wie einer, der ein tüchtig Stück Arbeit hinter sich hat. So saß er denn auch behaglich sein Pfeifchen schmauchend und schaute zu, wie sie seinen 67er zusammenschnürten, kommt der Rathschreiber, sagt guten Tag, und erküre und setzt sich zu ihm. —

Sagt der Rathschreiber: „Höret einmal Hinkender, ich bin froh für Euch und Eure Freunde, daß Euer 67er endlich einmal zum Loche hinauskommt; Ihr machet jetzt doch auch wieder ein menschliches Gesicht; in den letzten Wochen aber habet Ihr eines gemacht, wie ein frisch geschärftes Reibeisen.“ —

Da lachte der Hinkende: „Das könntet Ihr Anfangs wissen, daß ein Kalendermacher vier Wochen vor dem Fertigmachen ein wenig brummig ist. Wenn Ihr einer wäret, Rathschreiber, ich glaube, Ihr thätet gar kein Gesicht mehr machen. Seid Ihr doch, wenn Ihr nur Eure Gemeinderechnung stellen müßet, wie eine melancholische Kratzbürste, und da ist doch so ein Kalender ein ganz ander Ding will ich meinen.“

„Thut nur nicht so dick“, entgegnete der Rathschreiber etwas spitzig, „was ist denn an so einem Kalender? Geschrieben ist doch das kleine Ding bald, das schüttelt Ihr nur so aus dem Aermel, und dann das Setzen, Drucken, Falzen und Heften, nun, das ist auch kein Hexenwerk, dazu habt Ihr Eure Leute und Eure Maschinen, und Ihr brauchet nur zuzuschauen, es lauft Alles fast von selber. 'S ist eine wahre Bagatelle!“

„Eine Bagatelle, so meinet Ihr? sagte der Hinkende. „Ich merke, Rathschreiber, daß Ihr von so einem Kalendergeschäfte gar keinen Begriff habet, und den will ich Euch jetzt beibringen, wenn's möglich ist. Von dem Kalenderschreiben will ich nicht reden, ob leicht oder schwer, das ist meine Sache; aber von der mechanischen Arbeit beim Kalendermachen will ich Euch ein Stücklein erzählen, daß Eure paar Haare dabei zu Berge stehen sollen und Ihr ausstehet wie der Bismarck. Z. B. wisset Ihr, wie viele Kalender jedes Jahr gedruckt werden?“

„Nun ich denke 250,000 Stück, wenn Ihr nicht ausschneidet; es ist ja fett genug zu lesen auf dem Titelblatte.“

„Dieses Jahr drucke ich, Dank meinen Freunden den Schwarzröcken, 300,000. Und wenn man diese 300,000 Kalender auseinander setzen würde, einer auf den andern, was meinet Ihr, wie groß müßte die Leiter sein um den letzten Kalender oben drauf zu legen?“

„Nun“, sagte der Rathschreiber und warf einen prüfenden Blick an dem Hause hinauf, „ich schätz' so hoch wie unsere große Feuerleiter, sie wird hinaufreichen bis an Euer Dach.

„Nichts nutz, viel höher.“

„Nun meinetwegen so hoch wie unser Rathhaus?“

„Als noch höher.“

„Wie unser Kirchthum“, aber jetzt gebe ich keinen Zoll mehr zu!“

„Ja wohl wie unser Kirchthurm“, sagte der Hinkende lachend, „aber unser Kirchthurm müßte 9 mal so hoch sein wie der Freiburger Münster!“

„Treibet keinen Uz mit mir, Hinkender“, sagte der Rathschreiber und erhob sich fast zornig von der Bank, „ich bin heute nicht aufgelegt zu solchen Narrentheien.“

„Neunmal so hoch wie der Freiburger Münster“, fuhr der Hinkende Bote mit unerschütterlicher Ruhe fort, „fast so hoch wie der Blocksberg, auf dem am 1. Mai die Hexen mit dem Junker Satan Polka tanzen.“

„Im vollen Ernst“

„Im vollen Ernst, und ich kann es Euch gleich beweisen, wie Alles, was ich behaupte. Hier ist ein Packet von 100 Kalendern; messet einmal mit Eurem Maaßstabe, wie hoch diese sind.“

„Zwölf Zoll“, sagte der Rathschreiber, nachdem er gemessen hatte.

„Richtig, zwölf Zoll. Und wenn 100 Kalender 12 Zoll hoch sind, wie hoch sind 300,000? Nun Herr Rechenmeister?“

„3000 mal 12 Zoll oder 36000 Zoll“, erwiderte der Rathschreiber etwas kleinlaut.

„36000 Zoll sind aber 3600 Fuß“, sagte der Hinkende triumphirend, „und mit dem 9fachen Münster und mit dem Blocksberge wird es also seine Richtigkeit haben, schätz' ich.“

„Heiden Gallen;“ rief der Rathschreiber und schnalzte mit den Fingern, „Respekt davor! Und was muß man da Oben herunter für eine schöne Aussicht haben.“

Digitized by Google

„Ja, aber ein wenig wackelig", lachte der Hinkende. „Wenn Ihr aber noch eine schönere Aussicht haben wollet — nur ein bischen kälter — so stoppelt einmal sämmtliche Kalender aneinander, die der Hinkende seit 67 Jahren gedruckt hat, es sind gerade 2,541,000 Stück, ein Dutzend auf oder ab. Das macht eine Höhe von 30492 Fuß, also bedeutend höher als der höchste Berg der Erde, die Everestspitze im Himalaja-Gebirge, der bekanntlich 27,212 Fuß hoch ist, wie Ihr noch von der Schule her wissen könntet, wenn Ihr nicht die Geographie so oft geschwänzt hättet. Und wenn man von dieser Kalender-Pyramide die obersten 20 Jahrgänge lesen wollte, so müßte man erst den Schnee wegputzen, denn diese stecken im ewigen Schnee bis über die Ohren."

„Hinkender", sagte der Rathschreiber ziemlich demüthig, „ich schäme mich, daß ich solch ein Esel war mit der dummen Feuerleiter da."

„Thut nichts", begütigte der Hinkende, „und sich schämen, daß man ein Esel ist, ist keine Schande, und man braucht sich deßwegen nicht zu schämen. — Weil wir aber nun einmal am Rechnen sind, so sagt mir Rathschreiber, wenn alle diese Kalender Makulatur wären — Gott sei meiner armen Seele gnädig — ich hätte sie mindestens dem Tapezier verkaufen für Unterpapier, wie viele Quadratfuß könnte der damit tapeziren? „Nun, nehmt nur das Maul recht voll!"

„Meinethalben hundertausend, weil ich denn doch das Maul recht voll nehmen soll", rief der Rathschreiber, fast erschrocken über diese große Zahl.

„Mehr als 37½ Millionen Quadratfuß könnte er damit tapeziren, Ihr könnt es selber nachrechnen, den ein Kalenderblatt hat 44¼ Quadrat-Zoll und der Kalender besteht aus 36 Blättern. Das müßte schon ein hübscher Tanzsaal sein und wer den auch nur einmal herum tanzt, muß gute Beine haben. — Und wenn man die Zeilen aus dem Kalender so heraus haarala könnte, wie die Seite von einem Cocon, wie lange würde der Faden werden, wenn jede Zeile 2½ Zoll Länge, eine Seite 140 Zeilen und der Kalender 72 Seiten hat? Nun, Rathschreiber, noch einmal sollt Ihr rathen."

„Ich rathe mich in Ruhe", brummte dieser in kläglichem Zorne, „er Teufel mag mit Euch rechnen, ich nicht."

„Was einem Kalender, fuhr der Hinkende fort, könnte man einen Faden herausspinnen, von 2520 Fuß und aus sämmtlichen Kalendern einen Faden von 6,403,320,000 Fuß oder von 360,302 geogr. Meilen Länge. Wäre dieser Faden nicht ein schwacher Papierfaden, sondern so stark wie das Kabel, das sie jetzt um einen Theil der Erde gelegt haben, so könnte man ihn beinahe 67 Mal um die Erde herumwickeln, wie man Strickwolle auf ein Knäul wickelt. Der Faden wäre 210 Mal so lang als der Erddurchmesser, und wenn man den Faden an dem Sterne des Freiburger Münsters festbinden und mit ihm in den Mond hinaufsliegen und ihn dort um ein Rin gebirge herumwickeln würde, so könnte man die Erde und den Mond mit einem sechsfachen Faden zusammenkuppeln und bliebe erst noch ein Trumm übrig von 4500 Meilen, aus dem man noch eine ganz anständige Portion Strümpfe stricken könnte. Heh, Rathschreiber, was sagst Ihr dazu, habt Ihr jetzt bald Respect vor dem Kalender?

„Ich sage gar nichts mehr, erwiderte der Rathschreiber, „wenn Ihr mir mit solchen Zahlen zu Leibe geht, da hört meine Naturgeschichte auf."

„Aber die lustigste Rechnung kommt noch", fuhr der Hinkende mit einem triumphirenden Lächeln fort. Ein Kalender hat 72 Seiten, eine Seite 7000 Buchstaben, macht 504,000 Buchstaben, oder rund 500,000 macht für den 67er Jahrgang 150,000 Millionen Buchstaben. Nun denket Euch einmal, wenn der Guttenberg nicht so gescheidt gewesen wäre und hätte die Buchdruckerkunst erfunden und der Hinkende müßte alle seine Kalender mit der Feder schreiben. Wenn er auch alle Tage 20,000 Buchstaben machte und jährlich 300 Tage an seinem Schreibtisch säße — er müßte doch auch Sonn- und Feiertage halten und hie und da ein Schöpplein trinken — so müßte er 25,000 Jahre an einem einzigen Jahrgange schreiben und der geneigte Leser müßte noch etwas länger auf den Kalender warten als jetzt. Wenn aber der Kalender — wie es der Brauch ist — in einem Jahre erscheinen müßte und wenn der Hinkende besser mit den Jesuiten stände und diese würden ihm erlauben, seinen Kalender ihn ihren Klöstern schreiben zu lassen, so wären dazu 600 Klöster nöthig und in jedem Kloster müßten außer dem Abte, dem Bruder Pförtner und dem Bruder Kellermeister, denen man so etwas nicht zumuthen könnte — 42 Mönche Tag für Tag sich die Finger krumm schreiben, und hätten nicht viele Zeit übrig zum Beten und zum Faulenzen und man hätte ein ganzes Jahr Ruhe vor ihnen. Und das ist nur ein einziger Jahrgang. Und nun denket Euch einmal alle 67 Jahrgänge! Das gäbe eine Schreibseligkeit. —

Daraus aber könnet Ihr ersehen, wie gut es ist, daß der Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, und daß der Hinkende Maschinen hat, von denen eine einzige in einer einzigen Minute mehr Buchstaben zu Wege bringt, als ein fleißiger, Mönch — wenn's überhaupt fleißige Mönche gibt — in 9 Monaten. — So, das war wegen der „Bagatelle", wie Ihr meinen Kalender zu nennen beliebet, und wenn Ihr wieder einmal etwas gerechnet haben wollet, so stehe ich zu Diensten."

Damit klopfte der Hinkende seine Pfeife aus, griff grüßend an seinen Hut und stelzte zum Hofe hinaus."

Der Rathschreiber blieb noch eine Zeitlang sitzen und starrte mit einem ziemlich dummen Gesichte auf die Kalenderballen hin; dann aber ging er in den Adler, um seinen Aerger mit einem Schoppen Achter hinunterzuschwenken. Ueber den Kalender aber hat er nie mehr gespottet. —

Eine Frauen-Industrie-Ausstellung. Vor Kurzem hat Ihre Königl. Hoheit die Frau Kronprinzessin von Preußen eine Ausstellung weiblicher Handarbeiten eröffnet, welche die Redaction der „Modenwelt" im Ausstellungs-Locale „Victoria-Bazar" des von Herrn Präsidenten Dr. Lette gegründeten „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts" in Berlin veranstaltet hat. — Die Ausstellung ist das Resultat einer von der Redaction der genannten Zeitung im Anfang dieses Jahres ausgeschriebenen Preis-Concurrenz. Aus ganz Deutschland nicht nur, sondern auch aus dem Auslande haben sich Frauen aller Stände beeilt, an dem Wettkampf theilzunehmen, und eine überraschend große Menge der künstlichsten Frauenarbeiten bietet sich den Augen des Besuchers der Ausstellung dar. — Die drei Ehrenpreise von 100, 50 und 25 Thaler gingen nach Marburg in Kurhessen, Potsdam und Königsberg. Die zwanzig ehrenvollen Erwähnungen vertheilen sich auf Damen in allen Theilen Deutschlands.

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die höchst verdienstvollen Bestrebungen der „Modenwelt" um die Förderung der Frauen-Industrie hervorzuheben. Nicht genug, daß diese Zeitung fortwährend bemüht ist, dem praktischen Sinne und dem feinen Geschmack der Frauenwelt stets neue Nahrung zu geben, hat sie bereits eine zweite Preis-Concurrenz weiblicher Handarbeiten, für das Jahr 1867, ausgeschrieben. Die Bedingungen derselben bringt die am 1. Oktober erscheinende erste Nummer des zweiten Jahrgangs der „Modenwelt" auf einer Extra-Beilage, welche bei allen Buchhandlungen und Post-Anstalten gratis zu haben ist. Wir machen unsere Leserinnen ausdrücklich auf diese vorzügliche Frauen-Zeitung aufmerksam, die bei dem enorm billigen Preise von 10 Sgr. für das ganze Vierteljahr, jährlich an 1400 Abbildungen der neuesten Moden und Handarbeiten (unter diesen auch die hervorragenden Preis-Concurrenz-Arbeiten), 150 Schnittmuster und 400 Musterzeichnungen für Weißstickerei ꝛc. enthält, begleitet von einem sorgfältig redigirten Texte. Uns jeder weiteren Empfehlung enthaltend, erwähnen wir nur noch, daß die „Modenwelt" außer der deutschen Original-Ausgabe noch in französischer, englischer, spanischer, italienischer, holländischer, dänischer und russischer Sprache, je in den Hauptstädten dieser Länder erscheint, daß die „Modenwelt" also eine wirkliche europäische Zeitung ist.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Klainschmidt.

Digitized by Google

Neue Pädagogia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 44. Sonntag, den 4. November 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

II.

Es war ein prachtvoller Frühlingsmorgen gegen Ende April, als des Gontenhannesen abreisten. Es gingen noch Andere mit aus dem Dorfe, theilweise junge Burschen, welche seit lange kein rechtes Zeichen gethan und welche die Gemeinde spedirte, um sie los zu werden. Das halbe Dorf war versammelt um den Wagen der sie in Empfang nehmen sollte. Da kam freilich dem Aenneli das Weh mächtiger über's Herz, denn je, als es seinen Anverwandten zum Letztenmale die Hand reichte und dann auch den Nörgikäsper, der sich's nicht hatte nehmen lassen, sie zu begleiten, und der noch einmal, als er Adieu sagte, bat: „Nicht wahr, ihr tragt mir nichts nach!“

Da ließ es denn zum Letztenmale seinen Blick ruhen auf den nahen Baumgärten, die eben in die Blüthe kamen, auf den fernen von der Morgensonne beschienenen Pilatus und seinen Nachbarn, die es so oft angeschaut in frohen und trüben Stunden, dann wieder auf dem Homberg und dem Hallwylersee, der seinen Fuß bespült. Ach ja, wie schön die Heimath ist und wie tief ihr Zauber greift, das merkt man erst beim Scheiden recht, und Werth und Unwerth dessen, was man daheim gehabt, erlebt, genossen, wird einem erst dann kund, wenn es heißt „zum Letztenmal“, euweder auf dem Sterbebette, auf dem man die Reise in's Jenseits, oder in dem Wagen, der uns in die Ferne und in die Fremde führt auf Nimmerwiedersehen. — Da war's, als wollte das Aenneli noch ein Stück Heimath festhalten, als es seine Kinder und vorab den Hansli wieder und wieder an's Herz drückte. Selbst dem Hannes, der doch die längste Zeit in seinen Gedanken gereist und fort gewesen und sich gefreut hatte nach der neuen Welt, kam's über's Herz in dieser letzten Stunde, seine Augen wurden naß, er schluchzte leise, so daß das Aenneli ganz verwundert fragte: „Aber Hannes, was ist dir? wie kannst Du nur so thun, da jetzt geschieht, was Du so lang gewünscht?“ — „Ich habe bis jetzt, erwiderte er, nicht gewußt, wie lieb mir meine Heimath und ihre Leute waren. Aber was nützt's . . . . die Brücke ist abgebrochen. Es muß noch Manches sein, so weh es thun mag.“

Auch die jungen Burschen, welche manchen bösen Streich daheim verübt, welche oft um bejwillen geschimpft, gescholten und gestraft worden, und welche vorher gemeint, sie wollten im Groll der Heimath den Rücken zukehren, sie waren jetzt weich und gerührt: man hatte ihnen, als den Scheidenden, noch manche Freundlichkeit erzeigt, man hatte sie nicht, wie sie gedacht, mit Flüchen, man hatte sie mit Segenswünschen entlassen.

Wenn wir mehr an's Scheiden dächten, es würden uns wahrlich Land und Leute in einem andern Lichte erscheinen.

Reisen ist eine schöne Sache und gilt vielen Leuten als der schönste Genuß und die beste Erfahrung, welche das Geld, die Zeit und — den Verstand dafür haben. Denn das Eine wie das Andere gehört wenigstens zum genußreichen Reisen.

Das Aenneli hatte davon wenig Genuß, es kam ihm vielmehr die Reise als das Mühsamste und Langweiligste vor, es betrachtete dieselbe nur als den nothwendigen Uebergang von einer Heimath in die andere. Dazu lag ihm die besondere Sorge für die zwei kleinen Kinder ob, welche ihm nicht die nöthige Ruhe für den Genuß der Natur und der Umgebung ließ. Anders war es beim Hannes. Als das Aenneli gleich im Anfang äußerte, wenn sie nur schon drüben wären, meinte er, das wünsche er nicht, er möchte vorher noch allerlei sehen und kennen lernen. Er konnte es eben so wenig begreifen, wenn manche unter den Begleitern über Langeweile klagten, er wenigstens habe noch nie so kurze Zeit gehabt. Es kam ihm zu gut, daß er so Vieles namentlich über Amerika und die Auswanderung dahin gelesen. Zum genußreichen Reisen gehört ein Sinn für's Reisen und eine gewisse Vorbildung. Diesen Sinn und eine natürliche Begabung hatte Gontenhannes. Während das Aenneli im Eisenbahnwagen mit den Kindern und ihren Kleidern zu thun hatte, während Andere sich langweilig gegenseitig in die Gesichter schauten und gähnten oder schliefen, schaute der Hannes zum offenen Fenster hinaus, nach den Dörfern und ihrer Bauart, nach den Obstbäumen, nach den Anpflanzungen auf dem Felde. Er hatte sich das Geld für ein Büchlein nicht reuen lassen, welches ihm Auskunft gab über die Gegenden, durch welche sie fuhren. Er wußte zu sagen, ob sie im Elsaß seien, oder in Lothringen oder in der Champagne, aber auch das fand er beim ersten Augenblick heraus, daß vom Elsaß weg bis Paris ein ödes, langweiliges Land ohne einen einzigen schönen Apfelbaum. — „Das sieht bei uns doch anders aus in der Schweiz“, bemerkte er seiner Frau. Das Aenneli sah ihn dabei an und wischte sich eine Thräne aus dem Auge. Er blieb weder in Paris noch in Havre im Wirthshaus sitzen, wie Andere, sondern machte seine Ausflüge, so weit es die Zeit erlaubte, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen. Daneben durfte sich das Aenneli um die Besorgung der Reiseangelegenheiten nicht bekümmern, das war seine Sache, er verstand sie und machte sie mit einer Sicherheit ab, als wäre er ein Vielgereister. Er war über die verrragsmäßigen Pflichten und Rechte eines Auswanderers für die Seereise vollständig unterrichtet und handelte darnach so sicher, daß ihn ein Augestellter fragte, ob er die Reise schon mehr als einmal gemacht? „Ja, schon manchmal, erwiederte der Hannes, im Kopfe nämlich.“

Als das Schiff in Havre die Anker löste, da gal's für seine Insassen das letzte Lebewohl — Europa und der alten Welt. Es ist eigen, die meisten Auswanderer kehren dem Vaterland den Rücken mit einem gewissen Unmuth und Ueberdruß, als ob's von ihnen keinen Dank verdiente, und dennoch, wenn das Schiff, das sie in die Ferne trägt, auf die Höhe des Meeres fährt, da schauen sie Alle noch zurück mit einem Blick der Wehmuth und des Heimweh's, als der letzte Schatten schwindet, der das Land andeutet, dem ihre Jugendzeit angehört.

Eine Reise über's Meer ist an sich etwas Einförmiges und Langweiliges mit dem ewigen Einerlei von Himmel und Wasser, von Wolken und Wellen, von welchen eine gerade so aussieht wie die andere. Nur ein Sturm bringt einige Abwechslung. Sonst aber ist die Abwechslung, die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit hier mehr als anderwärts in Leben der Menschen, im Thun und Treiben Derjenigen zu suchen, welche auf einige Wochen sich in dem engen Raum eines Schiffes befinden. Sie sind es, welche einander kurze Zeit oder Langeweile, Genuß und Verdruß bereiten können.

Digitized by Google

— Das wußte der Gontenhannes im Voraus, darum traf er seine Maßregeln gleich von Anfang an, um sich und den Andern die Zeit der Ueberfahrt so angenehm als möglich zu machen. Es ist das aber auf einem Schiff mit einigen hundert Auswanderern aus aller Herren Länder und sehr verschiedenem Stand der Gesittung keine kleine Kunst, nur auch die Ordnung und Reinlichkeit zu handhaben, geschweige das friedliche Einverständniß, Dinge, welche weniger von den Vorgesetzten und Bediensteten, als von den Passagieren selbst bewerkstelligt werden. Wie viel Anlaß zu Unzufriedenheit, zu Reibungen und Streitigkeiten bietet schon der jedem Einzelnen eng zugemessene Platz und die Zeit für die Zubereitung der Speisen. Der Gontenhannes trat mit einer solchen Sicherheit und Entschiedenheit gleich Anfangs auf, er appellirte mehrmals in streitigen Fällen mit solchem Erfolg an die Entscheidung des Capitäns, daß seine Autorität bald eine unbestrittene war, und daß sich Alle mit wenigen Ausnahmen seinen Anordnungen ohne ernstlichen Widerstand fügten. Die Landsleute aus seiner Heimath, von denen er Einigen nicht eben viel Rühmliches zutraute, hatte er schon bei der Abfahrt jeden Einzelnen in's Gebet genommen.

Ich hoffe, sagte der Gontenhannes zu Dem und Jenem, du wirst dich nun ordentlich betragen und nicht wie daheim, damit wir Schweizer uns vor Andern nicht zu schämen haben. Wir wollen zusammenhalten, je vernünftiger wir Alle auf dem Schiffe sind, desto leichter wird die Reise sein." — Er hatte nicht unsinnig an den Patriotismus der Angeredeten appellirt, sie versprachen, seinem Begehren nachzukommen und sie hielten ihr Versprechen. — In der That kam die Auswanderergesellschaft über manche Widerwärtigkeit hinweg, welche wie überall im Leben, so namentlich auf einem Auswandererschiff das Leben verbittert. — Der Hannes handhabte selbst die Polizei im Schiffsraum, er gab die nöthigen Anweisungen in Beziehung auf Reinlichkeit und Eintheilung des Platzes, wobei er sich's freilich nicht verdrießen ließ, hie und da selbst Mägdedienste zu thun und den Besen zu führen. „Es ist gut, sagte er dabei mit Lachen, wenn mou's, hier lernt, man kann's dann schon, wenn man drüben ist, . . . denn in Amerika thun die Frauen gar nichts," fügte er mit einem schalkhaften Blick auf das Aennseli hinzu. — Einem armen Kerl, der sich schon 14 Tage in seinem schmierigen, übelriechenden Hemd wohl fühlte, lieh er ein Hemd den den seinen. — „Daheim," bemerkte er, „hast Du deinen Wisch vielleicht für Dich allein getragen, hier trägst Du ihn auch für uns." — Das Aennseli wurrte freilich darüber, er beschwichtigte es: „Laß es gut sein Aennseli, es ist uns Allen wohler, wenn die Leute saubere Hemden tragen." Und wirklich hat Mancher von den Andern, die dieß sahen, seine Wahnung gar nicht abgewartet.

Mit einem Einzigen kam der Hannes nicht glatt aus. Das war ein roher Bursche aus Schwaben mit bösartigem Gesicht. Seine Landsleute, welche ihn kannten, mieden ihn, weil er daheim ein berüchtigter Raufbold und Taugenichts gewesen, der Steckmartin, wie sie ihn nannten. Der Steckmartin, schien von Anfang an einen Wiederwillen gegen den Gontenhannes gefaßt zu haben, den er wenig verhehlte. Er machte seine höhnischen neckischen Bemerkungen bald über die Schweizer, bald über den Hannes selbst. Er legte ihm in den Weg, was er konnte, er that, was ihm widerwärtig war. Der Hannes brachte auch ihn, auf eine freilich derbe Art, zur Ruhe und Ordnung. Eine große Zahl der Auswanderer befand sich an einem Nachmittag auf dem Verdeck. Der Gontenhannes hatte im Zwischendeck aufgeräumt, so viel nöthig war, und trug allerlei Unrath herauf, der vom Steckmartin herrührte. Er machte demselben gemessene Vorwürfe wegen seiner Unordentlichkeit und Unreinlichkeit, „einem so großen Kinde", bemerkte er, „sollte man nicht aufputzen müssen." Der Steckmartin brauste heftig gegen ihn auf mit Worten und holte endlich mit einem Streich gegen ihn aus. Der Hannes machte kurzen Prozeß, er packte ihn rasch mit seinen nervigen Armen und schmiß ihn derb auf das Verdeck des Schiffes nieder. — „So," bemerkte er lachend, „Du hast scheint's wissen wollen, wer der Städere sei, jetzt weißt Du's!" — Der Capitän, welcher längst dem Hannes gewogen war, schaute vom Vorderdeck der Scene mit wohlgefälligem Lächeln zu. Die sämmtlichen Passagiere und am meisten die Landsleute gönnten dem Steckmartin die derbe Zurechtweisung. Derselbe hatte keine Lust, wieder anzugreifen. Als ihn aber der Gontenhannes im Vorbeigehen wieder traf, nahm er ihn bei Seite: „Höre Du", sprach er zu ihm, „es sollte mir leid thun, wenn Du mir gram wärst, das nützte halt nichts, geschehter ist's, wie halten Frieden und leben einander zu Gefallen, willst Du, so vergessen wir, was begegnet ist." Damit bot er ihm die Hand, der Steckmartin schlug ein. Von dort an hat er sich unklagbar gegen Alle und gegen den Hannes nur freundlich betragen.

Sonst machten des Gontenhannesen die nähere Bekanntschaft von zwei Personen, welche sehr verschieden von einander waren, und welche wir dem Leser desßwegen jetzt schon vorführen, weil sie später in unserer Geschichte wieder vorkommen.

Der Eine war ein Badenser aus der Gegend von Mannheim. Er verhehlte es sorgfältig, daß er daheim ein Schneider seines Berufes gewesen, und daß man ihn desßwegen nur den Schneidermathys geheißen. Er suchte auf dem Schiffe durch seine modische Kleidung und affectirte Manieren den Vornehmen zu spielen, der eigentlich etwas mehr sei, als ein Zwischendeckpassagier. An dem Hannes machte er sich gewiß nur desßwegen, weil derselbe allerdings eine hervorragende Stellung unter den Auswanderern einnahm und von Allen geachtet und geliebt war. Er wußte ihm ein Breites davon zu erzählen, was für eine Rolle er daheim gespielt und wie er weit umher bekannt gewesen. Daneben schimpfte er weidlich über seine Regierung, sein Land und das ganze Europa, wie da Alles verkehrt sei, da könne man es nirgends hinbringen, wenn man nicht einen Adelstitel oder einen Haufen Geld habe. Es sei wenig Freiheit und Gleichheit in der alten Welt. Er trug sich mit hochfliegenden Plänen für seinen neuen Aufenthalt. Er möchte ein Narr sein, für Nichts gehe er nicht nach Amerika, wenn er sich hätte plagen und schinden wollen, so wäre er daheim geblieben. Das Mindeste, was er in Aussicht hatte, war ein prächtiger Landsitz mit Equipagen und Sklaven! Das mache ihm keinen Kummer. Daneben hoffte er dort eine politische Rolle zu spielen, und Vieles schien ihm schon jetzt daselbst gar nicht in Ordnung, bevor er nur Land und Leute gesehen. —

Hätte er seine Reise ein wenig verschoben, Baden hätte 1849 einen Revolutionär und Volksbeglücker mehr besessen — für Europa ging an ihm ein politischer Kopf verloren.

Der Andere, mit dem der Gontenhannes bekannt wurde, war kein Mann mit so hochfliegenden Plänen. Es war der Mokkijakob aus dem Kanton Bern. Ein körperlich rüstiger, aber geistig etwas beschränkter, dabei äußerst gutmüthiger Mensch. Er war von klein auf bei einem baßlichen Bauer verdingt und bei demselben bis zu seiner Abreise geblieben. Der Bauer behielt ihn, wie er sagte, „der Gotteswillen", er wird aber wohl gewußt haben, daß dabei für ihn noch etwas Anderes zu verdienen war, als ein „Gotteslohn", denn der Mokkijakob schaffte, wo man ihn hinstellte, trotz Einem, und man konnte ihn hinstellen, wo man wollte. Als Anerkennung für zehnjährige Knechtsdienste erhielt er beim Austritt von seinem Meister eine neue halbleinene Sonntagskleidung „der Gotteswillen." Dabei empfahl ihn derselbe der Gemeinde gar angelegentlich für die Reisekosten und ein schönes Sackgeld, und als Einer von den Geringern an der Gemeinde meinte, ein solcher Bursche sollte doch auch etwas erspart haben, da fuhr ihm der Bauer über's Maul: „Was erspart? Wenn Unsereiner fast nichts erspart, was sollte denn ein so armer Kerli ersparen können?" Es wurde von der Versammlung beschlossen, was des Mokkijakobs Meister beantragte. Hinterher dann murrten freilich Viele darüber, daß die Gemeinde demselben seinen Knechtslohn bezahle. Der Bauer aber sagte es seinem Knecht mehr als einmal, wie er es ihm zu verdanken habe, daß er nun noch so viel Geld in den Sack bekomme. „Ein g'fälliger Hund sei er allweg, er hätte das nicht für einen Jeden gethan." Der löbliche Gemeinderath aber und die ehrsame Bürgergemeinde hatte zweifache Ursache, denn Mokkijakob zu spediren. Für's Erste

Digitized by Google

hatten sie die Meinung, es sei für die Zurückbleibenden jedesmal ein Vortheil und ein Glück, wenn wieder ein Burger, und zumal ein armer Burger, weniger in der Gemeinde sei und am Mueshafen, sitze; zum zweiten hatte der Mößlijakob Miene gemacht, ein zwar braves, aber armes Meitli, und noch dazu eine Nichtburgerin zu heirathen, und die Bauern, welche das Heirathen für ein Privilegium der Begüterten betrachten, meinten, es seien schon genug arme Haushaltungen da, sie besorgten, es könnte ihnen eine Bürde aus der Heirath erwachsen. Amerika ist für viele Sachen gut! Signerjoggi (so hieß der Meister) erhielt vom Gemeinderath den geheimen Auftrag, seinen Knecht auf jede Weise zu stürzen und zu bearbeiten, daß er sich entschließe, über den Bach zu gehen.

Gewiß ist, daß der Mößlijakob keine der Eigenschaften besaß, mit denen man in Amerika sein Glück macht oder auch nur sich durchschlägt. Er hatte auf der ganzen Fahrt eine Seelenangst vor dem Ertrinken, und mehr als einmal bethenerte er, wenn er gewußt, daß so viel Wasser auf dem Wege wäre, man hätte ihm lange von dem guten Essen in Amerika reden können. Ebenso sah er, je mehr Zweifel an der Erfüllung der ihm gemachten Verheißungen und Verspiegelungen in ihm aufstiegen, mit schwerer Bekümmerniß seiner neuen Heimath entgegen. „Er wisse einmal nicht, was dort anfangen. Wenn er nur einen Bauer wüßte, der ihn nähme, wie der Signerjoggi daheim, aber deren werde es in Amerika keine geben. Einmal bedauerte er sogar nicht schwarz zu sein, es käme ihm am ringsten vor, wenn er sich für sein Lebtag verdingen könnte. Den dem Mädel, das er gerne gehabt hätte, sagte er merkwürdiger Weise nichts weiter, als wir schon bemerkt, er schien die Sache für sich behalten zu wollen. — Der Gontenhannes versprach, ihn mit sich zu nehmen und bei sich zu behalten, bis ihm etwas Anständiges angehe. Er sah, daß er eine Leitung und Führung nöthig habe und verhehlte nicht, daß er ihn im Anfange gut werde beschäftigen und brauchen können, wenn er eine Farm anlegen und den Urwald lichten müsse. Dem Mößlijakob fiel damit ein schwerer Stein vom Herzen und der Gontenhannes hatte es später nicht zu bereuen, sich seiner angenommen zu haben.

Dem Gontenhannes wurde die Zeit auch vielfach verkürzt durch den Verkehr und die Unterhaltung mit den Bediensteten des Schiffes, durch diese oder jene Beschäftigung, welche man ihm jeweilen auf sein Verlangen anwies. Er war der Einzige unter den Passagieren, der auch in die Segel kletterte und ihr und da die Verrichtungen eines Matrosen übernahm. Der Capitän hatte längst ein Wohlgefallen an dem aufgeräumten, anstelligen und dabei ordnungsliebenden Schweizer. Sei's, daß er ein Franzose oder ein Deutscher war, er sprach wenigstens deutsch und war ein verständiger und braver Mann. Er führte den Gontenhannes mehr als einmal in seine Cajüte, er schenkte ihm ein Glas vom Besten ein, er knüpfte mit ihm ein Gespräch an über die Schweiz, über ihre weltberühmten Berge, über ihre bürgerlichen Einrichtungen, er fragte ihn aus über seine bisherigen Verhältnisse und über seine Pläne für die Zukunft. Er gab ihm hinwiederum Auskunft über die Einrichtungen seines Schiffes, über die Mittel und Werkzeuge, welche man bei einer Seefahrt braucht. Er sprach ihm wiederholt seinen Beifall aus und seinen Dank dafür, daß er sich Mühe gebe, unter den Mitreisenden Ordnung und Frieden zu erhalten, damit sei ihm und den Reisenden selbst viel erleichtert.

Die Seereise ging ohne jeglichen Unfall ihrem Ende entgegen; die Auswanderer konnten sich nicht einmal rühmen, einen Sturm erlebt zu haben, was unter Allen gewiß am wenigsten der Mößlijakob bedauerte. Es war ein heller Jubel unter den Passagieren, als das Schiff an dem Leuchtthurm vorüberfuhr, der an den Mississippimündungen steht. Sie hatten sich Alle auf's Verdeck begeben, um den ersten festen Punkt der neuen Welt zu begrüßen. Was sage ich, den festen Punkt! Es gibt hier überhaupt keine festen Punkte. Der alte Leuchtthurm, 87 Fuß hoch, stark aus Backsteinen erbaut, schien auch fest zu sein, und dennoch ist er im Winter 1839 von einem Sturm weggefegt worden. Der Wächter konnte gerettet werden, und selten hat wohl Einer, wie er, Gott gedankt, als er in Sicherheit war. Er befand sich 48 Stunden vor dem Zusammenstürzen noch im Leuchtthurm als derselbe hin- und herwankte, wie ein vom Sturm gepeitschter Baum.

Bald darauf erschien das Lootsendorf Balize, das erste auf dem amerikanischen Festland. Doch auch hier kann noch nicht vom Festlande die Rede sein, wo die Grenzen von Land und Wasser beständig schwanken, wo Meer und Fluß und Erdreich mit einander einen fortwährenden Ringkampf führen. Wo heuer fester Boden ist, ist nächstes Jahr nichts als Fluß und Meer, und an einer andern Stelle wird das Land Meister, an der sonst Wasser seine Herrschaft übte. Mitten in diesem Schlachtfeld zwischen Wasser und Land steht das Dorf Balize. Da sind 70 oder mehr Häuser auf Pfählen gebaut — durch diese wird das Festland ergänzt — zwischen Dorf, das halb so hoch ist, als die Häuser und oft dicht an ihnen steht. Von Haus zu Haus gehen hölzerne Brücken über die zwischenliegenden Moräste und Wasserpfützen. Um den Uebergang zwischen Meer und Land noch mehr auszuprägen, werden die meisten Häuser dieses Dorfes an starke Anker gelegt, wenn man einen Sesturm befürchtet, so daß man in der That nicht sagen kann, ob die Einwohner von Balize auf Schiffen wohnen oder auf dem Lande. Vor dem Mississippi fürchten sie sich nicht, obschon der Boden, auf dem ihre Wohnstätten ruhen, kaum zwei Fuß über Wasser ist, denn der Strom steigt während der größten Ueberschwemmungen hier kaum 6 Zoll; aber das Meer hebt sich bei gewissen Winden um 6 Fuß, und dann müssen die Bewohner von Balize, Männer, Weiber und Kinder, sich auf Schiffe und Flöße flüchten. Wir an festen Boden gewöhnten Schweizer begreifen es schwer, welchen Reiz es haben kann, auf so schwanker und unsicherer Unterlage Wohnstätte aufzuschlagen. Jene Leute würden uns greilich mit dem gleichen Rechte fragen können, welchen Reiz es habe, unter den Lawinen oder unter den Sturz drohenden Berggipfeln Hütten zu bauen oder zu bewohnen. Die Naturanlage und die Kampffähigkeit der Menschen ist eine wunderbar mannigfaltige und verschiedene!

Von Balize ging's New-Orleans zu, eine Entfernung von immer noch 40—50 Stunden. Unterwegs bietet sich dem Beobachter das nämliche Schauspiel eines Ringkampfes zwischen Fluß und Land. Die an den Strom zunächst anstoßenden Partieen sind mit niedrigem 1 bis 3 Jahre altem Weidengebüsch von 4 Fuß Höhe bewachsen, hinter demselben steht eine ältere Generation des Holzwuchses von 8 Fuß Höhe, noch weiter zurück eine dritte Reihe von 25 Fuß hohen Bäumen, und so finden sich oft fünf Reihen Bäume verschiedener Höhe hintereinander — gleichsam eine Schlachtordnung auf 5 Gliedern, voran die Rekruten, hinten die alten Grenadiere — welche beweisen, wie der Boden des einen Flußufers sich allmälig angesetzt. Auf der entgegengesetzten Seite des Flusses findet das Umgekehrte statt. Der Fluß schneidet in das Ufer ein, und er unterhöhlt es und nimmt oft 10 Fuß jährlich von demselben weg. Es ist dies dieselbe Erscheinung im Großen, welche wir im Kleinen auch bei Flüssen der alten Welt und selbst der Schweiz beobachten können, nur, daß hier die scharfe Abgrenzung durch die Reihe der Jahre und die Cultur mehr oder weniger verwischt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die verhängnißvolle Pistolenkarte.

Nachdem Graf Werdenberg diese Partie des Schlosses Saint-Albans gesehen hatte, entstanden Gefühle anderer Art in ihm, und gern würde er auf sein Duell verzichtet und das Schloß verlassen haben, hätte er nur seinen Namen nicht genannt. Denn ihn ergriff der verzweiflungsvolle Gedanke, daß der rosa Domino des Maskenballes schwarzes Haar hatte, Miß Editha Schmidt aber das schönste blonde, das manschich nur denken konnte. Sein einziger Trost dabei war, daß nicht sie es gewesen, welche ihren Bruder nach Wien begleitet hatte. Nur schüchtern sprach er diesen Zweifel gegen sich selbst aus, als Miß Schmidt sagte:

„In Wien habe ich einem reizenden Maskenballe auf der *** Gesandtschaft beigewohnt."

Digitized by Google

„Mit einer Schwester?“ fragte Werdenberg hastig.

„Nein, mit meinem Bruder dort, ich habe gar keine Schwester.“

„Auch mit keiner andern Dame?“ fragte Werdenberg mit einer leisen Hoffnung.

„O nein. Zu meinem Bedauern bestand aber mein Bruder darauf, noch vor dem Souper fortzugehen. Gewiß ist später noch viel getanzt worden.“

Werdenberg betrachtete diese Worte als sein Verdammungsurtheil, denn offenbar hatte er in der Ueberreilung einem falschen Schmidt eine schwere Beleidigung zugefügt, und das mußte ihm Unglück bringen. So war es auch, denn am nächsten Morgen wurde er mit einem Degenstoße in der Brust in das Schloß getragen.

Der Arzt erklärte die Wunde für sehr gefährlich, und in der That schwebte Werdenberg eine ganze Woche lang in bewußtlosem Zustande zwischen Leben und Tod. Als er endlich zur Besinnung zurückkehrte, erblickte er an seinem Lager seine beiden sorglamen Pfleger, seinen edlen Gegner und dessen reizende Schwester, die schöne stolze Editha.

Der Arzt trat ein, untersuchte den Puls des Patienten und erklärte ihn für gerettet. Jetzt erst wagte Werdenberg seinen Irrthum einzugestehen, indem er erzälte, wie er in seiner Wuth, einen Carl Schmidt wegen der von ihm empfangenen Beleidigung zu verfolgen, seinen edlen Wirth auf unverantwortliche Weise beleidigt habe.

„Und indem er der Aufforderung zum Schutze einer Frau folgte, gerieth er in ein Abenteuer, durch das sein Leben bedroht wurde!“ dachte Editha. „Gott sei Dank, daß der theuere Kranke gerettet ist!“

„Ich überwehme es jetzt, ich allein, Ihren unwürdigen Feind auszufindig zu machen,“ rief der feurige Krieger, der jetzt der beste Freund des Verwundeten geworden war. „Ich bin Ihnen diesen Dienst und diese Genugthuung schuldig.“

Und der Pflege seiner Familie, besonders aber seiner Schwester, den Genesenden äuerweisend, eilte er nach London, um in die „Times“ die folgende Anzeige einrücken zu lassen:

„Ich, der Unterzeichnete, fordere hiermit einen gewissen Herrn Carl Schmidt, durch den ich am 10. Januar ds. Js. auf einem Maskenballe in dem ***Gesandschaftshotel zu Wien beleidigt wurde und mit dem ich die Karten tauschte, auf, sich binnen vier und sechs Monaten zu der mir gebührenden Genugthuung zu stellen, widrigenfalls ich ihn für eine feige Memme erkläre. — Die Antwort ist an die Redaktion der „Times“ einzusenden.

Graf von Werdenberg“

In England machte die Aufforderung kein Aufsehen, dagegen tadelte man den Schritt des Grafen um so mehr in seinem Vaterlande, und er bekam sogar die Weisung, daß er die diplomatische Anstellung, auf die ihm Hoffnung gemacht war, nicht erhalten könne. Seine Carriere war daher durch den voreiligen Eifer seines englischen Gastfreundes zertrümmert und diesem blieben die Folgen jener öffentlichen Herausforderung nicht unbekannt. Als daher Werdenberg, mit dessen gänzlicher Genesung es sehr langsam vorwärts gegangen war, sich endlich anschickte, das Schloß Saint-Albans zu verlassen, drückte der junge Offizier ihn an seine Brust und sagte:

„Freund, Sie dürfen nicht reisen!“

„Wie?“ fragte Werdenberg verwundert.

„Sie heirathen meine Schwester, meine Schwester, die reich und schön ist, die Sie lieben und von der Sie wieder geliebt werden.“

„Großmüthiger Freund,“ entgegnete Werdenberg, „Ihr Anerbieten würde mich unendlich glücklich machen, wenn ich es annehmen könnte; allein so lange ich noch ohne Genugthuung für die empfangene Beleidigung bin —“

„Nun gut, so warten wir noch einen Monat; dann ist die Frist, die Sie ihrem Beleidiger stellten, verflossen, und kein Mensch kann verlangen oder erwarten, daß Sie Zeit Lebens seiner harren.“

Werdenberg war dieß zufrieden, und zehn Tage darauf las man in der „Times“:

„Madras.

Herr Redakteur!

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist an mich der Brief gerichtet, der in Ihrem achtenswerthen Blatte mit der Unterzeichnung: „Graf Werdenberg“ stand. Nachdem ich mühsam meine Erinnerung gesammelt habe, besann ich mich darauf, daß ich an dem bezeichneten Tage auf einem Maskenballe in dem ***Gesandtschaftshotel Händel mit einem mir unbekannten Manne bekam, der hartnäckig meine Tochter, welche ich am Arme führte, verfolgte. Auf die näheren Umstände kann ich mich nur noch in so weit besinnen, daß wir unsere Karten tauschten. Doch von da ab wird mir Alles dunkel, denn ich heiße nicht Karl Schmidt, sondern Daniel Norval. Es ist mir indessen, als hätte ich die Karte eines Zahnarztes, Namens Carl Schmidt, den ich in Prag aufsuchen wollte, zu mir gesteckt, und diese werde ich auf Irrthum dem Grafen Werdenberg gegeben haben.

Uebrigens trägt die empfangene Karte nicht diesen Namen, sondern den „Theodor Weißhuber“. Vergebens frage ich mich nun, was der Graf Werdenberg von mir will, da ich es mit einem Herrn Weißhuber zu thun habe. Uebrigens gestehe ich in aller Demuth, daß ich zur Zeit meines Aufenthaltes in Wien Anfälle von Wahnsinn hatte; der Arzt empfahl besonders Zerstreuung, so führte meine Tochter mich auf jenen Ball; dort glaubte sie Ursache zu haben, einen Wuthausbruch zu fürchten, und bat deßhalb die erste beste Maske in ihrer Nähe zu bleiben.

Jetzt bin ich genesen und halte es daher für Pflicht, Herrn Weißhuber oder dem Grafen Werdenberg jede demselben in der Geisteszerrüttung zugefügte Beleidigung von Herzen abzubitten. Sollten diese Entschuldigungen nicht genügen, so erkläre ich mich auch zu jeder Genugthuung bereit.

Daniel Norval.“

„Theodor Weißhuber!“ rief Graf Werdenberg, „Theodor Weißhuber! — Das ist ja der Name des Lohndedieners, den ich in Wien hatte! — Ich sehe wohl, der böse Feind muß bei dieser Geschichte sein Spiel getrieben haben, daß ich eine falsche Karte gab, wie ich eine falsche empfing.“

„Nun hat sich ja die ganze Sache genügend gelöst,“ sagte der Offizier, „denn was können Sie noch weiter verlangen?“

„Die Hand ihrer Schwester!“

„Sobald Sie wollen!“

Und am nächsten Tage schon wurde Graf Werdenberg mit Miß Editha Schmidt in der Kapelle des Schlosses Saint-Albans getraut.

Bekanntmachung.

Vom 1. November ds. Js. ab sind auf nachfolgenden Gruben die Kohlenpreise erhöht worden, und zwar:

1) auf der Grube zu Altenkirchen von 24 auf 26 kr.
2) auf der Grube Remigiusberg bei Theisbergstegen von 30 auf 32 kr.

Altenkirchen, den 1. November 1866.

Weiß,
Bergverwalter.

[444½]

Zur Anfertigung eines neuen Catalogs meiner Leihbibliothek, die ich vergrößern will, bitte ich die verehrten Leser, welche noch im Besitze von Bücher sind, mir dieselben gefäll. recht bald abzuliefern.

Kusel, 3. November 1866.

J. Wolf.

Zweibrücken, 31. Okt. Der Centner Waizen 7 fl. 16 kr. Korn 5 fl. 14 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 4 fl. 15 kr. Spelz 4 fl. — kr. Hafer 4 fl. 18 kr. Wicken 4 fl. 32 kr. Kartoffel 1 fl. 6 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 1 fl. 45 kr. Stroh 1 fl. 24 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 24 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 45. Sonntag, den 11. November 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

III.

Die Nähe von New-Orleans wird durch den immer höher werdenden Flußdamm (levee) angekündigt. Dort nahmen Alle Abschied von dem Capitän, der sie übers Meer geführt. Keinem drückte derselbe so freundlich und warm die Hand wie dem Gontenhannes. „Ich wollte, sagte er zu ihm, Ihr führet allemal mit mir herüber, es ginge Manches leichter, als es sonst geht. Hättet ihr Euch nicht in den Kopf gesetzt, da drinnen Bäume umzuschlagen und den Boden zu pflügen, ich böte Euch an, in meinen Dienst zu treten, wie ich Euch aber kenne wird's Euch auch da drinnen nicht bös ergehen." Er nöthigte ihm als Andenken ein Päcklein auf, etwas für seine Kinder, wie er sagte. Doch hoffe er ihn, bevor er weiter reise, noch einmal zu sehen.

In New-Orleans ging die Gesellschaft, welche die Planken eines Schiffes bis jetzt zusammengehalten, nach allen Winden auseinander. Einzelne Auswanderer fanden dort Beschäftigung. Andere trieben sich nur allzulang für ihre Geldmittel müßig dort herum. Der Gontenhannes gehörte unter die Klügern. Er unterließ es nicht, sich die große Stadt, das Paris der Vereinigten Staaten, anzusehen. Er ging auf den Flußdamm, welcher die Stadt vor Ueberschwemmung schützt, die Stadt, welche nur vier Fuß über dem Meer und tief unter dem Spiegel des Stromes liegt, der eine stundenlange Strecke an ihr vorüberfließt. Er sah die vielen Dampfschiffe hier liegen, welche einen Begriff geben von dem Leben und Treiben auf dem Strom, der so zu sagen die Pulsader ist, die das Innere des Contingents mit dem Meer verbindet. Er besteig den Thurm einer Kirche, um einen Ueberblick zu gewinnen über die Stadt und ihre Umgebung, welche durch viele auf früherem Sumpfboden angelegte Landhäuser und Gärten und weiterhin durch Cypressenwälder geziert ist, die das ewige Einerlei der Fläche unterbrechen. Dann aber wollte er die erste Gelegenheit benutzen, um zum Ziele seiner Reise zu gelangen, das in einer Farm im Staate Illinois bestand.

Gontenhannes hatte schon früher genug von Unglücksfällen gelesen, welche sich mit Dampfschiffen auf dem Mississippi ereignen, so daß er nicht ohne Besorgniß diese letzte, 500 Stunden lange Route nach St. Louis unternahm. Was er bei Anläßen in New-Orleans selbst hörte, war, wenn er auch Einzelnes für übertrieben hielt, nicht geeignet, seine Besorgniß zu verringern. „Wenn sie, so belehrte ihn Einer, da auf dem Mississippi mit einem anderen Dampfboot eine Wettfahrt machen, und wenn die anderen Mitfahrenden den Capitän anfeuern, der auf dem Ventil sitzt, um es mit seinem Gewicht niederzudrücken, so geht so weit als möglich vom Dampfkessel weg, und das so schnell als möglich, wenn der Capitän den Heizern zuruft: „Feuert, Jungens, das Harz darauf!" Und wenn ein Angestellter ruft: „Die Herren, welche nicht bezahlt haben, mögen in die Damenkajüte gehen!" so gehorchet ohne Aufschub, denn dann ist ein Zerspringen des Kessels zu befürchten. Die Damenkajüte ist am sichern Ende des Schiffes, und sie sind nur für die Sicherheit und das Leben Derer besorgt, die ihre Dollars noch nicht bezahlt haben. An den Andern liegt ihnen nichts. Bezahlt also das Fahrgeld nicht im voraus. Denn, wenn Ihr das Unglück hättet, vom Schiff ins Wasser zu fallen, und die Wache ruft dem Capitän: „ein Passagier über Bord", so ist die erste Frage desselben: „hat er bezahlt?" und wenn es bejaht wird, so commandirt er: „Vorwärts!"

Der Gontenhannes suchte noch einmal unmittelbar vor seiner Abreise „seinen Capitän" auf. Er hatte in dem von demselben erhaltenen Päcklein außer Kleidungsstoff für seine Kinder eine 25-Dollarnote gefunden, und diese gedachte er ihm wieder zuzustellen. Der Capitän wies sie zurück mit der Bemerkung: „Bei mir arbeitet Niemand umsonst, behaltet es zugleich als ein Zeichen meiner Dankbarkeit für die von Euch geleistete Dienste und der Dankbarkeit gegen Gott, — es ging mir selten eine Ueberfahrt so leicht und ruhig wie diese." Er begleitete ihn an den Landungsplatz der Dampfschiffe. Der Hannes war im Begriff, auf einem derselben Platz zu nehmen, als ihm sein Begleiter ein anderes anrieth, das er für sicherer halte. Es kam ihm dieser Rath wohl, denn später wurde bekannt, daß eben jenes Dampfschiff auf seiner Fahrt in Folge Springens des Kessels verunglückte, und daß viele Reisende dabei ihr Leben einbüßten.

Der Fluß war von einer zahllosen Masse von Schiffen belebt, die an der „Belle Ville" (so hieß der Dampfer, welchem der Gontenhannes sein und der Seinen Leben anvertraut) abwärts vorüberfuhren. Sie waren meist mit Baumwollballen von Ohio und Red River her beladen. Unter diesen Fahrzeugen nahmen die Aufmerksamkeit besonders in Anspruch die großen flachen Boote, die mit Landesprodukten 900 Stunden weit her von Pittsburg am Ohio abwärts gehen. Sie sind aus starken Balken gezimmert und mit einem guten Dach versehen. Die Eigenthümer verkaufen die Ladung, aus Korn bestehend, in der großen Stadt, und wenn sie die Boote nicht rasch verwerthen können, so lassen sie dieselben als herrenloses Gut zurück, nachdem sie Wochen, ja Monate lang auf demselben gelebt, und kehren auf einem Dampfschiffe heim.

Der Capitän des Dampfers war ein vorsichtiger Mann, der auf die bei einer Mississippifahrt vorkommenden Gefahren ein aufmerksames Auge hatte. An solchen Gefahren fehlt es allerdings nicht, auch wenn der Führer des Schiffes sie nicht selbst herbeiführt. Zu denselben gehören die im Sand mit den Wurzelstöcken und Stämmen festsitzenden Bäume, welche, in schiefer Stellung, flußabwärts gerichtet, mit den Spitzen nahe an die Oberfläche reichen und die aufwärts kommenden Schiffe durchbohren. Es werden bei niedrigem Wasserstande eigene Boote ausgesandt, welche diese Bäume aus dem Flusse herausreißen. Sodann kann ein Zusammenstoß mit den zahlreich flußabwärts fahrenden Schiffen oder mit dem massenhaft daher schwimmenden Treibholz großes Unglück herbeiführen. Dieses Treibholz wird in großen Massen oberhalb New-Orleans gelandet und gespalten. Die Dampfschiffe ergänzen daraus an den Landungsplätzen ihr Brennmaterial. — Alle diese Gefahren sind trotz der gegen sie angewandten Vorkehren immer vorhanden und um so drohender, je mehr der Fluß angeschwollen, je dunkler die Nacht, je dichter der Nebel ist, der oft auf dem Mississippi in einer undurchdringlichen Schichte von so geringer Höhe lagert, daß man von den Dampfschiffen nur die über dieselben herausragenden Kamine sieht. Die „Belle Ville" ging oft bei einem solchen Nebel oder bei der Dunkelheit vor Anker am Ufer.

Digitized by Google

Es geschah das um so mehr in Folge eines Vorfalls, der alle Reisenden in nicht geringe Aufregung und Angst versetzte. Sie waren gegen Mitternacht zur Ruhe gegangen, als sie plötzlich durch ein gewaltiges Krachen und Splittern der Fensterscheiben aufgeschreckt wurden. Der Capitän beruhigte sie mit der Versicherung daß durchaus keine Gefahr vorhanden sei. Er war in der Dunkelheit in einen schmälern Seitenarm des Stromes hineingefahren der bei niedrigerem Wasserstande ohne Schwierigkeit passirt wurde. Da aber der Fluß bedeutend hoch ging, so gerieth das Schiff mit der Verdeckkajüte in die Aeste der von beiden Seiten hereinragenden Bäume, welche eine bedeutende Verwüstung am Holzwerk und den Fenstern des Schiffes anrichteten. Die Matrosen griffen zu den Aexten und hieben bald hindernden Aeste, bald auch ohne Schonung das Holzwerk der Kajüte entzwei. Die Fahrbahn wurde indeß wieder freier und am Morgen hatten die Scheiner und Glaser vollauf zu thun, um die Schäden auszubessern.

Dem Gontenhannes und seiner Aufmerksamkeit entging keine der für ihn neuen Erscheinungen. Selten konnte am Tage ein Schiff von ihm unbeachtet vorüberfahren, ein Steinstrich von ihm ungelesen einmünden. Er begrüßte den Red River und Arkansas links und den Ohio mit dem Tenesse und Cumberland rechts fast wie alte Bekannte. Er hatte daheim ihre Namen so oft in „Amerikabüchern" gelesen, ihren Lauf so oft auf der Karte verfolgt.

Wer Langeweile, zumal auf einer Reise hat, der muß selber langweilig und ein Stockfisch sein, zu träg, sich, sei's mit der Landschaft, die er durchreist, sei's mit den Menschen zu beschäftigen, mit welchen er in Berührung kommt. Der Gontenhannes hatte die kürzeste Zeit, sowohl auf seiner Fahrt über Meer, als namentlich den Mississippi hinauf, er meinte oft, er habe in seinem Leben nicht so viel gelernt, als in diesen wenigen Wochen. Er fand immer Menschen, mit welchen er eine, wenn auch nur vorübergehende Bekanntschaft schloß, aus deren Gesprächen er Unterhaltung und Belehrung schöpfte. Die Reisegesellschaft auf der „Belle Ville" war eine viel mannigfaltigere und interessantere, als diejenige auf dem Meer. Dort gab es fast lauter Europamüde, unter diesen war eine große Zahl Solcher, welche nach der neuen Welt wenig mehr als zwei Hände zum Arbeiten mit hinüberbrachten. Hier gab es Vergnügungsreisende neben Geschäftsleuten, hier waren Auswanderer, die, nachdem sie ihre hergestellte Farm in Ohio vortheilhaft verkauft, mit Sack und Pack, mit Weib und Kind weiter nach Westen, nach Missouri, Kansas oder Jowa zogen, um die alte Arbeit von Neuem zu beginnen.

Hier kam der Gontenhannes mit einem Schlächter aus Cincinnati in's Gespräch, der ebensogut zu politisiren, als von seinem Geschäfte zu erzählen und zu rühmen wußte: daß letztes Jahr in Cincinnati mehr Schweine, als je früher, nämlich 800,000 geschlachtet worden, wie er selbst in 35 Tagen 18,000 solcher Thiere „befördert" habe. Dabei beschrieb er in seinem gebrochenen, halbverlernten Deutsch — denn er war ein Deutscher seiner Abstammung nach — die Einrichtung der großartigen Schlachtanstalten, die Verpackung und Versendung des Fleisches.

Noch interessanter war für den Gontenhannes und das Aenneli die Lebens- und Leidensgeschichte der auf dem Schiffe angestellten Schaffnerin (Kellnerin), der Hanne, wie man sie nannte. Sie war eine Deutsche; es war begreiflich, wenn sie Denen sich vertraulich näherte, welche ihre Muttersprache redeten. Vor zehn Jahren war sie noch in Sachsen gewohnt. Sie ließ sich überreden, Anhängerin eines Sectirers zu werden, welcher lehrte, in Deutschland sei keine wahre Religiosität, der einzige Weg zum Heil sei, ihm zu folgen, nach Amerika zu gehen und dort die wahre Kirche zu gründen. Er selbst wollte das Oberhaupt seiner Anhänger sein, an ihn mußten sie ihr ganzes Vermögen abliefern. Im November 1838 schifften sich 700 Opfer dieses Betrügers ein. Von einem alten, baufälligen Schiffe, das gegen hundert dieser Gläubigen, Frauen u. Kinder, aufnahm, hat man nie wieder etwas gehört. Das andere führte das Sektenoberhaupt selbst nach New-Orleans, von dort den Mississippi hinauf und gründete oberhalb St. Louis in einer ungesunden Gegend eine Gemeinde. Der vierte Theil der Gläubigen starb hier am Fieber, und man entdeckte da erst, daß der Betrüger in Deutschland eine Gattin mit neun Kindern im Stich gelassen und mit einigen Frauen der Gemeinde in unerlaubtem Verhältniß lebte. Ehe die Sache recht ruchbar wurde, war er mit allem Gelde, das ihm zum Ankauf von Ländereien anvertraut worden, verschwunden. Die Hanne ging sobald sie vom Fieber genesen, nach St. Louis, wo sie in einem Hospital als Krankenwärterin und nachher auf dem Schiffe als Schaffnerin eine Anstellung fand. Das Heimweh nach ihrer alten Mutter, welche sie zurückgelassen, ausgenommen, sprach sich die Hanne mit ihrer Lage zufrieden aus. „Amerika, sagte sie, ist das Land nicht nur für Schwindler, sondern auch für die Armen. Nehmt euch nur in Acht vor Betrügern, hier gilt's: traue, schau, wem!" — Die Hanne konnte aus Erfahrung reden. —]

„Ueberall, wie bei uns, bemerkte der Gontenhannes zum Aenneli." — Sonst aber war die Erzählung der Hanne und was er sonst beobachtete, nur geeignet, den Hannes in der Zufriedenheit mit dem gefaßten Entschlusse zu bestärken. Er ging mehr als je mit getrester Hoffnung und Zuversicht der Zukunft und der neuen Heimath entgegen.

An zwei Dingen nahm er hier schon Anstoß. Das Eine war das Tabakkauen der Männer und das Tabakrauchen der Frauen. Da war eine junge Mutter auf dem Schiff, welche eine Pfeife schmauchte, die ihr Mann, ein Hinterwäldler von rauhem Aussehen, gefällig für sie angezündet; dann ein Mädchen von neun Jahren, das eine Papier-Cigarre im Munde stecken hatte; dann wieder eine Mutter, welche ihrem zweijährigen Büblein Tabak zum Kauen gab, um es zu beruhigen. — Vielmehr ärgerte sich der freie Schweizer über die Sklaverei, welche ihm während seiner Reise durch die südlichen Staaten der Union zum Erstenmale vor Augen trat. Trotzdem er in der That die Farbigen selbst mit anderen Augen ansah, als die weißen Menschen, so empörte es ihn doch, sooft er sah, wie dieselben mit Geringschätzung behandelt wurden, wie auch freie Farbige nie am gleichen Tisch mit Weißen, und wären diese auch nur Dienstboten gewesen, ihre Mahlzeit halten durften. Er konnte sich jedesmal ereifern, so oft diese Kastentrennung sich auf diese oder jene Weise zeigte, so daß ihm selbst das Aenneli sagte: „Was mogst du auch darüber alleweil höhn werden, du kannst es ja doch nicht ändern; ich denke, auch das ist so von Gott geordnet." — „Warum nicht gar von Gott geordnet!" rief er bitterböse. — Es war, als ob der Hannes ahnte, daß ihm von daher ein jahrelanges Herzenleid und ein Unglück kommen werde, das alle seine Pläne zu durchkreuzen drohte.

Während der Mensch sich oft gegen eine Gefahr vorsieht und wappnet, tritt eine andere ganz unerwartet hervor und überrascht ihn unversehens. So hatte Gontenhannes an alle möglichen Wechselfälle gedacht, die ihm auf der Reise und im neuen Lande zustoßen könnten; er hatte im Voraus den möglichen Untergang des Schiffes sich ausgemalt, er hatte alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die höchste Wachsamkeit geübt, um sich gegen Gauner zu sichern, welche es auf sein Geld oder Gepäck könnten abgesehen haben. Aber das Eine, Schwerste, was ihm und seiner Frau auf der Reise begegnen sollte, das hatte er sich nicht träumen lassen.

IV.

Der Gontenhannes hatte zwei Kinder, einen Knaben von sieben und ein Mädchen von vier Jahren, sie hießen wie der Vater und die Mutter. Der Hansli war ein gutgewachsener, gutartiger und geistig befähigter Knabe, der Augapfel der Mutter, während das Mädchen mehr der Liebling des Vaters war. Die Gesichtsfarbe des Buben war dunkel, sein Kopf mit rabenschwarzen, krausem Haar bedeckt, worüber sich die Mutter, trotz ihrer Freude an dem Kinde, sie wußte nicht warum, ärgerte. „Sie wisse einmal nicht, sagte sie, wem er mit seinem Negerhaar nachschlage." Die Kleinen hatten bis jetzt die Reise gut überstanden und bereits die in solchem Alter gewöhnliche Scheu und Schüchternheit vor Fremden abgelegt, so daß sie sich frei und ungezwungen auf dem Schiff herumtummelten. — Der Neger der Mutter über das Negerhaar des Hansli wurde noch größer, wenn sie bemerkte,

Digitized by Google

daß einzelne Mitreisende den Kleinen für einen wirklichen Negerbuben von vielleicht gemischtem Blute hielten und mit demselben sich mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung abgaben, bis sie die Gewißheit hatten, daß er ein wirklicher Weißer sei. Vielleicht war das auch mit ein Grund für den Vater, weßhalb er sich so sehr über die Sklaverei ereiferte.

Ein einziger Passagier machte eine Ausnahme. Das war ein äußerlich feingekleideter, mit goldenem Uhrgehänge und Ringen gezierter Mann, der schon in New-Orleans das Schiff bestiegen hatte. Seine kleinen, lauernden Augen, seine breiten, aufgeworfenen Lippen machten sein Gesicht zu einem höchst widerwärtigen — zu einem widerwärtigen wenigstens für das Aenneli, welches den Mann, so zuvorkommend und freundlich er war, von Anfang an nicht leiden konnte. Er schien eine eigenthümliche Vorliebe für den Hansli gefaßt zu haben, er spielte mit ihm, er führte ihn auf dem Schiffe herum, um ihm diese oder jene Merkwürdigkeit zu zeigen. Später machte er sich mit seinem gebrochenen Deutsch an das Aenneli selbst. Er stellte sich ihm nicht als Schweizer vor, aber doch als theilweisen Landsmann, dessen Mutter eine Schweizerin gewesen sei. Er war artiger und höflicher, als es einem Mann gegenüber einer verheiratheten Frau wohl anstehe. Das belästigte das Aenneli in seinem Widerwillen gegen ihn. Als er aber nach einigen Erkundigungen über die bisherigen Lebensverhältnisse und die Pläne für die Zukunft ihm den Antrag machte, es solle, bis sein Mann etwas Sicheres gefunden, bei ihm als Haushälterin sammt seinen zwei Kindern eintreten, da wurde sein Widerwille zum Abscheu. Es erklärte ihm in seinem einfachen Schweizerdeutsch, es sei mit seinem Manne nach Amerika gekommen, um seines Mannes und keines Andern Haushälterin zu sein.

Von da an zog er sich zurück, er wich dem Aenneli aus; um so mehr machte er sich an den Hannes, der ihn ein geneigtes Gehör zu schenken schien. Er sprach mit ihm über die Reise, über die Zustände Amerika's, über die Aussichten und über die Schwierigkeiten, welche ihn hier erwarteten. „Es sei nichts Leichtes, bemerkte er, mit zwei kleinen Kindern durchzukommen, wenn man nicht besser mit Geld versehen sei.“ Er machte ihm schließlich den Vorschlag, seine zwei Kinder oder wenigstens das Büblein zu sich zu nehmen, bis er etwas größer sei, gegen eine ganz billige Entschädigung, die er ihm ein für alle Mal vorauszubezahlen hätte, er brauchte sich dann weiter um nichts mehr zu bekümmern. — Als ihm der Gontenhannes ausweichend bemerkte, er brauche all' sein Baares zum Ankauf von Land, war er sogar erbötig, den Kleinen, der ihm so sehr gefalle, umsonst auf sein Gut zu nehmen, er könne da sein Glück machen. Hier aber antwortete ihm der Hannes in ähnlicher entschiedener Weise wie das Aenneli: er sei seiner Familie und seiner Kinder wegen nach Amerika gegangen, er müsse sie bei sich haben, schon um der Freude willen, welche sie ihm machen; wenn man ihm einen Haufen Geld böte, er liefe sie nicht, sie seien ihm nicht feil, er wolle es lieber mit ihnen schwer haben, als ohne sie leicht. Was dann das „Glückmachen“ angehe, so habe er noch nie gehört, daß es für Kinder ein Glück sei, unter Fremden zu sein.

John Folster — so nannte sich der Herr — merkte, daß auf dem Wege der Unterhandlung nichts zu gewinnen sei. Er zog sich zurück und sann auf andere Mittel, seinen Zweck theilweise oder ganz zu erreichen. Er bemühte sich von dort an noch mehr, den Hannesli auf alle Weise an sich zu ziehen. Der Gontenhannes wurde ebenfalls scheu und zurückhaltend, und das um so mehr als ihm das Aenneli, dessen frühere Warnung er wenig beachtet hatte, neuerdings sagte, er möge sich doch vor dem Mann in Acht nehmen, es könne nicht glauben, daß er ein ehrlicher Mensch sei, er habe gewiß nichts Gutes im Sinn, es komme ihm eine Angst an, so oft es ihn sehe.

Es war an einem dunklen Abend, als das Aenneli unten in der Kajüte wieder von der Sache anfing und dem Hannes zugleich Kenntniß gab von dem Antrag, welchen der Mann ihm gemacht. Dem Hannes ging ein Licht auf, er wußte nun, was er von seinem scheinbaren Freunde und Gönner zu halten habe, er wußte es noch besser, als ihm die Schaffnerin auf Befragen sagte: „Der Mann fahre viel auf dem Mississippi, sie kenne ihn nicht, aber es müßte sie Alles täuschen, wenn er nicht ein Menschenhändler wäre. — Der Hannes und das Aenneli sahen einander betroffen an. John Folster hatte den Knaben kurz vorher aus der Kajüte geholt, um ihm ein schönes Feuer am Lande zu zeigen. Am Mississippi werden in weniger bedeuklerten Gegenden und bei den Stationen, deren Verkehr von geringerer Bedeutung ist, Nachts Signalfeuer am Ufer angezündet, welche den Dampfschiffen anzeigen, daß ein Passagier oder mehrere aufgenommen zu werden wünschen. Dann fährt der Dampfer näher an's Land und die Reisenden werden zu demselben in einem Nachen gefährt, der zugleich allfällig Aussteigende in Empfang nimmt. An einer solchen Station hielt die „Belle Ville“ wenige Augenblicke, aber sie hielt vielmehr nicht, sie mäßigte nur ihren Lauf, als der Gontenhannes und das Aenneli eben unten in der Kajüte die angeführte Unterredung hatten und ausmachten, daß sie auch ihren Knaben dem Fremden nicht mehr unter die Hände lassen, sondern ihn unausgesetzt im Auge behalten wollten, — als dann eine plötzliche Angst über das Aenneli kam und es den Hannes hieß, schnell hinaufgehen und rasch selber nachsehe, um nach dem Hannesli zu schauen. Sie kamen schon zu spät. Sie fanden weder den Fremden, noch den Knaben droben. Dagegen sahen sie in der Dunkelheit einen Nachen dem Lande zufahren, sie hörten eine Kinderstimme schreien und nach Vater und Mutter rufen. Sie hörten, wie eine Männerstimme mit Fluchen und Drohungen den Schreienden einzuschüchtern und zum Schweigen zu bringen suchte, wie der Hilfruf und das Weinen dann immer leiser wurde, und endlich vom Geräusch der Dampfmaschine übertönt ganz verstummte. Es war eine schreckliche Gewißheit, welche den beiden Eltern auf einmal aufging. Der Gontenhannes stund eine Weile wie angewurzelt da, während das Aenneli laut bald nach seinem Kinde, bald nach Hülfe schrie und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Natürlich sammelte sich bald eine Anzahl von Mitreisenden um die Betroffenen, welche sie mit Fragen über das geschehene Unglück bestürmten. Statt einer zusammenhängenden Antwort tönte ihnen fort und fort der Jammerruf der Mutter entgegen: „Mein Kind, mein Kind!“ so daß sie vermutheten, der Kleine sei in den Fluß gestürzt. Endlich erkundigte sich auch der Capitän nach dem Vorgefallenen und erhielt zunächst von seinen Angestellten die Auskunft, es sei kein Unglück geschehen, ein Mann und ein Knabe sei bei der dahesigen Station ausgestiegen, nachdem für sie richtig das Fahrgeld bezahlt worden, von da sei der Lärm entstanden, sie begriffen selbst nicht, warum. Nachdem der Gontenhannes sich ein wenig von seiner Betäubung erholt, gelang es ihm mit Hülfe eines wohlwollenden Yankee, der ein wenig Deutsch verstand, dem Capitän verständlich zu machen, daß sein Knabe am unrechten Ort ausgestiegen, daß er von einem Mitreisenden entführt und gestohlen worden sei. — „Das ist wohl möglich, erwiderte trocken der Capitän, aber dafür kann ich nichts, jeder Passagier muß selbst zu seinen Sachen sehen.“ — „Aber er hat das Kind gestohlen, gestohlen!“ betonte der Gontenhannes, indem er damit auf die Pflicht des Capitäns hinweisen wollte, einen flüchtigen Räuber zu verfolgen und festzunehmen. — „Das geht mich nichts an, ich bin nicht Polizeibeamter, bemerkte der Capitän kalt, mein Schiff ist nicht dazu bestimmt, Dieben nachzufahren.“ — Der Gontenhannes verlegte sich auf's Bitten, er versprach reichliche Vergütung, wenn er ihn aussteigen lasse, um den flüchtigen zu verfolgen. — „Hier wird nicht gelaudet, mein Schiff geht vorwärts, nicht rückwärts, zehn Meilen weiter oben, da könnt Ihr aussteigen, sobald Ihr das Fahrgeld bezahlt habt,“ so lautete die Antwort. — Es half Alles nichts. Die Maschine ist kalt und unempfindlich, und der sie regiert, ist es oft nicht weniger, er fühlt nicht mehr als sie Mitleid mit dem Schmerz, der die Seele eines Menschen umfängt. Der Dampfer rollte mit gewohnter Schnelligkeit vorwärts, unbekümmert um den Hannes und Aenneli, welche rückwärts wollten, und die mit jedem Ruderschlag der Räder weiter weg von ihrem Kinde gerissen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Schiffbruch des „Evening Star"

Eines der schrecklichsten Unglücke an der amerikanischen Oſtküſte, die doch der Schiffbrüche ſchon unzählige geſehen hat, war der Untergang des Dampfſchiffes „Evening Star", welches in der Morgenfrühe des 3. Oktobers während eines Orkans von den Wellen verſchlungen wurde. Mit etwa dreihundert Menſchen an Bord, hatte der „Evening Star" am 29. Sept. ſeine Fahrt von Newyork nach dem Süden angetreten und am 1. Okt. bei wundervollem Wetter das gefährliche Cap Hatteras paſſirt. Am Morgen des folgenden Tages aber erhob ſich ein ſtarker Oſtſüdoſt, und die See ging hoch; gegen Abend hatte ſich der Wind in einen Sturm verwandelt, welcher bald zu einem Orkane anwuchs. Das Meer wüthete, Rieſenwogen rollten über das Deck des unglücklichen Schiffes und riſſen die beiden Radgehäuſe mit, in Strömen drang das Waſſer in die Kajüten ein. Die Nacht war eine unburchdringliche Finſternis, denn die Wolken hingen in dichter Maſſe faſt bis auf die See herab. Offiziere und Matroſen waren in ruheloſer Thätigkeit, um das Waſſer auszuſchöpfen; aber ohne Erfolg. Die Maſchinenräume waren überſchwemmt, die Feuer gelöſcht. Man verſuchte, die Hülfsmaſchine in Gang zu bringen, aber ein Tau brach und ſie ſtand ſtill. Die Segel waren zerfetzt, das Steuer abgeriſſen, die Räder folgten bald nach, und der „Evening Star" wurde ein willenloſer Spielball der tobenden Wellen. Der Schrecken ſtieg auf Höchſte, als der Capitän den Befehl gab, alle Frauen und Kinder in die große Kajüte einzuſchließen. Gegen 3 Uhr Morgens wüthete der entſetzliche Orkan mit furchtbarſter Heftigkeit; um 5 Uhr kam der Capitän herab und erklärte, daß alle Anſtrengungen, das Schiff vor dem Sinken zu bewahren, vergeblich ſeien und daß nur dann noch ein Hoffnungsſchimmer zu erblicken ſei, wenn Alles, Mannſchaft und Paſſagiere, daran arbeite, die Kataſtrophe um einige Stunden hinauszuſchieben. Nun gab es keinen Unterſchied des Alters und Geſchlechts mehr; Männer, Frauen und Kinder gaben ſich mit dem Muthe der Verzweiflung an das unmögliche Werk, das von Minute zu Minute höher ſteigende Waſſer auszuſchöpfen, während das Schiff von einer Seite auf die andere rollte. Der Capitän befahl die Rettungsboote flott zu machen. Es war eine ſchwere Arbeit, und als ſie endlich gelöſt waren, ſtürzte Alles auf ſie hin und hing ſich an ſie, ehe ſie noch ins Waſſer hinab gelaſſen waren. Die Verwirrung erreichte den Gipfel; Jeder kämpfte für ſein Leben; die Angſtrufe aber erſtickte der brüllende Sturm. Eine Stunde war unter dieſen Anſtrengungen vergangen; zuletzt, um 6 Uhr, ſchien der ganze weite Ocean ringsum in eine gewaltige Woge emporzuſchwellen, das Schiff ſank ein, der Waſſerberg ſtürzte in ſich zuſammen. Der „Evening Star" war von dem Strudel hinabgeriſſen worden. Zwei Boote hatten ſich auf der Oberfläche erhalten: das eine nur mit Männern und nur einer Frau, das andere zur Hälfte mit Männern, zur Hälfte mit Frauen gefüllt. An den Trümmern, die auf der Oberfläche erſchienen, klammerten ſich noch mehrere Unglückliche an, von denen jedoch nur einige wenige eines der Boote erreichten; die anderen ſanken hinab in den Abgrund, der ihre Unglücksgefährten verſchlungen hatte. Bald trieben nur die beiden leichten Fahrzeuge noch auf der ſchäumenden See, 180 engliſche Meilen von dem feſten Lande entfernt, etwa 240 Meilen nördlich von dem Riffe Matanilla, alſo öſtlich von Brunswick im Staate Georgien. Das Schickſal des einen hat einer der Geretteten erzählt. Ihrer Vierzehn waren in dem Boote, nachdem ſie den Capitän Knapp und ein Mädchen durch die überſtürzenden Wogen verloren hatten. Nennmal ſchlug das Fahrzeug um, ehe der Sturm nachließ. Ohne Ruder, ohne Compaß, ohne Speiſe und Trank wurden die Unglücklichen vier Tage und 4 Nachte lang von den Wellen umhergeſchleudert. Am dritten Tage wurden ihrer Zwei vom Delirium erfaßt und ſprangen über Bord; zwei Andere ſtarben bald nacher. Zum Glücke fiſchten die Ueberlebenden noch ein Ruder auf und konnten ſo dem Boote eine Richtung geben; ſie lenkten ihre Fahrt nach den Sternen, in der Hoffnung die Küſte von Georgien oder Florida zu erreichen. Endlich trafen ſie auf eine norwegiſche Barke, welche ſie freundlich aufnahm und kurz darauf, da ſie ſelbſt auf dem Wege nach England war, an Bord eines nach Savannah ſegelnden Schiffes brachte. Das andere Boot kam nach langem Kampfe mit den Wogen in Ferdinandine an; nur zwei Frauen waren unter den Geretteten, die übrigen waren den Entbehrungen erlegen. Von den dreihundert Menſchen, welche die Reiſe angetreten hatten, und unter denen ſich eine ganze Operngeſellſchaft und Kunſtreitertruppe befanden, haben nur dreiundzwanzig das nackte Leben davongetragen; die Mehrzahl Schiffsbeamte und Matroſen, nur ſieben Paſſagiere, einſchließlich zweier Frauen. Vierzehn der Geretteten ſind in New-York angekommen.

Verſchiedenes.

Bei dem philologiſchen Examen in München iſt in dieſem Jahre von 27 Candidaten nur einer nicht beſtanden, 9 haben die dritte, 12 die zweite und 2 die erſte Note erhalten.

Das neueſte Heft der Annalen des franzöſiſchen Handels enthält eine intereſſante Notiz über die wunderbaren Eigenſchaften einer peruaniſchen Pflanze, Coca genannt (Erythroxyon Coca). Dieſelbe wirkt im höchſten Grade ſtimulirend. Ihre Blätter, in mäßiger Doſis (je eine peruaniſche Drachme) von drei zu drei Stunden gekaut, ſetzen einen Mann in den Stand drei Tage lang jeder Nahrung entbehren zu können, und verleihen ihm dabei eine ungewöhnliche Entwicklung der Muskelkraft. Gleichzeitig wird er gegen Einflüſſe eines ungeſunden Klimas ſichergeſtellt und befindet ſich unausgeſetzt im Zuſtande eines freudigen Behagens. Die anregende Kraft der Pflanze ſoll dreimal ſtärker, als die des Kaffee's und viermal ſtärker als die des Thee's ſein. Ihr Gebrauch könnte mit Vortheil in den Armeen eingeführt werden, beſonders wenn Eilmärſche, an die ſich unmittelbar ein Handgemenge anſchließen kann, vorzunehmen ſind. In Peru verſehen ſich die Bergleute und die Reiſenden mit Coca, um, ohne weitere Nahrung zu ſich zu nehmen, vierzägige Arbeiten und Märſche aushalten zu können. Dieſelbe erwähnt eines 62jährigen Negers, der nach fünf Tagen harter Arbeit, ohne etwas gegeſſen zu haben, nur durch den Genuß des Coca im Stande war, nach einen Weg von 100 Meilen (?) in zwei Tagen zurückzulegen. Auch Hr. v. Caſtelnau, ehemals franzöſiſcher Geſandter in Peru, erzählt merkwürdige Dinge von der Wirkung des Coca; es iſt jedoch ſchwer zu glauben, daß er auf Europäer, die noch nicht an ihm gewöhnt ſind, denſelben Einfluß, wie auf die Eingebornen Peru's, ausüben werde. Immerhin aber behauptet ein Arzt von Mailand, Hr Mantegazzi, daß er, obgleich ſchwächlicher Conſtitution, nur durch das Kauen von Cocablättern im Stande geweſen ſei, 48 Stunden lang, bei vollkommenen Wohlbefinden, ohne alle Nahrung zu bleiben. Die Annalen des franzöſiſchen Handels bemerken, daß ſie dieſe Notizen einem ſchon im Jahre 1864 erſtatteten Berichte des Herrn Rudry le Comte, Conſervatoren der Kolonialausſtellung in Paris, entnehmen. Allein in dieſer Zeit der militäriſchen Rüſtungen und Reorganiſationen iſt es vielleicht nicht ſo ganz unzweckmäßig, für den Coca eine kleine Reklame zu machen, wäre es auch nur, um in dem leidherigen für Freund und Feind gleich unangenehmen Requiſitionsſyſtem einen Umſchwung zu ermöglichen.

Bekanntmachung.

Der Unterricht an der proteſtantiſchen Präparandenſchule zu **Kuſel** wird **Montag, den 19. l. Mts.** beginnen. Die Schüler, welche in den II. oder III. Curs dieſer Anſtalt eintreten wollen, haben ſich rechtzeitig einzufinden, vorher aber die von ihnen gewählte Wohnung dem Unterzeichneten anzuzeigen.

Die Jünglinge, welche in den I. Curs der Anſtalt aufgenommen werden wollen, haben ihre Geſuche nebſt den durch §. 26 des neuen Normativs vorgeſchriebenen Belegen ungeſäumt und jedenfalls **vor dem 16. l. Mts.** einzureichen.

Kuſel, den 10. November 1866.

Der k. Inſpector der Präparandenſchule.

A. Riſch.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joſeph Kleinſchmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 46. Sonntag, den 18. November **1866.**

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Während der Gontenhannes mit dem Capitän verhandelte, stund das Aenneli am Geländer des Schiffes, sich krampfhaft an demselben festhaltend. Der erste Sturm war vorüber. Es jammerte nicht mehr, es starrte schweigend vor sich hin in die Nacht hinaus; welch' ein Schwert durch seine Seele ging, das hat Gott gesehen. Es sprach auch nichts, als sein Mann kam mit dem Bericht, es sei nichts zu machen, sie müßten einstweilen vorwärts. Er faßte es am Arm, um mit ihm in die Kajüte hinunterzuziehen. Es folgte ihm ohne Widerstreben, es schien still und gefaßt. Es war, als habe hier schon die Hoffnung und die Gewißheit sich ihm in die Seele gesenkt, daß es sein Kind doch wieder bekommen müsse. In diesem Vertrauen, das nicht nach Schwierigkeiten und Hindernissen fragt, schien es viel ruhiger und muthiger zu sein, als sein sonst so starker Mann, der immer noch von Zaghaftigkeit und Zorn erregt war, und nachdem er das Aenneli auf einen Stuhl niedergesetzt, längere Zeit auf und ab an ihm vorüberschritt und sein Unglück beklagte. Als nach einer Weile seine Frau aufstand und, die Hand auf seine Schulter legend, ihn zu trösten und zu beruhigen anfing: „Thu' doch nicht so, Hannes, will's Gott, ist unser Kind uns nicht für immer verloren, es kann nicht sein, so lang ein Gott im Himmel lebt!" — da sah er sie erstaunt an, als wollte er sagen: du kannst so gelassen sein, für die ich kümmerte, sie werde vergehen vor Elend! Er drückte sie rasch zu seinen Arm, indem er sagte: „Gut, Aenneli, wenn du getrost bist, so darf ich auch nicht anders sein, . . . du hast's freilich leichter, setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, du siehst nur das Unglück, ich aber sehe den infamen Schurken, der es uns zugefügt, von dem ich so schändlich betrogen worden. Ich könnte ihn umbringen, wenn ich ihn hätte.

„Bst, bst, machte das Aenneli, rede nicht so, mein ist die Rache, ich will vergelten, spricht der Herr; mich einmal soll's nicht quälen, wenn ein Anderer schlauer und schlechter ist, als ich."

Sie setzten sich neben einander nieder und sahen eine Weile still und schweigend vor sich hin.

Die meisten Passagiere des Schiffes waren Amerikaner, welche sich nicht viel um die vom Mißgeschick und der Schurckerei Betroffenen kümmerten, sie redeten ein paar Phrasen in mitleidig verächtlichen Tone: „Es sind Einwanderer, welche dumm genug waren, sich ein Kind wegstehlen zu lassen," hieß es. Einer wandte sich an die Schaffnerin mit der Frage, ob denn der kleine schwarze Bube wirklich kein Nigger gewesen sei, er habe ihn für einen solchen gehalten, und Demjenigen, der ihn mitgenommen, werde es wohl auch so gegangen sein, fügte er hinzu, indem er über seinen vermeintlichen Witz lächelte, die Schaffnerin wandte dem Frager schweigend den Rücken. Sie und der Yankee, welcher den Dolmetsch zwischen dem Hannes und dem Capitän gemacht, waren die Einzigen, welche eine herzliche Theilnahme an den Tag legten und den Betrübten zu rathen suchten, so gut sie's vermochten. Und des Rathes waren sie bedürftig, denn es handelte sich immerhin noch darum, ob sie bei der nächsten Station landen und ihre Nachforschungen beginnen, oder ob sie ihre Reise fortsetzen sollten?

„Wer war der Schurke? Kennt ihr seinen Namen?" fragte der Yankee. Als der Gontenhannes den Namen nannte, den er von ihm erfahren, und verneinte, etwas mehr von ihm zu wissen, als was wir schon erzählt, äußerte derselbe: „Vielleicht ist's der rothe Sneacker, wie man ihn nennt, von dem ich gehört, daß er viel auf dem Mississippi hin und her reise, um seine Gaunerstreiche auszuführen. Er soll bald als Bauer, bald als Herr gekleidet sein, bald diesen bald jenen Namen, bald einen rothen, bald einen schwarzen Bart tragen, um sein Schelmengesicht zu decken. Sei er, wer er wolle, fuhr er fort, es hätte euch wenig genützt, wenn ihr hier auch hättet aussteigen können in Neu-Madrid — denn die Station war's wie ich denke — so einer kennt seine Schliche; unbekannte, wie ihr hier seid, was hättet ihr auf's Geradewohl zu Dritt' ins Land hineinreisen wollen? Ich rathe euch, bei der nächsten Station nicht auszusteigen. Besser ist's, ihr laßt euch Zeit, und wenn ihr einmal angesiedelt seid, dann geht Ihr — dabei wandte er sich an denn Hannes — allein, um eurem Kinde nachzuforschen, das geht leichter und ist mit weniger Kosten verbunden."

„Aber was wird der Mensch mit unserem Kinde machen?" fragte der Hannes.

„Das ist hier zu Lande, nicht schwer zu errathen, erwiderte lächelnd der Yankee. Er ist ein Sklavenhändler oder Sklavenjäger, der dort herum, vielleicht aber hundert Stunden weit weg eine Besitzung hat, dort steckt er euer Kind unter die Herde seiner Sklaven; wenn es groß ist, so gilt es ihm seine tausend Dollars."

Der Gontenhannes knirschte mit den Zähnen bei dieser Bemerkung und bei dem Gedanken, daß sein eigen Kind Sklave, eine käufliche Waare werden könnte. „Es ist eine schandbare Sache, diese verfluchte Sklaverei, sprach er halblaut vor sich hin . . . Aber, wie ist es möglich, fragte er weiter, hier zu Lande einen Weißen zum Sklaven zu machen?"

„Das ist, erwiderte der Yankee, gerade so möglich, als es möglich gewesen ist, euer Kind zu stehlen . . . durch Schurckerei. Von eurem Kinde sagt man, es habe Negerblut in seinen Adern, wer beweist das Gegentheil? . . . Es wird für euch, fügte er hinzu, nicht eben leicht sein, euer Kind wieder zu bekommen, denn Amerika ist groß und die Schlauheit und Verschlagenheit der Amerikaner ist nicht weniger groß, das sage ich, trotzdem ich selber Amerikaner bin, gottlob aber nicht aus dem Süden . . . Jedenfalls müßt ihr bei der Sache mehr von Gott und dem guten Glück erwarten, als von euch selbst. Wer weiß, was man unerwartet verliert, kann man auch unerwartet wieder finden!" Damit konnte sich das Aenneli leichter, als der Hannes trösten. Er war gewohnt, wie das bei Männern mehr der Fall ist, als bei den Frauen, und das gerade bei den stärksten und umsichtigsten, auf sich selbst zu bauen, seines Glückes eigener Schmied zu sein. Kennt dann so Einer einmal mit dem Kopfe an, so ist er viel ohnmächtiger, hoffnungsleer und verzagter, als die Schwachen, in welchen dann eben Gott mächtig ist. So war's hier umgekehrt, als man hätte erwarten sollen. Das Aenneli, so sehr es sich immer, und besonders auf der Reise der Obhut seines kräftigen und umsichtigen Mannes getröstet, jetzt war es mit

Digitized by Google

seinem Gottvertrauen und seiner Stütze in dem Unglück, das so unerwartet und unwiderstehlich über sie hereingebrochen.

Der Mokkijakob war zwar auch da. Es fehlte demselben nicht an Verständniß und Theilnahme für das Vorgefallene. Er machte seinen Empfindungen Luft durch den oft wiederholten Ruf: „Ein meineidig schlechter Kerl ist das gewesen, wenn ich den Halunken hätte, wie wollte ich ihn verschlagen!“

Damit war des Gontenhannesen wenig gedient, denn das war eben das Fatale, daß sie ihn nicht hatten. Sie entschlossen sich, ihre Reise ohne das Kind fortzusetzen und zu vollenden. Der Mokkijakob hat ihnen auf derselben wesentliche Dienste geleistet. Ein Haushund kann nicht treuer ein Haus bewachen, als er von dort an das Eigenthum und namentlich das zweite Kind des Gontenhannes bewacht hat. Er bebielt baselbe, wie auch die Kisten unausgesetzt im Auge. er vermuthete in jedem Fremden, der ihnen nahe kam, einen Spitzbuben und hatte für einen allenfallsigen Angriff stets seine Faust bereit. „Den meineidigen Strolchen, sagte er, wolle er zeigen, daß man auch noch da sei und ihre Kniffe kenne.“ Die Vorsicht kam freilich, wie es oft geschieht, zu spät. — Die Reise nach St. Louis ging ohne weitere Störung vor sich, aber eine traurige war sie immerbin. Der Gedanke an den erlittenen Verlust lastete schwer auf den Eltern. Der Hannes sah nicht mehr viel von der Umgegend. Dem Aennesi wollte es fast das Herz zerspringen, wenn das jüngere Kind immer wieder nach dem Hanesli fragte und meinte, daß er nicht da sei. Sie selbst, wie oft haben sie nicht unterwegs zu einander gelagt, wenn sie nur das Bübleln da hätten, es käme ihnen Alles leicht und freudig vor. Sie erkannten die Erfahrung, theuer, wie viel werth Kinder für die Eltern sind.

V.

Wir verlassen für eine Weile den Gontenhannes und das Aennesi, um ihrem Kinde nachzugehen. Nachdem John Falster — wir behalten diesen Namen einstweilen bei — den Hannesli an jenem Abend auf's Verdeck geholt, berichtigte er rasch das Fahrgeld und meldete sich zu zweit als Aussteigender für die Station Neu-Madrid. Dann begab er sich mit dem Kinde auf die dem nahen Ufer zugekehrte Seite des Schiffes, indem er die Aufmerksamkeit des Kindes auf das am Lande leuchtende Feuer hinlenkte und zugleich von Zeit zu Zeit scheue Blicke auf den Ausgang der Kajüte richtete, als besorge er von dort her eine Gefahr. Vom herangekommenen Nachen aus wurde eine Leine auf's Verdeck des unmerklich gegen die Strömung des Flusses arbeitenden Dampfers geworfen und von einem Matrosen aufgefangen. Der Nachen legte an die Schiffstreppe an. Da erfaßte John Falster rasch und ungestüm den Knaben, während er noch einmal nach dem Kajütenausgang blickte, erhob er ihn auf seinen Arm und eilte hastig die Schiffstreppe hinunter. Der Knabe schrack gewaltig zusammen, als ihn der bisher so freundliche Mann auf einmal unsanft packte, es ergriff ihn eine Angst, als derselbe mit ihm die Schiffstreppe hinabhastete, eine Angst, theils wegen des unten brausenden Wassers, theils, weil er nicht begriff, was man mit ihm vorhabe. Er fing an sich zu sträuben und zu wehren, er machte Anstrengungen, sich zu entwinden und nach der Schiffstreppe zurückzukehren, er schrie nach Vater und Mutter trotz des beschwichtigenden Zuredens, trotz der Drohungen seines Entführers so lange, bis derselbe fluchend über den verdammten Nigger, ihn auf den Boden des Nachens legte, ihn rasch band und ihm den Mund mit einem Tuch verstopfte, während er die Schiffsleute antrieb, schnell vom Dampfer abzustoßen. Das Alles war die Sache eines Augenblickes. Der Dampfer setzte sich wieder in Bewegung. John Falster lachte höhnisch, als er in der Ferne ein Rufen und ein Geschrei auf dem Schiffe vernahm. Der Kahn landete am nahen, steil ansteigenden, vom Fluß angegriffenen Ufer, auf dessen Höhe der unbedeutende Ort Neu-Madrid liegt. John Falster verlangte sofort wieder an's gegenüberliegende Ufer gesetzt zu werden. — „Das ist eigentlich unsere Sache nicht, bemerkte einer der Nachenführer, wir holen nur Leute vom Dampfschiffe ab, bei dunkler Nacht über den Fluß zu fahren, ist kein Spaß. Zudem, was wollt Ihr drüben, wo kein Dorf ist? Besser 'thut Ihr, die Nacht hier zuzubringen.“ — „Eine Unterkunft zu suchen, das wird meine Sache sein, antwortete Falster; übrigens laßt's sein, wenn Ihr nicht wollt; ein Anderer verdient das Stück Geld schon.“ Dabei klimperte er mit seinen Dollars. Es ist eine Musik, welche anders, als die des Orpheus, Steine und Bäume zwar nicht, aber Menschen in Bewegung setzt. Der eine Fährmann gab dem andern einen bedeutsamen Wink. „Meinetwegen, bemerkte er, wir werden fahren, wenn der Gentlemann es haben will.“

Neu-Madrid gegenüber gränzen die Staaten Kentucky und Tenesse aneinander. — „Kentucky!“ rief Falster den Fahrleuten zu, damit sie den richtigen Kurs über den Strom nehmen möchten. Während der Ueberfahrt löste er seinem Gefangenen die Bande und machte seinen Mund vom Tuche frei. Kaum war das Gäschen, als der Knabe wieder aus Leibeskräften nach Vater und Mutter schrie, in der Meinung, dieselben seien noch in der Nähe. — Schrei jetzt meinetwegen, so viel du willst“, lachte Falster höhnisch. — Wie der Knabe merkte, daß er allein und verlassen sei, da bemächtigte sich seiner ein namenloses Weh; er verfiel in ein lautes Weinen und Schluchzen.

„Wo habt Ihr den kleinen Nigger aufgetrieben?“ fragte der eine Fährmann. — „Da unten am Fluß, bemerkte Falster. So klein der Kerl ist, so hat er doch schon Mucken im Kopf; aber ich werde sie ihm schon vertreiben.“ — Wie der Nachen an's Ufer stieß, bezahlte Falster ein reichliches Fahrgeld. „Wenn euch Jemand fragen sollte, bemerkte er, so wißt Ihr nichts weiter, als daß ich in Neu-Madrid ausgestiegen, versteht ihr? „Well!“ antwortete der Eine, indem er mit geheimer Freude die empfangenen Dollars in seiner Hand wog. — Während der kurzen Unterredung nahm der Knabe die Gelegenheit wahr, rasch sprang er aus dem Schiffe an's Land und so schnell ihn seine kleinen Beine tragen mochten, in's niedrige Gebüsch. Falster verfluchte seinen Augenblick, unter Flüchen und Verwünschungen setzte er ihm nach.

„Kennst du den Gentleman?“ fragte ein Fährmann den andern, während sie dem Nachsetzenden mit ihren Blicken folgten. — „Ich kenne ihn nicht, doch glaube ich, es ist Derselbe, den wir schon öfters übergesetzt. Ich glaube nicht, daß er ein ehrlicher Mann ist, was braucht er seine Ueberfahrt zu verbergen, wenn er auf geraden Wegen geht? Gewiß fürchtet er verfolgt zu werden und will die Nachsetzenden auf eine falsche Fährte führen. Hast du nicht bemerkt, der Knabe, den er mit sich hatte, war kein Niggerknabe, er hatte nicht die Sprache der Niggers.“

„Wir eins, antwortete der Andere; wir haben danach nicht zu fragen, gewiß ist, daß der Gentleman gut bezahlt.“ Dabei hielt er den Gesichten das empfangene Fahrgeld unter die Augen und beleuchtete es mit dem Licht seiner Laterne. — „Schon recht das, erwiderte der Angeredete, indem er seinen Antheil in Empfang nahm; aber den Kerl helf' ich nicht wieder überfahren, er ist, denk' ich, ein Menschenhändler, ein Menschenräuber, sag' ich. Der Kleine hat mich elend erbarmt. Es ist eine verfluchte, gottlose Sache, dieser Menschenhandel!“

Während die Fährleute sich in solcher Weise unterhielten, verfolgte Falster den kleinen Flüchtling. Begreiflich hatte er ihn bald eingeholt. Er versetzte ihm, wie er ihn im Laufe ereilte, von hinten einen tüchtigen Puff, daß er vorwärts zur Erde stürzte. „Warte, du kleine Kröte, ich will dich Gehorsam lehren“, schimpfte er, während er ihn am Hals zu packen suchte. Der Kleine wehrte sich verzweifelt, er biß und kratzte, er weinte nicht, er bot seinem Gegner Trotz, er schalt ihn einen wüsten, bösen Mann, er drohte, es seinem Vater zu sagen. — Wenn der Unrecht leidende Schwache zum Widerstande greift gegen den Unterdrücker und Peiniger, so fragt er nicht, ob seine Flucht ihn in die Wüste und in die dunkle Nacht des Elends hinausführe, er fragt nicht, ob seine Kraft ausreiche oder nicht. Das zeigt sich bei Einzelnen, wie bei ganzen Nationen, bei dem kleinen Knaben hier, wie beim Polenvolk. Falster band dem Knaben trotz seines Widerstrebens die Hände auf den Rücken, dann stellte er ihn barsch auf die Beine. „Marschire!“ rief er ihm zu.

„Ich gehe nicht!“ erwiderte trotzig der Knabe. Falster

Digitized by Google

drohte, er schlug ihn. Der Kleine warf sich zur Erde. Sein Bedränger faßte ihn schließlich halb wüthend in die Arme, er preßte seine Beine, mit denen er um sich schlug, an sich und eilte hastig die nahe Anhöhe hinan auf das oben liegende, mit höheren Bäumen besetzte Plateau. Dort legte er ihn nieder und erklärte ihm: „So, wenn du jetzt nicht gehen willst, so binde ich dir noch die Füße und lasse dich hier liegen; dann kommen die Wölfe und fressen dich.“ Das half, denn eine ärgere Furcht hatte der Knabe von klein auf nicht, als die vor Wölfen, und es war so dunkel und in der Ferne hörte man ein Geheul — es war freilich nur das Geschrei eines Uhu's — aber wie hätte das der Knabe unterscheiden mögen, dessen Phantasie daheim schon alle Wälder sich voll von Wölfen dachte. Der Kleine erhob sich ängstlich, er folgte seinem Begleiter willig, er schmiegte sich an ihn fest an aus Furcht vor wilden Thieren, so daß Falster nach einiger Zeit kein Bedenken mehr trug, ihm auch die Hände frei zu geben.

Falster schien mit der Gegend bekannt zu sein. Nachdem er vielleicht eine Stunde in der Finsterniß gegangen, pochte er an die Thüre einer einsam stehenden Blockhütte. Ein älterer, wettergebräunter Mann öffnete zur Hälfte einen kleinen Laden und fragte nach dem Begehren des späten nächtlichen Wanderers. Falster verlangte ein Nachtquartier, indem er zugleich einen ganz anderen Namen nannte, als den er sich bei des Gontenhannesen auf dem Schiff beigelegt. Sofort öffnete der Bewohner der Blockhütte die Thür und grüßte den Ankömmling wie einen ihm wenigstens dem Namen nach Bekannten. Der Insasse der Blockhütte war ein Holzhauer, wie an den oberen bewaldeten Ufern des Mississippi öfter vorkommen. Er hatte eine kleine Farm in Indiana verkauft, um sich am Mississippi durch Holzhauen und Holzhandel ein Vermögen zu erwerben, das hinreichen sollte, um eine größere Farm im Westen anzukaufen.

„Mach's Euch bequem, Herr, rief er dem Eintretenden in englischer Sprache zu, so gut Ihr's könnt.“ Die Frau des Trappers richtete ein Stück Wildpret zu. Der Gast ließ sich dasselbe schmecken und reichte schließlich dem in einem Winkel gekauerten schweigsamen Kleinen einen Knochen zum Abnagen hin. — Als das Feuer gelöscht und Alle sich in dem Raum zur Ruhe gelegt, da kam über den Hanesli neuerdings ein unsägliches Weh, er fing an laut zu weinen. Falster wies ihn von seinem Lager aus zur Ruhe mit einigen derben Flüchen und der Drohung, er werde ihn den Wölfen herausgeben, wenn er nicht still sei.

„Ist er deutsch?“ fragte der Holzhauer, als er hörte, daß sein Gast in deutscher Sprache sich demselben mittheilte, „ich meinte, er sei ein kleiner Nigger.“

„Er versteht deutsch,“ bemerkte Falster, „ist bei Deutschen gewesen.“

Die Drohung Falsters hatte ihre Wirkung. Der Hanesli ließ von dort an nur noch ein unterdrücktes Schluchzen hören, bis ihn endlich der Schlaf in seine Arme schloß.

Mit Tagesanbruch ging Falster südwärts der Straße zu, welche vom Mississippi her hinein nach Kentucky führt. Der Hanesli folgte ihm zwar traurig, aber ohne Widerstreben auf dem nahezu dreistündigen Marsche. Es wurde dann ein Wagen gemiethet. Auf dem Sitz nahm Falster und der Fuhrmann Platz, hinter ihnen wurde der Hanesli placirt, konnte dort sitzen oder liegen. Es ging in schnellem Trab, oft im Galopp vorwärts mit den zwei Pferden, trotz der eben nicht gut gepflasterten Straße. Gegen Abend bog der Wagen, nachdem er über den Tenessee- und Cumberlandfluß gesetzt, seidabwärts nach Norden auf einem schmalen Seitenweg. Es ging über einige leicht ansteigende Hügel, bis nach einigen Stunden das Gespann durch die Umzäunung einer Plantage fuhr. Der heimkehrende Besitzer wurde an der Thür des ländlich unterhaltenen Wohnhauses von der Haushälterin und einem Aufseher empfangen und als Herr Mitchel begrüßt. Die Pferde wurden ausgespannt und vom Fuhrmann unter Beihilfe eines Neger in den Stall geführt. Dem Aufseher gab Herr Mitchel die Weisung, den Kleinen in das Niggerhaus zu bringen und der alten Sara zu übergeben. Dieselbe sollte ihn gut halten und Obdach geben, daß er nicht davon laufe.

Der Aufseher kam bald wieder zurück, um sich angelegentlich zu erkundigen nach den Geschäften, welche sein Herr in New-Orleans gemacht. Es schmeichelte ihm selbst nicht wenig, als Herr Mitchel äußerte: „Alles gut gegangen, die Waare zu hohen Preisen abgesetzt, hätte noch mehr brauchen können.“ Nachdem der Aufseher sich nach dem Erlös einzelner Neger erkundigt, bemerkte er schließlich: mit dem Kleinen, den er heimgebracht, habe er keinen guten Handel gemacht, er sei nicht gute Race, er rede nicht einmal die Sprache der Nigger.

„Sei ohne Sorge“, beruhigte Herr Mitchel, „aus dem Kleinen wird schon ein Nigger werden, der seine tausend Dollars gilt. Dazu hat er eben nicht viel gekostet.“

Auch die alte Sara, die Negermutter, hatte ein ähnliches Gefühl. Als man den Hanesli in ihre Hütte brachte, zog er sich scheu vor derselben, wie von den anwesenden Negerknaben zurück. Es war alle Bemühung umsonst, sich ihm verständlich, ihn zutraulich zu machen. Er hatte zwar kaum eine Ahnung davon, wozu er bestimmt sei, aber er fühlte, daß er hier in eine Lage und Umgebung gebracht worden, in die er von Gottes- und Rechtswegen nicht gehöre; es war ihm nicht nur ungewohnt, sondern geradezu unheimlich unter den fremden schwarzen Menschen, er hatte eine eigentliche Scheu und Angst vor ihnen. Von der dargebotenen Speise rührte er am selben Abend nichts an. Er setzte sich in einen Winkel, von welchem aus er das Thun und Treiben der Anwesenden aufmerksam und furchtsam zugleich betrachtete. Als man ihn mit den anderen Niggerknaben zur Ruhe bringen und zu einem derselben schlafen legen wollte, da sträubte er sich auf's Aeußerste dagegen, so daß man ihn schließlich in seinem Winkel einschlummern ließ. Ebenso wollte er am folgenden Morgen durchaus nicht die Kleidung anziehen, welche alle Negerknaben trugen; er wehrte sich, er schrie und zetterte dagegen, wie gegen ein Ungeheuer, vor dem ihm graute.

„Der Herr ist betrogen“, bemerkte die Sara nachher dem Aufseher, „das ist nicht Nigger, Nigger nicht so fein.“

„Sara ist klug,“ antwortete der Aufseher, „Sara wird aus ihm einen Nigger machen, wenn er groß ist, wird er ein Nigger sein.“

Sara schüttelte ungläubig den Kopf. „Ich kenne Niggers, das wird nicht Nigger werden“, äußerte sie.

Wir werden sehen, ob die Sara wahr gesprochen.

VI.

Der Gontenhannes fand in St. Louis der getroffenen Abrede gemäß einen Brief von Bekannten, welche in letzter Zeit von Illinois nach Indiana übergesiedelt waren. Sie theilten ihm mit, daß eine günstige Gelegenheit sei, in ihrer Nähe nach Wunsch Land zu kaufen. — Der Gontenhannes kaufte sich in St. Louis einzelne noch fehlende Geräthschaften und einen Wagen mit Gespann; derselbe, dachte er, erleichtere ihm die Reise ins Land hinein und später könne er ihn gut brauchen, wenn er angesiedelt sei. — Langsam wurde der Weg von etwa 80 Stunden zurückgelegt im Vergleich zu der bisherigen Reise zu Wasser. Städte und Dörfer waren selten, häufiger einzelne Höfe mit ihren Lichtungen angebauten Landes, ringsum von Wald umgeben. Der Hannes hatte genügende Muße, sich die Umgebung auf dem Wege anzusehen, und an Gelegenheit fehlte es ihm nicht, sich im Voraus mit der Lebensweise eines amerikanischen Bauers bekannt zu machen, wenn sie bei einem solchen Nachtherberge nahmen. Die Einrichtung der Häuser war freilich meist einfach genug und sie bot keineswegs die Bequemlichkeiten, welche die Einwanderer in ihrer Heimath gehabt. Um so herzlicher war überall die Aufnahme, und um so reichlicher die Bewirthung, der man es anmerkte, daß an Lebensmitteln Ueberfluß sei. Und nicht nur wurde die Bezahlung abgelehnt für das, was sie genossen, sondern man stattete gewöhnlich die Wanderer auch noch mit Vorrath aus für die Weiterreise, trotzdem dieselben manchmal nicht im Stande waren, ihren Dank in Worten auszusprechen, welche für die Geber verständlich waren. Selbst der Mollikakob war ganz vergnügt und meinte, die Leute hier seien allweg besser, als daheim, und angelogen habe man ihn doch nicht, wenn man ihm vom guten Essen berichtet.

Digitized by Google

„So ungefähr wird's einmal bei uns sein," bemerkte der Gontenhannes dem Aennell, wenn sie von ihren Gastfreunden Abschied genommen.

Freilich mußten sie sich's auch mehr als einmal gefallen lassen, unter freiem Himmel zu übernachten. Das behagte nicht nur dem Aennell, sondern auch dem Mokkijakob weniger. Derselbe hatte dann gewöhnlich die ganze Nacht keine Ruhe, aus Sorge für sein Gespann, von dem er fürchtete, es möchte davon laufen, aus Sorge für die Geräthschaften, sie möchten gestohlen werden, aus Angst vor wilden Thieren, von denen er sich den Wald voll dachte. Da meinte er denn freilich wieder, daheim sei's doch anders und besser gewesen, er wollte lieber, er wäre wieder dort.

„Der Jakob hat's gerade wie die Israeliten," äußerte dann der Hannes lachend zum Aennell, „als sie aus Aegypten auszogen. Sie brummten und murrten auch, so oft ihnen etwas fehlte, und meinten, vorher sei's ihnen wohler gewesen. Er wird wohl noch oft Anlaß haben, sich nach dem Fleischtopf seiner Heimath zu sehnen. Man merkt wohl, daß er bisher auch im Diensthaus gewesen ist. Ich habe mir, fuhr er fort, die Sache nicht so vorgestellt, als ob wir in Amerika nichts Schweres zu tragen bekommen, im Gegentheil mehr als daheim, für den Anfang, aber später wird's dann, will's Gott, um so leichter gehen, namentlich unsern Kindern.

Das Aenneli seufzte bei diesen Worten. „Unsern Kindern", wiederholte es — „wenn wir sie noch hätten, unsere Kinder."

Die Thränen kamen ihnen in die Augen. „Ich habe es eigen," redete der Hannes zurück, während er neben dem Wagen herging, in dem seine Frau mit dem kleinen Mädchen saß, „Anfangs meinte ich, es könne und könne nicht sein, daß mir das Büblein abhanden gekommen, damals hast du mich getröstet und beruhigt. Es geht bei uns umgekehrt, däucht mir, ich werde immer ruhiger, ich denke, wir thun unsere Pflicht, als ob nichts geschehen wäre, als ob der Hansli noch da wäre, das weitere wird sich finden! es wird mit dem Büblein kommen, wie es muß, erzwingen läßt sich nichts, das sehe ich ein. Aber je länger, je mehr glaube ich, wir werden ihn wieder haben. Du — so kommt's mir vor — wirst immer sehnlicher nach dem Kind, kannst je länger, je weniger es leiden, daß es nicht da ist." —

„So ist's," erwiderte das Aenneli. Mehr sagte es nicht, es lehnte sich in den Wagen zurück und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In Ludwigshafen ist in Folge der Aufhebung der bayerischen Telegraphenstationen in Frankfurt a. M. und im Großherzogthum Hessen eine Haupttelegraphenstation eingerichtet worden, in welche nicht nur sämmtliche Linien der Pfalz, sondern auch alle nach dem jenseitigen Bayern führenden Linien sammt ihren Vereins- und Auslandsanschlüssen einführen. Die Arbeiten hiezu wurden dieser Tage in nunmehrigen Telegraphischen-Bureau zu Ludwigshafen, das sich im Gebäude der k. Post befindet, vollendet.

Köln, 14. Nov. Der von den Astronomen bestimmt erwartete Sternschnuppenschwarm ist hier in der That vergangene Nacht bei ruhiger Luft und ganz klarem Himmel beobachtet worden. Fünf Stunden lang schossen Tausende von Raketen in langen, hellaglänzenden, roth-, gelb- und violettfarbigen Streifen bunt durcheinander, sämmtlich in der Richtung von Osten nach Westen. Der Anblick ist wunderbar schön und feiselnd gewesen. Den letzten „Sternschnuppenfall" dieser Art beobachtete man am 13. November 1833, und Alexander v. Humboldt hat festgestellt, daß dieses Phänomen sich alle 33 Jahre wiederholen muß, da die Erde nach Verlauf so langer Zeit immer wieder in den Bereich dieses Gewirbels kleiner Weltkörper gelangt. Gegen Morgen brach ein heftiges Unwetter mit Sturm los.

Ein Beobachter in Danzig sagt: „Wie Raketen kamen die Sternschnuppen von Osten nach Westen über den Himmel dahin geschossen, bald mit kurzen, bald mit langen Bogen, bald ein glänzender Körper, bald wie ein Comet mit langem leuchtenden Schweif. Ueber dem Hoskelmarkt blieb sogar ein breiter, schlangenartig gewundener Lichtstreif noch lange stehen, nachdem der Stern erloschen war. Es war, als ob die Sterne sich scherzend feurige Schneebälle zuwürfen. Sehr überraschend war es, wenn in der Straße plötzlich hinter der einen Häuserreihe ein solches Meteor erschien, mit Blitzesschnelle seine Streifen über den Himmel zog und hinter der gegenüberstehenden Häuserreihe verschwand. Von 1 bis 2 Uhr sah ich 251 Erscheinungen." (Leider ist in der betreffenden Nacht in vielen Gegenden der Himmel bewölkt gewesen, so auch bei uns.)

Nach den nunmehr ergänzten und berichtigten preußischen Verlustlisten betrug der Gesammtverlust der preußischen Armee nebst verbündeten Truppen in dem Kriege gegen Oesterreich und die übrigen deutschen Staaten an todten, verwundeten und vermißten Offizieren, nach der „Bresl. Ztg.", etwa 800, an Unteroffizieren und Soldaten gegen 20,000; dem gegenüber stand auf österreichischer Seite ein Verlust von 2465 getödteten oder verwundeten Offizieren und über 50,000 im bieselitgen Depots eingelieferten Gefangenen, worunter 939 Offiziere, während die Zahl der gebliebenen oder verwundeten österreichischen Soldaten noch nicht näher bekannt ist. Von den preußischen Verwundeten sind in den Lazarethen circa 130 Offiziere und 3000 Soldaten gestorben, wonach mit Einschluß der vor dem Feinde gebliebenen sich ein Gesammtverlust von nahe an 300 todten Offizieren und 3500 todten Unteroffizieren und Soldaten ergibt. In der Schlacht von Königgrätz allein hat die preußische Armee bei einer Stärke von 200,000 Mann ungefähr 15,000 Mann eingebüßt. Demnach ist der preußischerseits erlittene Verlust auf etwa 7 Prozent berechnet.

[Scheintodt.] Vergangenen Montag starb die 18jährige Tochter Marie des Grundbesitzers Andreas Zölbinger zu Hasenthal (Oberösterreich) in Folge eines 24 Stunden vorher eingetretenen Cholera-Anfalles. Der Leichnam wurde ärztlich vorschriftsmäßig beschaut und war die Bestattung für Mittwoch bestimmt. Um eine Ansteckung zu verhüten, wurde der Leichnam aus dem Sterbehause in die neben dem Todtengräberhäuschen befindliche Todtenkammer gebracht und dort aufbewahrt. Gegen 10 Uhr Abends hörte die Frau des Todtengräbers aus der Kammer laute Hülferufe; sie eilte entsetzt fort, um ihren Mann und noch mehrere Ortsbewohner zu rufen, welche alle bewaffnet in die Todtenkammer drangen, wo sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen die Todtgeglaubte, auf dem Boden liegend, in einem heftigen Fieber-Anfalle auffanden. Sie wurde ins elterliche Haus gebracht und liegt jetzt lebensgefährlich krank darnieder; jedoch hat der herbeigerufene Arzt Hoffnung gegeben, die vom Tode Auferstandene am Leben zu erhalten.

Kartoffel-Versteigerung.

Mittwoch den 28. **November** nächsthin, des Morgens 10 Uhr, auf dem **Bockhofe**, lassen die Gebrüder **Joseph** und **Christian Stalter**, Oekonomen allda,

600—700 Centner

auserlesene **sehr gute Kartoffeln** auf Zahlungstermin versteigern.

Kufel, den 16. November 1866.

[457⅓] **J. Klee**, k. Notär.

Speyer, 13. Nov. Der Centner Waizen 7 fl. 20 kr. Korn 5 fl. 29 kr. Gerste 5 fl. 30 kr. Spelz 5 fl. 26 kr. Hafer 4 fl. 15 kr.

Neustadt, 13. Nov. Der Centner Weizen 7 fl. 47 kr. Korn 5 fl. 34 kr. Spelz 5 fl. 52 kr. Gerste 5 fl. 42 kr. Hafer 4 fl. 20 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 47. Sonntag, den 25. November **1866.**

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Die Reise ging ohne Unfall von Statten. Nach vierzehn Tagen langten sie am Ziele an. Diejenigen, welche den Gontenhannes zu sich eingeladen, waren Landsleute, die schon vor einigen Jahren ausgewandert und sich neuerdings jenseits des Wabdasch und Whitesussex an der östlichen Grenze von Indiana in der Nähe von Winchester angesiedelt hatten. — Das war ein Jubel, als eines Nachmittags der Wagen der Ankömmlinge vor einem stattlichen Farmerhause hielt. Jung und Alt eilte herbei, um die Landsleute willkommen zu heißen. — Es ist dort anders, als bei uns. Während man es in der Schweiz für einen Gewinn achtet, wenn wieder Einer fortzieht, der Andern den Platz verpiert und von den Burgergütern mitgezehrt, das Burgerholz mitverbrannt hat auf seinem Feuerheerde, freut man sich dort herzlich jedesmal über die Ankunft eines neuen Nachbars, man hält dafür, seine Ansiedlung bringe den schon da befindlichen mannigfachen Vortheil und Genuß in gemüthlicher, gesellschaftlicher, wie in geschäftlicher Beziehung. Mancher, dem die Mitmenschen bei uns stets nur im Wege sind, der sich allzeit nur über sie zu beklagen hat, und es als eine Tugend und ein Glück preist, wenn er sich von ihnen zurückziehet, der sollte nach Amerika gehen, um zu sehen, was eigentlich die Menschen, der gesellige Umgang und Verkehr mit ihnen werth ist. Wir wissen manches Gut erst dann zu schätzen, wenn wir's nicht mehr haben.

„Ihr bleibt so lang unsere Gäste, bis ihr ein eigenes Plätzchen gefunden habt, bemerkte der Besitzer des Farmerhauses, der Veit, ein schon bejahrter Mann, nachdem er die Ankömmlinge ins geräumige Wohnzemach geführt. Heute noch, fügte er bei, sollt ihr unsere Nachbarn kennen lernen, ich will zu ihnen schicken, sind alles liebe Leute, sie werden von euch gern etwas aus der alten Heimath hören.“

Bald hernach beschlichtigte er in Begleitung des Hannes die mitgebrachten Vorräthe und Geräthschaften. Er sprach seine volle Zufriedenheit aus und meinte, der Hannes habe seine Anordnungen getroffen, als ob er längst in Amerika gewesen wäre, wenn übrigens noch etwas fehle, so könne er und die Nachbarn schon aushelfen. — Wirklich erschienen früh am Abend die umliegenden Ansiedler, einzelne Stunden weit her, im Hause des alten Veit. Es gab ein freundliches Empfangsfest. Des Fragens und Erzählens aus der Heimath war kein Ende und sie schieden von Hannes wie alte Freunde mit der Zusicherung guter Nachbarschaft und bereitwilliger Hülfe für seine erste Ansiedlung.

Schon am folgenden Tag zog der Hannes mit dem Veit aus, um Land zu besichtigen, das er zu kaufen gedachte, und die Stätte für ein Blockhaus auszuwählen, denn mit einem solchen wollte er sich vor der Hand begnügen. Er schloß am selben Tag den Kauf ab. Mit dem Bau wollte er sofort beginnen. Der Veit gab ihm hierin Recht, hier gelte das Wort: was du thun willst, thue bald; nur hat er ihn, sich noch einen oder zwei Tage zu gedulden, damit sie vorher noch bei den Nachbarn Besuche abstatten könnten. An Abend erst erzählte der Gontenhannes seinem Gastfreund das Unglück, welches er auf der Reise mit seinem Kinde gehabt. Der Veit machte ein bedenkliches Gesicht. „Das ist eine schlimme Geschichte, meinte er, ich begreife, daß ihr das Kind nicht verloren geben könnt, daß ihr Versuche machen müßt, es wieder zu finden. Bis jetzt habt ihr recht gehandelt. Laßt euch einstweilen von enern sonstigen Unternehmungen und Arbeiten dadurch nicht abhalten, sonst könnet ihre euer Unglück nur größer machen. Habt ihr einmal hier einen sicheren Boden, dann könnt ihr Weiteres vorkehren, in einem Jahre etwa wollen wir sehen, was sich thun läßt. Leicht wird es für euch nicht sein, wieder zu dem Kinde zu kommen. Indeß Gott ist kein Ding unmöglich.“

Am nächsten Tag machte der Hannes mit dem Aenneli in Begleitung seines Gastfreundes einen Besuch zu Wagen bei den Nachbarn in der Runde, wobei es der Veit jedesmal übernahm, mitzutheilen, daß der neue Ansiedler morgen mit dem Bau seines Hauses beginnen werde und auf welcher Stelle. Erst am Abend sagte er dann dem Hannes, seine Nachbarn werden morgen auf dem Platze erscheinen und so lange helfen, bis er ein Obdach habe. — So ging es wirklich. An einer Stelle des Waldes, wo seit undenklicher Zeit die Bäume ungestört gewachsen und auch wieder vermodert, begann ein reges Leben. Ein Dutzend Männer fällten Tannen, zerlegten sie und zimmerten sie zurecht, dann wurden sie zu einer geräumigen Blockhütte zusammengefügt, die man mit roh gespaltenen Brettern deckte. In einigen Tagen war die Wohnung sammt der Scheune und der Umzäunung fertig, der Gontenhannes konnte einziehen. Es war keine preisliche Einzehr sondern ein Einzug in Begleitung aller Nachbarn vom Farmerhaus des Veit weg, der bei dem neuen Hause eine kurze und sinnige Ansprache hielt, mit der er dasselbe und seine Bewohner in den Schutz und Segen des Allmächtigen empfahl. Eine einfache Mahlzeit auf dem freien Platze war das Einzige, was die Mitbauenden zum Danke für ihre Hülfeleistungen annahmen.

„Es ist hier nicht, meinte einer der Nachbarn, als der Hannes seiner Dankbarkeit Worte lieh, wie daheim, wo Jeder neidisch meint, der Andere sei ihm im Weg. Wir haben mit jedem neuen Ansiedler wieder Einen mehr, der zu uns hält und uns hilft, die Erde unterthan machen.“

„Wie gefällt es dir hier?“ fragte der Hannes das Aenneli, als sie am Abend allein waren. — „Wie sollte es mir nicht gefallen, erwiderte es. Eine solche freundliche und liebevolle Behandlung habe ich nie erwartet. Es ist doch ein großer Segen, wenn man der Liebe und des Wohlwollens der Nächsten versichert sein darf, wenn man fühlt, daß man nicht allein steht. Ich wäre ganz glücklich, wenn jetzt nur der Hanesli auch da wäre.“

„Es ist jetzt, wie's ist, bemerkte der Hannes. Nehmen wir die Sache, wie sie Gott nun einmal gefügt hat und schauen wir vorwärts und nicht rückwärts.“

Der Hannes blieb diesem Wahlspruch treu. Er machte sich sogleich am folgenden Tag mit dem Mokkijakob daran, rings um die Blockhütte den Wald zu lichten und den Boden für die Aussaat herzurichten. Das war die erste saure Arbeit, die gethan werden mußte, aber er that sie mit Freuden. Das Aenneli bepflanzte den vor der Hütte angelegten Garten, um bald frisches Gemüse zu haben. Der Viehstand war nach dem Rath des alten Veit sogleich genügend vermehrt worden. Nach kurzer Zeit schon führte der Hannes

Digitized by Google

den ersten Pflug auf dem bis dahin nie geackerten Boden. Nahrungsmitteln hatten sie theils für den Anfang mitgebracht, theils lieferten ihnen solche die Nachbarn und überließen es dem Hannes, sie später zurückzugeben oder sie mit baarem Gelde zu bezahlen.

Der Segen Gottes war mit ihnen. Ihre Pflanzungen gedieheu nach Wunsch. Nach dem ersten Sommer sammelten sie bereits viel mehr ein, als sie zur Nahrung bedurften, und der Hannes konnte nicht nur die gelichenen Lebensmitteln zurückgeben, sondern einen Theil seines Vorrathes verkaufen. „Das hat nicht Jeder können, bemerkte lächelnd der alte Veit; man muß sonst im ersten Jahre froh sein, wenn man das Maul durchbringt.“

Anfänglich vermißte das Aenneli schwer die Möglichkeit regelmäßig am Sonntag einen Gottesdienst zu besuchen. Sie mußten, sollte dieß geschehen, eine eigentliche Tagreise machen bis zur nächsten Kirche. Das unternahmen sie begreiflich seltener. Dagegen versammelten sich die Bewohner der umliegenden Gehöfte jeweilen beim alten Veit, der es verstund, einen einfachen und erbaulichen Vortrag zu halten. Bisweilen löste ihn auch der Hannes ab, indem er, wie einst auf dem Schiff, aus seinem Predigtbuch eine Betrachtung vorlas. Das war zwar kein förmlicher Gottesdienst in katholischer oder protestantischer Weise, kein Gottesdienst, mit dem man nur zu häufig meint, Gott einen Gefallen zu thun und die Seligkeit zu verdienen, aber er war um so erhebender und ansprechender, jemehr die Theilnehmer durch ihr inneres Bedürfniß und den freien Entschluß dazu geführt wurden. Das Volk als solches ist im Allgemeinen überall religiös und die Zeit wird wahrlich nimmer kommen, wo es sich der Religion von selbst entschlüge. Wo ihm die Lehrer fehlen, da ersetzen immer aus seiner Mitte Solche, welche den ewigen angeborenen Bedürfniß ein Genüge thun. Reißt seine Kirchen nieder, es wird sich neue bauen. Das Volk lebt in Amerika manchen Orts ohne Kirchen, aber nirgends ohne Religion. Den Unterricht seines Kindes besorgte der Hannes gleich den andern Ansiedlern selbst.

Den ersten Winter benutzte der Hannes, um eine größere Strecke des Waldes zu lichten und urbar zu machen für den nächsten Sommer. Die einfachste Manier wäre freilich gewesen, wie sie öfters angewendet wird, die Bäume bis auf den Strunk niederzubrennen. Allein das Holz reute den Hannes. Er hatte bereits den Plan, am nahen Bach früher oder später eine Sägemühle einzurichten und da konnte er es dann verwerthen. — Seine Pflanzung gedieh auch im zweiten Sommer wieder. Er konnte nach der Ernte daran denken, die überschüssigen Früchte zu verkaufen. Da einige seiner Nachbarn im gleichen Falle waren, so wurden sie einig, ihre Vorräthe zusammen auf den Whitefluß zu fahren und sie auf Kähnen denselben und nöthigenfalls den Ohio abwärts auf den Markt zu bringen. Es schien ihm dies leichter, als sie auf dem langsamen Landwege nach St. Louis, dem freilich geeignetsten und sichersten Absatzort zu führen. Der Hannes hatte noch einen anderen Grund, warum er gerade diesen Weg einem andern vorzog.

Es waren schon anderthalb Jahren verflossen, seit er nach Verlust seines Knäbleins sich am gegenwärtigen Wohnort angesiedelt. Der Segen Gottes war mit ihm gewesen, es war ihm bis jetzt gut gegangen. Er hatte freilich saure Arbeit gehabt. Aber so hatte er's don jeher erwartet, er hatte nicht zu Denjenigen gehört, welche meinen, in Amerika fliegen einem die Tauben gebraten in's Maul. Es war wohl begreiflich, wenn ihm ob dem Streben, sich und den Seinigen einen festen Boden zu verschaffen, wenn ihm ob den drängenden Arbeiten und Sorgen nicht zwar das Andenken an sein verlorenes Kind, aber doch der Gram um dasselbe in den Hintergrund gedrängt wurde. Anders war das beim Aeneli, wie er schon früher es bemerkte. Während es sich bald nach dem Schlag mehr als der Hannes beruhigen konnte im Vertrauen auf die Zukunft, so war je länger, je weniger die Zeit und die Arbeit, der es oblag, im Stande, seinen Schmerz zu lindern, seine Sehnsucht nach dem Kinde nahm vielmehr immer mehr zu; es jammerte zwar nicht viel, um so mehr hing es dem Gedanken an den Hanesli Tag und Nacht nach und dem Gram über seinen Verlust. Eine an Schwermuth gränzende Traurigkeit bemächtigte sich seiner, eine unheimliche Stille trat bei ihm ein, welche mehr und mehr dem Hannes Sorge machte. Er fühlte längst, daß er in der Sache schon um seiner Frau willen wenigstens etwas thun müsse. Er kam ihr deßwegen bereitwillig entgegen, als sie den Wunsch aussprach, er möchte nun die Gelegenheit benützen, um an Ort und Stelle dem Kinde nachzuforschen. Es war dies sein ursprünglicher Plan und der Rath der Sachverständigen auf dem Schiffe gewesen. Er berieth sich in der Sache mit dem alten Veit. Dieser erklärte unumwunden, er verspreche sich nicht viel von seinen Nachforschungen, aber allerdings sei's recht, wenn man wenigstens thue, was menschenmöglich sei, das Weitere müsse man Gott anheimstellen. Es würde ihn allerdings nicht gehörig dünken, wenn er nun doch in Geschäften nach dem Süden gehe, wenn er nicht die Reise fortsetzen würde, wo ihm sein Kind abhanden gekommen. Sein Sohn und die Anderen werden gerne ihn so weit begleiten.

VII.

Die Kähne waren befrachtet. Der Hannes nahm auf unbestimmte Zeit von dem Aenneli Abschied, da er nicht im Voraus wußte, wo sie ihre Früchte absetzen und auf welchen Wegen sie zurückkehren würden. Sein Hauswesen durfte er getrost unter der Obhut des Mooklijakob lassen. Derselbe war treu wie Gold, und doppelt treu in der Freude, daß man ihm so viel anvertraue.

Die Reise, welche der Hannes unternahm, war nicht eben eine Lustreise. Es war Winter. Diese Zeit mußte gewählt werden, weil am wenigsten daheim versäumt wurde. Aber dafür hatten sie unterwegs auch mit den Schwierigkeiten des Winters zu kämpfen. Brach der Abend an, so legten sie mit ihren Kähnen am Ufer an und zündeten dort ein Feuer an, das sie der Kälte wegen oft die ganze Nacht unterhalten mußten. Sie setzten ihre Ladung unter günstigen Bedingungen ab, bevor sie noch in den Mississippi einliefen. Mit Zurücklassung ihrer Schiffe setzten sie dann die Reise fort bis Neu-Madrid. Das war der Ort, an welchem der Hanesli entführt worden. Der Hannes wandte sich zunächst an die Fährleute, welche die Passagiere der Dampfschiffe an's Land setzen. Dieselben wußten ihm allerdings anzugeben, daß sie in der erwähnten Zeit einen Mann und einen Buben vom Dampfschiffe an's kinke Ufer und von dort über den Strom geführt, daß der Kleine unbändig sich gesträubt und beim Aussteigen einen Fluchtversuch gemacht. Seither hätten sie den Herrn nicht wieder gesehen und wüßten nicht, wo er wohne. — „Hab' ich's nicht damals gesagt, äußerte der Eine zum Andern, daß der Mann ein Menschenhändler sei?“

Der Hannes ließ sich mit seinen Begleitern ebenfalls über den Fluß setzen. Aber sie waren nicht im Stande, eine weitere Spur des Verlornen aufzufinden. Sie kehrten von Kentucky aus zu Lande nach Hause zurück. — Mit dem Ertrag seiner Reise, so weit es der Absatz seiner Produkte betrat, konnte der Hannes zufrieden sein. Das Aenneli meinte, es wäre ihm lieber, er hätte kein Geld und dafür den Hanesli zurückgebracht. „Mir auch, erwiderte der Hannes, aber es ist, wie's ist, du mußt dich eben drein schicken und den Muth nicht verlieren. Wir müssen uns damit trösten, daß Gott ihn uns gegeben und genommen hat. Es gibt ja auch Eltern, welche keine Kinder, oder denen die Kinder sterben, sie müssen es auch annehmen.“

„Es ist nicht das Gleiche, sagte das Aenneli; wenn man nie Kinder gehabt, so hat man sie auch nie lieb gewonnen, und wenn sie einem sterben, so weiß man, wo sie sind. Ich könnte wohl auch ohne Kinder sein, wenn's Gott so gewollt, ich hätte ohne Murren, wenn auch mit Schmerzen, mein Kind Gott wiedergeben können; aber wenn ich daran denke, wie Menschen, schlechte Menschen uns den Hanesli genommen, wie er keinen Vater und keine Mutter hat und lebenslang soll verachtet sein, das will mir schier das Herz brechen.“

Der Hannes fühlte, daß das Aenneli wahr gesprochen, wie auch ihm derselbe Gedanke, sein Kind in der Sklaverei zu wissen, tief in's Herz schnitt — er schwieg. Dann bemerkte er nach einer Weile: „Es wäre aber ein doppeltes

Digitized by Google

Unglück, wenn wir selbst uns dadurch entmuthigen ließen, unsere Pflicht zu thun. Ich sage noch einmal, wir wollen arbeiten und unsere Sache thun, als ob er da wäre. Thun wir's nicht, so ist der Hanesli arm und wir sind arm. Denke wir's nicht, so ist der Hanesli arm und wir sind arm. Denke die's so, daß wir auch jetzt für unser Kind uns mühen, ob es da sei oder nicht; finden wir's dann wieder, so ist's um so besser für ihn und für uns."

Der Gedanke zündete. „Du hast eigentlich Recht, antwortete das Aenneli, ja, du hast Recht. Es hat schon oft über mich kommen wollen, Alles gehen zu lassen, aber das wäre wirklich nicht gut, das nützte nichts. Du bist ja eigentlich immer meine Stütze gewesen, auf die ich mich verlassen konnte, ich will dir folgen, nur habe Geduld mit mir, wenn ich manchmal noch kleinmüthig und verzagt werde.

Es war wirklich so. Das Zutrauen, welches das Aenneli von jeher zu seinem Mann gehabt, es hatte ihm den Muth verliehen, trotz seines innern Widerstrebens, ihm nach Amerika zu folgen, es war auch jetzt wieder seine Beruhigung. „Er hat es bis jetzt recht gemacht, dachte es, ich darf mich auf ihn verlassen." Hätte es dieses unbegränzte Vertrauen auf seinen einsichtigen und thätigen Mann nicht gehabt, wer weiß, es wäre tiefsinnig und schwermüthig geworden. Von der Zeit an, besorgte es wieder fröhlicher seine Geschäfte, immer mit dem Gedanken, es geschehe für den Hanesli, auch wenn er nicht da sei.

Den Rest des Winters benutzte der Hannes, um eine weitere Strecke seines Landes urbar zu machen und Holz zuzurüsten für den auf den nächsten Winter planirten Umbau seines Blockhauses und ein bequemes und geräumiges Wohnhaus, wie es die meisten seiner Nachbarn schon besaßen. Nach der nächsten Ernte hatte er nicht nöthig, eine Reise zu machen, um den überflüssigen Vorrath an Produkten abzusetzen, er konnte ihn an einen Händler auf dem Platz verkaufen. So gewann er Zeit, um den vorbereiteten Bau auszuführen. Er selbst hatte mit dem Jakob das Holz dazu nicht nur gefällt, sondern auch zugehauen. In Amerika lernt ein Mann von Kopf Manches selber thun, wozu er bei uns gelernte Handwerksleute nöthig hat. Der Hannes war aus sich selber ein halber Zimmermann geworden. Er verwendete, um sein Haus unter Dach zu bringen, die meiste Zeit nur einen einzigen sachkundigen Handwerksmann, das Uebrige leistete er selbst mit dem Moklijakob.

Mit dem Moklijakob war wirklich eine Veränderung vorgegangen, wie sie Amerika noch bei manchem Andern hervorbringt. Bis zu seiner Auswanderung war er mehr oder weniger sklavisch behandelt worden, es war begreiflich, wenn er unselbstständig und unbeholfen blieb, wenn er sich daran gewöhnte, nur nach Commando zu arbeiten. Der Gottenhannes anvertraute ihm mehr, er ließ ihn in gewissen Dingen selbstständig schalten, so daß er anfangen mußte, selbst zu denken. Andere Beschäftigungen, wie z. B. Holzarbeiten, zeigte ihm der Hannes und derselbe erwies sich wieder Erworben gelehrig und anstellig. Der scheinbar blöde und ungelenkige Moklijakob wachte erst in Amerika recht auf, er gewann Vertrauen zu sich selbst. Der Hannes durfte ihm schon nach einem Jahr die Besorgung seines Hauswesens getrost überlassen, wenn er fort war. — Das ist eben der Segen der Freiheit. Während die Sklaverei, die Bevormundung, den Menschen abstumpft und zur gedankenlosen Maschine macht, weckt die Freiheit mit ihren Sonnenstrahlen die geheimen Keime und Kräfte, welche in der Menschenseele schlummern.

(Fortsetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

IV. Quartal 1866.

(Schluß der Sitzung vom 19. November.

Der Vertheidiger, Herr Rechtscandidat Schmitt, bestritt die feiminelle Qualität der That, da Walther nicht mit überlegtem Entschluß gehandelt habe, auch die längere Arbeitsunfähigkeit der Roth keine direkte Folge der erhaltenen Verwundung, sondern dadurch herbei gesührt war, daß diese sich während ihres leidenden Zustandes nicht gehalten habe. Zugleich plaidirte die Vertheidigung geminderte Zurechnungsfähigkeit und Reiz. Die Geschworenen erklärten jedoch die Anklage als vollständig erwiesen, ohne Annahme mildernder Umstände, worauf der Angeklagte zu 6 Jahren Zuchthaus verurtheilt wurde. — Während der Verhandlung liefen ärztliche Zeugnisse für den Geschworenen Rittersp ach ein, weshalb derselbe von der gegen ihn ausgesprochenen Geldstrafe entbunden wurde.

Sitzung vom 20. November.

Verhandlung gegen Johann Tobias Müller, 38 Jahre alt, Ofenfabrikant, zu Landau wohnhaft wegen betrügerischen Bankerotts.

Der Angeklagte stand früher im Rufe eines beliebten und geschickten Arbeiters; seine Lieferungen von Porzelanöfen, die er fertigte, erstreckten sich selbst ins Ausland; in Speyer und Kaiserslautern hatte er Commissionslager. Sein Geschäft bekam immer mehr Ausdehnung, dem auch, wie es schien, die Vermehrung seines Vermögens entsprach. Seine Frau brachte ihm bei seiner Verehelichung im Jahre 1852 außer der Ausstattung 600 fl. und einen Acker, der um 340 fl. verwerthet wurde, er selbst erbte später 240 fl. Im Jahre 1856 kaufte er sich schon ein Haus um 2000 fl., im Jahre 1864 ein weiteres um 6000 fl. und unter der Zeit einige Grundstücke. Der Häuserkauf veranlaßte ihn zu Bauten, die, wie seine Frau angibt, viel Geld kosteten. Weder in der Haushaltung, noch im Wirthshause scheint Müller viel gebraucht zu haben. Was jedoch die Buchführung betrifft, so war derselbe nicht dazu fähig und konnte er sich auch über seinen Vermögensstand keine Rechenschaft geben. Im Juni 1864 ließ er sich zwar von einem Kaufmann hierin Anweisung geben, als dieser jedoch dessen Bücher in Ordnung zu bringen suchte, kannte sich der Angeklagte in den einzelnen Posten selbst nicht aus. Dieser Unordnung der Bücher scheint jedoch keine betrügliche Absicht des Letzteren, sondern nur dessen Unkenntniß zu Grund zu liegen. Am 17. November vor. Jrs. verließ Müller Landau, angeblich um eine Geschäftsreise zu machen, am 19. desselben Monats schrieb er seiner Frau von Frankenthal aus, er habe noch einige Tage auswärts zu thun. Dab ergab es sich jedoch, daß er mit der ledigen Julie Schneider von Landau nach Amerika abgereist war, in den letzten 6 Wochen eine Summe von wenigstens 2000 fl. Geschäftsausstände eincassirt und einen Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken mitgenommen hat. Er zahlte wohl hievon in dieser Zeit 310 fl. Schulden und mag einige hundert Gulden für seine Haushaltungs- und Geschäftskosten gebraucht haben, um den Rest soll er nun, nach Aufstellung der Anklage, seine Gläubiger benachtheiligt haben. Der Vertheidiger, Herr Rechtscandidat Rosenberger, suchte jedoch nachzuweisen, daß Müller nicht Handelsmann, sondern einfacher Handwerker gewesen sei, daher auch nicht Bankerott werden konnte, und daß weder eine Ueberschuldung, noch eine Verschleppung von Massemitteln und Benachtheiligung der Gläubiger vorhanden, eine betrügerische Absicht dem Angeklagten auch nie in den Sinn gekommen sei. Derselbe wurde von den Geschworenen freigesprochen und sodann entlassen.

Sitzung vom 21. November.

Verhandlung gegen Ignaz May, 50 Jahre alt, Bierbrauer, zu Speyer wohnhaft, wegen vorsätzlich krimineller Körperverletzung angeklagt.

Am 8. August l. J. kam der Angeklagte des Nachmittags mit Johannes Landmann von Schifferstadt, von dem er Gerste kaufen wollte, in dessen Scheuer alldo zusammen, wo er den Tagner Martin Jmo von Schifferstadt antraf, der in der Polizeigerichtssitzung zu Speyer am 15. Juni 1864 wegen Entwendung von Dung zum Nachtheile des Angeklagten zu Arreststrafe verurtheilt worden war. May fing sofort an von dem Mistdiebstahl zu sprechen und äußerte gegen den Landmann: „Ich Du hast meinen Mistdieb Dir!" Jmo hatte bei der polizeilichen Verhandlung behauptet, er hätte von May die Erlaubniß, den Mist für sich zu nehmen, und antwortete auch, nachdem er anfänglich auf die beleidigenden Reden des Angeklagten sich ruhig verhalten hatte, auf dessen Aufforderung die Wahrheit zu sagen: „Ja, es war von Eurem Mist, — ich sage die Wahrheit, aber Ihr habt

Digitized by Google

gelogen." Auf dieses hin gab May dem Jmo einen Stoß, daß dieser zu Boden fiel, versetzte ihm sodann mit dem Stiefel ein oder zwei Fußtritte auf den Leib und mit einer hölzernen Wurfschaufel mehrere Hiebe auf Kopf, Arm und Hand, daß er blutete. Landmann entriß dem Angeklagten die Schaufel, worauf Letzterer und später auch Jmo, der weinte und über Schmerzen klagte, sich entfernten. Letzterer ließ sich nun durch Bader Renner und des andern Tags durch den kgl. Bezirksarzt untersuchen und wurden, außer geringeren bald gehobenen Verletzungen, am Unterleibe zwei Brüche vorgefunden, die am sechzigsten Tage nach dem Vorfall noch totale Arbeitsunfähigkeit zur Folge hatten und deren Heilung bei dem einen, wenn solche überhaupt möglich, noch Jahre, bei dem andern noch Monate dauern wird. Jmo hatte zwar vor einem Jahr bei Carl Sattel von Schifferstadt über Leibschmerzen geklagt, und dieser ihm deßhalb eine bei der Hausfuchung vorgefundene Bandage gegeben. Nach dem Aussehen der Bandage und dem Befund des Jmo durch Bader Renner scheint dieselbe jedoch nie getragen worden zu sein, was auch Jmo und dessen Familie behauptet. Der Vertheidiger, Herr Rechtscandidat Rosenberger, suchte jedoch nachzuweisen, daß Jmo wirklich vorher einen Leibschaden gehabt habe, daß dem Angeklagten daher die Krankheitserscheinungen desselben nach Art. 238 des St.-G.-B. nicht als Folgen seiner That angerechnet werden können; außerdem sei May durch den ihm von Jmo ins Gesicht geschleuderten Vorwurf der Lüge zur That gereizt gewesen. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten einfach schuldig unter Verneinung der ihnen gestellten Fragen auf Grund des Art. 238 des St.-G.-B. und bezüglich des Reizes, worauf derselbe zu einer Zuchthausstrafe von 4 Jahren verurtheilt wurde.

Vormittags-Sitzung vom 22. November.

Anklage gegen Clemens Mayer, 41 Jahre alt, Schuster in Flommersheim wohnhaft, wegen vorsätzlicher, ohne überlegten Entschluß verübter Körperverletzung seines Bruders Johannes Mayer von da mit nachgefolgtem Tode des Letzteren.

Beide Brüder die ein und dasselbe Haus bewohnen, jedoch in stetem Streit miteinander leben, betreiben auf den Märkten eine Art Lotteriespiel Der Angeklagte ist auf beiden Füßen lahm und hat noch eine ledige Schwester Namens Katharina bei sich, sein Bruder ist verheirathet. Am 26. und 27. August waren beide Brüder auf der Kirchweihe zu Minnedenheim und scheinen schon auf dem Heimwege Streit mit einander bekommen zu haben. Am 28. August kam Johannes Mayer des Morgens betrunken in die Stube des Angeklagten und fing mit seiner Schwester Streit an, packte sie am Halse und drückte sie auf's Bett, so daß gerade der anwesende Zeuge Krieg ihn zur Thüre hinaus schaffte. Der Angeklagte hatte sich am Disput nicht betheiligt. Nach 11 Uhr aber gab es in der Mayer'schen Behausung wiederholt Lärm; namentlich hörte ein Zeuge den Angeklagten äußern: „Komme nur nicht herein, sonst bist Du verloren." Dieser Drohung ungeachtet war Johannes Mayer wieder in die Stube gekommen und hatte den Disput mit seiner Schwester fortgesetzt und nach deren Angabe mit der Hand auf die Kiste schlagend, gegen den Angeklagten geäußert: „Dieser Theil Speicher gehört mein, dieser Dein, wenn Du weiter trittst, schlage ich Dich todt." Daraufhin stieß ihm der Angeklagte, der durch behauptet, sein Bruder habe vorher nach ihm greifen wollen, das Messer, mit dem er gerade Kartoffeln schälte, in den Unterleib, worauf dieser zur Hausthüre heraustaumelte und zu Boden stürzte. Der Stich hatte am andern Morgen den Tod des Verletzten zur Folge. Der Angeklagte, der bald darauf verhaftet wurde, war bei der That, wie die Zeugen sagen, etwas angetrunken. Von Seiten des Vertheidigers, Herrn Rechtscandidaten Groß, wurde ausgeführt, der Angeklagte, von seinem Bruder mit Todtstechen bedroht, habe in Nothwehr, wenn auch vielleicht mit schuldhafter Uebertretung deren Grenzen, jedenfalls im Zustand des Reizes und geminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt. Keiner dieser Milderungsgründe wurde jedoch von den Geschworenen angenommen, der Angeklagte vielmehr einfach schuldig erklärt und zu 5 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Verschiedenes.

In Deutschland gab es im Jahre 1792 nicht weniger als 162 weltliche Landesherren, unter den Titeln der Kurfürsten, Herzoge, Fürsten und Grafen. Dazu kamen 83 geistliche Reichsfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte rc. Dazu kamen ferner 41 freie Reichsstädte, 6 freie Reichsdörfer und etwa 1500 Reichsritter, welch Letztere zwar nicht Sitz und Stimme auf den Reichstagen, aber doch eine Art von Halbsouveränetät unter alleiniger Oberherrlichkeit des Kaisers hatten. Durch den sog. Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden wieder viele geistliche Fürsten und Reichsstädte mediatisirt und größeren Staaten einverleibt. Aehnliche Vorgänge folgen dem Preßburger Frieden von 1805 und der Stiftung des Reichsbundes. 42 Staaten wies dann die deutsche Bundesacte 1815 auf. Durch Ausscheiden und Abtretung verringerte sich die Zahl der Fürsten bis 1866 auf 34—30 Fürsten und 4 freie Städte. In diesem Sommer nun fielen davon 5 Fürsten und eine freie Stadt weg.

Als ein sehr gutes Desinfectionsmittel zur Reinigung der mit verdorbener Luft verpesteten Zimmer, Ställe, Aborte u. s. w. wird von ärztlicher Seite das Brennen von Kaffee empfohlen, wenn man mit dem bereits gebrannten noch duftenden Kaffee in der Pfanne oder Trommel so lange die betreffenden Lokalitäten ausräuchert, als der Kaffee warm bleibt. Es ist vielseitig die Bemerkung gemacht worden, daß in Kaffeehäusern, Spezerei-Handlungen u. s. w., dort, wo viel Kaffee gebrannt wird, noch keine Cholerakrankung vorgekommen sind.

[Heiteres Jagdabentheuer.] Aus Davos in Monstein wird dem „Bündner Tagblatt" folgendes heitere Stückchen gemeldet: Ein Jäger von Davos kehrte Abends zwischen 7 und 8 Uhr nach Hause zurück. Etwa 60 Schritte von seiner Wohnung weg erblickte er in geringer Entfernung vom Wege eine Gestalt in hockender Stellung. Er hielt sie in der Dunkelheit für einen spaßhaften Nachbarn und grüßte freundlich: „Guten Abend, Nachbar Hans". Der erwiderte den Gruß mit einem unverständlichen Brummen in tiefen Baßton. „Du erschreckst mich hinicht (heute) Abend noch nicht; ich fürcht di nüd" gab ihm der Jäger zurück. Nachbar Hans machte sich jedoch mit einem verstärkten Brummen auf die Beine und eilte davon. Nun erst erkannte der junge siebenzehnjährige Jäger am Gange seinen Nachbar, den Meister Pez, dem er rasch eine Kugel nachsandte, die ihn zwar verwundete, aber nicht tödtete.

Aufforderung und Ausschreiben.

Am 23. November 1866 wurde in Kusel ein Notizbuch mit schwarzlederner Decke und drei Wappen in Jnnern zum Aufbewahren von Papiergeld v. dgl. verloren. Jn einer der Wappen befanden sich 3 preußische Fünfthalerscheine, in einer andern der erst vor einigen Wochen durch die k. preuß. Landrathur in St. Wendel für den Müller Friedrich Drumm in Erbesbach für Preußen ausgestellte Gewerbeschein.

Der Finder wird aufgefordert, das Notizbuch sammt Jnhalt sofort mir oder seiner Polizeibehörde gegen angemessene Belohnung zu übergeben.

Jm Uebrigen wird Jedermann, der über den Fund und die Person des Finders Aufschluß ertheilen kann, ersucht, solche mir oder seiner Polizeibehörde zukommen zu lassen.

Die auswärtigen Polizeibehörden, welche zufolge dieses Ausschreibens mit der Sache befaßt werden, belieben, mir die einschlägigen Anhaltspunkte zur Ermittlung des jetzigen Besitzers oder Finders mitzutheilen.

Kusel, den 23. November 1866.

Der kgl. Polizeicommissär,
Bauer.

Speyer, 20. Nov. Der Centner Waizen 7 fl. 21 kr. Korn 5 fl. 33 kr. Gerste 5 fl. 40 kr. Spelz 5 fl. 24 kr. Haser 4 fl. 10 kr.

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 48. Sonntag, den 2. Dezember **1866.**

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Bevor die rauhe Winterszeit einfiel, stand bereits sein zweistöckiges Wohngebäude mit den nöthigsten einfach ausgebauten Räumlichkeiten unter Dach. Der Bau, auch die Bedachung war zwar ganz aus Holz, an welchem Ueberfluß vorhanden war, aber ein so geräumiges Haus nebst Scheuer, das durfte sich der Hannes gestehen, hätte er daheim sein Lebtag nie bekommen und dazu das ausgebreitete Land ringsum. Wenn das Aenneli oft im Anfang meinte, man dürfe es eigentlich den Angehörigen daheim nicht schreiben, daß sie nur eine Blockhütte hätten mit ihrer dürftigen Einrichtung, sie würden noch ausgelacht, dort hätten sie es bequemer gehabt, so war das jetzt anders geworden, jetzt durfte es nicht nur eine Aufzählung des Viehstandes, sondern auch eine Beschreibung ihres Hauses in den Brief setzen.

Der herbe Verlust, den sie auf der Reise erfahren, war natürlich auch heimgeschrieben worden, es war später vermeldet worden, daß sie den Kleinen immer noch nicht hätten. Es klang ihm wie ein Vorwurf, wie eine herbe Anschuldigung, als die Verwandten bemerkten, sie könnten nicht begreifen, wie sie schon so lange fort seien und ihr Kind noch nicht hätten wieder finden können. Das Aenneli machte sich Vorwürfe, sie hätten zu wenig gethan, sie seien zu gleichgültig gewesen. Es sprach zuerst davon, wie es wäre, wenn sie ihr Heimwesen hier verkaufen und weiter ziehen würden gegen Süden; ihm war's je länger je mehr, wenn's nur noch Süden ginge, der Gegend zu, wo es sein Kind sich dachte, das müßte ihm Erleichterung bringen. Wo unser Schatz ist, da ist eben auch unser Herz.

Der Hannes erschrack, als es zum Erstenmal hievon redete, es ging ihm der Gedanke wie ein Stich durch's Herz, die Städte zu verlassen, welche er sich mit viel Mühe und Plage heimisch eingerichtet, an der er, sich eine Zukunft zu sichern, das Schwerste bereits glaubte überstanden zu haben. „Ach, daß das uns begegnen mußte mit dem Büblein, seufzte er, es wäre uns so wohl ohne das.“

Gleichwohl wies er den Gedanken des Aenneli nicht zurück. Er sing an, ihn mit ihm weiter zu besprechen, sammt den Schwierigkeiten, welche die Verwerthung seines Gutes haben werde. Er wüßte Niemand, meint er, der es ihm abkaufte.

„Könnteit du's nicht vielleicht dem Jakob übergeben?“ fragte das Aenneli

„Das wohl,“ erwiderte der Hannes, „aber er ist allein, wenn er nur eine Frau hätte. Sonst wäre er der rechte Mann und ich möchte es ihm gönnen. Er ist ein ganz Anderer geworden, seit er hier ist.“

„Wie wär's,“ bemerkte das Aenneli, „der Jakob hat ja schon von einem Meitli berichtet, das er daheim gern gehabt, wenn man das Mädeli kommen ließe und er heirathete es und er übernähme mit ihm unsern Hof?“

Der Gedanke schlug beim Hannes ein. „Es geht doch Nichts über eine Frau, sagte er mit Lachen, wenn es sich um die Stiftung einer Ehe handelt.“ Er versprach, mit dem Jakob zu reden, er habe ohnehin noch gar Nichts wegen des Lohnes mit ihm ausgemacht; es würde auch sonst kein Unglück sein, wenn das Mädeli käme, sie könnten es brauchen, auch wenn er dem Jakob den Hof nicht übergäbe.“

Der Hannes fing beim nächsten Anlaß mit dem Jakob von der Sache an. Als er vom Lohne sprach, meinte derselbe, er habe es ja versprochen, bei ihm fürs Essen zu sein und für die Kleider, er habe es ja daheim auch nicht anders gehabt. Von nun an könnten sie es freilich anders machen.

„Das sei eben dumm genug von ihm gewesen, entgegnete der Hannes, daß er daheim umsonst den Knecht gemacht, das sei in Amerika am wenigsten der Brauch, ein Arbeiter sei seines Lohnes werth. Als er ihm dann Ueberrechnete, wie viel sein Guthaben bereits betrage, da verhehlte der Mollikjakob seine Freude darüber keineswegs, daß er schon Besitzer von mehreren hundert Dollars sei. Der Hannes sing dann vom Mädeli an, was er dazu meine, wenn man es kommen ließe? wenn man ihm das Reisegeld schickte? — Sonderbar! der Mollikjakob hatte auf der Reise ein einzig Mal Etwas von einem Mädeli berichtet, daß er es gern gehabt, und daß er froh wäre, wenn es hätte mitkommen. Seitdem war von ihm nie mehr ein Ton über seine Lippen gegangen. Es gibt Leute, welche ihre Gefühle, wie's scheint, beliebig für eine Zeit schlafen legen und schlafen lassen können, bis sie Jemand aufweckt. — Bei den Worten des Hannes kamen dem Mollikjakob Thränen in die Augen — die ersten, welche der Hannes bei ihm sah. Er entnahm daraus, daß ihm das Mädeli noch tief im Herzen, so wenig er's gezeigt. Der Jakob mittigte mit tausend Freuden ein, daß sein Meister von seinem Lohne das Reisegeld schicke und bat ihn nur noch, daß er schreibe, das Mädeli solle doch recht bald kommen.

In der Heimathgemeinde des Mollikjakob brachte der Brief und die Geldsendung eine verschiedenartige Wirkung hervor: bei dem Mädeli, das meinte vergessen zu sein, eine unendliche Freude, bei den reichen Bauern Verwunderung mit Neid vermischt, das müsse doch ein curioses Land sein, das Amerika, meinten Etliche, daß ein armer Kerli, der daheim kaum sein Essen und seine Kleider verdient, nach so kurzer Zeit schon mit Geld um sich werfen und es wagen könne, eine Familie aufzustellen. Wenn Andere meinten, man sollte das überschüssige Geld als Rückerstattung für genossene Unterstützung und für die Auswanderungskosten behändigen, so wagten sie gleichwohl diese Meinung beim Pfarrer nicht geltend zu machen, an den fataler Weise das Geld geschickt worden war, und schließlich trösteten sie sich damit, daß sie wenigstens einer armen Bürgerin los würden. Der Signerjoggi benutzte den Anlaß, sich selbst einen Maien zu stecken dafür, daß er Mollikjakob zum Glück verholfen, jetzt sehe man doch, daß er aus ihm einen rechten Kerli gemacht. — Das Mädel reiste sobald als möglich ab, und Mancher thät's ihm noch fremdlich, der es vorher weiblich verschimpft wegen seines Geschleits mit dem Jakob. Es hatte in den Augen der Bauern schon deßwegen bedeutend gewonnen, weil es auf eigene Faust und ohne ihren gnädigen Beistand zu Wasser dern vermochte.

VIII.

Bevor das Mädeli beim Jakob anlangte, trat ein Ereigniß ein, welches eine unerwartete Störung in das bisher ziemlich gleichförmige Stillleben des Gontenhannes und seiner Familie brachte und zugleich seinen Entschluß erleichterte

und beförderte, dem Wunsch des Aenneli gemäß weiter gegen Süden zu ziehen.

Es waren schon bald drei Jahre vorüber, seit der Hanneo sich in seiner neuen Heimath niedergelassen. Sein neu gebautes Haus stund bereits unter Dach. Einige Wochen, nachdem er mit dem Bau fertig geworden, fiel der Winter mit seiner ganzen Strenge ein. Die Familie saß eben eines Abends im Wohngemach. Das Aenneli spann, der Hannes schulte sein Mädchen und auch der Jakob, der die Gelegenheit benutzen wollte, um noch geläufiger lesen und schreiben zu lernen, hatte eine Schiefertafel vor sich auf dem Tische liegen und wetteiferte mit dem Kinde im Lernen. Ein scharfer Wind peitschte den Schnee an die Fenster und rüttelte an denselben. Der Hannes öffnete ein Flügelchen, schaute hinaus und pustete und schüttelte sich. Wir wollen froh sein, daß wir hier in der warmen Stube sitzen, sagte er, es ist ein Hundewetter draußen. Gnade Gott den Armen, die jetzt im Freien sind!" — Im Vorbeigehen neckte er das Aenneli, das beim Spinnen eingenickt war, indem er ihm den Faden aus dem Rocken zog. — Das Aenneli lachte, als es entschuldigend sagte: „so geht's mir immer, wenn ich aus der Kälte herein in die warme Stube komme."

„Hör' lieber auf, mahnte der Hannes und hilf uns buchstabiren, es wird ohnehin bald Zeit sein, den Abendsegen zu lesen und ich hör' ihn alleweil am liebsten von dir."

Der Hannes hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als der Hund unten im Hof aufschlug und ungewöhnlich hastig zu bellen begann, wie er's nicht that, wenn Bekannte anlangten. „Was ist das? bemerkte der Hannes, das Mädeli wird doch etwa nicht bei solchem Wetter anlangen.

Bei uns in unseren Städten und Dörfern ist's nichts Schreckhaftes, wenn Jemand auch noch nach 9 Uhr anklopft, aber auf einer einsam gelegenen Farm ist das immer etwas Ungewöhnliches, und deßhalb vermuthete der Hannes etwas Ungerades. Daß ein Dieb gerade das schlechte Wetter benutzen könnte, um einen Streich auszuführen, das war nicht sein letzter Gedanke. „Zünde die Laterne an," sagte er zum Jakob, „wir wollen nachsehen, was es gibt:" Er selbst nahm eine Waffe zu sich, „für alle Fürsorge", bemerkte er, als das Aenneli ihn besorgt ansah. Er beschwichtigte unten zuerst den Hund und näherte sich dann der Umzäumung, um nach dem Begehren der Außenstehenden zu fragen, die ihre Anwesenheit durch Rufen kundzegeben.

Der Hannes hatte bereits so viel englisch gelernt, um sie nothdürftig zu verstehen, als sie um ein Obdach für die Nacht baten. „Wie Viele?" fragte er.

„Drei Mann," lautete die Antwort, „welche irregegangen sind."

Er öffnete, und nachdem er bei ihrem Eintreten sie gemustert und sich überzeugt, daß sie unbewaffnet seien, führte er sie hinauf ins Wohngemach — Es bedurfte für den Hannes keines sonderlichen Scharfblickes, um zu sehen, daß die Angekommenen vor Kälte und Erschöpfung zitterten. Er gab dem Aenneli einen Wink, auf den es sich in die Küche begab, um für die Gäste eine Erquickung zu bereiten. — Unterdessen fragte der Hannes die Angekommenen aus über das Woher und Wohin? Seine anfängliche Vermuthung wurde bestätigt. Es waren flüchtige Sklaven aus Kelucky, welche Kanada zu erreichen suchten. Die Neger saß man ihnen freilich nicht an, ihr Gesicht und Haar war nicht sonderlich verschieden von dem der Weißen, ihre Aengstlichkeit bewies, was sie durch Worte bezeugten, daß ihre Verfolger ihnen auf der Spur und auf der Ferse seien, und daß sie fürchteten, eingeholt und eingefangen zu werden. Wäre das schlimme Wetter nicht eingetroffen, bemerkten sie, so wären sie nicht verirrt und schon näher der Gränze Kanada's!"

Der Hannes wurde nachdenklich. Nach einer Weile gab er dem Jakob den Auftrag, auf morgen Früh den Schlitten zu rüsten, bei Zeiten den Fuchs und den Rappen zu füttern, damit er vor Tag fortfahren könne, auch solle er einen genügenden Vorrath Hafer in den Schlitten legen. Der Jakob sah ihn verwundert an, er entfernte sich ohne ein Wort zu sagen. — Das Aenneli brachte bald eine dampfende Schüssel mit Suppe und ein mächtiges Stück Schweinefleisch. Während die Drei mit sichtlichem Appetit das Essen einnahmen, zog sich der Hannes mit dem Aenneli in eine Ecke des Zimmers zurück, um ihm mitzutheilen, daß es ihm die wärmsten Kleider nebst Decken hervorholen solle, indem er beabsichtige, die drei flüchtigen Sklaven am Morgen in der Früh weiter zu führen. Das Aenneli wollte ihm Vorstellungen machen wegen des abscheulichen Wetters, wegen der Gefahr, der er sich aussetze. Er wies dieselben zurück mit der Bemerkung: „Ich werde mich nie einen Augenblick besinnen, wenn ich einem Sklaven zur Freiheit verhelfen kann. Vergiß nicht, daß nach Allem unser Kind in der Sklaverei ist. Ich führe sie, komme was da will." — Das Aenneli schwieg. Die Bemerkung wegen seines Kindes wirkte bei ihm. — Der Hannes theilte darauf seinen Gästen mit, was er beschlossen, und rieth ihnen, sich gleichzeitig durch Schlaf für den folgenden Tag zu stärken. Ihre Augen leuchteten vor Freude bei seiner Mittheilung, sie machten ihrem Dankgefühl dadurch Luft, daß sie seine Hand ergriffen und drückten. Man bereitete ihnen, so gut es ging, ein Nachtlager in dem Wohngemach.

Bevor der Hannes am Morgen verreiste, kam noch in der Dunkelheit ein Bote von einem Nachbarhaus mit dem Bericht, es sei gestern dort ein Sklavenhalter oder Sklavenhändler angelangt, der nach drei entlaufenen Sklaven suche, und wissen wolle, daß sie hier herum seien, er melde es, damit er sich darnach richten könne, wenn sie bei ihm seien oder zu ihm kommen. — Der Hannes nahm ihn mit ins Haus hinein, und theilte ihm im Vertrauen mit, was er eben im Begriffe sei zu thun, indem er ihm zugleich die Weisung gab, den Mann so lange als möglich dort zurückzuhalten und ihn auf eine falsche Fährte zu leiten. Wir wollen keine Zeit verlieren, sagte er, indem er sich von ihm verabschiedete und seine Glückwünsche für die vorhabende Reise empfing. Dem Jakob ertheilte er die Mahnung, keinem Menschen zu sagen, mit wem und wohin er gefahren.

Nachdem er noch beim Aenneli und seinem Kinde „b'hüt Gott" gemacht stieg er in den mit einem dicken Tuch überwölbten Schlitten, in dessen Hintergrund die Flüchtlinge bereits Platz genommen. Hinaus ging's in die dunkle Nacht. Glücklicherweise war der Schneefall nicht so stark gewesen, um eine rasche Fahrt zu hindern, der eingetretene Frost hatte zudem eine gute Schneebahn bereitet. Der Hannes war entschlossen, seine Flüchtlinge nicht zu verlassen, bis er sie in Sicherheit gebracht. Des Weges war er kundig nach der Hauptstraße, welche vom Mississippi und St. Louis her nach Toledo und dem Erie führt; das war die nächste Route nach Kanada. Die Pferde waren frisch und ausgeruht, es ging namentlich, als der Tag angebrochen, im schnellen Trab, oft im Galopp vorwärts. Der Hannes vermied es, in öffentlichen Tavernen anzukehren; war dies unumgänglich, weil die Pferde der Ruhe bedurften, so ließ er den Schlitten sammt den Insassen vor dem Wirthshause stehen und Niemand vermuthete im Innern desselben hinter der zurückgespannten Decke Menschen. Vorrath an Speise war im Schlitten und das Mangelnde nahm er jeweilen aus der Taverne zu sich für seine Gefährten. Das erste Nachtquartier fand er bei einer ihm bekannten Quäkerfamilie, von der er im Voraus wußte, daß sie sein Unternehmen begünstigen und befördern werde. Er erfreute sich dort am späten Abend der freundlichsten Aufnahme und erhielt Empfehlungen an Gleichgesinnte auf dem Wege. So gelangte er am vierten Tage, als die Dunkelheit schon eingebrochen, wohlbehalten in Toledo an, wo er wiederum von einer Familie aufgenommen wurde, der er Empfehlungen von vorangegangenen Gastfreunden überreichte. Die Flüchtlinge waren nahe am Ziel ihrer sehnlichen Wünsche. Alle Gefahr war um so mehr überstanden, als der Besitzer des gastlichen Hauses versprach, sie am folgenden Morgen auf seinem eigenen Schiffe nach Kanada hinüberzubringen. Die Drei fanden nicht Worte genug, ihren Beschützern für ihre Hülfe zu danken. — Der Hannes beeilte sich am folgenden Tage nicht mit der Rückreise. Seine Thiere waren nach der angestrengten Fahrt der Ruhe bedürftig und er selbst wollte gern noch die Nachricht von der glücklichen Ankunft seiner Schützlinge in Kanada in Empfang nehmen. Gegen Abend kehrte ihr Fährmann zurück und bezeugte den Jubel,

Digitized by Google

mit welchen sie die freie, vom Fluch der Sklaverei nicht belastete Erde drüben betraten und den heißen Wunsch derselben, ihren Nettern einmal vergelten zu können, was sie an ihnen gethan.

„Ich thäte es noch einmal, wenn ich's nicht schon gethan hätte," bemerkte der Hannes, „meine Freude ist nicht geringer, als die ihrige." — „Das hätte ich sie aber fragen sollen, aus welcher Gegend von Kentucky sie hergekommen, sprach der Hannes zu sich selbst, als er allein war, mein Kind ist vielleicht auch dort. Aber Kentucky ist groß, es hat dort mancher Schurcke Platz!"

Auch der Fährmann, den er fragte, hatte die Flüchtlinge nach ihrem bisherigen Aufenthaltsort und Herren nicht gefragt.

Am folgenden Morgen trat der Hannes seine Rückreise an. Sie ging nicht weniger rasch von Statten, da der Schlitten erleichtert und die Schneebahn auf der Straße inzwischen fester geworden war. Auch hatte er jetzt weniger Ursache, Spähern auszuweichen. Gleichwohl traf er einen solchen unerwartet an in der Person eines alten Bekannten. Als er am zweiten Tage in einer Taverne Rast machte, fielen bei seinem Eintritt seine Blicke auf einen Mann, der sich augenscheinlich Mühe gab, einen ächten Amerikaner und Gentleman vorzustellen, indem er mit großer Nonchalance seine Füße auf der Lehne eines Sessels ruhen ließ und dabei seinen Kautabak im Munde herumquetschte.

„Was? Ihr seid es, Mathys?" rief auf einmal der Hannes aus, Euch hätte ich hier nicht gesucht. Was bringt Euch hieher?"

Es war der Schneidermathys, der verunglückte Prediger vom Auswandererschiffe her.

Der Mathys gräßte herablassend, indem er sich den Anschein gab, den Aufkömmling nicht zu kennen und sich erkundigte nach seinem Namen und dem Ursprung ihrer Bekanntschaft; dann wurde er etwas freundlicher, ohne indeß seinen Hochmuth dem Hannes gegenüber fallen zu lassen, der eine ordinäre Farmerskleidung trug und von welchem er vermuthlich annahm, er werde da herum Knecht sein. Er wurde ein noch ein Merkliches herablassender und freundlicher, als er vernahm, daß derselbe Besitzer des angefahrenen Gespanns und einer Farm sei.

„Was führt Euch hieher?" wiederholte der Hannes nach diesen vorangegangenen Auseinandersetzungen."

„Es ist eine verfluchte Geschichte," erwiderte der Mathys. „Drei Neger sind mir auf einmal entlaufen, ich reise ihnen schon drei Tage nach bei diesem verdammten Wetter und in dieser verdammt langweiligen Gegend. Ich habe sie noch nicht finden können. Sie werden mir aber nicht entwischen, die Schurken. Wenn sie nach Kanada wollen, müssen sie ohne Zweifel hier durch, und da soll mich das Wetter verschlagen, wenn sie passiren können, ohne daß ich sie entdecke. Es ist eine verfluchte Race, das Negervolk!"

„So? drei? Ich fürchte, Mathys, Ihr seid zu spät, vorgestern sind drei Neger gegen den Erlöse auf dieser Straße gereist, ich habe sie wohl gesehen, obschon sie in einem verhängten Schlitten fuhren; die sind ohne Zweifel schon hinüber."

Der Hannes lächelte verschmitzt, während er diese Worte sprach, und beobachtete mit einer gewissen Schadenfreude den Eindruck, welche seine Mittheilung machen werde. — Der Mathys sprang auf, als er dies hörte, er trat näher an den Hannes heran in sichtlicher Aufregung, er wollte mehr wissen, als er bereits vernommen, der Hannes sollte ihm genauer sagen, wie sie ausgesehen, wo er sie getroffen.

„Wie sie ausgesehen, kann ich so genau nicht sagen, nur das weiß ich, daß man sie eben so gut für Weiße halten konnte als für Neger; aber Ihr habt oft bei Euch da unten kuriose Neger, Ihr nehmt's nicht so genau mit der Farbe. Daß es flüchtige Sklaven gewesen, habe ich mir gleich gedacht, sie wären sonst nicht so versteckt im Schlitten drin gesessen. Ich sah sie einige Stunden vom Erlöse."

„Das sind sie schon gewesen," antwortete der Mathys aufgeregt und hinüber sind sie dann jedenfalls; die Leute hierherum sind schlecht genug, solchen Schurken behülflich zu sein und uns in Schaden zu bringen . . . das Hundepack! Dreitausend Dollars wenigstens sind auf einmal zum Teufel!"

Der Schneidermathys merkte nicht, wie der Hannes nun erst eine doppelte Freude hatte über das, was er so eben ausgeführt. Sein Aerger verdoppelte sich, als derselbe mit anscheinender Gleichgültigkeit sich über die Sache ausließ und absichtlich seinem alten Bekannten sagte, was ihm gut dünkte.

„Ich einmal nehme es den armen Teufeln nicht übel, hob er an, wenn sie die Gelegenheit benutzen, frei zu werden, ich machte es an ihrem Platze ebenso, und du auch, Mathys. Sie ist vor Gott nicht recht, diese Sklaverei, der Mensch ist zur Freiheit berufen, der Neger ist auch ein Mensch. Auch sehe ich nicht ein, was unser Einer Schlechtes thun soll, wenn er dieser Wahrheit und seiner Ueberzeugung gemäß handelt und Anderen zur Freiheit verhilft, welche er für das Gemeingut aller Menschen hält. Wenn Ihr da im Süden Euch eines Lasters schuldig macht, warum sollen wir uns eben deßselben schuldig machen und Euch in der Uebung deßselben bestehen?"

Der Schneidermathys sah den Hannes bei diesen Worten verwundert an. Er hatte nicht den Muth, ihn ferner stolz und vornehm zu behandeln, nicht einmal den Muth, die Sklaverei entschieden zu vertreten. Er bemerkte bloß, die Neger seien darum nicht Menschen wie die Anderen.

„Aber Menschen sind sie, erwiderte der Hannes mit Wärme, auf das Mehr oder Weniger der Gaben kommt es nicht an, Menschen sind sie, und nicht Thiere! Uebrigens da unten am Mississippi ist's auch Eins, ob Neger oder nicht, Sklaven wollt Ihr. Darum hat mir ein solch elender Kerl von Slavenhalter meinen Buben gestohlen, und ich bin überzeugt, er will ihn zum Sklaven machen, obwohl er doch kein Neger ist, sondern ein Mensch wie andere."

Der Hannes merkte nicht, wie der Schneidermathys bei der letzten Aeußerung aufhorchte und im Begriffe stund, eine Frage zu stellen, und eine Mittheilung an dieselbe zu knüpfen. Er fuhr in seinem Eifer fort: „So? also ein Sklavenhalter bist du geworden, Mathys? Weißt du noch, wie viel Du auf der Reise von Freiheit und Gleichheit geredet, von Unterdrückung und Knechtschaft in Europa. Aber so ist's oft, wer am lautesten die Freiheit predigt, der wird bei erster Gelegenheit ein Tyrann und Menschenquäler."

„Eigentlich bin ich nicht Sklavenhalter," bemerkte der Mathys ruhig und kleinlaut, „Du mußt mich nicht falsch verstehen, ich habe nicht gesagt, daß die entlaufenen Sklaven mein seien, ich bin nur angestellt bei Demjenigen, dem sie gehören. Aber à propos! . . ."

Der Hannes unterbrach ihn: „Also nicht Sklavenbesitzer, aber Sklavenvogt, Sklavenaufseher, Sklavenjäger! Wie kannst Du es etwas sein, ohne Dich zu schämen? Ein Mann, der, wie er sagte, der Freiheit zu lieb nach Amerika gezogen ist!"

Der Mathys biß sich auf die Lippen und wurde roth vor Aerger. Er hatte dem Hannes gegenüber den vornehmen und reichen Herrn spielen wollen, und nun war er so schmählich auf der Rolle gefallen. „Ein Jeder verdient sein Brod wie er kann," meinte er.

„Ja, auf eine ehrliche Art, Mathys," antwortete der Hannes, indem er sich anschickte, weiter zu gehen.

Der Mathys verabschiedete sich kalt und mürrisch von ihm. „Wäreſt Du anders gewesen, äußerte er vor sich, als der Hannes draußen war, ich hätte Dir etwas sagen können, das Du wohl längſt gern gewußt. Du haſt es Dir ſelbſt zuzuſchreiben und Deiner Grobheit, daß ich's nicht gethan."

(Fortſetzung folgt.)

Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz.

IV. Quartal 1866.

(Schluß der Sitzung vom 23. und 24. November.)

2) Protestantische Kirchencasse. Auf dieselbe Weise wie oben hatte Weil auch hier, außer anderen Veruntreuungen, von ihm erhobene Kapitalien im Belaufe von 554 fl. 21 kr. als noch ausstehend fortgeführt und beträgt hier der Rezeß im Ganzen 2643 fl. 53½ kr.

3) Außer den vorerwähnten dienstlichen Veruntreuungen liegen dem Angeklagten noch zur Last: 1) Die Unterschla-

Digitized by Google

gung von Geldern im Betrag von 562 fl. 8 kr., die ihm als Vormund seiner Nichte zur Verwaltung übergeben waren; 2) die Unterschlagung von 506 fl. 56 kr., die ihm als Curator des abwesenden Carl Ludwig Sand anvertraut waren, und 3) die Unterschlagung von 920 fl. 13³/₄ kr. z. N. der Kleinkinderbewahranstalt und des Frauenvereins zu Speyer, die jedoch, weil nur Vergehen, heute nicht zur Sprache kömmt. Der Angeklagte gesteht alle ihm zur Last gelegten obigen Fälle als richtig zu. Der Vertheidiger, Herr Rechtskandidat Rosenberger, bestreitet zwar dieses Zugeständniß nicht, führt jedoch aus, daß die Unterschlagungen schon vor längeren Jahren stattgefunden und sämmtliche obenberührte Manipulationen, wie: falsche Verbuchungen und dergleichen, nur dazu gedient hätten, das Defizit zu verdecken, und dieß wäre nur möglich gewesen bei dem übergroßen Vertrauen, das Weil genoß, und der Sorglosigkeit, mit der man jede Ueberwachung und jede Revision unterließ. Diese früheren Unterschlagungen rühren jedoch nicht vom Angeklagten, sondern von dessen Frau her, was diese in einem älteren Briefe selbst gestehe und was auch aus den Verhältnissen hervorgehe. Außerdem machte die Vertheidigung die Einrede der Verjährung geltend und beantragte eine deßfallsige Aenderung der Fragestellung die auch der Gerichtshof noch mehr als einstimmiger Deliberation theilweise vornahm. Nachdem die Geschworenen nach längerer Berathung die ihnen nunmehr vorgelegten Fragen bejaht hatten, wurde der Angeklagte zur Festungsstrafe von 5 Jahren verurtheilt.

Sitzung vom 25. November.

Verhandlung gegen Carl Hüther, 21 Jahre alt, Ackerer zu Münchweiler, der vorsätzlichen Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode angeklagt.

Am 21. Okt. l. Js. war der Angeklagte mit seinem Vater Daniel Hüther in der Wirthschaft von Weiler zu Münchweiler bei der Kirchweihmusik, wo gegen 12 Uhr die diesjährigen Conscribirten für sich einen Extratanz verlangten, der auch trotz des Widerspruchs anderer Burschen aufgespielt wurde. An diesem Tanze wollte sich auch der 18jährige Georg Christmann von da betheiligen, wurde aber hieran verhindert, und da er dennoch fortlangen wollte, mit seinem Onkel, der ihm bei der hierdurch entstandenen Schlägerei zu helfen suchte, aus dem Tanzsaale hinausgedrängt. Christmann kehrte jedoch wieder zurück, angeblich um seinen zurückgelassenen Hut zu holen, trat hastig in den Tanzsaal ein und gerade auf den Angeklagten und dessen Vater, die sich bei der erwähnten Schlägerei besonders betheiligt hatten, mit erhobenen Fäusten los und hieb oben herunter nach denselben. Daniel Hüther ergriff nun den Christmann an den Haaren und zog ihn hieran, rückwärts gehend und dessen Kopf zu Boden drückend, nach sich, während der Angeklagte demselben mehrere Mal von oben herunter noch dem Kopf schlug, bis plötzlich das Blut im Bogen zum Hals des Christmann herauspritzte und dieser lautlos zu Boden sank und zu leben aufhörte. Bald darauf wurde der Angeklagte und dessen Vater, die sich unterdessen entfernt hatten, von der Gendarmerie festgenommen, welcher dann auch Ersterer, nach vorherigem Läugnen, zuletzt zugestand, mit seinem offenen Messer den Christmann gestochen und getödtet zu haben. Nach dem Messer befragt, erklärte er, es ihm Hof verliehen zu haben, wo es auch noch mit blutiger Klinge aufgefunden wurde. Ursprünglich wurde von Solchen, die den Vorfall nicht in nächster Nähe beobachtet hatten, Daniel Hüther als der Thäter genannt, was sich jedoch als irrig erwies. Der Angeklagte behauptet, der Getödtete und dessen Onkel seien in Begleitung mehrerer Kameraden mit offenen Messern auf ihn los, gegen welchen Angriff er sich habe wehren müssen. Ein offenes Messer wurde bei Christmann, jedoch von Anderen nicht bemerkt, ein solches aber am Platze, wo derselbe zusammenbrach, im geschlossen Zustand gefunden. Außer 3 ungefährlichen Stichwunden hatte Christmann eine weitere an der linken Seite des Halses, welche den unmittelbaren Tod desselben zur Folge hatte. Christmann wie Hüther haben einen guten Leumund.

Der Vertheidiger, Herr Rechtskandidat Hoseus, stellte auf, es sei gar nicht erwiesen, wer bei der in Frage stehenden Rauferei den Christmann getödtet habe, ob der Angeklagte, dessen Vater oder ein anderer beim Streite Betheiligter. Christmann habe mehrere Stichwunden gehabt und der Angeklagte, der ebenfalls Verletzungen an sich getragen, der ihn transportirenden Gendarmerie erklärt: „er wolle es in Gottesnamen auf sich nehmen," wahrscheinlich, um seinen Vater zu entlasten. Sollte aber auch der Angeklagte den tödtlichen Stich geführt haben, so hat er doch in Nothwehr, deren allenfallsige Ueberschreitung ihm nicht zur Schuld angerechnet werden könne, jedenfalls aber im Zustande des Reizes und durch die Quantität des genossenen Weines erheblich geminderter Zurechnungsfähigkeit gehandelt. Die Geschworenen, die den Angeklagten schuldig erklärten, nahmen zugleich Reiz an, worauf derselbe zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt wurde.

Sitzung vom 27. November.

Verhandlung gegen Peter Zech, 27 Jahre alt, ledigen Tagner, zu Mutterstadt wohnhaft, welcher des Nothzuchtverbrechens angeklagt ist.

Der Angeklagte hat eine sehr vernachlässigte Erziehung erhalten und soll einem arbeitscheuen Leben ergeben sein. Er läugnete die ihm zur Last gelegte That, will auch zur Zeit, als dieselbe geschah, betrunken gewesen sein, sich daher nicht mehr an Alles erinnern können. Von Seiten der Vertheidigung, geführt durch Herrn Rechtskandidaten Sauter, wurde in erster Linie, hauptsächlich auf den Grund des Lebensalters und des ungünstigen Rufes der angeblich Vergewaltigten in sittlicher Hinsicht, der Beweis als nicht erbracht angegriffen und subsidiarisch geminderte Zurechnungsfähigkeit geltend gemacht. Die Geschworenen verneinten jedoch die ihneu in letzterer Hinsicht gestellte Frage, indem sie die Hauptschuldfrage bejahten. Der Gerichtshof erkannte sodann gegen den Angeklagten auf eine Zuchthausstrafe in der Dauer von vier Jahren.

Sitzung vom nämlichen Tage.

Contumazialsache gegen Conrad Spitzfaden, 36 Jahre alt, Weinhändler, bisher in Edenkoben wohnhaft, wegen betrügerischen Bankerotts.

Von Frankweiler, wo der Angeklagte einen Weinhandel angefangen hatte, zog derselbe im Jahre 1863 nach Edenkoben und trieb dort sein Geschäft in größerem Maßstabe fort. Besonders hatte derselbe häufige Weinsendungen nach Amerika zu machen, wo ein Bruder von ihm etablirt war. Der Angeklagte genoß bisher eines guten Rufes und eines großen Credits, da er als ein wohlhabender Mann galt und als solcher überall auftrat. Im November 1865 trat er eine angebliche Geschäftsreise an, ging jedoch zuerst nach Frankfurt, wo er bei Gastwirth Köhleuther für 2 diesem überschickte Faß Wein 1200 fl. einkassirte und damit an Bord des Schiffes „Saxonia", das zwei Faß neuen Wein von ihm verladen hatte, um nach Amerika überzusiedeln, wohin er im Juni v. Js. 40 Faß und im November 24 Faß Wein hatte vorausgehen lassen. Die auf die Fallimentserklärung stattgehabte Vermögensaufnahme zeigte eine Ueberschuldung von 12,710 fl., wozu jedoch noch die in die Aktivmasse aufgenommene in Amerika ausständigen Schuldposten im Gesammtbetrag von 6111 fl. 12 kr. zu zählen sind, da diese Spitzfaden jedenfalls erhoben und so auch seinen Gläubigern entzogen hat. Ueber den ausgedehnten Geschäftsbetrieb, wie er bei den Angeklagten stattfand, führte derselbe keine regelmäßigen Bücher, sondern nur ein Notizbeit, das mit ihm verschwunden war, während man nur ein altes zerrissenes Kellerbuch mit Notizen ohne Belang und 3 weitere erst kurz vor der Flucht neu angelegte Bücher, aus denen ebenfalls nicht viel zu ersehen war, vorgefunden hatte. Der Schwurgerichtshof erkärte den Angeklagten des ihm zur Last gelegten Verbrechens für überführt und verurtheilte denselben in contumaciam zu einer Zuchthausstrafe von 4 Jahren.

Alle Sorten Lebkuchen, fein Marzipan und Zuckerzeug stets zu haben bei
[474] **D. Neu ll.**

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Didaskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 49. Sonntag, den 9. Dezember **1866.**

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

IX.

Als der Hannes mit den drei Flüchtlingen fort war, kam am selben Nachmittag ein Herr zu Pferde beim Haus des Gontenhannes an. Er hatte sein Thier an die äußere Umzäunung und umschritt das Haus zu Fuß, wie wenn er da etwas verloren hätte. Der Jakob schaute ihm ein Weilchen von ferne zu, dann trat er näher, schnauzte ihn derb an, was er hier zu thun und zu suchen habe. Der Herr fragte in ruhigem Ton, ob die letzte Nacht Niemand in dem Hause angelangt sei, und Quartier verlangt habe.

„Weiß nicht“, lautete die kurze und barsche Antwort. — „Wer ist mit dem Schlitten fortgefahren, dessen Spuren hier im Schnee zu sehen sind?“

„Der Meister diesen Morgen. Uebrigens, was geht das Euch an, das Haus ist unser, macht, daß Ihr fortkommt, ich dulde hier, so lang der Herr fort ist, kein Spionieren von fremden und verdächtigen Personen.“

Der Herr ließ sich nicht aus der Fassung bringen, er verlangte die Frau des Hauses zu sprechen.

„Ich will's ihr sagen“, bemerkte der Jakob; während er dem Hause zuging, schaute er heftändig zurück, wie Einer, der die Finger eines Schelms im Auge behalten will. „Da ist Einer unten,“ sagte er zum Aenneli, hastig eintretend, der Euch zu sprechen wünscht, der Kerl sieht demjenigen auf's Haar ähnlich, der den Hansli gestohlen hat.“

Das Aenneli schrack zusammen, es zitterte und wurde bleich. Erst nach einer Weile befahl es, den Mann herauf zu führen.

Der Herr — es war Niemand anders, als der John Falster, der Reisegefährte auf dem Dampfschiffe — schien sichtlich betroffen, als er dem Aenneli gegenüberstand, er erkannte es ohne Zweifel wieder. Doch sagte er sich nun so leichter, als er noch Hoffnung hatte, seinerseits nicht erkannt zu sein.

„Ich komme, Madame, mich zu erkundigen, ob nicht kürzlich hier drei flüchtige Neger angekommen sind, ich hoffe, man werde mir die Hand bieten, sie zu entdecken und wieder einzubringen.“

„Neger? nicht daß ich wüßte,“ antwortete das Aenneli zitternd vor Aufregung, nein, Neger nicht!“

Der Angeredete schien der Aussage wenig Glauben zu schenken, er zeigte dies auch, indem er wieder der Spuren eines Schlittens erwähnte, der vom Hause wegefahren. Er wies auf das Gesetz hin, welches verbiete, flüchtigen Sklaven Vorschub zu leisten, er drohte mit gerichtlicher Klage.

Das Aenneli, welches nicht mehr recht wußte, wie die Sache anpacken, fing an warm zu werden, da Derjenige, der an ihnen die Schurkerei begangen, nun noch die Frechheit hatte, als Ankläger gegen sie auftreten zu wollen. Der Jakob war inzwischen eingetreten, theils aus Neugierde, theils weil er gern dabei sein wollte, wenn's zu einem Ausputzen käme, er verspürte gleich von Anfang an nicht wenig Lust, die früher dem Mann, wenn er ihn hätte, verheißenen Schläge nachzuholen.

„Ihr habt wenig Ursache, so zu reden, Herr,“ bemerkte das Aenneli. Eigentlich ist's recht, daß Ihr selber da seid, um Auskunft zu geben, was Ihr mit unserem Büblein angefangen, das Ihr auf dem Dampfschiff gestohlen habt.“

Der Angeredete schien über diese Aeußerung gar nicht betroffen, er mußte ja von Anfang an, nachdem er das Aenneli erkannt, auf dieselbe gefaßt sein, er war mit sich schon im Reinen über das Verfahren, welches er diesfalls zu beachten hätte.

„Ich verstehe nicht, Madame, was Ihr da sagt. Ihr müßt mich offenbar für den Unrechten halten, Ihr hättet genauer sehen sollen, um nicht einen Unschuldigen zu beleidigen.“

Da platzte der Jakob im höchsten Zorne über die Frechheit des Mannes heraus: „Sehet den infamen Schurken, jetzt läugnet er noch und thut, als kenne er uns nicht, und bin ich doch selbst dabei gewesen und kenne ihn. Mach' daß Du fortkommst, Du Spitzbube, oder ich werfe Dich hinaus, daß Du daran denken sollst.“

Das Aenneli wollte den Jakob begütigen, umsonst.

„Laßt mich nur machen, Meisterin, wißt Ihr noch, wie oft ich's gesagt, wenn ich ihn hätte, ich schlüge ihn halbtodt, den Kinderschleim.“

Die Sprache war deutsch und deutlich. Der Fremde verstand sie. Er hielt es unter diesen Umständen wirklich für's gemeinste, möglich schnell aus der Schuß- und Trefweite zu kommen. Während er einen scheuen und halbbesorgten Blick auf die Fäuste des Jakob warf, machte er seinen Abzug durch die Miene verletzter Unschuld und durch die Drohung, bei Gericht eine Klage anhängig zu machen wegen Ehrverletzung und Uebertretung der Sklavenbill. — Es war, als habe der Hund im Hof drunten die Scene verstanden, die so eben eben vorgefallen, und als wolle er dem Jakob seine Rolle streitig machen, so bellte und knurrte er den Heraustretenden an und suchte ihm den Ausgang zu verwehren, bis ihn endlich das Aenneli vom Fenster aus zur Ruhe wies. Der Jakob war nachgegangen bis vor die Hausthür, in der Hoffnung, der Abziehende gebe ihm vielleicht Anlaß, anzubinden, er hätte ihn gar zu gerne in die Finger genommen. Der Fremde hütete sich aber wohl, ihn irgendwie zu reizen. Er bestieg rasch sein vor der Umzäunung stehendes Pferd und ritt davon. — Als Jakob wieder hinauf kam, machte er dem Aenneli Vorwürfe, daß es ihn nicht habe gewähren lassen, so hätte man ihn doch nicht sollen abziehen lassen.

„Eigentlich,“ bemerkte das Aenneli, „wissen wir jetzt so viel als vorher, nicht einmal, wo er daheim ist. Nein, wie dumm haben wir's angefangen. Ich hätte besser gethan, wenn ich wegen des Hansli geschwiegen und ausgetragt hätte.“

„Soll ich ihm nach,“ fragte der Jakob, und ihn packen?“ Er kam wieder ganz ins Feuer.

„Das nützt nun nichts mehr,“ erwiderte das Aenneli. „Er wird nicht auf Dich warten.“

Recht wäre es dem Sklavenhalter Mitchel eben nicht gewesen, wenn er festgehalten worden wäre, er wußte wohl, daß er hier am unrechten Ort angekommen, und daß es nicht gerathen sei, sich weiter einzulassen; sein Streben mußte sein, dem Gontenhannes möglichst unbekannt zu bleiben.

So sehr er darum für sich überzeugt sein mochte, daß die Flüchtlinge hier Hülfe gefunden, so wenig war es ihm ernst damit, gegen Diejenigen Klage zu erheben, welche ihnen weiter geholfen, er mußte selber froh sein, wenn er nicht weiter behelligt und verfolgt wurde.

Digitized by Google

Eben deßwegen kochte es in seinem Innern vor Zorn und Wuth, als er fortritt. Es mußte ihm an drei Neger sehr viel gelegen sein, er knirschte mit den Zähnen, er fluchte vor sich hin darüber, daß die drei Schurken gerade bei den Leuten hätten einkehren müssen, vor welchen er sich nicht einmal zeigen dürfe. Je weniger er in der Lage war, gegen den Gontenhannes als Flüchtbefördberer gerichtlich aufzutreten, um so mehr war er entschlossen, an demselben auf andere Weise Rache zu nehmen und, wenn möglich, ihn und die Seinen unschädlich zu machen. „Das thu' ich", sprach er vor sich hin mit einem schadenfrohen, teuflischen Lachen, indem er rasch sein Pferd links auf einen nichts weniger als guten Weg dem Walde zulenkte. Ein Unbekannter würde gedacht haben, was will der Reiter dort drüben, der geht irre. Herr Mitchel ging nicht irre, er wußte, was er dort wollte.

Mehrere Stunden südlich von den schweizerischen Ansiedlern bei Winchester lebte mitten im Wald der rothe Jost, wie man ihn in der Umgegend nannte. Er war kein Bauer, das Hacken und Pflanzen wäre ihm zu mühsam gewesen und zu prosaisch, er lag dem poetischen Geschäft der Jägerei ob, daneben trieb er Anderes, was oft bei Denen, die es treiben, zu einem unpoetischen Ende führt. Woher er stammte, wußte man nicht, er redbrechte mehrere Sprachen. Man scheute und mied ihn, ohne daß man sagen konnte, warum. Seine Nachbarn hatten das Gefühl, daß er nicht sauber sei. — Den rothen Jost wollte Mitchel aufsuchen im Walde. Der Kukuk weiß, woher seine erste Bekanntschaft mit demselben datirte, es galt hier jedenfalls das Sprüchwort, daß Gleiches und Gleiches sich findet und gesellt. Der rothe Jost lieferte ihm Pelze und Felle, welche der Meister Mitchel ihm abnahm, um sie wieder zu verhandeln. Aber jedenfalls machte der rothe Jost mit ihm noch andere Geschäfte und leistete ihm noch andere Dienste. Einer derselben bestand in letzter Zeit darin, daß er ihm flüchtige Sklaven abfing. Das betrieb er aber so, daß er zweielen, wenn er auf dem Gut des Mitchel war, sich mit seinen Sklaven in scheinbar geheime Verbindung setzte und sie einlud, wenn sie fort wollten, zunächst eine Zusflucht bei ihm zu suchen. Die Nachjetzenden wußten dann jedesmal schon, wo sie dieselben fanden und er bezog von jedem derselben ein Fanggeld. Dieß verabredete Spiel konnte aber nur so lange fortgetrieben werden, bis die Neger daraus, daß Alle, welche zum rothen Jost flüchteten, wieder eingebracht wurden, Verdacht schöpften. So hatten die drei letzten Flüchtlinge, obwohl auch ihnen die Pfade zu seiner Waldhütte bezeichnet worden, absichtlich dieselben gemieden, sie waren umsonst bei ihm gesucht worden.

Die Nacht war schon angebrochen, als Mitchel bei der einfachen Waldhütte des rothen Jost anlangte. Der Mond hatte ihm geleuchtet auf dem Weg. Der rothe Jost trat etwas beunruhigt unter die Thüre, als er ein Pferd draußen wiehern hörte. Der Angekommene reichte ihm die Hand und trat in den von einem glimmenden Feuer erwärmten und spärlich erleuchteten Raum.

„Was hat's gegeben," fragte der Jost, „daß Ihr so spät noch hierher kommt?"

Der Mitchel setzte sich auf einen Block zunächst dem Feuer. „Was es gegeben hat?" begann er ärgerlich. „Ich mußte dießmal selbst zu Euch kommen, um eine Angelegenheit mit Euch zu besprechen; sobald dieselbe in Ordnung ist, wird es Euch nicht viel machen, mich bis zur nächsten Taverne zu begleiten."

Während der Jost einen Wildbraten zubereitete, erzählte ihm der Mitchel sein Mißgeschick mit den drei flüchtigen Sklaven, den werthvollsten, die er gehabt, wie dieselben wahrscheintich verloren seien, wenn sie nicht etwa von dem Aufseher, der ihnen auf einem andern Weg nachgesetzt, eingeholt worden seien. „Kennst du," fragte er auf einmal, „den Farmer in dem neugebauten Hause da drüben?"

Auf die bejahende Antwort des Jost erklärte er, daß ohne Zweifel die Leute die Flüchtigen weiter geschafft.

„Da werdet Ihr sie dafür zu finden wissen," bemerkte der Jost.

„Das eben nicht, ich habe meine Gründe, nicht gerichtlich gegen sie einzuschreiten, aber ich wünsche zugleich eine alte Rechnung mit ihnen abzuthun . . . Jost, fügte er nach einer Pause leise und vertraulich sprechend hinzu, hundert Dollars sollen mich nicht reuen, wenn Du mir vor Sommers Anfang den Bericht bringst, daß jenes Haus abgebrannt sei. Du sollst das Doppelte erhalten, wenn Du mir sagen kannst, daß sein Besitzer mitverbrannt sei. Du verstehst mich, Jost."

Der Jost besann sich eine Weile, er schien von dem Gesprochenen überrascht.

„Willst Du eintreten?"

„Ich habe so Etwas noch nie gethan, Herr," antwortete der Jost verlegen.

„Kannst Du auf eine bequemere Art so viel Geld verdienen?"

Der Jost besann sich wieder, es kämpfte offenbar mit ihm.

„Nun, was zögerst Du so lang?" drängte der Versucher.

„Meinetwegen, Herr," antwortete endlich der Jost, „ich will es übernehmen."

Die Angelegenheit war abgethan. Die Insassen der Waldhütte verzehrten in der Eile das zubereitete Wildpret. Ein Gespräch wollte nicht in Gang kommen, der rothe Jost war einsylbig, er schien verstimmt. Der Herr Mitchel erhob sich und trat hinaus, nahm ruhig den Sack mit Hafer, aus dem inzwischen sein Pferd sich gütlich gethan, vom Hals desselben und band ihn hinter den Sattel. Er nahm sein Thier am Zügel und folgte zu Fuß dem voranschreitenden wegkundigen Jäger; dabei stieß er mehr als einmal Flüche aus, bald über den holperigen Weg, bald über die verdammten Nigger, derenwegen man solche Mühseligkeiten auf sich nehmen müsse. Der Jost ging schweigend voran. Nach einem beschwerlichen Marsch von mehreren Stunden langten sie um Mitternacht bei der Taverne an. Herr Mitchel verabschiedete seinen Begleiter mit einem reichlichen Trinkgeld.

„Eine feige Memme ist er aber doch, der rothe Jost," brummte er vor sich hin, als derselbe weg war — „besinnt sich noch, statt mit Freuden einzuschlagen."

Er merkte nicht, wie der Jost noch eine Weile stille stand, er hörte nicht, wie derselbe zu sich selbst sprach: „Ein mittelbig schlechter Hund ist er aber, der Herr Mitchel; wenn es nicht wegen des Geldes wäre, ich wollte lieber nichts mehr von ihm wissen."

Das waren die Complimente, welche sich die zwei Freunde einander im Stillen machten. Die zwei „Freunde", ja, wenn's unter den Schlechten überhaupt Freundschaft gäbe. — Der Herr Mitchel klopfte den Wirth heraus, übergab ihm sein Pferd, trank noch ein Glas Whisky und schlief dann ohne Zweifel den Schlaf des — Ungerechten.

X.

Der Gontenhannes kehrte wohlbehalten am achten Tage nach seiner Abreise zurück, zur großen Beruhigung des Aenneli, das sich seine Abwesenheit nicht so lange gedacht und darüber allerlei schwere Gedanken gemacht hatte, namentlich seit dem Besuche des Fremden und doch ihnen nur zu gut Bekannten. Der Hannes war voll Freuden darüber, daß ihm sein Unternehmen so wohl gelungen, er wies die Einrede des Aenneli, es werde ihm wenig abtragen, mit der Antwort zurück: „Sei dem wie ihm wolle, ich habe etwas Gutes gethan, ob ich meinen Lohn dafür habe oder nicht, weiß Gott. Ich werde es nicht sparen, wenn ich den Sklavenhaltern wieder einen ähnlichen Streich spielen kann."

Nun erzählte ihm das Aenneli die Geschichte, wie eben Der, welcher ihnen den Hanesli gestohlen, am selben Tage gekommen sei, um den Dreien bei ihnen nochzufragen, und wie er vom Jakob abgefertigt worden sei. Der Hannes hörte mit größter Aufmerksamkeit zu und mit sichtbarer Befriedigung darüber, daß der Jakob ihn so derb aus dem Hause geschafft. — Dann aber wurde er nachdenklich, er verglich im Stillen seine Erlebnisse, sein Zusammentreffen mit dem Schneidermathys mit dem so eben Gehörten.

„Wißt Ihr," fragte er dann hastig, „wißt Ihr, wo der Kerl wohnt? habt Ihr ihn darnach gefragt?"

„Nein, eben nicht, ich hab's den Jakob schon gesagt, daß wir die Sache dumm gemacht."

„So? und ich eben so dumm, daß ich den Schneidermathys und die Flüchtlinge nicht einmal nach ihrem Wohn-

Digitized by Google

gefragt, sonst wüßten wir jetzt wenigstens, wo wir Denjenigen zu suchen haben, der uns den Hanesli gestohlen."

Er erzählte nun dem Aenneli sein Zusammentreffen mit dem Schneidermathys, der ohne Zweifel bei dem Schelmen angestellt sei. — Die Zwei saßen eine Weile in sich gekehrt da. — „Ich merke wohl, äußerte der Hannes dann wieder, daß wir diesen Amerikanern gegenüber nicht schlau und besonnen genug sind ich habe genug gelesen von ihrer Verschlagenheit, wir haben sie bereits selbst erfahren."

„Das hab' ich selbst auch gedacht," meinte das Aenneli, wie leicht wir bei dieser Gelegenheit unserem Kinde hätten auf die Spur kommen können, aber ich war nicht besinnt genug, die Ankunft und das Benehmen des Menschen haben mich zu sehr überneumen und in Zorn gebracht."

Der Hannes ließ sich durch die letzten Erfahrungen, so viel sie ihm zu denken gaben, nicht irre machen, er lag seinen gewohnten Arbeiten wieder rüstig ob. Bei dem Aenneli dagegen war das Sehnen nach seinem Kinde um so stärker wieder erwacht, seitdem es, wenn auch nur unsichere Spuren desselben aufgefunden, seitdem ein, wenn auch nur leiser Hoffnungsschimmer ihm aufgegangen. Es klagte seinem Mann, es halte es hier nimmer aus, es sprach neuerdings wieder davon, sie wollten ihre gegenwärtige Wohnstätte verlassen und nach dem Süden, nach Kentucky ziehen.

Inzwischen langte das Mädeli an, die Liebste des Jakob, zur unaussprechlichen Freude desselben, der die Liebe zu ihm so viele Jahre stumm in seinem Herzen getragen. Die Hochzeit wurde in den nächsten Wochen schon gehalten, der Hannes verlangte das so. Sie wurde von allen Nachbarn mitgefeiert in einfacher, herzlicher Weise. Das that besonders dem Mädeli wohl, das meinte, daheim hätten sie allein zur Kirche gehen müssen, und die Leute hätten ihre Hochzeit nur mit einem Naserümpfen begleitet, wenn man Arm sei, sei man halt verachtet. Das Mädeli erwies sich bald als eine thätige und anstellige Hausfrau, an welcher der Jakob in der That eine Gehülfin, zu ihm passend gefunden habe. Es war schon vorher ausgemacht worden, vom Hannes und dem Aenneli, daß die Zwei einstweilen bei ihnen bleiben könnten, bis sie eine Gelegenheit fänden, etwas Eigenes anzufangen. Dann wurde der Gedanke wieder aufgenommen, ob sie ihnen nicht ihr Heimwesen pacht- oder kaufsweise übergeben wollten, wenn sie weiter zögen.

Der Hannes war mehr dafür, seitdem er das Mädeli selbst kennen gelernt; der Jakob würde, meinte er, mit seiner Frau gut fahren, und er setze sein Haus und Land am liebsten in seinen Händen. Nur konnte er sich immer noch schwer entschließen, ein Gut, das er mühsam in den Stand gestellt und auf dem er bis jetzt sichtlich „G'läll" gehabt, wieder aufzugeben. Er war anhänglicher an das dasselbe als seine Frau. Früher war er der Reiselustige, seine Frau die Heimathfrohe, früher war er der Kosmopolite, sie die Patriotin gewesen. Jetzt war es umgekehrt. Es hat Alles seinen Grund. Ein Kind ist, zumal für ein Mutterherz, ein stärker, ein gewaltiger Magnet. Von der Mutter nennt die Schrift es fast etwas Unbegreifliches, daß sie ihres Kindleins vergesse und sich kein nicht erbarme; vom Vater sagt sie's nicht. Mutterliebe ist unendlicher, als die Vaterliebe.

Die beiden Ehegatten waren noch zu keinem bestimmten Entschlusse gekommen, als derselbe durch ein für sie — nicht aber für den Leser — unerwartetes Ereigniß befördert und gereift wurde.

Der rothe Jost hatte in letzter Zeit öfter bei ihnen vorgesprochen, bald in dieser, bald in einer andern Angelegenheit; er machte sich in der Umgebung mehr zu schaffen, denn sonst, mit dem Abfangen von Füchsen und anderem Gewild. Der Hannes sah ihn nicht gern, er meinte, der Mensch wäre ihm lieber hundert Stunden weit weg. Das Schlimmste, was er gegen ihn im Schilde führte, ahnte er freilich nicht.

Es ging gegen den Frühling, es war der vierte, den der Gontenhannes in Amerika erlebte. Er hatte sich längst auf ihn wieder gefreut, denn der Winter war seine Liebhaberei nicht. Er war mit seiner Familie eines Abends in vollem Frieden und ohne Sorgen zur Ruhe gegangen, als er um Mitternacht erwachte und sein Haus in Flammen sah. Er war trotz des Schreckens schnell besonnen, er weckte das Aenneli und brachte sein Kind in Sicherheit, dann rief er den Jakob auf und das Mädeli, um das Vieh und die Vorräthe möglichst zu retten. Er war auf sich und seine Hausgenossen angewiesen, auf die Hülfe der entfernten Nachbarn war zunächst wenig zu rechnen. Das Vieh und auch die Vorräthe brachte er zum großen Theile heraus, das Haus und die Scheune mußte er den Flammen überlassen; am Morgen waren sie ein Aschenhaufen. Man erging sich in Vermuthungen über die Entstehung des Brandes. Der Jakob meinte, der rothe Jost werde gestern nicht umsonst herumgestrichen sein, er glaube, der und kein Anderer habe das Haus angezündet. Die Nachbarn hielten ihn dafür ebenfalls „gut genug".

Der Veit bot der unglücklichen Familie sofort sein Haus als Obdach an.

„Ich kann's wohl annehmen für einige Zeit," antwortete dankend der Hannes, „aber auf die Länge geht es nicht, ich kann nicht bereits eine Stunde weit von meinem Lande weg sein, ich muß mit hier möglichst bald wieder ein Obdach schaffen."

„Das wird sich machen," erwiderte der Veit. Und wirklich, in kurzer Zeit war mit Hilfe der Nachbarn wieder eine geräumige Blockhütte hergestellt. Inzwischen berieth sich der Gontenhannes mit seinem Freund, dem Veit, über seine längst gehegte Absicht, dem Jakob den Hof kaufsweise zu übergeben und südwärts nach Kentucky zu gehen, es leide das Aenneli und sogt auch ihn nicht mehr länger hier wegen ihres Kindes, so lieb ihnen sonst die Nachbarschaft wäre, auch sei es ihm mehr verleidet, seit ihm sein Haus abgebrannt. Der Veit billigte sein Vorhaben, er würde an seinem Platze eben so handeln, meinte er; ein Kind wieder zu bekommen, könne man nicht zu viel thun, zudem stehe ihm der Weg hierher zurück immer wieder offen, wenn er dort nicht finde, was er hoffe.

In wenigen Tagen war die Angelegenheit geordnet. Der Hannes trat dem Jakob seinen Hof kaufsweise ab, der Verdienst desselben während einigen Jahren wurde ihm in billiger Weise als Abzahlung berechnet, ungefähr die Hälfte blieb der Jakob einstweilen schuldig und ging die Bedingung ein, das Gut dem Hannes jederzeit, wenn er zurückkomme, wieder zu überlassen. Der Hannes fand, daß sich sein Vermögen während seines Aufenthaltes mehr als verdoppelt.

Dem Nörgiaspar hatte er seinem Versprechen gemäß schon früher geschrieben. Derselbe hatte ihm vor einiger Zeit den Entschluß mitgetheilt, mit seiner Familie, zu der auch zwei bereits verheirathete Söhne gehörten, herüber zu kommen. Der Hannes schickte vor seiner Abreise einen Brief nach New-Orleans, den derselbe in dem ihm dort empfohlenen Gasthof finden mußte, in welchem er ihm von seiner Uebersiedelung nach Kentucky Kenntniß gab, und es seinem Ermessen überließ, ob er ebenfalls dorthin oder nach Indiona ziehen wolle. Seinen Wohnort hoffte er ihm ebenfalls noch nach New-Orleans melden zu können. Es war Anfangs April als der Hannes in Begleitung der Seinen die Reise nach Kentucky antrat. Sein Nachbar Veit konnte ihm Empfehlungen an einige Bekannte daselbst mitgeben. Wir wollen ihn einstweilen dorthin vorangehen.

XI.

Wir haben den Hanesli verlassen, nachdem er mit seinem Entführer kaum erst auf dem Gute desselben angelangt. — Der Kleine litt wochenlang an schrecklichem Heimweh nach seinen Eltern, er weinte, er schrie oft die längste Zeit und und verlangte mit Heftigkeit zu seiner Mutter. Erst nach und nach milderte sich sein Schmerz; die Zeit heilt viele Wunden, auch diejenigen, welche die Unbill und Grausamkeit einem Kindesherz geschlagen. Seine anfängliche Scheu freilich vor der Negermutter und den Negerkindern, welche bestimmt waren, einige Zeit seine Lebensgefährten und Gespielen zu sein, minderte sich nicht. Er fügte sich in sein Geschick, so weit er mußte. Er aß wohl gleichzeitig mit denselben, aber er nahm seine Speise immer so viel als möglich besonderes. Dazu war

Digitized by Google

er nicht zu bringen, sein Lager mit den Negerbuben zu theilen; erst als seine eigenen Kleider in Fetzen gingen, brachte er es über sich, die dargebotenen Negerkleider anzuziehen. Vor dem Herrn Mitchel zeigte er keineswegs die sklavische Furcht der Uebrigen, aber dafür einen ausgeprägten Widerwillen und eine Abneigung, die dem Hasse auf's Haar gleichkam. So oft derselbe erschien, wurde der Kleine roth vor Zorn und benahm sich gegen ihn trotzig und ungebettig. Der Herr konnte sich leicht täuschen, wenn er glaubte, er werde wohl noch anders und zahm werden. Es lag wenigstens viel Anderes in dem Wort, das er einmal kurzweg gegen die Sara aussprach, als sie ihm seine Ungeberdigkeit verwies: „Wenn ich einmal groß bin, schlage ich ihn todt!“

Eben so sehr, wie er die Schwarzen mied, eben so sehr schloß er sich, wo sich eine Gelegenheit zeigte, an Weiße an. an Erwachsene und Kinder. Es ist unmöglich, einen Mohren weiß zu waschen, aber sicher auch sehr schwer, einen Weißen in einen Mohren umzuwandeln. Das zeigte sich schon bei dem Kleinen hier. —

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Am 28. Nov. wurde in **Würzburg** von Sr. Maj. dem Könige die Schuhhändlerin Magdalena Ries aus Pirmasens zur Vorstellung befohlen und wegen ihres wackeren Verhaltens während und nach dem Gefecht bei Kissingen belobt. Ein goldenes Armband und eine Brosche mit Ohringen waren schon vorher als Geschenk für dieselbe an deren Heimathsbehörde abgesendet worden. Die muthige Frau hatte mit eigener Gefahr mehreren in preußische Gefangenschaft gerathenen Unteroffizieren und Soldaten zur Flucht verholfen und auch bei der Pflege Verwundeter thätig mitgewirkt.

Landshut, 29. Nov. Vorgestern Abend ereignete sich durch ein unglückliches Mißverständniß ein trauriger Vorfall auf der Straße nach Geisenhausen. Der Postenbuteur Singer bemerkte nämlich auf der Fahrt nach Geisenhausen, daß auf der Straße ein Mensch den Wagen begleitete. Da ihm dies verdächtig vorkam und im Zimern des Wagens ein Passagier, ein Metzgermeister aus Eggensfelden, der ziemlich Geld bei sich führte, saß, so stieg Conducteur Singer aus, um im hintern Theil des Wagens zu dem Passagier einzusteigen und von dort aus das bemerkte Individuum zu beobachten. Der erwähnte Passagier hielt in der Dunkelheit den Einsteigenden für den fremden Menschen und stach fünfmal auf den Conducteur. Derselbe ist leider sehr bedenklich verwundet.

In dem einige Stunden von München entfernten Orte Aschheim, Landgerichts München r. d. J., wurde in der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember Haberfeld getrieben.

Die Redaktionen des Illustrirten Familien-Journales und der Allgemeinen Illustrirten Zeitung haben ein neues Bild v. L. Loeffler erworben **„Germania in Ruh“** und beabsichtigen, wie wir hören, dasselbe in einer der ersten Nummer des neuen Jahrganges ihrer Blätter an ihre sämmtlichen Abonnenten gratis zu vertheilen. Schon der gefeierte Name des genialen Künstlers ist uns für die Vortrefflichkeit des Bildes Bürgschaft und auch der Stich wird, was Sorgfältigkeit und Kunst anbelangt, nichts zu wünschen übrig lassen.

Germania, die oft besungene, sitzt „auf der Wacht am Rhein“. Der nun nach blutigem Kampfe all überall in deutschen Gauen blühende Friede, die durch neue Bande der Freundschaft erstarkte Macht ihrer Kinder, haben es ihr erlaubt, Helm und Panzer, Schild und Speer abzulegen. Kein Feind von innen, der den Frieden störe, Keiner von außen, der dem alten Vater Rhein Gefahr bringen könne. Selbst der Franzmann, der arge Gesell, der stets neidisch und lüstern auf die Ufer dieses Lieblingsstromes der Deutschen blickte, wird durch Germaniens imponirende Ruhe gezwungen, abzulassen von kühner Begier. Das fünfte ihrer Kleinen, das deutsche Parlament auf dem Schooße genießt sie, eine fromme Mutter, des häuslichen Glücks und widmet die ganze Fülle ihrer Muße der Erziehung ihrer Kinder. Sie lehrt ihre beiden ältesten Töchterlein Strümpfe stricken (Oesterreich und Sachsen?) Einer der Söhne, ein kecker Junge, zum Krieger geboren, die Pickelhaube unterm Arm, herausfordernden Muth in seinen Mienen, läßt sofort das voranschreitende Preußen erkennen. Die Schwester, die vermuthlich eben das brüderliche Uebergewicht hat fühlen müssen, hat sich wie ein geängstetes Küchlein hinter die Mutter geflüchtet. Bittere Erfahrungen zeichnen ihr hübsches Gesicht und die blasse Verzweiflung läßt ihr kein anderes Mittel als — den Finger in den Mund zu stecken und zu mauten. Das ist Frankfurt! Ein Theil der Brüder läßt zur Feier des Sylvester „Schiffchen“ schwimmen. Der grüne Napf mit der kleinen Flotte ist unzweifelhaft der Jahrebuyen. Der Kleine mit den Bleisoldaten zeigt, sein Schiffleln von Stoppel zu lassen, während der Zweite im Schützerhut, übermuthtriumphirenden Blickes auf sein reiches Geschwader zeigt; die stolze seldhigesällige Haltung des Jungen verleugnet nicht den Patrizier der freien Stadt Bremen. Neben ihm hingestreckt liegt mit von guter Nahrung zeugenden Backen, gutmüthig derben Gesichtszügen und den mecklenburgischen Zopf im Nacken der pflegmatische Bruder. Eine andere Gruppe sitzt am Heerde, Biet zu gießen. Darunter das weinreiche Nassau mit dem Bachusstab, Hessen mit den Riesenstiefeln und — die Andern in brüderlicher Eintracht dem kindlichen Spiele sich hingebend. Verschreckt vom Lärm und Toben, von den Neckereien und Uebergriffen der Brüder will die kleinere der Schwestern, Caroline, Thränen aus den Aeuglein wischend, zur Mutter eilen um sich zu beklagen über der Brüder Mangel an Galanterie. Das arme Kind! Es wird wohl sich fügen müssen, — doch was sich liebt, das neckt sich.

Fern von Satire, weht durch die ganze Composition der Hauch harmloser Gemüthlichkeit, der dem Auge des Beschauers wohl ein Lächeln der Freude abgewinnen darf. Doch die Leser werden zu selbst sehen und — wir zweifeln nicht — sich mit uns freuen.

Kinder-Spielwaaren
neu angekommen
sowie schönste **Photographie-Albums, Cigarren-Etuis, Brieftaschen** und alle in die Buchbinderei einschlagenden Artikel empfiehlt bestens zu **Weihnachtsgeschenken**
[4764] **J. Koerper.**

Die Buchdruckerei befindet sich von heute an in dem früheren Schardt'schen Hause, gegenüber der Bierbrauerei von Carl Hierthes.

Anzeige.
Ich mache hiermit die Anzeige, daß ich bis nächsten Montag den 10. Dezember den Kufeler Weinachtsmarkt mit dem als vorzüglich bekannten
Kaiserslauterer feuerfesten Kochgeschirr
in großer Auswahl beziehen werde.
Wilhelm Klehr,
Geschirrhändler.

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Königl. Hof- und R.-S.

Neue Pfälzia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№ 50. Sonntag, den 16. Dezember 1866.

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

In der Umgebung lebte ein alter ehrlicher Jäger, er hieß nur der Jean, und ein Müller, der alte Samuel, welche vor Jahren aus Deutschland herübergekommen. Ihre Familien bestanden aus erwachsenen Söhnen und Töchtern und deren Großkindern, welche theils in ihrem Hause, theils in seiner nächsten Nähe wohnten. Der Hanesli hatte die Nachbarsleute bald aufgefunden und mit den Kindern derselben Bekanntschaft gemacht. Er steckte ganze Tage dort bei den Altersgenossen oder beim alten Samuel in der Mühle, um ihn mit allerlei Fragen zu behelligen. Manchmal nahm ihn wiederum der Jean mit in den Wald, wenn er dort dem Gewild Schlingen und Fallen legte. Die Sarah holte ihn dann zuweilen am Abend ab, er folgte nur nur mit Widerstreben. Sie meinte immer wieder, er sei kein rechter Neger. Schon deßwegen, weil sie ihn für einen Abkömmling von Weißen hielt, behandelte sie ihn respektvoller und freundlicher. — Der Jean und der alte Samuel waren ganz der Meinung der alten Sara, daß der Hanesli das Kind weißer Eltern sei, sie wurden in ihrer Annahme bestärkt wie durch die Sprache und das Benehmen, so auch durch die Aeußerungen des Knaben, über Vater und Mutter und über sein Schwesterlein. Sonst aber konnten sie ihm nur so viel abgewinnen, daß er auf einem großen Wasser gefahren, daß der böse Mann da drüben ihn aus dem Schiff weggetragen und hierher geführt. Sie hatten längst ihre bestimmte Ansicht über die schurkische Negerwirthschaft ihres Nachbars, dieselbe wurde durch die Andeutungen des Knaben bestätigt. Sie nahmen an, er sei, wie Mancher vor ihm, auf hinterlistige und gewaltthätige Weise seinen Eltern entrissen worden. Sie hatten eine Scheu vor dem gewaltthätigen und rachsüchtigen Hrn. Mitchel, deßwegen behielten sie die Sache für sich und thaten, als wüßten und glaubten sie Nichts. Auch Herr Mitchel ließ anfänglich den Knaben gewähren und verweilte es ihm nicht, in die Nachbarschaft zu gehen. Er mochte denken, wenn derselbe nur da sei und einmal seinen Preis gelte, ihm könne es gleichgültig sein, wo er sei. — Später freilich sollte der Knabe zu denjenigen Arbeiten angehalten werden, welche den Werth eines Negers ausmachen. Da ging sein Kreuz erst recht an. Er sträubte sich dagegen, er war widerspenstig und ungeberdig. Es setzte Züchtungen ab, die so fein waren, wie sie bei Negern zu sein pflegen. Der Knabe begann erst jetzt zu empfinden, daß er in der Sklaverei sei und unwürdig behandelt werde. — Da kamen noch die Verdrießlichkeiten, welche Herr Mitchel mit den entlaufenen Negern hatte. Dieses Davonlaufen machte ihm anfänglich nicht so viel, so lange es durch die Mithülfe des rothen Jest gelang, die Flüchtigen wieder einzubringen. Nachdem aber trotz der abschreckenden Strafen, welche die Eingefangenen erhielten, drei auf einmal den Weg nach Kanada gefunden und ihm verloren waren, da faßte der Herr Mitchel einen Zorn gegen die Weißen, von denen er wußte oder vermuthete, daß sie über die Sklaverei anders dachten, als er und Seinesgleichen. Diesen Zorn mußte auch der Hanesli und seine Gastfreunde erfahren. Er verbot den Verkehr des Knaben mit der Nachbarschaft, er wollte nicht, sagte er, daß sie ihm den Buben verderben. Die Sache wurde nur schlimmer, als der Jean, der es schwer leiden konnte, den Hanesli nicht mehr um sich zu haben, und den es in der Seele schmerzte, den Kleinen gewaltsam zum Sklaven machen zu sehen, dem Herrn Mitchel den Antrag stellte, er wolle denselben gegen eine billige Entschädigung abtreten, d. h. verkaufen.

„Er ist feil,“ lautete die Antwort.

Der ehrliche Jäger war im Begriff, den Mitchel zu fragen, ob er überhaupt im Stande sei, nachzuweisen, daßder Knabe ihm gehöre. Er hatte nicht den Muth dazu, er fürchtete den Haß des boshaften Mannes, er besorgte, die Lage des Knaben dadurch nur zu verschlimmern, daß er zu verstehen gebe, er wisse darum, daß derselbe auf unehrliche Art in seinen Besitz gekommen. Es war wirklich schon der Antrag des Jean hinreichend den Mitchel zu dem Entschluß zu bringen, den Buben bei erster Gelegenheit nach dem Süden zu verkaufen. Diese Gelegenheit kam bald. Es erschien ein Sklavenhändler bei ihm, mit dem er über den Kaufpreis von einigen „Stücken“ einig wurde; unter den Losgeschlagenen war auch des Hanesli. Der Händler wollte nur vorerst in der Umgegend noch anderee Waare aufkaufen, um in acht Tagen einen größeren Transport mitzunehmen. So schien das Schicksal des Knaben besiegelt zu sein. Gott hatte es anders beschlossen.

Der Herr Mitchel hatte zwar der Sara verboten, den Hanesli ferner zu den Nachbarsleuten gehen zu lassen. Ein Gebot und Verbot besteht aber bei Sklaven nur so lang, als die Uebertretung nicht möglich ist. Die alte Sara betrachtete sich in ihrem Kreise als Herrin, sie glaubte auch eine Meinung haben zu dürfen. Ihre Meinung aber war die, daß der Kleine wohl dürfe zu den Nachbarn gehen, wenn es Niemand erfahren, namentlich, wenn ihr Herr abwesend sei. Das war der Fall an dem Tage, welcher der Abführung der verkauften Negerwaare nach dem Süden voranging. Da trieb sich der Hanesli, ohne eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, — auch die Sara wußte nicht darum — bei der Mühle des alten Samuel herum.

Der Himmel wollte es, daß der Seulenhannes auf der Reise, die er unternommen, ohne zu wissen, wo das Ziel derselben sein werde, aber an jenem Tage mit Frau und Kind dort vorbei kam. Das Aeunell war an dem sonnigen Frühlingsnachmittag den mit zwei Pferden bespannten Wagen zu Fuß eine Strecke voranngegangen. Als es an der Mühle vorüberkam, spielte dort der Hanesli auf dem grünen Rasen. Das Aeunell stand still, es schaute eine Weile den Kleinen unverwandt an, dann eilte es hastig auf ihn zu, indem es seinen Namen rief. Der Knabe sah anfänglich bei seinem Namensruf verwundert auf, als das Aeunell aber näher kam, da sprang er jubelnd und frohlockend mit dem Ausruf: „Mutter! Mutter!“ ihr entgegen, warf sich in ihre Arme und häugte sich an ihren Hals. Sein freudiges Rufen, „Mutter, Mutter“, wollte kein Ende nehmen, während sie selbst, ihn an sich drückend und küssend, nur das Eine Wort fand zum Aussprechen, — seinen Namen.

Während das Aeunell sein Kind noch umschlossen hielt, trat der alte Jäger Jean aus dem nahen Gebüsch hervor. Er blieb verwundert auf sein Flint gestützt stehen, er vergaß seinen Pfeifenstummel weiter zu rauchen, ein vergnügtes Lächeln sprach aus seinem Gesicht. Sein treuer Hund schien

Digitized by Google

etwas Aehnliches zu empfinden, er konnte den Hanesli, seinen Gespielen, seit Jahren, er blieb vor der Scene gleichfalls stehen und schaute auf, als wollte er fragen, was es Neues und Ungesinneres gegeben habe.

Der alte Müller, der sich eben bei dem Wasserrad Etwas zu schaffen gemacht, kam langsam herbei und mit Geberden, als wisse er bereits schon, was sich begeben und freute sich desselben und dankte Gott dafür. Beide traten herzu, um zu vernehmen, was sie bereits vermutheten, daß die Mutter ihr Kind und das Kind seine Mutter wiedergefunden. Das Aenneli vermochte in den ersten Augenblicken nicht viel zu sagen, seine Freude war überschwänglich. Es wollte zunächst seinen Gatten mit dem Wagen erwarten, um ihm die freudige Nachricht mitzutheilen; es eilte ihm entgegen, als es ihn nahen sah, den Kleinen an der Hand, während die beiden Männer, Jean und der Müller in ernsten Gesprächen stehen blieben.

„Sie da," rief das Aenneli dem Hannes schon von Weitem zu, „den Hanesli haben wir wieder!"

Der Hannes wollte seinen Ohren nicht trauen, als er diesen Ruf vernahm. Er eilte seinem Wagen eine Strecke voraus, er sah den Kleinen an. „Weiß Gott, er ist's!" rief er, hob ihn auf seine Arme und küßte ihn. Dann eilte er mit ihm schnell zu dem Wagen zurück, heb ihn in denselben hinein. „Sieh Aenneli, da hast du den Hanesli wieder, da ist das Aenneli!"

Die beiden Geschwister fielen einander jauchzend um den Hals. Der Vater und die Mutter sahen ihnen mit Wohlgefallen und weinend vor Freude zu.

„Nicht umsonst," sagte das Aenneli, „hat es mich immer so nach dieser Seite hingezogen. Es war mir wie vor, daß ich ihn hier finden müsse. Jetzt ist's mir schon recht, wieder umzukehren und zu bleiben, wo wir gewesen sind."

Der Hannes faßte statt aller Antwort seine Frau in die Arme. Gott im Himmel hat ihres Herzens Wonne und ihre Dankbarkeit geschaut. „Das Umkehren," sprach dann der Hannes, „ist mir schon recht, allein so plötzlich geht es doch auch nicht, in einigen Tagen vielleicht. Wir müssen doch auch vorher wissen, bei wem das Büblein unterdessen gewesen ist."

Er trieb seine Pferde an. Er nahte sich mit sichtlichem Mißtrauen den beiden noch daſtehenden Männern; er theilte ihnen in Kürze mit, daß der Hanesli sein Kind sei, er verlangte zu erfahren, wie er hierher gekommen sei. Der Müller lud ihn ohne Weiteres ein, bei ihm einzukehren, man könne dann über die Sache reden. Der Hannes nahm die Einladung trotz des ernsten und besorgten Gesichtes, das der Einladende machte, ohne Bedenken an. Die Söhne des Müllers brachten den Wagen unter Dach, die Pferde in den Stall. Der Hannes trat mit dem alten Samuel ins Haus.

Nachdem die Hausfrau eine willkommene Erquickung herbeigeschafft, wollte der Müller vom Hannes zunächst erfahren, wie er um sein Kind gekommen sei. Er hörte seiner Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit zu, dann erst theilte er ihm mit, bei wem der Knabe seither gewesen, wie er zufällig heute hierher gekommen, wie er selbst immer schon gedacht, er sei kein Negerkind, er sei gestohlen. Davon, daß er bereits in den Süden verkauft war, und am nächsten Tage sollte fortgeführt werden, wußte er nichts. „Ihr werdet," sagte er bei, „je viel ich meinen Nachbar kenne, mit demselben noch schwere Anstände bekommen, des Knaben wegen; er wird ihn Euch nicht gütlich überlassen. Jedenfalls darf er ihn um keinen Preis wieder in seine Hände bekommen, sonst habt Ihr ihn zum Zweitenmale und alsdann vielleicht für immer verloren, er würde ihn ohne Weiteres fortschaffen lassen.

Das Aenneli meinte, es würde doch auch hier eine Gerechtigkeit geben, daß man Eltern ein gestohlenes Kind nicht vorenthalten könne, welches sie als das ihrige erkannt.

„Gewalt und Schlauheit gehen oft über Recht," antwortete der Müller, wir haben das schon genug gesehen.

„Der Mitchel," meinte der Hannes, „werde aber beweisen müssen, daß das Kind ihm gehöre."

„Darauf," erwiderte der alte Jäger, „darauf dürft Ihr's gerade nicht ankommen lassen, ich kenne seine Schliche, er würde diesen Beweis ohne Zweifel auf sich nehmen und leisten, er würde nöthigenfalls 100 Eide thun. Ihr müßt ohne Weiteres eine Klage gegen ihn anheben, daß er Euch das Kind gestohlen und den Beweis anbieten, daß es Euer Kind sei.

Das Beste wird sein, wir gehen heute noch zum Friedensrichter, damit wir ja nicht das Kind wieder herausgeben müssen.

Der ehrliche Jäger begleitete wirklich noch am selben Abend den Gontenhannes zum Friedensrichter, nachdem er streng empfohlen, den Kleinen nicht zurückzugeben, wenn man ihn abholen wolle, und ihn wohl zu bewachen, damit er nicht entführt werden könne.

XII.

Der Friedensrichter war ein Ehrenmann, der längst dem Treiben des Herrn Mitchel mit Widerwillen zugesehen, obwohl er keinen gesetzlichen Grund gehabt, gegen dasselbe irgendwie aufzutreten. Er protokollirte sofort die Anklage gegen denselben, um sie an das Gericht zu übergeben, welches zunächst zu entscheiden hatte, ob der Handel an die Civil- oder Kriminal-Jury zu weisen sei. Er enthielt sich strenger Unparteilichkeit jedes vorläufigen Urtheils oder Ausspruchs über die Sache. Auf das Begehren des Hannes, daß er ihm gestatten möge, bis zur Aburtheilung des Falles das Kind unter seiner Obhut zu behalten, trat er bereitwillig ein, indem er die diesfalls vorgeschriebene Kautionsleistung verlangte und zugleich durchblicken ließ, daß er wohl daran thue, dieß zu sorgen; es dürfte, sagte er bei, auch sonst nicht überflüssig sein, ein Auge für den Knaben zu haben, denn wenn das Kind, um welches es sich handle, verschwinden sollte, so würde der Prozeß für ihn ungleich schwieriger werden.

Der Hannes begab sich, befriedigt von dem erzielten Erfolge, auf den Heimweg. Der alte Jäger Jean freilich, genauer bekannt mit den dasigen Verhältnissen, meinte, die Sache werde noch viel Vorsicht und Anstrengung nöthig machen. Der Gegner werde alle Mittel, auch die schlechtesten, in Bewegung setzen, um obzusiegen; es werde einen Kampf auf Leben und Tod absehen. Der Hannes solle übrigens nur getrost sein, er und der alte Müller werden ihm treu zur Seite stehen, und in der Gegend hätten sie auch sonst noch Freunde, der Herr Mitchel habe sich längst anrüchig und verhaßt gemacht dadurch, daß er die Sklaverei zum Deckmantel der Schurkerei mache, und Weiße, wie Neger in das Netz derselben ziehe. Viele, die entschieden für die Sklaverei der Neger seien, fühlen sich dadurch tief verletzt, daß er ohne Unterschied auch Menschen ihres Blutes in den Handel bringe. Je mehr er aber selbst fühle und wisse, um so mehr werde er, zwar nicht durch gesetzliche, aber durch ungesetzliche Mittel den jetzt drohenden Schlag abzuwenden suchen. „Namentlich, setzte er hinzu, ist es nöthig, den Knaben zu bewachen, wie einen Augapfel! Und Ihr selbst, laßt Euch nicht in dunkler Nacht auf einsamen Wegen antreffen!"

Der Hannes sah den Jean verwundert an bei diesen Worten, als wollte ihm derselbe eine ungegründete Angst einjagen.

„Ja, ja, ich weiß wohl, was ich sage, ich spasse nicht," bekräftigte der Jean.

Der alte Jean war ein erfahrener und umsichtiger Mann, der nicht nur die Art der wilden Thiere, auf welche er Jagd machte, sondern auch die Art der Menschen kannte mit denen er es zu thun hatte. Er mißtraute der Vorsicht des eigenen Vaters und übernahm die Hut des kleinen Knaben so zu sagen selbst; dazu trieb ihn nicht nur die Theilnahme, welche bei ehrlichen Menschen der in seinem Rechte Gekränkte überall findet, sondern seine besondere Liebe zu dem Kleinen. Er betrachtete die Angelegenheit so zu sagen als die seinige. Er wußte, worauf er sein Absehen hauptsächlich zu richten habe: es war die Sicherheit des im Streite liegenden Knaben. Wir werden sehen, wie sehr er hierin Recht hatte und wie nothwendig seine Fürsorge war.

Am Abend, als der Hannes in Begleitung des Jean zum Friedensrichter gegangen, kam die alte Sara, um den Hanesli aus der Mühle abzuholen, wie dieß früher oft ge-

Digitized by Google

schehen war. Sie war unröstlich, als man's ihr verweigerte, ihn zurückkehren zu lassen in das Haus seines bisherigen Herrn. Sie hatte Ursuche dazu. Der Herr Mitchel kam am Abend spät zurück. Erst am folgenden Tag, als der Transport der verkauften Sklaven abgehen sollte und der Kleine fehlte, als sie gestehen mußte, daß er noch in der Mühle sei, und daß man ihn dort zurückbehalten hatte, da brach der Zorn des Herrn los über sie wegen ihres Ungehorsams gegen seine Befehle und über den Nachbar wegen seiner Widerspenstigkeit. Ueber die arme Sara entlud er sich zuerst. Sie wurde trotz ihres hohen Alters ausgepeitscht.

„Sie sind ein ungeheiratenes, widerspenstiges Geschlecht, diese Nigger," sagte Herr Mitchel, „sie thun nur, ob den Streichen etwas." An andere Beweggründe für ihre genannten Verfehlungen glaubte er nicht. — Die Züchtigung war für die alte Frau zu stark, sie griff sie körperlich und geistig so an, daß sie einige Tage nachher starb.

Der Zorn des Herrn Mitchel über den Nachbar wurde durch den Tod der alten Sara nur noch verstärkt. Durch körperliche Züchtigung konnte er denselben freilich nicht Luft machen, so gern ers auch hier gethan hätte. Er sandte seinen Aufseher, den schon bekannten Schneidermathys, um den Knaben zurückzuholen, mit der Drohung, daß er im Weigerungsfall gerichtlich einschreiten werde. Der Schneidermathys brachte zunächst in hochtrabendem, herrischem Tone seinen Auftrag beim alten Samuel an; dieser bemerkte ihm aber ebenso barsch, die Sache gehe ihn nichts an, man müsse sich, wenn man das geliebteste Kind wieder haben wolle, an den Vater desselben wenden, er sei oben in der Mühle. Das kam dem Mathys unerwartet, er stutzte bei diesen Worten. Er hatte Zeit, sich zu sammeln oder vorzubereiten, während er die Treppe hinaufstieg. Er trat gleichwohl nicht ohne einige Beklemmung ein.

Der Gentenhannes erkannte ihn sogleich wieder und begrüßte ihn in fröhlich launiger Weise: „So, Ihr auch wieder da, Mathys, wer hätte es gedacht, daß wir uns so bald und so oft wiedersehen? Was führt Euch daher?"

Der Mathys grüßte kalt und brachte stotternd sein Anliegen an, indem er zugleich auf die Sklavenbill verwies, welche verbiete, flüchtigen Sklaven Aufnahme und Vorschub zu gewähren.

Das Aennell wurde bleich, dem Hannes aber stieg das Blut zu Kopf bei diesen Worten; er verwechte seinen Zorn nicht zurückzuhalten über die Frechheit, mit der man sein eigenes Kind, das ihm hinterlistig geraubte, nunmehr rechtlich als Sklaven zurückverlangte.

„Sage deinem Herrn, Mathys," erwiderte der Gentenhannes heftig, daß er zu spät kommen wird mit einer gerichtlichen Klage, weil ich eine solche bereits gegen ihn anhängig gemacht habe, als gegen einen Menschendieb und infamen Schurken. Davon ist keine Rede, daß mein Kind wieder zu ihm kommt, so lange ein Tropfen Blut in meinen Adern geht. Es bleibt einstweilen bis zur Entscheidung des Prozesses auch von Rechtswegen bei mir." Dabei wies er ihm den vom Friedensrichter ausgestellten Schein vor.

Der Mathys schwieg.

Der Hannes ergriff wieder das Wort: „Es ist mir übrigens recht, Mathys, daß ich gerade Euch hier treffe, Ihr selbst könnt bezeugen, daß ich dieses Kind schon auf dem Schiff bei mir hatte, daß es mein Kind ist."

Der Mathys erwiderte kleinlaut: „Das könne er just nicht bezeugen, er möge sich nicht besinnen."

Der Hannes gerieth bei diesen Worten neuerdings in Zorn: „Pfui Teufel, Mathys, was seid Ihr für ein miserabler Kerl; doch habe ich Euch das schon einmal gesagt, wißt Ihr noch, droben auf der Straße nach dem Erisee. Packt Euch, oder ich werfe Euch, so wahr ich hier stehe, zur Thüre hinaus."

Der Mathys nahm die Thür in die Hand und ging.

„Er paßt zu den Sklavenhaltern," äußerte der Hannes, als er fort war, „eine Sklavenseele hat er auch."

Der alte Müller meinte freilich, als ihm der Hannes sein Zusammentreffen mit seinem alten Bekannten und dessen Absertigung erzählte, klug habe er freilich nicht gehandelt, er hätte vielleicht den Schneidermathys durch Freundlichkeit und andere Mittel dazu bringen können, daß er sich als Zeuge hätte brauchen lassen.

„Ihr habt recht," erwiderte der Hannes," aber wer kann an sich halten, einem solchen Menschen gegenüber."

„Sehr gut, Freund, aber vergessen dürfen wir nicht, daß wir nicht nur einfältig wie die Tauben, sondern auch klug wie die Schlangen sein müssen. Der Gegner wird alle Mittel in Bewegung setzen, um entweder den Prozeß abzuschneiden, oder ihn zu seinen Gunsten zu drehen. Habt Ihr Zeugen, durch welche Ihr beweisen könnt, daß der Hanesli Euer Kind ist?"

Der Hannes nannte den Mokkijakob.

„Ihr müßt einen zweiten suchen, um Eurer Sache gewiß zu sein. An den Schneidermathys dürft Ihr kaum mehr denken, der bezeugt das Gegentheil. Wenn nur Jemand von Euren Bekannten aus der Heimath herüberkäme."

„Da haben wir's," bemerkte der Gentenhannes erfreut. Ein Nachbar von mir ist auf der Reise, ich schreibe ihm noch New-Orleans . . . er weiß schon, wo er dort meine Briefe finden kann . . . und bitte ihn dringend, hieher zu kommen."

Der Schneidermathys erstattete seinem Herrn Bericht über das, was er vernommen. Derselbe gerieth förmlich in Wuth, er fluchte und schollt sich selbst, daß er den Buben nicht sorgfältiger, bevor seine Alten hierhergekommen, die dann das Nachsehen gehabt hätten. „Den Jungen muß ich wiederein die Hände bekommen, es koste, was es wolle." Es fiel ihm ein, daß der rothe Jost wieder in der Nähe sei. Er beauftragte den Mathys, ihn aufzusuchen und zu ihm zu schicken. Der Erfolg seiner Unterredung mit dem rothen Jost zeigte sich bald.

Der Hanesli spielte an einem schönen Abend mit den anderen Kindern um die Mühle herum, als die Dämmerung bereits anbrach. Auch sein Vater drunten. Auf einmal hörte der Gentenhannes einen durchdringenden Schrei. Er eilte rasch der Stelle zu. Der Knabe war verschwunden, er sah in der Dunkelheit einen Mann davon eilen und im nahen Gehölz verschwinden. Nachdem er ihn fruchtlos verfolgt, kehrte er bestürzt zurück, um dem alten Samuel das Vorgefallene mitzutheilen. „Da haben wir's," bemerkte derselbe, „der Schurke hat ihn entführen lassen; er wird ihn schon diese Nacht fortschaffen und alle Hülfe, welche der Friedensrichter von Amtswegen leistet, kommt zu spät. Es bleibt nichts übrig, wenn wir das Kind wieder haben wollen, als sofort, so Viele unser sind, nachzusetzen und es mit Gewalt wieder zu holen, wie es mit Gewalt wieder genommen worden ist. Sie berathen noch, indeß das Aennell jammerte, über die zu ergreifenden Maßregeln, als der alte Jäger, der Jean, mit dem Knaben an der Hand eintrat. „So, da hab' ich ihn wieder," rief er freudig aus. „Hab' ich's nicht gesagt, daß wir ihn bewachen müssen, wie einen Augapfel." Er erzählte dann, wie er schon früh am Abend den rothen Jost, den Helfershelfer des Mitchel, in der Umgebung bemerkt, er habe gleich gedacht, derselbe werde etwas im Schilde führen, und nach eingebrochener Dunkelheit sich auf die Lauer gelegt auf der Seite hin gegen das Gut des Mitchel. Er sei nicht lange gegangen, so habe er den Schurken bemerkt mit seiner Beute. Er sei näher geschlichen, er habe kurzen Prozeß gemacht, mit einem plötzlichen Schlag seines Flintenkolbens habe er ihn zu Boden gestreckt, dem Knaben ihm abgenommen und hier sei er wieder. „Für dießmal sei der Streich mißlungen, ein andermal könnt's fehlen, es schadet nichts, wenn wir unsere Wachsamkeit verdoppeln, sonst haben wir das Nachsehen. So lange der Mitchel da ist, habt Ihr keine Sicherheit," sagte er zum Hannes, „es gibt einen Kampf auf Leben und Tod; ich sehe es schon, Einer von euch Beiden muß zu Grunde gehen. Nun wir wollen sehen, ob nicht die Gerechtigkeit über die Ungerechtigkeit siegt, und ob nicht das Maß dieses Menschen voll wird." — —

Mittlerweile kaufte der Hannes, da er eben doch nicht müßig und nur mit dem Prozeß beschäftigt hier bleiben konnte, ein in der Nähe gelegenes Gut und bezog es sogleich. Das ständige Gericht wies die von ihm eingereichte Klage an die Cir. Jury, weil es sich zunächst um die Entscheidung des

Digitized by Google

Besitzstandes handle. Die Möglichkeit war freilich für den Kläger nicht ausgeschlossen, nachdem diese Entscheidung zu seinem Gunsten ausgefallen, eine Kriminalklage auf Diebstahl und Raub gegen den Gegner anhängig zu machen.

Die Zeit des Zusammentritts der Geschworenen nahte heran. Das ist in Amerika gewöhnlich, wenn interessante Fälle zur Verhandlung kommen, eine bewegte Zeit. Jede der beiden streitenden Parteien macht ihre offenen und geheimen Anstrengungen, um auf dem Wahrspruch der Geschworenen Einfluß zu üben. Der Herr Mitchel mochte fühlen, daß es sich für ihn mehr oder weniger um Sein oder Nichtsein handle; er setzte Schmeicheleien, Versprechungen und Einschüchterung daran, um die Mehrheit der Stimmen für sich zu gewinnen. Es gelang ihm dieß offenbar nicht, wie er gehofft, deßhalb machte er noch anderweitige Versuche, um die Sache zu verwirren, oder ganz zu beseitigen. Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Was er that, sollte nur dazu dienen, ihn immer ärger zu verwickeln und dem Gontenhannes die Waffen gegen ihn selbst in die Hände zu liefern.

Der Mokkijasob war schon seit einiger Zeit anwesend, um als Zeuge zu Gunsten des Hannes aufzutreten. Schon dieser eine Zeuge war für den Herrn Mitchel fatal genug, weil er zugleich Ausdruck über den Vorgang auf dem Schiffe, über die Entführung des Knaben geben konnte. Der Gedanke lag einem gewissenlosen Menschen nahe, diesen ihm gefährlichen Zeugen zu beseitigen. Vom Gedanken der That ist kein großer Schritt. Der rothe Jost bedurfte ja nur eines Winkes und der Zusicherung genügenden Lohnes, um den Dienst zu übernehmen. Erliche Leute sind bei einem Prozeß mit gewissenlosen Menschen immer im Nachtheil, namentlich in einem Lande, dessen Rechtszustände der persönlichen Leidenschaft und Einwirkung einen ungebührlichen Spielraum verstatten. Der Hannes dachte, als er den Prozeß anhob, kaum an alle Teufeleien, welche er werde zu bekämpfen haben. Er wäre trotz seiner guten und gerechten Sache verloren gewesen, wenn ihm nicht eben seine gute Sache von Anfang an viele Freunde gewonnen hätte. Denn wie sollte ein Vater, der um den Besitz seines eigenen Kindes kämpfen muß, nicht die Theilnahme aller ehrlich Denkenden für sich haben, die selber Kinder besitzen; er wäre verloren gewesen, wenn nicht Gott so sichtbarlich für ihn gewesen wäre und die Anschläge seines Gegners zu nichte gemacht hätte.

XIII.

Der rothe Jost lauerte einige Zeit, um dem Jakob aus Leben zu gehen. Wer sucht, der findet. Er traf den Jakob an einem dunklen Abend unweit des Gehöftes. Er führte, an ihn herantretend, einen wohlgezielten Dolchstich nach ihm, der aber am vorgehaltenen linken Arm desselben abglitt. Er war an einen Mann gerathen, der ihm an Kraft überlegen war. Ehe er sich's versah, hatte ihm der Jakob einen gewaltigen Schlag auf den Kopf versetzt, daß er zusammensank. Der Jakob stieß einen derben Fluch aus, ohne nachzusehen, wer der tückische Meuchler sei. Er wußte dem Gontenhannes nur zu berichten, daß ein Kerl mit großem Bart ihn habe erstechen wollen, und daß derselbe vielleicht noch draußen liege, während er zugleich seinem Unwillen Luft machte über ein Land, in dem man nicht einmal seines Lebens sicher sei.

Der Gontenhannes ahnte sogleich den Grund dieses Angriffes und woher er komme. „Ob's nicht der rothe Jost ist?“ sagte er, es ging ihm zugleich ein Licht auf über den muthmaßlichen Anstifter des Brandes in Indiana. Er hatte bisher nicht daran gedacht, daß auch da der Mitchel seine Hand im Spiele haben könnte. „Wir müssen sehen,“ bemerkte er nach Einigem Besinnen, „ob wir den Meuchler nicht in unserer Hand bekommen.“

Es war umsonst, daß sie mit einer Laterne auf den Platz des Angriffes gingen, sie fanden dort Niemand mehr. Der Jost hatte sich bald wieder von seiner Betäubung erholt, um dem Mitchel Bericht zu erstatten über sein fehlgeschlagenes Unternehmen. Derselbe stieß einen gräßlichen Fluch aus über sein Mißgeschick. Es gibt Leute, die sich durch keine Winke Gottes warnen lassen, vielmehr durch das Fehlschlagen ihrer Pläne werden sie nur um so mehr angetrieben, neue und ruchlosere Pläne zu fassen. Wen der Herr verderben, den blendet er, sagt das Sprichwort. Das sollte der Mitchel erfahren. Den Wunsch, den er aussprach: „Ich wollte, das Haus brennte ihnen Allen über dem Kopf zusammen!“ bewies nur zu gut, daß er noch nicht auf andere Gedanken gekommen.

Inzwischen langte kurze Zeit vor dem Zusammentritt der Geschworenen der Rörgiasiper an. Der Hannes war sehr erfreut, nicht nur einen Landsmann und alten Bekannten wieder zu sehen, sondern auch an ihm einen Helfer in seinem Handel zu erhalten. Er bot ihm sein Haus als einstweiligen Aufenthalt an. — Er theilte ihm sogleich die Lage seines Prozesses mit. Der Rörgiasiper zeigte sich sehr entrüstet über die heillose Schlechtigkeit seines Gegners, er nahm den Hanesli bei der Hand, er betrachtete ihn genau und sprach in entschiedenem Tone: „Das ist derselbe Knabe, den ihr daheim gehabt, nur ist er in den vier Jahren größer geworden. Ich kann zehn Eide für einen thun, daß das dein Kind ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Eine „Engl. Corr.“ erzählt: Ein Herr sah vor einiger Zeit auf einem Dampfboote, daß die Themie hinabfuhr, dem Arbeiten her auf dem Verdeck befindlichen Maschine zu. Ein anderer Mann stellte sich neben ihn hin, anscheinend in derselben Absicht. Nach einigen Augenblicken ließ sich an der andern Seite der Maschine ein quiekendes Geräusch hören, der Maschinist ergriff seine riesige Oelkanne, suchte den trocknen Fleck und ließ, um das Quieken zu verhindern, eine gehörige Portion Oel hineinlaufen. Das Geräusch hörte auf, aber nur für einige Zeit, wo es plötzlich, aber diesmal an einem andern Orte, vernehmlich wurde. Der Einölungsprozeß wurde wiederholt und die Ruhe wieder hergestellt. Als aber der Maschinist sich dem Orte näherte, wo der Fremde stand und sich das Quieken zum drittenmale hören ließ, entdeckte er die wahre Ursache: der Fremde war ein Bauchredner. Ruhig kam er heran, ergriff ihm beim Kragen und goß ihm daß übrige Oel in den Nacken. „So,“ sagte er, „ich glaube, die Maschine wird nicht mehr quiken.“

Zweibrücken, 13. Dez. Der Centner Waizen 7 fl. 30 kr. Korn 5 fl. 20 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 4 fl. 15 kr. Spelz 4 fl. 36 kr. Hafer 3 fl. 57 kr. Wicken 4 fl. 26 kr. Kartoffel 1 fl 12 kr. Erbsen 4 fl. 18 kr. Heu 1 fl. 45 kr. Stroh 1 fl. 24 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 24 kr.

Homburg, 12. Dez. Der Centner Weizen 7 fl. 27 kr. Korn 5 fl. 17 kr. Spelz 4 fl. 38 kr. Gerste 4 fl. 12 kr. Hafer 3 fl. 51 kr. Mischfrucht — fl. — kr. Erbsen 4 fl. — kr. Wicken — fl. — kr. Kartoffel 1 fl. 12 kr. Kornbrod 23 kr.

Neustadt, 11. Dez. Der Centner Weizen 8 fl. 13 kr. Korn 5 fl. 36 kr. Spelz 5 fl. 48 kr. Gerste 5 fl. 33 kr. Hafer 4 fl. 15 kr.

Speyer, 11. Dez. Der Centner Waizen 7 fl. 39 kr. Korn 5 fl. 38 kr. Gerste 5 fl. 38 kr. Spelz 5 fl. 25 kr. Hafer 4 fl. 12 kr.

Das Post-Segelschiff Mercury, abgefahren von Havre am 21. Oktober, auf welchem sich Jakob Herbold und Frau, Carolina Glaser und Kind aus Kusel, Peter Kauf u. Frau aus Speisbach und Carolina Dick aus Erzweiler befanden, ist nicht untergegangen, wie hier vielfach verbreitet wurde, sondern ganz unbeschadet und wohlbehalten am 21. November in New-York angekommen.

Ehr. L. Blitt.

Christbäumchen

sind auch dieses Jahr wieder im Stadthause zu haben. [492]

Druck und Verlag des verantwortl. Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google

Neue Pfadskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer“.

№. 51. Sonntag, den 23 Dezember **1866.**

Ein verlornes Kind.

(Fortsetzung.)

Der Herr Michel knirschte, als er vernahm, daß ein zweiter Zeuge zu Gunsten seines Gegners auf dem Platze sei. Er hatte längst die Sklavenhalter der Umgebung aufgewiegelt durch das Vorgehen, es sei eine Partei vorhanden, welche die Sklaverei abschaffen und hiefür zusammenhalten. Er hätte auf den Tag des Zusammentritts der Geschworenen eine stürmische Demonstration der Sklavenfreunde vorbereitet, um die Gegner und Richter einzuschüchtern, um nöthigenfalls mit Gewalt zu erzielen, was durch's Recht nicht erhältlich war. Die Gegner, der Gontenhannes und seine Freunde, vermutheten so Etwas, sie rüsteten sich, um solchen Eventualitäten zu begegnen. Die Stimmung war noch eine schwankende, der Ausgang nicht sicher. Der Michel wollte vorher noch einen andern Versuch machen. Er sollte sich in seinen eigenen Schlingen fangen. Er suchte den rothen Jost auf. „Jost,“ sagte er, „Ihr könnt mir einen Dienst thun. Der Jost schrack diesmal zusammen. Er war schon, nachdem ihm der letzte Streich mißlungen, nachdenklich geworden, es kam ihm vor, er gehe auf gefährlichen Wegen, es könnte doch einmal schlimm auslaufen. Er schwankte, ob er sich nicht heimlich entfernen und nordwärts in die Wälder zurückkehren solle. Der Versucher betrat ihn noch, bevor er zu einem festen Entschlusse gekommen. Herr Michel ließ ihm nicht Zeit, sich lange zu besinnen. „Ich glaube Euch schon gesagt zu haben,“ fuhr er fort, „daß ich's gern sähe, wenn den Fremden da drüben das Haus über'm Kopf zusammenbrennte. Versteht Ihr, Jost?“

„Ich habe dabei nicht gerne etwas zu thun,“ erwiderte der Jost kleinlaut fast ängstlich.

„Ei was, Jost, was ist mit dir geworden? Du warst doch sonst nie eine Memme.“

„Ich spüre, Herr, daß ich keine glückliche Hand habe, zweimal hat's mir schon gefehlt, ich mag das Leben nicht zum Drittenmale auf's Spiel setzen.“

„Wohl; Du sollst es nicht umsonst thun, Jost. Wenn Du übernimmst, was ich sage, so sollen mich einige hundert Dollars nicht reuen, tausend Dollars nicht, sage ich, wenn's gelingt, wie ich wünsche. Wo verdienst du mehr mit so wenig Mühe? Und was wagst Du den eigentlich dabei? Wer wird beweisen, daß Du's gethan, namentlich, wenn Du machst, daß Du fortkommst nach der That?“

Der Jost besann sich eine Weile. „Es dünkt mich auch nicht recht, Herr,“ sagte er, „die Leute haben mir nichts zu Leid gethan.“

„Was, recht?“ fiel rasch Herr Michel ein, „bei einem Kampf und Prozeß ist der ein Thor, der seinen Vortheil nicht benutzt. Sei kein Narr, Jost, tausend Dollars, wenn's recht gelingt.“

Es scheint kein Engel da gewesen zu sein, der den mühsam gegen die Versuchung Ringenden stärkte. Die bessere Regung wurde unterdrückt, der Jost unterlag.

„In's Teufels Namen, ich will's noch einmal probiren, wenn Ihr's haben wollt, Gott weiß, daß ich unschuldig daran bin.“

Der Michel schlug ein Gelächter auf über diese Aeußerung und gab die Versicherung, daß er Alles auf sich nehme. „Aber, Jost, mitten in der Nacht, wenn sie im tiefsten Schlafe liegen, verstehst du?“

Wie ist doch des Menschen Herz ein sonderbares Ding. Welch' wunderliches Gemisch von Gutem und Bösem stellt sich uns dar in der Seele dieses Jost. Während er seine Hand dem Verbrechen lieh, konnte er sein Gefühl für die Wahrheit und das Recht nicht verläugnen, es sich nicht versagen, sich auf seine Unschuld und auf Gott zu berufen. Wir schauen wenigstens im Hintergrunde seiner Seele eine Flamme, wer weiß, ob dieselbe nicht einmal dazu gelangt, die Nacht zu durchbrechen, die ihn umdunkelt, und ihn zu eine Lichtgestalt umzuwandeln. Ist ist Derjenige, der seine Hand für eine Sünde hergibt, tausendmal besser, als Jener, der zwar seine Hand von ihr dafür sein ganzes Herz hingibt.

Es war eine dunkle, bewölkte Mitternacht, wenige Tage vor dem so viel in der Gegend besprochenen Zusammentritt der Geschworenen, als der rothe Jost dem Gehöft des Gontenhannes zuschlich. Ihm war auf seinem Wege nicht wohl zu Muthe, eine Bangigkeit befiel ihn. Er warf seine scheuen Blicke auf das in dunklen Umrissen vor ihm liegende Gebäude. Er stand still, er schwankte, ob er an die Ausführung seines Vorhabens gehen oder wieder umkehren wolle. Dann aber sah er im Geiste die Dollars blinken. Er schritt näher. Der wachsame Hund hatte ihn bemerkt, und ließ zuerst ein leises Knurren, dann ein gedämpftes Bellen hören. Der geübte Jäger war in seinem Element, ihm war's eine Lust, ein Thier, einen Hund zu überlisten und zu beseitigen, ein solches Jägerstücklein wollte er vorab ausführen. Er schritt demselben mit Schmeicheleien näher, er warf ihm ein Stück Fleisch zu. Während das arglose Thier dasselbe gierig verschlang, packte er es rasch mit der linken oben am Hals und im gleichen Augenblick schnitt er ihm mit dem scharfen Bowymesser die Kehle durch. Das Thier verendete, ohne einen Laut von sich zu geben. Der rothe Jost wurde durch den ersten glücklich vollzogenen Streich ermuthigt. Alles schien im tiefsten Schlaf. Die Luft war rein, wie der Schurke sagt, wenn er keine Gefahr der Entdeckung sieht. Der Jost ging an, von einem Haufen Maisstroh eine Bürde unter das tief herabgehende Dach eines angebauten Schuppens zu tragen, einen anderen Vorrath legte er an die Scheune selbst.

Darin aber irrte Jost sich, wenn er glaubte, unbemerkt zu sein. Der Mollisjakob versah, seit er beim Gontenhannes war, um Zeuge für ihn aufzutreten, wie früher den Platz eines Knechtes und Taglöhners, weil er nicht mäßig sein wollte, dann aber auch, weil er dem Hannes fortwährend unentblich dankbar war dafür, daß er sich seiner angenommen, und ihm zu einem eigenen Gute und zum Mädi verholfen. Er war, seit er auf seinem Wege unlängst angegriffen worden, doppelt wachsam und übertrieben ängstlich, so daß er nicht mehr ruhig schlafen konnte aus Furcht vor Mördern und Räubern. Das war bei ihm auch in dieser Nacht der Fall. Es hatte sich seiner eine eigenthümliche Unruhe bemächtigt. Er stund auf, er ging hinaus, um sich zu überzeugen, ob Alles in Ordnung sei. Er war kaum vors Haus getreten, als er das Knurren und Bellen des Hundes hörte. Er schlich im Schatten des Hauses vorwärts, nachdem er einen tüchtigen Knittel zur Hand genommen. Von

Digitized by Google

der Beseitigung des Hundes merkte er nichts, nur fiel es ihm auf, daß derselbe keinen Laut mehr von sich gab. Er blieb an der Ecke des Hauses stehen. Da sah er, wie ein Unbekannter Maistrop unter das Dach schleppte. Es ging ihm eine Ahnung dessen auf, was er vor habe. Er verhielt sich ruhig. „Diebmal," dachte er bei sich selbst, „diebmal soll er mir nicht entwischen." Erst als er sah, daß der Mann, bei dem Strohhaufen gebückt stehend, Vorbereitungen machte, denselben anzuzünden, schlich er leise von hinten herbei. Er holte mit seinem wuchtigen Knittel aus und versetzte ihm einen so gewaltigen Streich an den rechten Unterschenkel, daß der Getroffene sofort mit einem lauten Schrei zusammensank und jammerte: „Mein Bein ist ab."

„So? 's ist recht," sagte der Jakob trocken; „das hab' ich so gewollt, Du Schurke, damit Du mir nicht zum Zweitenmale davonlässt. Jetzt das Bein, später wird's Dir an den Kopf gehen, Du Mordbrenner Du!"

Der Apostrophirte antwortete nicht. Er machte einen Versuch, aufzustehen, er sank wieder zurück und stöhnte.

„Nicht wahr," sagte der Jakob, ich habe gut getroffen, auf einem Beine gehst Du nicht. Hal' Dich nur ruhig, bis ich Deute gehole, die helfen werden, Dich fortzuschaffen."

Als der Jakob sich fortbegeben, machte der Jost die verzweifeltsten Anstrengungen, sich wegzuschleppen, indem er gleichzeitig furchtbare Verwünschungen über den Herrn Mitchel ausstieß, der ihn ins Unglück gebracht habe. Er war, wie die von Jakob aufgeweckten Bewohner des Hauses erschienen, bereits dreißig Schritte weit weggekrochen und kauerte dicht neben dem verendeten Hunde.

Der Gontenhannes zündete ihm mit der Laterne ins Gesicht. „So, Jost, Du bist's", bemerkte er erregt . . . „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht, der liebe Gott kann doch einmal einen alten Sünder festhalten, daß er ihm nicht mehr davon läuft. Ich meinte immer, Du habest mir auch mein Haus in Indiana angezündet, nun weiß ich's. Welcher Teufel reitet Dich. Jost, daß Du mir so etwas thust?"

Der Jost schwieg, er sah da gerade wie ein Sünder. Die Männer — auch der Nörgikaspar war dabei und seine zwei Söhne — traten ein wenig bei Seite, um zu berathen, was vorzukehren sei. Der Mokilakob meinte, man solle ihn an Händen und Füßen gebunden liegen lassen, bis man den Friedensrichter geholt.

„Wo denkt Du hin," antwortete der Hannes, „er ist eben doch ein Mensch; wir nehmen ihn ins Haus, und dann holt Einer von Euch sogleich den Arzt."

Er trat nun zu dem Verletzten, er half ihm aufstehen, er faßte ihn am einen Arm, der Kaspar stützte ihn auf der anderen Seite, und so brachten sie ihn hinein ins Haus. Das Aenneli richtete für ihn ein Lager zu und meinte dabei, es sei doch nicht so schwer, als man meine, die Hand zu küssen, welche Einen geschlagen. Während der Jakob den Arzt holte, übernahm der Hannes die Wache bei dem Jost. Derselbe stöhnte noch zuweilen, man wußte nicht, ob mehr aus leiblichem oder geistigem Schmerz, sonst aber blieb er stumm. Auch der Hannes schwieg, während er ihm die Linderungsmittel auf sein Bein legte. Der Arzt erschien. Er ging daran, mit Hülfe der beiden Männer das gebrochene Bein einzurichten und einzubinden. Als er fertig war, fragte er, an wen er sich der Bezahlung halber zu wenden habe. „Das wird sich dann zeigen, sagte der Hannes, habt Geduld damit, bis das Gericht geurtheilt hat, der Jakob wird Euch erzählt haben, was geschehen ist."

Als der Arzt fort und der Hannes wieder allein bei dem Kranken war, schaute derselbe ihn wiederholt mit unverwandten Blicken an, als erwarte er, von ihm angesprochen zu werden. Der Hannes brach endlich das Stillschweigen. „Jost," sagte er, „wie bist Du dazu bekommen, mir das zu thun, und nicht wahr, das andere Haus hast Du mir auch angezündet?"

„Ich will Euch Alles sagen," erwiederte der Jost, „aber ich bitte Euch um Gotteswillen, habt Erbarmen mit mir." Er erzählte hierauf, wie er aus Auftrag des Mitchel ihm das Haus in Indiana angezündet, wie er den Hanesli zu entführen gesucht, dann den Angriff auf den Mokilakob, um ihn als Zeugen aus dem Wege zu schaffen, wie er endlich diese Nacht daran gegangen sei, wieder sein Haus in Brand zu stecken, um zugleich die Bewohner mitzuverbrennen.

Der Hannes schauderte bei diesen letzten Worten zusammen.

„Ja, ja, Ihr hättet mitverbrennen sollen, so wollte es der Herr Mitchel. O hätt' ich," fuhr er nach einer Pause fort, „o hätt' ich diesen Teufel nie gesehen. Ich war sonst gewiß nicht so schlecht. Die Jagd war früher mein Geschäft, ich war glücklich dabei. Seit ich mit diesem Menschen zusammentraf, hat er mich Schritt für Schritt immer tiefer hineingeführt. Ich sehe erst jetzt ein, wie schlecht alles gewesen ist, was ich auf seinen Wunsch und dem Geldgewinn zu lieb gethan. Ich danke Gott, daß mir die letzten Streiche nicht gelungen sind, denn ich fühle, trotz des Geldes, das ich damit verdient hätte, wäre ich ein elender Tropf. Ich bitte Euch, behaltet, was ich Euch jetzt sage, bringt mich nicht in's Unglück, verzeihet mir, was ich Euch gethan, ich will gewiß von nun an anders anfangen und Alles aufbieten, Euch den Schaden zu ersetzen!"

Der Hannes saß nach diesen Worten eine Weile schweigend da, dann reichte er dem Jost die Hand: „Jost", sagte er, „in's Unglück möcht ich Euch nicht bringen, da sei Gott davor. Aber die Sache kann ich unmöglich für mich behalten, wegen des Mitchel nicht und wegen des Prozesses nicht. Ist's Euch wirklich leid für das, was Ihr gethan, so müßt Ihr's nun dadurch zu allernächst beweisen und gut machen, daß Ihr, was Ihr mir mitgetheilt, ehrlich und rückhaltslos dem Friedensrichter zu Protokoll gebt; das kann ich Euch nicht erlassen, nur dadurch wird es mir gelingen, einen ruchlosen Gegner zu entwaffen, völlig zu besiegen und auf immer zu vernichten. Es wird ohnehin so besser für Euch sein, als wenn Ihr durch den Thatbestand, wie er nun einmal vorliegt, Euch überweisen laßt. Alles Weitere müßt ihr dann mir überlassen, ich kann Euch im Voraus nur das sagen, daß ich keinen Gedanken der Rache gegen Euch habe."

Der Jost besann sich eine Weile, dann versprach er mit Entschiedenheit, dem Rathe des Hannes folgen zu wollen.

Früh am Morgen wurde Jemand zu dem Friedensrichter geschickt, um das Vorgefallene anzuzeigen. Der Mokilakob machte bei diesem Anlaß seinem Zorn neuerdings Luft durch Schimpfen über den Schurken und Mordbrenner, er begreife nicht, sagte er, wie der Hannes ihn für das, was er gethan, nun noch gar in sein Haus aufnehmen und pflegen könne.

„Warum nicht, Jakob," antwortete der Hannes, es ist wahrlich besser, er sei bei uns, als anderswo. Unsere Sache steht jetzt gut. Ich wollte nicht um wie viel, daß die Geschichte nicht passirt wäre. Der Jost ist zudem nicht so schlecht, wie Du meinst." Zu dem Aenneli äußerte der Hannes am selben Morgen, wie gut es ihnen gekommen, daß sie sich des Jakob angenommen, ohne ihn läge sein Haus wieder in Asche, man wisse doch nie, wie wohl einem ein Mensch kommen könne.

Der Friedensrichter war gerade abwesend und konnte erst gegen Abend erscheinen. Nachdem er einen Augenschein außer dem Hause aufgenommen, begab er sich ans Lager des Jost, um denselben zu verhören. Der Jost wiederholte die dem Hannes schon gemachten Angaben und gab sie zu Protokoll. Der Friedensrichter schien sehr befriedigt von dem Verhör und äußerte beim Weggehen, er müsse den Mitchel darauf hin sofort verhaften lassen, daß der Jost nicht entwischt, dafür ist gesorgt, lieber Freund, der Jakob, hätte seine Sache nicht besser machen können. Behaltet den armen Schelm, den Jost, so lange bei Euch, bis er hergestellt ist.

Der Verhaftsbefehl auf den Mitchel kam zu spät. Es beunruhigte ihn schon, als das Haus des Gontenhannes nicht, wie er erwartet, in Feuer aufging. Als er dann vernahm, der Jost sei ob der That ertappt worden, und als er hörte, derselbe liege schwer krank beim Gontenhannes, selbst als ihm vermeldet wurde, der Jost habe Alles bekannt, der Friedensrichter sei bei ihm gewesen, da hielt er's nicht für gerathen, das Weitere abzuwarten. Er packte die werth-

Digitized by Google

vollsten Sachen in der Eile zusammen und machte sich aus dem Staube. Der Mathyd hielt es für das Angemessenste, bald nach ihm dasselbe zu thun. Als man den Mitchel verhaften wollte, war er schon fort. — Da brach ein endloser Jubel unter seinen Negern aus. Manche benutzten die Gelegenheit zur Flucht nach dem Norden, Andere verlangten die Freiheit, indem sie angaben, durch Raub und Entführung in den Besitz des Mitchel gekommen zu sein. Den Flüchtigen setzte Niemand nach. Ueber das Gut wurde ein provisorischer Verwalter gesetzt. Die Sklavenhalter der Umgegend, welche bis jetzt in ihrem eigenen Interesse eifrig die Partie des Mitchel ergriffen, waren verblüfft und kleinlaut. Die bis jetzt schwankende Stimmung der Bevölkerung entschied sich::ll gegen den Entführchenen, die Erbitterung gegen den ruchlosen Menschenmäkler und Mordbrenner wurde so groß, daß man sich genöthigt sah, seine Gehässigkeiten durch Waachen vor Angriffen und Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen. Wäre der Eigenthümer gegenwärtig gewesen, er würde von der Volksjustiz das Schlimmste erfahren haben.

Es war unter solchen Umständen begreiflich, wenn die bald darauf erfolgende Verhandlung der Geschworenen durch keinerlei Demonstrationen der Sklavenfreunde behelligt wurde, es war nicht unerwartet, wenn die Jury das streitige Kind durch einstimmiges Urtheil dem Kläger zuerkannte. Mit sämmtlichen ergangenen Kosten wurde der Beklagte belastet. Jetzt erst konnte der Gontenhannes den Knaben wieder sein nennen.

Hiernach kam die zweite Klage gegen den Mitchel wegen Menschenraub und Brandstiftung zur Behandlung bei der Criminal-Jury. Das Urtheil konnte nach den bisherigen Vorgängen und bei dem von Jost gemachten Geständnissen nicht zweifelhaft sein. Der Mitchel wurde verfällt, für allen und jeden durch ihn gestifteten Schaden Ersatz zu leisten, dazu erhielt er wegen Entführung von Kindern — der Hasenli war nicht das Einzige, wie die Untersuchung herausstellte — wegen wiederholter Brandstiftung zwölfjährige Zuchthausstrafe, der rothe Jost vierjährige. — Haus und Land des verurtheilten Mitchel wurde verkauft, um die ergangenen Kosten zu decken. Die meisten Sklaven waren entflohen und als unrechtmäßig erworben in Freiheit gesetzt. Auf die noch da befindlichen erfolgte kein Angebot. Der Nördlander erstand das Gut mit der ausdrücklichen Bemerkung, er nehme die Neger nicht als Waare dazu, er wolle keine Sklaven haben. Er schenkte ihnen auch sofort die Freiheit und behielt diejenigen, welche es wollten, als Taglöhner. Aus dem Erlös wurde vorab dem Gontenhannes der durch den Brand seines Hauses in Indiana erlittene Schaden reichlich ersetzt, der Rest kam unter öffentliche Verwaltung. Der Eigenthümer meldete sich nie, um denselben in Empfang zu nehmen. So wurde ein längst bei den besseren und gutgesinnten Leuten der Gegend verrufenes Sklavennest ausgetegt, und es wurde hier das Sprichwort wahr, „daß das Maß überläuft, wenn es voll ist."

Der rothe Jost ging unter der Pflege im Hause des Gontenhannes seiner Genesung entgegen. Er war unendlich dankbar gegen seine Wohlthäter und ihm war, wie er selbst gestand, noch nie vorher so wohl gewesen. Nur das plagte ihn: der an ein freies Leben Gewöhnte konnte es nicht verwinden, daß er nach seiner Herstellung Jahre lang sollte der Freiheit entbehren. Er habe zwar, meinte er, die Strafe wohl verdient, aber schwer komme es ihm doch vor. Es kamen ihm jedesmal Thränen in die Augen, wenn er davon sprach. — Er war indeß jedenfalls entschlossen, die Strafe auszuhalten, und wir zweifeln sehr daran, daß der Gedanke, sich durch die Flucht, derselben zu entziehen, in seinen eigenen Kopf entsprang. Wir glauben vielmehr, der Gontenhannes hat ihm dazu gerathen und geholfen. Er hat wenigstens wohl nicht umsonst dabei gelächelt, als er die Anzeige machte, der rothe Jost sei letzte Nacht auf und davon gegangen. Es war übrigens auch sonst Niemand, der sich darüber ärgerte, und Anstrengungen wurden keine gemacht, ihn wieder einzufangen.

Der Gontenhannes hat den rothen Jost nie wieder gesehen. Er hörte auch Nichts von ihm, bis ihm nach Jahren die amtliche Mittheilung zuging, daß der in Kanada kinderlos Verstorbene ihn zum Erben seines Vermögens von einigen tausend Dollars eingesetzt. Der Jost wird gewußt haben, warum er das gethan.

XIV.

Die Zeit ist für den Gontenhannes längst vorüber, in welcher er nicht nur, wie die meisten Auswanderer, den schweren Anfang in der neuen Heimath machen, sondern ein verlorenes Kind sich grämen, den Besitz des wiedergefundenen sich mühsam erkämpfen mußte. Er steht als betagter Hausvater inmitten seiner Kinder, deren jüngere ihm erst in Amerika geboren worden. Gottes Segen ist mit ihm gewesen. Sein Hof gehört unter die größten und schönsten der Gegend, er ist von seinen Mitbürgern weit in der Runde gekannt, geachtet und geliebt. Dem Anfug, der Sklaverei hat er in dortiger Landschaft den ersten Stoß versetzt, sein mit Einsicht und Muth geführter Kampf hat ihm viele Freunde gewonnen, sein ehrenhafter Charakter und seine Freiheitsliebe hat sie ihm später nicht nur erhalten, sondern auch vermehrt. So oft er auch den Wunsch auslprach, sein Heimathland mit seinen schneebedeckten Bergen noch einmal wiederzusehen, er hat es gleichwohl noch nie bereut, es mit der neuen Welt vertauscht zu haben, so wenig, daß er mehrere seiner Verwanden und Bekannten ermunterte, auch herüber zu kommen. Amerika, so hat er ihnen geschrieben, ist trotz Allem das Land für die armen Leute.

Das Kind seiner Sorgen und Schmerzen, der Honesli, ist ein Jüngling geworden, und obwohl das Aelteste, ist er doch seines Herzens Stolz und Freude. Das Aennesi, seine Schwester, ist bereits verlobt mit einem Großsohn des alten Jägers Jean, und er selbst, der John Weeper, wie er nun heißt, schwankt auch bereits nicht mehr, welche unter den Töchtern des Landes er zu seiner Lebensgefährtin erwählen soll. Die Betty des alten Sammel, des Müllers Großtochter, ist ja schon damals seine liebste Gespielin gewesen, als er noch das Negerkleid des Herrn Mitchel getragen. Sie hat so oft bitter geweint am Abend darüber, daß er nicht bei ihnen bleiben dürfe, sondern wieder zurückkehren müsse zu seinem bösen Herrn. Es war wahrlich kein Wunder, wenn der zum Jüngling ausgewachsene John sein Auge auf die zur Jungfrau aufblühende Betty warf und ihr an einem schönen Sommerabend unter dem blühenden Pfirsichbaum neben der Mühle es sagte, daß sie ihm der liebste Mensch auf Gottes Erdboden sei, und er sei glücklich, wenn sie ihm ihrerseits ein ähnliches Geständniß machte.

Der John hat seinem Vater zwar keine Verlobungskarte abgegeben, so wenig als Anderen. Die Mutter wußte es gleichwohl bald, und theilte an einem Abend, als sie allein war mit ihrem Mann, demselben ihre Entdeckung mit: „Denke, ich glaube, der John und die Betty sehen einander gern."

Der Hannes lächelte, als das Aennesi mit wichtiger Miene ihm diese Mittheilung machte. „Dieß ist mir nichts Neues, ich weiß Zwei, bei denen gerade dieß auch vorgekommen ist. Besinnst Du Dich noch, Aenneli, an jenen Abend, es war auch im Maien, und an jenem Birnbaum hinter unserm Hause. Es sind nun freilich schon bald vierundzwanzig Jahre, es ist seitdem vieles über uns ergangen und wir sind inzwischen alt geworden, aber mir ist's, es sei erst gestern gewesen, da haben auch Zwei einander gesagt, daß sie sich gern sehen." Das Aennesi stand eine Weile schweigend da, es kamen ihm Thränen in die Augen, und gleichwohl lächelte es, als es ihm die Hand reichte. „Und dieselben Zwei," fuhr der Hannes fort, „können gottlob auch jetzt noch immer sagen, das sie sich lieb haben." Dabei schloß er es in seinen Arm und küßte es herzlich. Es war ein Augenblick, in welchem die Eheleute, angehoeht von dem Hauche der jungen Liebe ihres Kindes, es inne wurden, daß auch alte Liebe nicht rostet.

„Der John sehe Betty gern, hast Du gesagt, fuhr dann der Hannes wie aus einem Traum erwachend fort; ich gestehe Dir, daß ich das gern sehe. Nichts Lieberes könnte mir begegnen, als wenn die Zwei ein Paar würden."

Digitized by Google

Das Aennell stimmte ihm bei und fing bereits an, Pläne zu machen bezüglich der Einrichtung und des Haushaltes der zukünftig jungen Eheleute.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Aschaffenburg, 17. Dez. Die „Bayer. Ztg." bringt die offizielle Verlustliste der bayerischen Armee im Kriege von 1866. Darnach hatte die bayerische Armee an Todten: 47 Offiziere und 279 Soldaten; an Verwundeten: 111 Offiziere und 1861 Soldaten; an Gefangenen und Vermißten: 17 Offiziere und 1513 Soldaten; Summa aller Verluste: 175 Offiziere und 3653 Soldaten. Auf die einzelnen Gefechte vertheilt sich dieser Verlust, wie folgt. Im Treffen bei Immelborn am 2. und 3. Juli getödtet: Offiziere —, Soldaten 3; verwundet: Offiziere 4, Soldaten 10. Treffen bei Dermbach, Diedorf, Neidhartshausen und Zella am 3. und 4. Juli, getödtet: Offiziere 3, Soldaten 23; verwundet: Offiziere —, Soldaten 67; gefangen und vermißt: Offiziere, — Soldaten 27. Treffen bei Rosdorf am 4. Juli, getödtet: Offiziere 10, Soldaten 37; verwundet: Offiziere 18, Soldaten 261; gefangen und vermißt: Offiziere —, Soldaten 74. Treffen bei Häuseld am 4. Juli, getödtet: Offiziere 1, Soldaten 6; verwundet: Offiziere —, Soldaten 14; gefangen und vermißt: Offiziere —, Soldaten 3. Treffen bei Kissingen, Hausen, Nüdlingen und Aschach am 10. Juli, getödtet: Offiziere 11, Soldaten 82; verwundet: Offiziere 33, Soldaten 540

Neue Pfälzeskalia.

Ein Blatt zur Erheiterung und Belehrung.

Beilage zum „Pfälzer".

№. 52. Sonntag, den 30. Dezember 1866.

Ein verlornes Kind.

(Schluß.)

In dieses friedliche und glückliche Stillleben des Gontenhannes und in die süßen Liebesträume seiner Kinder hinein blitzte unerwartet der damals beginnende, glücklich beendigte amerikanische Bürgerkrieg. Es konnte nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite sich der Gontenhannes, seine Familie und seine Nachbarschaft wenigstens der Gesinnung nach stellen würde. Es handelte sich bei ihnen nicht darum, ob der Süden das Uebergewicht über den Norden oder der Norden das Uebergewicht über den Süden haben müsse, es handelte sich bei ihnen nicht um Spekulationen, zu welchem Manche hüben und drüben den Krieg benutzen und ausbeuten, es handelte sich bei ihnen einfach um den Kampf gegen das Institut der Sklaverei. Der Hannes und manche Andere waren Schweizer, schon als solche mußten sie wohl das Recht der Freiheit vertheidigen, dazu hatten wie Wenige die Mißbräuche und den Unfug der Sklaverei an sich selbst erfahren.

Seit dem Prozeß gegen den Michel und Consorten hatten die Abolitionisten, die Gegner der Sklaverei, fast in der ganzen County das entschiedene, unbestreitbare, numerische Uebergewicht über die Sklavenhalter, die Letzteren duckten sich, Manche verließen nach und nach die Gegend und zogen nach Süden, weil sie dort ihre Waare besser gesichert hielten. Mochte der Staat Kentucky immerhin zu dem Süden halten, jene ganze Gegend, welche, an Indiana gränzend, meist von Deutschen und Schweizern bewohnt war und in welcher die Familie des Gontenhannes ein überwiegendes Ansehen genoß, sie machte eine Ausnahme. Die Lage der Leute konnte freilich im Verlauf des Krieges eine peinliche werden, wenn man sie zwingen wollte, in der Armee des Südens Dienst zu thun. Da hatten sie nur die Wahl, entweder gegen die Beschlüsse und Behörden ihres Staates sich aufzulehnen, oder ihrer Ueberzeugung untreu zu werden.

Der John, der Sohn des Gontenhannes, gedachte es nicht zu dieser Alternative kommen zu lassen. Er war von vornherein entschlossen, am Kampf auf Seite der Nordstaaten Theil zu nehmen. Wer weiß, daß er Freude an der Waffe hatte, in denen er schon seit Jahren sich eifrig übte, wer bedenkt, was er in seiner Jugend von den Sklavenhaltern erfahren und gelitten, der wird den Entschluß des jungen Mannes natürlich und begreiflich finden.

Er theilte seinem Vater mit, daß er den weiteren Verlauf des Krieges und ein Aufgebot Seitens der Sonderbundsregierung nicht abzuwarten gedenke, er beabsichtigte, sofort nach Indiana überzusiedeln, als Bewohner eines Staates, der zur Union halte, habe er das volle Recht, in die Armee der Union einzutreten, ohne ein Rebell zu werden. Der Vater billigte sofort seinen Entschluß. Es könnte mir, sagte er, nichts Aergeres begegnen, als wenn Du mir für die Aufrechthaltung der Sklaverei kämpfen müßtest, die mir so viel Bitteres bereitet hat, seitdem ich in Amerika bin. Einstweilen kannst Du ja beim Mokilzjaks drüben bleiben. Und ja, ich habe auch nichts dagegen, wenn Du selbst in den Kampf ziehst, es hat keiner so viel Grund dazu, wie Du und ich. Wenn ich jünger wäre, ich bliebe auch nicht daheim.

Mehr Schwierigkeit fand der John bei Miß Betty. Doch fügte sie sich und sprach kein Wort mehr dagegen, als er sie fragte, ob sie denn lieber wolle, daß er später in den Reihen seiner Feinde kämpfe? „Wenn man einmal in den Krieg ziehen soll," fügte er bei, „so ist's gut, wenn man es mit freudigem Herzen und für eine gute Sach' thut!"

Der John reiste ab, von dem Segen seines Vaters und den unter Thränen ausgesprochenen Glückwünschen der Betty begleitet, um zunächst bei dem Freund seiner Familie, dem Mokilzjakob, seinen Aufenthalt zu nehmen. Sein Beispiel fand Nachahmung; eine große Schaar seiner Alters- und Gesinnungsgenossen aus der County folgte nach, von ihm selbst für die Sache des Nordens begeistert und aufgemuntert von dem Gontenhannes, von dem alten Müller und dem alten Jäger. Der John und seine Mitausgewanderten verweilten in Indiana nicht lange als friedliche Landarbeiter, sie traten mit dortigen Kampflustigen, mit freigewordenen Negern, die aus Canada zugezogen, zu einer freiwilligen Schützencompagnie zusammen, und stellten sich der Bundesregierung zur Verfügung. John Weeper war ihr Capitän. Einen besseren hätte die Compagnie nicht finden können. John, selbst begeistert für die Sache, welcher er seiner Sache weihte, verstand es, auch seine Leute anzufeuern. Er bewegte sich in der ferneren Zeit nahe an der Grenze von Kentucky. Im Norden dieses Staates und bis gegen St. Louis hin war je nach dem Gang der Ereignisse für die Nordstaaten ein bedeutendes Gebiet gewonnen oder verloren. Je kräftiger man von Anfang an die dort vorhandenen Sympathien für den Norden unterstützte, um so sicherer wurde auch die Bevölkerung für denselben gewonnen. Die ersten Schläge sind oft von nachhaltiger Wirkung. Auch die Südstaaten schienen dieß einzusehen, ihre ersten Anstrengungen waren mit auf diese Gegend gerichtet. St. Louis selbst war eine Zeit lang von ihnen bedroht und wurde vorzugsweise durch die Anstrengung der deutschen Bevölkerung gesichert. Die Südlichen hatten aber noch einen besonderen Grund, warum sie gerade die County, in welcher der Gontenhannes wohnte, mit Truppen bedachten. Es war kein Geheimniß geblieben, daß viele junge wehrfähige Leute nach Indiana übergegangen, weil sie vorzogen, beim Norden Dienst zu thun. Man hatte damals kein gesetzliches Recht gehabt, diese Auswanderung und Uebersiedlung zu verwehren und zu bestrafen bei Solchen, die noch nicht zur Armee einberufen waren. Um so mehr nahm man davon Anlaß, die übelgesinnte County durch Mittel zu züchtigen, wie sie der Krieg zu Genüge an die Hand gibt. Es wurden Truppen dorthin gelegt und die Einwohner namentlich, von denen man wußte, daß Angehörige fort waren, hatten sich keiner schonenden Behandlung zu erfreuen. Einzelne unter ihnen hatten Aergeres zu erfahren, als bloße Plackereien. Es fehlte unter den südstaatlichen Truppen nicht an Solchen, welche den Krieg dazu zu benutzen gedachten, ihre Privatrache zu kühlen. Unter diese gehörte ein Lieutenant Rapp — wir werden bald erfahren, wer es war, der jetzt unter diesem Namen wieder auftauchte. Er trug wohl nicht ohne Grund einen gewaltigen Bart, der fast wie eine Maske aussah. Er war schon älter und entweder hatte ihn die freie Neigung dazu getrieben, im Krieg seine Beschäftigung und seinen Unterhalt zu suchen.

Der Lieutenant ließ eines Abends den Sergeanten zu sich kommen. Beide kannten sich offenbar schon länger. Er sprach zu ihm in vertraulichem Ton: „Höre, bevor wir wie-

der von hier abziehen, müssen einige Häuser in Flammen aufgehen, das des Gontenhannes da drüben, dann die Mühle, auch das, welches wir früher bewohnt. Die sollen wissen, daß wir nicht umsonst hier gewesen sind. Ich wollte, wir bekämen ein kleines Scharmützel, da ließe es sich am leichtesten thun. Geschieht's nicht, so sorge auf andere Weise dafür, du wirst schon Leute finden, die Dir helfen."

Sei es nun, daß der Sergeant sich an Leute wandte mit seinem Auftrag, die nicht zuverlässig waren, sei's, daß das angegebene Gespräch belauscht worden, der Gontenhannes erhielt durch dritte Hand eine Warnung und Mittheilung von dem ruchlosen Anschlag. Er besprach sich rasch mit den Mitbedrohten und dem wohlgesinnten Friedensrichter. „Wir haben," meinte er, bisher als Bürger unseres Staates ehrlich unsere Pflicht gethan, aber wenn wir von unseren eigenen Soldaten bedroht sind an Hab und Gut und Leben, so können wir nicht länger müßig bleiben, wir müssen uns unserer Haut wehren und sollte es durch einen Aufstand geschehen."

Die Männer wurden einig, zunächst die Hülfe der nächsten Truppen der Nordstaaten in Anspruch zu nehmen. Die Betty übernahm es, die Botschaft an ihren Bräutigam zu überbringen, es wurde auf diese Weise jeder Argwohn vermieden. Der Capitän Weeper hatte doppelte Ursache, die Hülfe zu leisten, da auch seine Braut und ihre Angehörigen mitgefährtet waren. Er traf rasch die nöthigen Anstalten, seine Soldaten begrüßten seinen Plan eines Ueberfalles der an der Nordgrenze von Kentucky liegenden Feinde mit Jubel und Begeisterung. Er hoffte die Gegend auf immer von ihnen zu säubern.

Während die sorglosen Sclavenhändler die Truppen der Nordstaaten 40 Meilen entfernt glaubten, wurden sie in dunkler Nacht plötzlich von ihnen überwältigt; die Einen wurden getödtet, die Andern gefangen, der Rest versprengt.

Der Wunsch des Lieutenants Rapp nach einem Scharmützel war unverhofft in Erfüllung gegangen, und anders, als er's dachte. Der Capitän John Weeper stieß im nächtlichen Tumult auf ihn, ohne zu wissen, wen er vor sich habe. Es setzte einen Kampf Mann gegen Mann mit blanker Waffe ab. Der ältere, in den Waffen wenig geübte Mann, war dem jüngeren nicht gewachsen, er wurde von ihm tödtlich getroffen zu Boden geschreckt. Der Capitän hatte keine Zeit, sich um den Verwundeten zu bekümmern, der Kampf erforderte seine Anwesenheit anderwärts. Erst am Morgen, als der Feind auf allen Punkten überwunden und der Kampf beendigt war, suchten die Sieger die Todten und Verwundeten auf dem Kampfplatz auf. Unter den Todten befand sich auch der Sergeant und der John erkannte in ihm den einstigen Sklavenaufseher des Herrn Mitchel, den Schneidermathys, der hier das Ende seiner Laufbahn und das Ziel seiner hochfliegenden Pläne gefunden hatte.

Der Lieutenant Rapp lebte noch und der Gontenhannes war nicht wenig erstaunt, als man den tödtlich Verwundeten in sein Haus brachte und er in demselben seinen erbittertsten rachsüchtigen Feind und Verfolger, den Mitchel, wieder erkannte. Der Sohn des Hannes stund dabei, als er auf ein weiches Lager hingelegt, zum Erstenmale wieder die Augen aufschlug und die Beiden unerwartetem Blickes anstarrte. „Sol Ihr also seit es, Mitchel, und Ihr habt also nun schon zum Drittenmale an meinem Haus den Mordbrenner machen wollen? Was haben wir Euch gethan, daß Euer Haß so unauslöschlich ist? Ist es eine so große Sünde von meiner Seite, daß ich mich gegen das Unrecht, das Ihr mir zugefügt, zur Wehr gesetzt? Nicht wahr, das habt Ihr nie gedacht, als Ihr das Bibliein mir wegkauftet, daß Ihr Denjenigen geraubt, dessen Schweert Euch einmal treffen werde. Es gibt einen gerechten Gott im Himmel!"

Der Verwundete schwieg und schloß die Augen. Der Gontenhannes schien es zu bereuen, daß er harte Worte ausgesprochen. Er ging hinaus. Der Verwundete schlug seine Augen wieder auf und heftete sie auf den John. „Seid ohne Sorgen, Herr," bemerkte dieser, „es soll Euch bei uns an ärztlicher Hülfe und Pflege nicht fehlen."

Der Mitchel blieb stumm. — Der herbeigeholte Arzt machte wenig Hoffnung. Es traten zunächst Fieberphantasien ein, in denen er delirirte und tobte. So sehr auch der Fieberkranke verwirrt zu sein scheint, seine Seele ist doch dieselbe und sie bewegt sich unbewußt in den Gedanken und Gefühlskreisen des vorher gesunden Menschen. So tauchte in den Delirien des Mitchel die ganze Vergangenheit desselben in Schreckbildern auf und zog an seinem Geiste vorüber. Später trat ein Zustand der Abschwächung ein, der Kranke wurde ruhig und kam zum klaren Bewußtsein.

Es war an einem hellen Morgen, als er endlich auch zu reden anfing. Er verlangte den John zu sehen. Auf die Mittheilung, John sei mit seiner Compagnie weiter marschirt, äußerte er: „es thut mir leid, daß er nicht mehr da ist. . . . „Ich fühle," fuhr er fort, „daß es mit mir zu Ende geht. Ich danke Euch für alle Eure Güte. Ich habe schwer gegen Euch gefehlt und leider auch gegen Andere. Wie möchte ich's so gerne gut machen. Ihr wißt, es ist noch ein nicht unbedeutender Rest des Vermögens hier. Ich durfte es als Verurtheilter, der sich seiner Strafe entzogen, nicht heraus verlangen. Ich wünsche es Eurem Sohne, dem Hannesli zukommen zu lassen, und bitte Euch, einen Notar zu holen. Es ist wahr, ich bin mit Gedanken der Rache hieher gekommen . . . sie sind Gedanken des Friedens geworden, ich bin so froh, daß es so gegangen ist. Dem Herzen ist es doch am wohlsten, wenn es die Wege Gottes, die Wege der Liebe geht. Ach, wie lange hat's gedauert, bis ich das erkannt!"

Der Kranke barg sein Gesicht mit beiden Händen und schwieg.

Dem Hannes kamen Thränen in die Augen, als er am Bette stehend diese Worte vernahm. Er ergriff die Hand des Mitchel und drückte sie ihm mit Wärme, indem er ihn seiner Verzeihung versicherte und ihm Trostesworte zusprach.

Der Notar wurde geholt. Das Testament wurde abgefaßt. Am folgenden Tage verschied der Kranke. „Ende gut, Alles gut," hoffen wir, gelte auch bei ihm.

Dem Hannes ward noch eine andere Freude zu Theil, die nämlich des Wiedersehens seiner drei Flüchtlinge, welche er früher von den Greifs befreiet. Sie waren bald nach dem Beginn des Krieges aus Canada herübergekommen und in die Compagnie des John Weeper eingetreten; ohne zu wissen, daß ihr Capitän der Sohn ihres Wohlthäters sei. Sie sahen zufällig einige Tage nach dem nächtlichen Ueberfall den Gontenhannes, während sie in Reih' und Glied standen. Sie traten aus, sie eilten auf ihn zu, ergriffen seine Hand und ergossen sich in Danksworten, daß er ihnen zu ihrem Glück verholfen. Auf die Frage, wie sie ihm vergelten könnten, was er an ihnen gethan, antwortete der Hannes gerührt: Der beste Dank sei der, daß sie nun mitkämpfen für die Befreiung ihrer Leidensgenossen, und daß sie als wackere Soldaten ihre Pflicht thun. Es werde wohl nicht umsonst von Gott gelägt sein, daß sie unter das Commando und die Fahne seines Sohnes gekommen. „Ja, er ist mein Sohn, euer Capitän," fügte er bei, als sie ihn fragend anschauten, „habt ihn nur recht lieb, schon um meinetwillen."

Es bedurfte der letzteren Mahnung nicht, wenn sie schon vorher ihrem Capitän mit Leib und Seele ergeben waren, von dem sie, wie Alle wußten, daß er auch schon in der Sklaverei geschmachtet, so waren sie es jetzt doppelt, nachdem sie erfahren, wer sein Vater sei. Ihre Augen glänzten der Freude, als der John endlich selbst herbeikam, um nach dem Grunde der Störung und der langen Unterredung zu fragen. Der Vater theilte ihm in wenig Worten mit, daß das die Drei seien, denen er zur Flucht nach Canada verholfen. „Du siehst, John, daß sie nicht undankbar gewesen sind, sonst wären sie nicht herübergekommen, um mitzukämpfen."

Der John reichte ihnen allen die Hand und begrüßte sie neuerdings als seine lieben Waffengefährten.

Die Ahnung hatte den Gontenhannes nicht betrogen, daß jede gute Handlung ihren Lohn empfängt, wie er damals zum Aenneli sagte, als er vom Criser zurückkehrte. Der Capitän Weeper fegte mit seiner Truppe ringsum die Gegend von den Feinden, feuerte die Einwohner an zum Kampf gegen die tyrannischen Sclavenhalter, verstärkte seine Com-

pagnie durch neueintretende und organisirte zugleich eine Bürgerwehr, welche die Vertheidigung von County übernehmen sollte. Die Sonderbündler haben dort nie mehr Posto gefaßt. Der Kriegsschauplatz zog sich immer mehr südwärts. Weiter südlich marschirte auch der John mit seiner Schaar. An Kämpfen und Gefechten mit den Feinden fehlte es nicht, und nach einem solchen konnte der John seinem Vater heimschreiben, daß er seine Rettung und sein Leben einzig und allein der hingebenden Treue seiner Canadier zu verdanken habe, von welchen Einer ihm zu lieb sein eigenes Leben aufgeopfert habe.

„Siehst du, Aennesi," sagte der Hannes, „hätte ich den Dreien nicht fortgeholfen, so lebte jetzt unser Sohn nicht mehr!"

Verschiedenes.

Erlangen, 23. Dez. Im gegenwärtigen Wintersemester wird die hiesige Universität von 421 Studirenden besucht, von 221 Theologen, 96 Juristen, 77 Medicinern, 14 Pharmaceuten, 13 Philologen u. s. w. Darunter gehören 121 andern deutschen und außerdeutschen Ländern an. Die Frequenz des laufenden Semesters ist etwas geringer als die des vorigen, indem 35 Immatriculationen weniger stattgefunden haben.

Ansbach, 20. Dez. Die noch uneingelösten Ansbach-Gunzenhausener Eisenbahnloose betragen die enorme Summe von 41,776 fl.

In der Christnacht sind auf dem Bodensee der badische Dampfer „Germania" und der schweizerische „Rorschach", (früher „Ludwig" geheißen und als solcher bereits schon einmal gesunken und wieder gehoben) in Folge des dichten Nebels zusammengestoßen. Der „Germania" wurde die Kapitänscajüte zertrümmert; weiteres Unglück ist nicht vorgekommen.

Eine edle That von preußischen Husaren. Als nach der Schlacht bei Königgrätz die Oesterreicher ihre Verwundeten aufsuchten, um sie dem Verbandplatze zuzuführen, stand ihnen nur noch ein Wagen, jedoch schon Bespannung zur Verfügung, welcher mit sechs leicht und einem schwer Verwundeten beladen wurde; um den Letzteren vielleicht noch zu retten, war schleunige Hilfe nöthig, die aber nur am Verbandplatze geleistet werden konnte. In ihrer Verlegenheit wandten sie sich an die in der Nähe befindlichen Offiziere und Mannschaften des Gardehußaren- und 2. schlesischen Husarenregiments mit der Bitte um Aushilfe mit Bespannung für die Verwundeten; da dieselben aber leider ebenfalls ohne Bespannung waren, faßten sie unverzüglich den edelmüthigen Entschluß, ihre feindlichen, verwundeten Kameraden selbst dem Verbandplatze zuzuführen, zu welchem Behufe ein Offizier und 19 Mann abtaten, vor den Wagen traten und demselben selbst auf den Verbandplatz zogen.

Ein österreichischer Offizier wollte den berühmten Straßburger Münsterthurm besehen und hatte unendliche Mühe, die unzähligen Treppen hinaufzusteigen. Seine Fährerin war die Thürmersfrau, welche damals gerade schwanger war. Der Offizier schwitzte wie ein Bär und die Frau selber machte sehr langsame Schritte, er wurde daher ungeduldig und sagte: „Dauert es noch lange? Es geht Ihnen auch hart her. Wie lange gehen Sie noch so?" Die Frau, welche ihn mißverstand und meinte, die Frage bezöge sich auf ihre Niederkunft, antwortete: „Herr Offizier, ich danke Ihnen für ihre gütige Nachfrage, es können wohl noch zehn Wochen dazu hingehen." — „Donnerwetter!" rief der Offizier aus, „das dauert mir zu lange, ich habe nur drei Wochen Urlaub." Und somit drehte er sich rasch um und stieg wieder abwärts.

In Padua starb Hr. Camerini, welcher nicht weniger als 42 Mill. hinterlassen hat. Den größten Theil erbt ein Neffe, doch sind die Kirchen und die zahlreichen Bedienstete des Verstorbenen ebenfalls reichlich bedacht. Die Erbschaftstaxe beträgt $1^1/_2$ Millionen, welche noch vor zwei Monaten in den österreichischen Säckel gefallen wären. Camerini war 92 Jahre alt und begann seine, Laufbahn vor 50 Jahren, wo er als Straßenarbeiter 50 Centimes täglich verdiente.

Von Tode in's Leben zurückgeprügelt. Zwei russische Edelleute hatten sich in Folge eines verjährten Familienhasses ewige Feindschaft geschworen; da fügte es der Zufall einst, daß der Diener des einen plötzlich starb. Der Todte wurde nach russischer Sitte nach Verlauf von 24 Stunden beerdigt. Der andere Edelmann gerieth, nachdem er das erfahren, auf den böswilligen Einfall, diesen Umstand zum Verderben seines Feindes zu benützen, und diesen als heimlichen Mörder seines Dieners der Gerechtigkeit zu überliefern. Um dieser Anklage den Schein der Wahrheit zu verschaffen, beschloß der Unbelfstifter im Bunde mit einigen Vertrauten, den kaum begrabenen Leichnam des verstorbenen Bedienten, im Dunkel stiller Nacht, wieder auszugraben und ihn durch Schläge solchermaßen zurichten, daß man die Merkmale eines gewaltsamen Todes daran erkenne. Wie dieses Bubenstück beschlossen worden, so ward es ungesäumt auch ausgeführt. Der aus seinem Grabe geholte Leichnam wurde aufrecht gestellt, und schon hatte man begonnen, ihn unbarmherzig mit Prügeln durchzugerben, als plötzlich der Todte sich zum Entsetzen seiner Henker bewegte, stöhnte, Zeichen des Lebens von sich gab und endlich die, welche ihn prügelten, flehentlich bat, ihn doch nicht todtzuschlagen. Die Thäter aus Furcht die Flucht ergreifend, eilten vom Schauplatz einer Unthat, welche eben so feindliche Anschläge gegen den Körper des armen Bedienten, als gegen die Ehre seines Herrn zum Zwecke hatten und überliefern den Ersteren seinem tragikomischen Schicksale. Durch eine so unwillkürliche Erschütterung ins Leben zurückgeprügelt, suchte der arme Bediente die nöthigen Kräfte zu sammeln um, eingehüllt in sein Leichentuch womöglich die Wohnung seines Herrn zu erreichen. Sein plötzliches Erscheinen verbreitete keinen geringen Schrecken im Hause, wo Alles, was da lebte, in der Erscheinung des Verstorbenen ein lebhaftes Gespenst zu erblicken glaubte. Nicht ohne Mühe gelang es dem wieder zum Leben zurückgerufenen, die vor ihm Fliehenden zu überzeugen, daß er kein Gespenst, sondern ein Lebender sei, und dem schrecklichen Unglück, lebendig begraben zu bleiben, nur durch das Ereigniß entging, welches er seinem erstaunten Herrn mittheilte und als Beweis die blauen Striemen, Beulen und Flecken zeigte, die an seinem Körper deutlich zu sehen waren. Der scheinbare Tod des Bedienten war eine Art Starrkrampf, die ihn bei vollkommenem Bewußtsein und vollkommener Kraft des Gesichts und Gehörs dennoch hinderte, ein Lebenszeichen von sich zu geben und gegen seine Beerdigung zu protestiren. So fühlte er sich mit Grauen in das Grab gesenkt, wo er nun erst eines wirklichen schrecklichen Todes Beute geworden wäre, wenn man ihn nicht wieder aus dem Grabe befreit und durch jene empfindliche Behandlung dem Leben wiedergegeben hätte. — So sind diejenigen, welche seinen Leichnam prügeln wollten — seine Lebensretter geworden.

Schüler russischer Gymnasien zu Moskau, Petersburg, Kiew und Kakau haben nach der Kreuzzig. unter dem 5. d. an den Ministerpräsidenten Grafen v. Bismarck einen Brief gerichtet, in welchem sie denselben in jugendlichem Frohsinn „aus ganzer Seele" für die bedeutende Erleichterung danken, welche er ihnen in dem „schwierigsten Theile der Geographie Europa's", den die Gymnasiasten in der politischen Geographie Deutschlands erblicken, verschafft habe.

Das russische Gouvernement Podolien scheint ein sehr gesundes Klima zu besitzen. Innerhalb 5 Jahren sind daselbst 354 Personen gestorben, die ein Alter von 95—110 Jahren erreicht hatten, und zwar 320 Personen ein Alter von 95—100, 27 ein Alter von 100 bis 105 und 7 ein Alter von 105 bis 110 Jahren. Darunter befanden sich 141 Frauen. Gegenwärtig lebt auf einem dortigen Gut ein Mann von 118 Jahren; derselbe war 90 Jahre verheirathet und hat 4 Söhne, so wie 70 Enkel und Urenke

Digitized by Google

London, 26. Dez. (Wettlauf der drei amerikanischen Nachten im atlantischen Ozean.) Die „Henriette“ ist gestern Abend um 5 Uhr 40 Minuten bei Cowes (Insel Wight), dem Zielpunkte des Wettlaufes, angelangt. Der „Flewing“ und die „Vesta“ sind heute Morgens angekommen.

Unter den Papieren des Staatsarchivs in Washington ist vor Kurzem ein Brief Napoleons I. aufgefunden worden, welcher den ehemaligen Staatssekretär der Union, Mr. Jos. Armstrong, 1810 Gesandter in Paris, zum Gegenstande hat, und als ein Typus der genialen Derbheit gelten kann, deren sich Napoleon in seinen Urtheilen über Personen und Sachen oft genug bediente. Der Brief lautet in möglichst wortgetreuer Uebersetzung: „Paris, 19. Juni 1810. Herr Herzog von Cadore, Sie müssen sich alsbald zum amerikanischen Gesandten begeben. Es ist im höchsten Grade lächerlich, daß er es unternimmt, von Dingen zu schreiben, die man nicht verstehen kann. Es wäre mir lieber, er drückte sich englisch aus, und zwar ausführlicher, damit man ihn doch verstehen kann. Wie ist es nur möglich, daß er solche wichtige Dinge in einem Briefe von 4 Zeilen abmachen zu können glaubt? Sprechen Sie mit dem Sekretär, der hier ist, und auch mit dem, der jeden Augenblick aus Amerika ankommen muß. Schicken Sie durch einen außerordentlichen Kurier eine chiffrirte Depesche nach Amerika, um den Leuten verständlich zu machen, daß die dortige Regierung nicht hier vertreten ist, daß ihr Gesandter kein Franzosisch versteht, daß er ein sauertöpfiger Mensch ist, mit dem man nicht verhandeln kann, und daß alle Hindernisse beseitigt sein würden, wenn wir einen Menschen hier hätten, mit dem sich sprechen läßt. Schreiben Sie sofort über den Gegenstand. Lassen Sie mich auch wissen, welche Wirkung der Brief Allenburg's an die Vereinigten Staaten hatte, was geschehen soll. Schreiben Sie nach Amerika so, daß der Präsident weiß, welchen Einfaltspinsel er hieher gesendet hat. Napoleon.“

Die Bevölkerung der ganzen Erde wird nach den sehr eingehenden Arbeiten Dr. Behren's zu 1350 Millionen angegeben, von denen (in runden Summen) 285 Millionen auf Europa, 798½ Millionen auf Asien, 1 Million auf Australien und Polynesien, 188 Millionen auf Afrika, und 74½ Millionen auf Amerika kommen.

(Bescheidenheit). Schullehrer. Vor Allem, meine Kinder, muß der Mensch bescheiden sein. Aber, werdet ihr fragen, wann ist der Mensch bescheiden? Das will ich euch sagen, meine lieben Kinder. Ich setze den Fall, ich käme zum Herrn Pfarrer: der Herr Pfarrer bietet mir ein Glas Bier an, das nehme ich an; er bietet mir ein zweites an, das nehme ich auch an, aber ein drittes, ein viertes nehme ich nicht an. — Ich setze den Fall, der Herr Pfarrer bietet mir auch ein Glas Wein an, dies nehme ich an, ein zweites nehme ich auch an; aber ein drittes und viertes kann ich nicht mehr annehmen; er bietet mir vielleicht Punsch an, auch davon nehme ich ein Glas an; aber ein zweites und ein drittes nehme ich nicht mehr an. — Was bin ich dann also, meine lieben Kinder? Nun, was bin ich dann? — he — he

Kinder (aus einer Kehle): Betrunken! Herr Lehrer, betrunken!

Ludwigshafen, 13. Dez. Das Betriebsergebniß der pfälzischen Ludwigsbahn im Monat November 1866 ist Folgendes:

119,718 Personen ertrugen . . .	48,154 fl. 12 kr.
1,138,086 Centner Güter ertrugen .	86,986 fl. 15 kr.
1,286,284 Centner Kohlen ertrugen .	89,909 fl. 7 kr.
Summa der Betriebseinnahmen	225,049 fl. 34 kr.
Der Monat Nov. 1865 hat ertragen .	212,858 fl. 53 kr.
Mehreinnahme im Nov. 1866. .	12,190 fl. 41 kr.
Gesammteinnahme in den verflossenen 11 Monaten des Jahres 1866/66 . .	2,810,647 fl. 9 kr.
Im Jahr 1865/66.	2,407,336 fl. 47 kr.
Mehreinnahme im laufenden Jahre	403,310 fl. 22 kr.

Das Betriebsergebniß der pfälzischen Maximiliansbahn im Monat Nov. 1866 ist Folgendes:

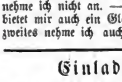
34,845 Personen ertrugen . . .	12,655 fl. 11 kr.
298,410 Centner Güter ertrugen. . .	20,375 fl. 56 kr.
719,002 Centner Kohlen ertrugen .	25,718 fl. 10 kr.
Summa der Betriebseinnahmen	58,749 fl. 17 kr.
Der Monat Nov. 1865 hat ertragen .	48,738 fl. 56 kr.
Mehreinnahme im Nov. 1866 . .	10,010 fl. 21 kr.
Gesammteinnahme in den verflossenen 11 Monaten des Jahres 1866/66 . .	716,875 fl. 52 kr.
Im Jahr 1865/65	503,688 fl. 35 kr.
Mehreinnahme im laufenden Jahre .	213,187 fl. 17 kr.

Das Betriebsergebniß der Neustadt-Dürtheimer Bahn im Monat Nov. 1866 ist Folgendes:

14,848 Personen ertrugen . . .	3,182 fl. 5 kr.
55,936 Centner Güter ertrugen .	1,891 fl. 20 kr.
90,100 Centner Kohlen ertrugen .	720 fl. 9 kr.
Summa der Betriebseinnahmen	5,793 fl. 43 kr.
Der Monat Nov. 1865 hat ertragen	5,728 fl. 5 kr.
Mehreinnahme im Nov. 1866	65 fl. 38 kr.
Gesammteinnahme in den verflossenen 11 Monaten des Jahres 1866/66	76,371 fl. 39 kr.

Zweibrücken, 27. Dez. Der Centner Waizen 7 fl. 26 kr. Korn 5 fl. 27 kr. Gerste zweireihige — fl. — kr., vierreihige 4 fl. 6 kr. Spelz 4 fl. 32 kr. Hafer 4 fl. 1 kr. Wicken 4 fl. — kr. Kartoffel 1 fl 12 kr. Erbsen — fl. — kr. Heu 1 fl. 45 kr. Stroh 1 fl. 24 kr. Weißbrod 3 Pfd. 19 kr. Kornbrod 6 Pfd. 24 kr.

Einladung.



Auf den **Neujahrstag**, am 1. Januar 1867, Abends, findet in meinem Saale ein

BALL

statt, wozu ich hiermit freundlichst einlade. Entree 36 kr. Nichttanzende zahlen 24 kr., erhalten dagegen einen Schoppen Wein à 18 kr. Kassaeröffnung 6 Uhr.

Hermann Frik.

J. W. Bernhard,

concessionirter Bandagist aus Trier

wird mit seinen wohlbekannten Bruchbändern sowie sonstigen Bandagen an folgenden Tagen sein:

am 1. und 2. Januar in Kusel bei Herrn Lammert;
am 3. Januar in Ulmet bei Herrn Spener, und
am 4. Januar in St. Julian bei Herrn Gerlach. [499]

Frankfurter Börsencourse vom 22. Dezember 1866.

Pistolen. . . . . fl. 9 44	Preuß. Friedrichsd'or . fl. 9 57
	Holl. 10 fl.-Stücke . . fl. 9 48
	Rand-Ducaten . . . fl. 5 36

Druck und Verlag des verantwortlichen Redakteurs Joseph Kleinschmidt.

Digitized by Google